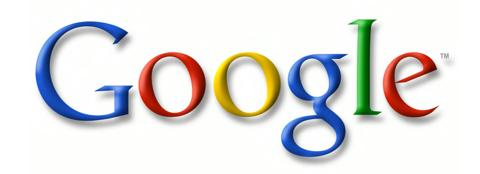


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

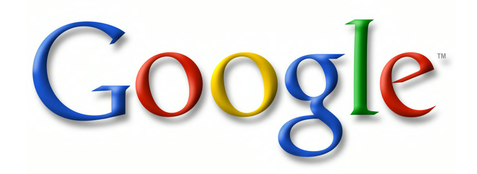
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

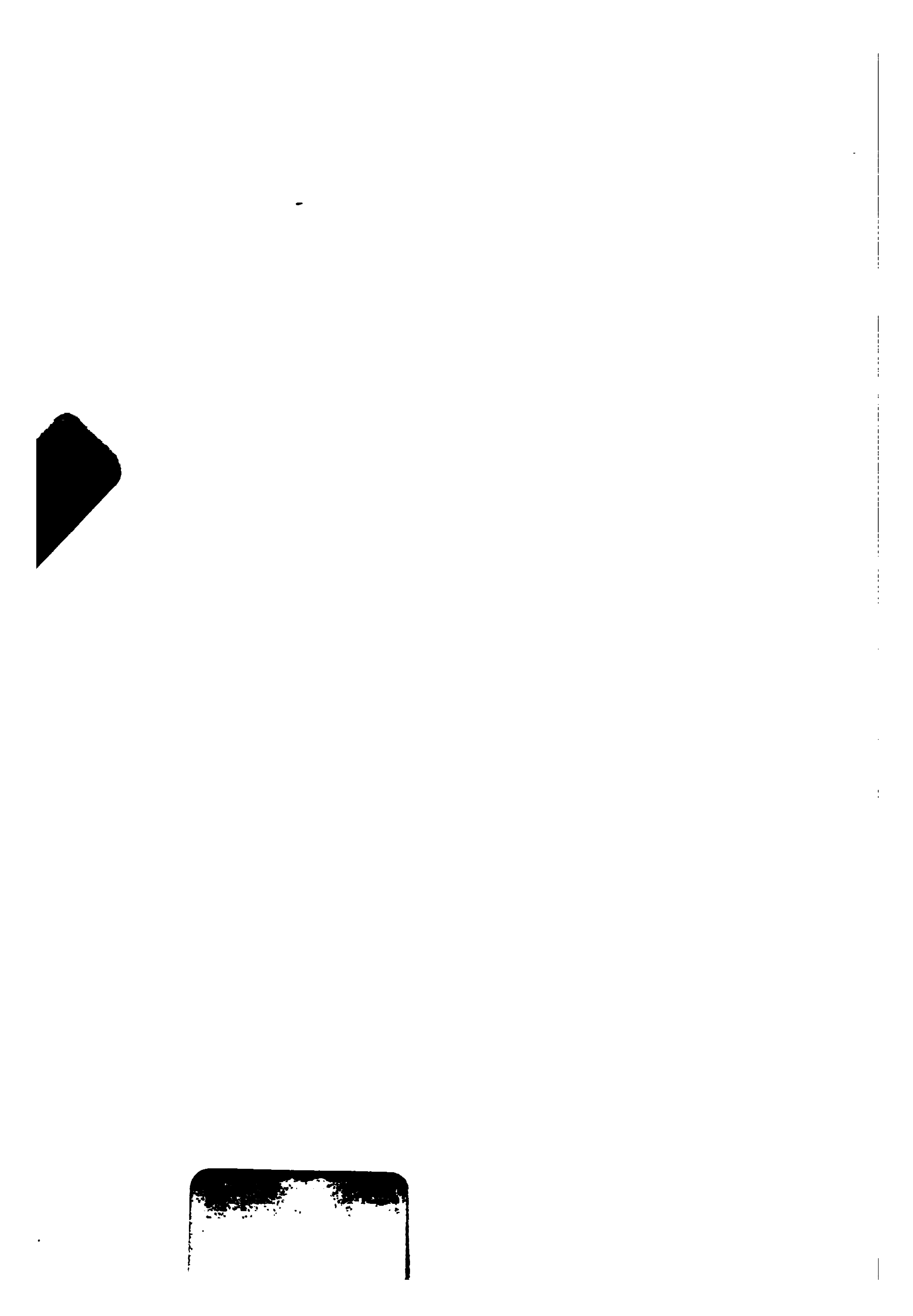
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Finnländische Rundschau.

Vierteljahrsschrift

für

das geistige, sociale und politische Leben Finnlands.

Unter Mitwirkung in- und ausländischer Gelehrter und Schriftsteller

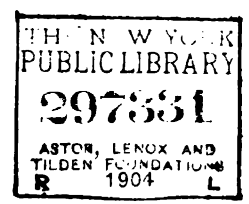
herausgegeben von

Ernst Brausewetter.

Erster Jahrgang.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1901.



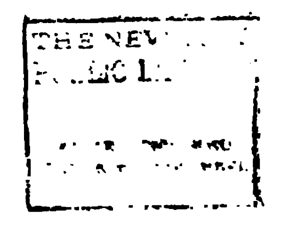
Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis.

Berichtigung.

Seite 182 Zeile 11 von unten fällt das Komma hinter unbefriedigt fort.

Seite 187 Zeile 11 von oben soll es heifsen: unsere Zeit ist w o h l dazu angethan (statt nicht dazu angethan).



Was wir wollen.



Die Presse der europäischen Kulturvölker hat schon dafür gesorgt, ihre Leser davon in Kenntnis zu setzen, dafs im Norden Europas ein Volk von 2 700 000 Einwohnern, also eine zahlreichere Bevölkerung, als Norwegen und Dänemark, einen verzweifelten Kampf um sein Recht und seine geistige und kulturelle Selbständigkeit kämpft. Den deutlichsten Beweis dafür, mit welcher Teilnahme ganz Europa diesem Kampfe folgt, lieferte im Sommer 1899 die internationale Deputation, die als Vertreter der höchsten Blüte des geistigen Lebens der Gegenwart im Namen der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und der Freiheit gegen die Vergewaltigung Finnlands Protest erhob. Die dreizehn Adressen, die damals dem russischen Kaiser überreicht werden sollten, sind nunmehr durch das Prachtwerk „Pro Finlandia“ in einer künstlerisch vollendeten Facsimileausgabe jedermann zugänglich und ihrem Wortlaut nach bekannt. Bekannt ist auch, dafs die Deputation ihren nächsten Zweck — persönliche Audienz beim Kaiser — nicht erreichte, dafs die russische Regierung die einmal eingeschlagene Politik Finnland gegenüber rücksichtslos weiter verfolgt, und dafs das kleine finnländische Volk mutig den Kampf aufgenommen hat, indem es sich gegen die russische Unterdrückung durch seine politisch reife Nationalität und seine höhere Kultur zu verteidigen sucht.

Wenn wir nun in Deutschland und in deutscher Sprache eine

Finnländische Rundschau

herausgeben, so geschieht das zunächst, um die denkenden Kreise unsers deutschen Vaterlandes mit den politischen und kulturellen Verhältnissen des bedrohten Landes und dem Verlauf und der Art des gegen dasselbe

unternommenen Angriffs mehr vertraut zu machen. Schon an sich mufs dieser Kampf das gebildete Europa interessieren, da es sich hier um nichts mehr und nichts weniger handelt, als um die beiden grofsen Principien, die von jeher im Gang der Geschichte um den Vorrang gestritten haben, und unter denen der Sieg noch keineswegs — nicht einmal in Westeuropa — endgültig und für immer der einen Partei zugefallen ist: um Freiheit, Selbstbestimmung und Eigenpersönlichkeit auf der einen, um Unfreiheit, Selbstherrschertum und Bevormundung auf der anderen Seite. Dieser Konflikt erhält um so gröfseres Interesse, als er von einer Nation ausgefochten wird, die der ungeheueren russischen Volksmasse gegenüber eine scharf ausgeprägte und selbständige Individualität zeigt, die nicht nur im politischen Leben und im Bau des Staatskörpers, sondern auch auf dem Gebiete der geistigen Strömungen, der Dichtung, der Musik und der bildenden Kunst zu Tage tritt. Besonders aber ist es für uns Deutsche von Bedeutung, die Vorgänge, die sich in jener nordöstlichen Ecke Europas abspielen, aufmerksam im Auge zu behalten. Vor mehr als einem Jahrzehnt haben wir mit tiefstem Bedauern die Unterdrückung deutschen Geistes, deutscher Sprache und deutscher Kultureinrichtungen in den russischen Ostseeprovinzen durch dieselben reaktionär-chauvinistischen Elemente anschauen müssen, die jetzt ihren Angriff gegen dasjenige Volk richten, das nicht nur als der äufserste Vorposten westeuropäischer Kultur überhaupt dasteht, sondern auch dank seiner skandinavischen Traditionen und seiner von fremden feudalistischen Einflüssen unberührt gebliebenen historischen Entwicklung die Rechtsanschauungen des Germanentums in ungewöhnlich reiner und kräftiger Gestalt verkörpert. Wenn Finnland Europa und vor allem Deutschland interessieren kann, so ist es nicht nur deshalb, weil die juristische Wahrheit auf seiner Seite ist. Es ist auch deshalb, weil die Kultur, der dort oben der Untergang bereitet werden soll, ein gemeinsames Gut der westeuropäischen Völker ist.

Neben dieser besonderen Aufgabe der „Finnländischen Rundschau“ hat sie sich aber noch ein grösseres, allgemeines Ziel gesetzt: Sie will nicht nur in diesem einzelnen konkreten Fall, sie will überhaupt für jene Principien eintreten, welche die Reaktion in Staat, Gesellschaft und Kirche zu bekämpfen sucht. Das moderne Nivellierungs- und Centralisierungssystem raubt, wo es die natürlichen Grenzen der Notwendigkeit überschreitet, der Individualität — sei es als Gemeinwesen oder als Einzelwesen — ihre wertvollsten Eigentümlichkeiten und das für allen wirklichen Fortschritt

unentbehrliche Gefühl der Selbstverantwortlichkeit. Gegen die verderblichen Folgen dieser Gleichmachungsbestrebungen giebt es nur ein Mittel: dafs immer mehr Kämpfer in die Reihen derer für die unveräufserlichen Rechte der Individualität, der nationalen Eigenart und der nur durch selbstgegebenes Gesetz gebundenen Freiheit eintreten.

Indem die „Finnländische Rundschau“ ihre Arbeit den Interessen des kleinen nordischen Landes widmet, hofft sie zugleich zum Fortschritt und Besten des allgemeinen Menschenrechts und der freien Kultur ihr bescheidenes Scherflein beitragen zu können.

Ernst Brausewetter, Herausgeber.
Berlin, W., Gleditschstr. 30.

Duncker & Humblot, Verlag.
Leipzig.

Unser Land.

Von

Johan Ludvig Runeberg.





Land, o Heimat, Vaterland,
Kling hoch, du teures Wort!
Es ragt kein Berg gen Himmelsrand,
Es ruht kein Thal, es grünt kein Strand,
Der teurer uns, als unser Nord,
Als unsrer Väter Hort.

Arm ist dies Land; bleibt ewig arm
Für den, der Gold begehrt.
Stolz fährt vorbei der Fremden Schwarm;
Wir aber lieben's treu und warm,
Für uns, trotz Fels und sand'ger Erd,
Ist's dennoch Goldes wert.

Uns freut des Stromes wilde Macht,
Der Bach, der murmelnd quillt,
Des dunkeln Waldes düstre Pracht,
Des Sommers Licht, die Sternennacht,
Ja, alles, was als Ton, als Bild
Uns einst das Herz erfüllt.

Hier tobte unsrer Väter Streit
Mit Schwert, Gedanke, Pflug;
Hier war es, wo in Lust und Leid,
In guter, wie in böser Zeit
Das Herz des Finnenvolkes schlug
Und litt, was es ertrug.

Wer kennt wohl seiner Kämpfe Zahl,
Wer seiner Leiden Glut,
Wenn Krieg und Frost mit Hungersqual

Das Land durchzog von Thal zu Thal,
Wer mifst all das vergoss'ne Blut
Und all den Duldermut?

Hier war es, wo sein Blut einst flofs
Für uns im Völkerzug,
Wo still es seines Glücks genofs,
Wo's seine Thränen stumm vergofs,
Das Volk, das unsre Bürde trug,
Lang eh' das Herz uns schlug.

Hier ist uns wohl, hier ist das Land,
Wo alles uns beschert;
Was auch verhängt des Schicksals Hand —
Es gab uns doch ein Vaterland.
Und was ist mehr auf Erden wert,
Dafs man es liebt und ehrt?

Und hier, bis an den Strand hinaus,
Hier vor uns liegt das Land;
Wir strecken froh die Arme aus
Und zeigen auf das Meer hinaus
Und sagen stolz: sieh dieser Strand
Ist unser Vaterland!

Und wohnten wir in Sonnenglanz,
Befreit vom Erdenband,
Und schwebten wir im Sternenkranz
In himmlisch sel'gem Sphärentanz,
Wir sehnten uns doch unverwandt
Nach diesem armen Land.

O Land, der tausend Seen Land,
Voll Sang und voller Treu,
Im Meer des Lebens unser Strand,
Der Väter und der Zukunft Land.
Wenn Du auch arm, sei ohne Scheu,
Sei stark, sei froh, sei frei!

Einst öffnet deine Blüte sich
Und bricht der Knospe Zwang;
Und sieh, aus unsrer Liebe bricht
Dein Glanz, dein Glück, dein Stolz, dein Licht,
Und heller dann in Jubelklang
Tönt Finnlands Volksgesang.

Die gegenwärtige Lage.

Von

Nestor.



Die gegenwärtige Lage Finnlands wird besser verstanden werden, wenn wir erst einen kurzen Rückblick auf die vergangenen Zeiten werfen.

Der Fortbestand der konstitutionellen Verfassung, welche in Finnland während der Vereinigung dieses Landes mit Schweden geltend gewesen, ward dem finnischen Volke von Kaiser Alexander I. zugesichert, noch bevor der Friedensabschlufs mit Schweden erfolgt war. Die hierauf bezügliche Bestätigungsurkunde übergab er nach der Eröffnung des von ihm nach Borgå im März 1809 berufenen Landtages den Ständen bei dem feierlichen Akte in der Domkirche, wo die Stände dem Kaiser als „Grofsfürsten von Finnland" huldigten.

Alexander I. wollte somit das Recht des Eroberers nicht zur Unterdrückung Finnlands ausbeuten. Er wollte nicht die bestehende Rechtsordnung aufheben, nicht das eroberte Land als eine Provinz dem russischen Staate einverleiben. Das finnische Volk, das in der That, trotz der mehrhundertjährigen politischen Verbindung mit Schweden, nicht zu einer nationalen Einheit mit dem schwedischen Volke verschmolzen war, sollte nunmehr, — „élevé au rang des nations", wie Alexander die Veränderung bezeichnete, — seine eigene politische Existenz haben. Es sollte sich nicht als dem russischen Volke unterworfen fühlen, sondern, unter Bewahrung seiner inneren Selbständigkeit seine eigenen nationalen Interessen durch die Vereinigung mit Rufsland gefördert sehen.

In Übereinstimmung mit diesen, vom Kaiser wiederholt ausgesprochenen Gedanken wurde die Regierung organisiert. Der Senat, anfänglich Regierungs-Conseil genannt, bildet, laut dem Statut vom August 1809, das später nur in Einzelheiten abgeändert wurde, zwei Hauptabteilungen. Die eine wirkt als das höchste Gericht, die andere ist die centrale Regierungsbehörde. Der Senat entscheidet im Namen des Kaisers und Grofsfürsten über alle Angelegenheiten, die nicht, laut den Gesetzen, der persönlichen Entscheidung Sr. Majestät vorbehalten sind. Diese werden dem Monarchen von dem in St. Petersburg angestellten finnländischen Minister-Staatssekretär vorgetragen.

Die Regierungsorgane des Grofsfürstentums wurden also nicht denjenigen des russischen Staates subordiniert; sie erhielten eine Sonderstellung in unmittelbarer Beziehung zum Monarchen. Mit Ausnahme des Generalgouverneurs, der auch Russe sein kann, dessen amtliche Befugnisse aber doch ausschliefslich durch finnländisches Gesetz geregelt sind, sollen alle Beamten Finnländer sein. Und in Kraft der Bestätigungsurkunde von 1809 gelten in Finnland nur die Gesetze des Landes. Hierin lagen die Garantieen und Bedingungen der inneren nationalen Selbständigkeit, die dem finnischen Volke bei der Veränderung seiner politischen Stellung im Jahre 1809 zu teil wurde. Dafs aber Finnland in internationaler Hinsicht nur die Stellung eines Gliedes des Russischen Reiches haben sollte, war eine natürliche Konsequenz der Verhältnisse, unter denen die Vereinigung stattfand. Dafs Finnland von Schweden getrennt und mit Rufsland unauflöslich verbunden wurde, darin lag, wie Alexander I. es selbst hervorgehoben, das für die russische Politik bedeutungsvolle und lange erstrebte Resultat des Sieges über Schweden. Irgend welches Bedürfnis, das Grofsfürstentum Finnland in rechtlicher und nationaler Hinsicht mit Rufsland zusammenzuschmelzen, war nicht vorhanden. Alexander fand es im Gegenteil mit den Interessen Rufslands vollkommen verträglich, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eroberte finnländische Provinz Wiborg im Jahre 1811 von dem Kaiserstaate zu trennen und dem Grofsfürtentum wieder einzuverleiben. Dem mächtigen Scepter des Zaren wurde jene Provinz ja hierdurch nicht entrückt, sie konnte aber unter finnischen Gesetzen und finnischer Verwaltung glücklicher gedeihen.

Während der Regierung Alexanders I. war die Staatsthätigkeit in Finnland hauptsächlich darauf gerichtet, den Organismus der Verwaltung durch die Errichtung nötiger centraler Behörden für die verschiedenen

Verwaltungszweige zu vervollständigen und die Verhältnisse in der Provinz Wiborg mit denen im übrigen Lande wieder in Einklang zu bringen. Es kamen allerdings auch etliche Fragen wegen legislativer Reformen zur Prüfung. Die hierfür nötige Berufung des Landtages ward jedoch von Jahr zu Jahr verschoben. Die Einberufungszeiten des Landtags waren nämlich nicht durch das Grundgesetz festgestellt: es hing laut dem § 38 der Regierungsform von 1772 vom Ermessen des Monarchen ab, wann er die Stände berufen wollte. Gesetzgeberische Thätigkeit wurde also während dieser Periode — aufser den beim Landtage in Borgå 1809 erledigten Angelegenheiten — nur auf dem Gebiete des dem Monarchen zustehenden Verordnungsrechtes in wirtschaftlichen und administrativen Sachen ausgeübt.

Auch Kaiser Nikolaus I., dessen politische Denkart dem repräsentativen System überhaupt abhold war, unterliefs es ebenfalls, die Mitwirkung der Stände Finnlands in Anspruch zu nehmen. Formell konnte ja der erwähnte § 38 auch eine sehr lange Zwischenzeit von einem Landtage zum andern rechtfertigen. Thatsächlich widersprach es jedoch dem Geiste der Verfassung, dafs alle reformatorische Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt aufgehoben war. Und für die Entwicklung des Landes konnte nicht durch Mafsregeln gesorgt werden, die eine Erhöhung der Staatseinnahmen ermöglicht hätte, so lange das Budget auf die Einnahmen beschränkt war, über welche die Regierung laut dem Grundgesetze ohne die Beteiligung der Stände zu verfügen hat. — Es konnte den Patrioten jener Zeit allerdings zum Troste gereichen, dafs die Verfassung des Landes nicht in positiver Weise verletzt wurde, da die Regierungsgewalt in der That, mit sehr wenigen Ausnahmen, sich innerhalb der Grenzen ihrer gesetzlichen Zuständigkeit bewegte und namentlich die innere Selbständigkeit des Grofsfürstentums Rufsland gegenüber respektiert wurde. Aber der Mifsmut wuchs doch immer mehr in den Gemütern. Die Angelegenheiten des Landes wurden nur von Beamten wahrgenommen. Die strenge Censur hinderte das Emporkommen einer politischen Tagespresse. In Ermangelung einer öffentlichen Diskussion konnte sich auch keine allgemeine Meinung herausbilden und Einflufs erlangen. Das geistige Leben des Volkes wäre bedenklich erschlafft, hätten nicht gerade in jener Zeit die gröfsten Dichter und Denker Finnlands durch ihre von glühender Vaterlandsliebe und männlichem Geist getragenen Schriften die dumpfe Stille und den finstern Nebel durchbrochen.

Mit Alexander II. brach eine Lenzzeit für das Land an. Nach umfassenden Vorbereitungen wurden die Stände einberufen. Die Rede, mit welcher der Kaiser am 18. September 1863 den Landtag eröffnete, befestigte das Vertrauen zum Monarchen und flöfste dem ganzen Lande die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft ein. Er verhiefs darin auch konstitutionelle Reformen. Die wichtigste Vorlage in dieser Richtung betraf die Organisation des Landtags. Dieses neue Verfassungsgesetz, betreffend den Landtag, wurde 1867 von den Ständen angenommen und kam am 15. April 1869 zur Durchführung. Es behielt die Hauptzüge der alten Ordnung bei, — namentlich die Vertretung des Volkes durch die vier Stände: Adel, Geistlichkeit, Bürgertum und Bauernstand —, führte aber doch sehr bedeutende Verbesserungen ein. Es möge von diesen nur die „Periodizität der Landtage", d. h. die Bestimmung, dafs die Stände mindestens jedes fünfte Jahr zusammentreten sollen, besonders hervorgehoben werden.

Es erwies sich sofort nach dem Wiederbeleben der repräsentativen Thätigkeit, dafs der Gemeinsinn im Lande nicht erloschen war. Es fanden sich in allen vier Ständen sehr viele Männer mit politischer Befähigung und praktischer Sachkenntnis. Die übergrofse Menge von Geschäften, die sich während der vergangenen Regierungsperiode angehäuft hatte, wurde in befriedigender Weise erledigt. Man betrat mit Zuversicht die Bahn der Reformen. Die liberale Gesinnung war vorherrschend, aber, könnte man sagen, mit den besten Seiten des Konservatismus vermengt. Es gab in den alten Gesetzen so viel Gutes; man sah sich deshalb selten genötigt, mit den alten Grundsätzen aufzuräumen. Es galt, eine heilsame, erfrischende, allmähliche Entwicklung zu Stande zu bringen. Radikale Sprünge in das Neue und Unversuchte blieben der finnischen Gesetzgebung fremd.

Der Einflufs der Landtage auf das soziale Leben, namentlich auch vermittelst der neuen Kommunalgesetze, war in höchstem Grade befruchtend. Und die in den wirtschaftlichen Verhältnissen so lange herrschende Apathie verwandelte sich in rege Thätigkeit, nachdem Gewerbefreiheit und Banken, Eisenbahnen und Kanäle den Unternehmungsgeist angefacht.

Hand in Hand hiermit vollzog sich die langersehnte Reform im nationalen Leben, welche die Gleichstellung der beiden Landessprachen herbeiführte. Die schwedische Sprache war 1809 die alleinige offizielle Sprache geblieben. Die Hebung der finnischen Sprache durch wissenschaftliche Erforschung derselben, Sammlung der reichen Schätze der Volksdichtung und durch litterarische Arbeiten in finnischer Sprache hatte schon im 18. Jahr-

hundert begonnen. In den ersten Zeiten nach der Vereinigung mit Rufsland war in dieser Arbeit ein Stillstand eingetreten. Bald wurde sie aber mit regem Eifer wieder aufgenommen und förderte schöne und ungeahnte Schätze alter Volksdichtung in finnischer Sprache in grofser Menge zu Tage. Anfänglich konnten jedoch die offiziellen Kreise, die sich der schwedischen Sprache bedienten, nicht in die Bewegung hineingezogen werden. Die Partei der sogenannten „Finnomanen“ blieb lange ohne Einflufs. Die grofse Emanzipation des Volkslebens durch die Wiederberufung der Landtage brachte aber auch hierin eine Veränderung zu Stande. Bei den Landtagen selbst mufste die finnische Sprache sofort neben der schwedischen zur Anwendung kommen. Das Prinzip der Gleichberechtigung der beiden Nationalsprachen ward von den Ständen anerkannt und sollte bei den Gerichten und Behörden, sowie im öffentlichen Unterrichtswesen verwirklicht werden. Es gab allerdings auf der einen Seite zähe Verteidiger der Alleinberechtigung der schwedischen Sprache, als der älteren und entwickelteren, auf der andern Seite eifrige Vertreter der Idee, dafs die finnische Sprache als diejenige der grofsen Mehrheit der Bevölkerung mit der Zeit die alleinige Nationalsprache werden müfste, und dafs also auf dieses Ziel hinzuarbeiten sei. Aber im grofsen und ganzen, sowie bei der Entscheidung in den einzelnen Fällen hat man an dem Gleichberechtigungsgrundsatz festgehalten. Und obgleich diese grofse Frage nicht selten zu leidenschaftlichem Parteistreite Veranlassung gegeben hat, ist doch die gesunde Entwicklung des Landes hierdurch nicht gestört worden. Die Bitterkeit des Streites wurde vergessen; die reichen Früchte der wetteifernden Arbeit für die allseitige Entwicklung der nationalen Kräfte sind ein bleibendes Vermächtnis an die Zukunft.

Die während der Regierung Alexanders II. gewonnene Gewifsheit, dafs die Verfassung fortan vollständig beobachtet werde, wirkte nicht nur belebend auf alle Arbeit für die Entwicklung des Vaterlandes, sondern übte auch auf die persönlichen Beziehungen zwischen den Finnen und den Russen einen überaus günstigen Einfluss aus.

Nach dem Tode Alexanders II. erhoben sich aber in Rufsland Stimmen, welche die Vernichtung der Rechte Finnlands verlangten. Es waren dies Stimmen aus denselben russischen Kreisen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, den Fortgang auf dem Wege der Reformpolitik Alexanders II. zu hindern. Anfänglich schien es, als wäre den in Zeitungen und Pamphleten auf Finnland gerichteten Angriffen keine tiefere Bedeutung beizumessen.

Alexander III. berief ja die Stände Finnlands regelmäfsig jedes dritte Jahr, er regierte in gutem Einverständnis mit der Volksvertretung, er machte beinahe jährlich Reisen in Finnland und zeigte sich dem Lande wohlgewogen. Auf die Treue und Liebe des finnischen Volkes konnte er sicher rechnen. Allmählich erwarben sich aber die Ideen der „Finnenhasser“ Anhänger auch in den offiziellen Kreisen Rufslands.

Das Hauptthema der Angreifer lautete in seiner einfachsten Form, dafs die Staatsordnung und die innere Selbständigkeit, die Alexander I. Finnland zugesichert hatte, aufgehoben werden müsste, weil jene Konzession von 1809 nicht mit der Würde Rufslands verträglich sei. Hierin war jedenfalls eine Anerkennung mit einbegriffen, dafs die Stellung Finnlands rechtlich begründet und durch Kaiserwort garantiert ist. Es war jedoch zu befürchten, dafs man mit der frivolen Mahnung, ein feierliches Versprechen zu brechen, höchsten Ortes nicht durchdringen würde. Deshalb gab man bald der Sache eine andere Wendung. Man suchte durch allerlei Sophismen zu beweisen, dafs die Versicherung Alexanders I. vom 15./27. März 1809, durch die er die „Grundgesetze“ Finnlands bestätigt hatte, gar nicht den „Sinn“ gehabt habe, den man ihr seit 1809 beigelegt hatte. Er habe nicht die konstitutionellen Gesetze, sondern nur etliche „primitive“ Gesetze nebst einer gewissen administrativen Autonomie dem eroberten Lande gewähren wollen. Einer sonderbaren Schwäche der russischen Regierungen und den schlauen Ränken der finnländischen Politiker sei es zuzuschreiben, dafs die Staatsverfassung Finnlands seit 1809 als gültig betrachtet worden; als ein „Redaktionsfehler“ müsse es bezeichnet werden, dafs sogar in dem vom Kaiser Nikolaus I. bestätigten Codex des russischen „Grundgesetzes“ der mit dem kaiserlichen Throne vereinigte „Thron“ Finnlands erwähnt wird, — es wäre ja doch ein Fehler von dem Throne einer „Provinz“ zu reden.

Aus derartigen Sophismen ist dann eine ganze volumenreiche Lügenlitteratur fabriziert worden. Es genügte den Herren nicht, den Sinn der historischen Thatsachen, der Urkunden und der Gesetze zu verzerren und zu verfälschen, ihren Zwecken mufste auch die Verleumdung dienen, — man musste die Loyalität der Finnen verdächtig machen. Es hielt schwer, faktische Belege hierfür ausfindig zu machen, da in Finnland keine Verschwörungen, keine politischen Unruhen, ja nicht einmal einzelne politische Verbrechen vorgekommen waren. Aber man kannte den Satz: „Calomniez, calomniez, il en reste toujours quelque chose!“ Und man fühlte

sich stark in dem Bewufstsein, dafs die Widerlegungen der Lügen dank der Censur, gar nicht oder nur ausnahmsweise dem russischen Publikum vor Augen kommen konnten.

Auch die Verleumdungen wurden in ein gewisses System gebracht und in der Beschuldigung des „Separatismus" konzentriert. Nicht das ganze finnische Volk sei „separatistisch", nein, die armen Bauern, die eigentlichen Finnen, die unter dem Joch der eigennützigen schwedischen Barone und Herren schmachten, wünschen nichts Höheres, als die russische Leitung, die ihnen zum Wohlstand verhelfen würde; ihnen ist das Gerede von Konstitution und dergleichen vollkommen gleichgültig. Aber die politisierenden Herren schwedischen Geistes, die das Land aufhetzen und sich anmafsen im Namen des ganzen Volkes zu reden, sind ein separatistisches, Rufsland feindseliges Element.

Dafs solche Behauptungen, in denen nicht eine Spur Wahrheit war, von russischen Lesern geglaubt werden konnten, erklärt sich nur aus der in Rufsland sehr allgemeinen Unkenntnis der Verhältnisse in Finnland.

Mit der Bedeutung des Wortes „Separatismus" hatten die Verleumder es übrigens nicht so genau genommen. Sie hatten nicht gerade behauptet, — was das Wort doch eigentlich bedeuten würde, — dafs die finnländischen Politiker eine Auflösung der Vereinigung mit Rufsland erstrebten. Sie bezeichneten als Separatismus das ganze politische Leben Finnlands, das darin besteht, auf Grundlage der Landesverfassung für die nationale Entwicklung Finnlands zu arbeiten. Die Finnländer hielten eigensinnig an ihren eigenen Gesetzen, ihrer Sonderstellung dem Kaisertum gegenüber fest; also waren sie Separatisten. Sie erlaubten sich, Finnland als ihr ausschliefsliches Vaterland zu betrachten und nur diesem ihre Gefühle des Patriotismus zu widmen, obgleich sie das ganze, grofse Rufsland als ihr Vaterland lieben müfsten; auch das ist Separatismus. Sie wollten sich nicht von Rufsland amalgamieren lassen; also sind sie Separatisten.

Schon während der Regierung Alexanders III. zeigte sich in einigen offiziellen Vorschlägen und Gutachten, dafs die Lehren der Finnenhasser, trotz der Widerlegungen sowohl von finnländischen, als von russischen Schriftstellern, in der höheren russischen Beamtenwelt Anhänger gefunden hatten. Es wurde der Satz aufgestellt, dafs die Interessen Rufslands eine engere Annäherung des Grofsfürstentums an den Kaiserstaat erheischten. Eine solche Forderung schien auch Alexander III. wohlbegründet, obgleich er

sicherlich nicht eine Verletzung der Verfassung Finnlands beabsichtigte. Drei verschiedene, aus Russen und Finnländern zusammengesetzte Kommissionen wurden von ihm anfangs des Jahres 1890 eingesetzt, um die Vereinigung des finnländischen Post-, Münz- und Zollwesens mit den nämlichen Institutionen Rufslands vorzubereiten. Hinsichtlich des Münz- und Zollwesens kam die bezweckte Vereinigung nicht zu Stande. Was aber das finnische Postwesen betraf, ward im Juni 1890 dekretiert, dafs die Leitung desselben beim russischen Ministerium des Innern konzentriert sein sollte, — eine Verfügung, die, wie der Senat Finnlands dargelegt hatte, mit der in der Verfassung bestimmten Stellung der finnländischen Verwaltungsbehörden unvereinbar war. Dem Kaiser war die Rechtsfrage wahrscheinlich in falschem Lichte dargestellt worden. In Finnland aber wurde das Postmanifest von allen als eine Verletzung der Verfassung empfunden.

Im Jahre 1891 übergab der Senat dem Kaiser einen auf seinen Befehl ausgearbeiteten Entwurf einer Kodifikation der älteren Verfassungsgesetze Finnlands. Der Generalgouverneur Graf Heiden, der damals vollständig unter dem Einflufs der russischen Chauvinisten stand, fügte einen Gegenvorschlag hinzu, laut welchem die konstitutionellen Gesetze in ein Verwaltungsreglement zu verwandeln seien. Dieses Aktenstück, das von einer empörenden Geringschätzung geheiligter Rechte zeugte, wurde nebst dem Kodifikationsentwurfe einer Konferenz von russischen und finnländischen Staatsmännern unter dem Vorsitze Bunges zur vorbereitenden Prüfung übergeben. Weder dieser noch jener Entwurf gelangte zur Behandlung in der Konferenz, deren russische Majorität statt dessen beim Kaiser beantragte, es solle ein Gesetzgebungsverfahren für Fragen, welche sowohl Interessen des Kaisertums, als des Grofsfürstentums Finnland berühren, geschaffen werden. Die finnischen Mitglieder bewiesen in ihrer Reservation, dafs dieser Vorschlag nicht ohne die Zustimmung des finnischen Landtages sanktioniert werden könnte. Und der Kaiser entschied, die Sache bis auf Weiteres ruhen zu lassen.

Die erwähnten Vorgänge wurden von den im Jahre 1894 versammelten Ständen Finnlands in einer besonderen Adresse an den Kaiser behandelt. Die Stände sprachen am Schlufs derselben die Zuversicht aus, dafs keine Änderung der Verfassungsgesetze des Landes ohne die erforderliche Zustimmung des Landtages vorgenommen werden würde.

In den folgenden Jahren liefsen die russischen Finnenhasser nur wenig

von sich hören. Die finnischen Deputationen, die der Beerdigung des Kaiser Alexanders III. im November 1894 beiwohnten, wurden von Nikolaus II. in freundlichster Weise empfangen. Die Befürchtungen, die seit 1890 die Gemüter in Finnland getrübt hatten, machten einer hoffnungsvolleren Stimmung Platz. Es wurde mit voller Kraft in allen Zweigen der vaterländischen Thätigkeit gearbeitet. In der Thronrede bei der Eröffnung des ersten seit seinem Regierungsantritte berufenen Landtages, im Jahre 1897, äufserte der Kaiser, dafs er „mit inniger Befriedigung den Vertretern des finnischen Volkes seine Dankbarkeit bezeuge für die unerschütterliche Treue und Liebe, wodurch dieses Volk stets seinen Monarchen Freude bereitet habe".

Es dauerte aber nicht lange, bis der geklärte Horizont von schwereren Wolken, als jemals früher, verdunkelt wurde.

Die Vertreter der oben charakterisierten Verfolgungssucht gegen Finnland hatten in der That an ihren Plänen in der Stille weiter geschmiedet. Sobald es ihnen gelungen war, dem jungen Kaiser Mifstrauen gegen die Finnländer und Unwillen gegen die politischen Anschauungen derselben einzuflöfsen, ging man an's Werk.

Dafs ein aufserordentlicher Landtag einberufen wurde, um eine Reform des Heerwesens zu behandeln, und dafs diese Reform bezweckte, das finnische Wehrpflichtgesetz mit dem russischen in Übereinstimmung zu bringen, war an und für sich noch nicht bedenklich, denn den Ständen mufste ja ein volles und freies Prüfungsrecht zustehen. Es erwies sich aber, dafs in den Vorlagen nur das „Gutachten" des Landtages verlangt wurde, — man wollte sich also über das Mitentscheidungsrecht der Volksvertretung hinwegsetzen. Dem finnländischen Senat war bei der Ausarbeitung der Vorlagen nur eine rein formelle Aufgabe zugewiesen worden. Und in den von einem Komitee beim russischen Kriegsministerium angefertigten Aktenstücken verschiedener Art, die den Gesetzentwürfen beigelegt waren, wurde im geringschätzendsten Tone von den Grundgesetzen und Rechten Finnlands gesprochen. Es war unverkennbar, die russische Politik hatte jetzt Finnland gegenüber eine neue Richtung eingeschlagen. „Wir wollen euch mit Rufsland verschmelzen, wir machen den Anfang mit dem Militär!"

Kaum hatten die Kommissionen der Stände die Vorprüfung der Vorlagen begonnen, so erschien das geheimnisvoll vorbereitete kaiserliche Manifest vom 15. Februar 1899, das in ganz Europa einen so peinlichen

Eindruck machte. Der hauptsächlichste Inhalt desselben war dem oben erwähnten Antrage der von Bunge präsidierten Konferenz entnommen, der seit 1893 in der Reichskanzlei ruhte. Laut dem in den Manifest promulgierten „Grundbestimmungen“ sollen nicht nur gemeinsame Gesetze für das Kaisertum und Grofsfürstentum nach Vorprüfung im russischen Reichsrate erlassen werden können, sondern auch ausschliefslich für Finnland bestimmte Gesetze, welche die Interessen Rufslands berühren, der Behandlung im russischen Reichsrate unterliegen. Zwar sollen einige der höchsten finnländischen Beamten an den Verhandlungen des Reichsrates teilnehmen, aber in Fragen, die nach Finnlands Konstitution die Mitwirkung der Stände erheischen, sollen die Beschlüsse der Stände bei der Behandlung im Reichsrate nur als Gutachten betrachtet werden. Die sofortigen Bemühungen des Senats und der Stände, den Kaiser zu solchen Bestimmungen zu bewegen, durch welche die im Manifest vorgeschriebene neue Gesetzgebungsordnung mit der Verfassung Finnlands in Einklang gebracht werden könnte, waren fruchtlos. Ebenso ward die von mehr als 500 000 Personen unterschriebene Adresse, worin das Volk in ergreifenden Worten sich den Schutz des Monarchen für die Grundgesetze erbat, abgewiesen[1].

Indessen fuhren die Stände fort, an der Lösung ihrer schwierigen Aufgabe zu arbeiten. Im Mai waren sie damit fertig. Die Beschlüsse wurden einstimmig gefasst. Aus dem Antwortschreiben der Stände auf die beiden Hauptmilitärvorlagen ist Folgendes hervorzuheben.

In der Einleitung wird gesagt: „Die Aufgabe der Stände hinsichtlich der hier in Rede stehenden Gesetzgebungsfrage ist in den Allerhöchsten Vorlagen anders formuliert, als es bisher üblich gewesen ist, wenn dem Landtage Gesetzentwürfe zur Behandlung vorgelegt werden, deren Durchführung die Genehmigung der Stände erfordert. Es liegt also auf der Hand, dafs die Befugnis, mit welcher die Stände an der Gesetzgebung über die Wehrpflicht teilzunehmen haben, ausschliefslich auf den Be-

[1] Abgewiesen wurde, wie bekannt, auch die internationale Deputation, die im Juni 1899 dem Kaiser eine Anzahl Adressen, unterschrieben von über tausend Vertretern der geistigen Elite der meisten Länder Europas, überreichen sollte. Diese Adressen gaben dem warmen Mitgefühl für das finnische Volk, sowie auch der Hoffnung Ausdruck, dafs der mächtige und hochherzige Zar seinen getreuen Finnländern ihre verbrieften Rechte bewahren werde. Eine solche, aus der Initiative deutscher und englischer Gelehrten entsprungene Manifestation edler, humaner Denkungsart sollte allerdings nicht nach den Regeln des diplomatischen Formalismus beurteilt werden. In Finnland hat dieselbe einen tiefen, erhebenden Eindruck gemacht.

stimmungen in den Grundgesetzen des Landes beruht. — — Das Wehrpflichtgesetz vom 27. Dezember 1878 ist ein Gesetz, das vom Kaiser und Grofsfürsten in wörtlicher Übereinstimmung mit derjenigen Fassung sanktioniert worden ist, welche die Stände, nach Prüfung der betreffenden Allerhöchsten Vorlage, für dieses Gesetz festgestellt hatten. Deshalb kann eine Abänderung dieses Gesetzes nur durch übereinstimmenden Beschlufs des Kaisers und der Stände zuwege gebracht werden. — — — Die Stände können daher ihre Mitwirkung in der vorliegenden Frage nicht darauf beschränken, dafs sie blofs durch ein Gutachten ihre Ansichten über die vorgeschlagenen Abänderungen vermelden. — — Unter diesen Voraussetzungen sind die Stände zur Behandlung der vorliegenden Frage geschritten."

Nachdem darauf hingewiesen war, dafs für die finnländischen aktiven Truppen bereits dieselbe Organisation und Ausbildung, wie für die russischen Truppen, geltend ist, woher jene mit diesen ohne Schwierigkeit zusammenwirken können, werden die gewichtigsten Gründe angeführt, die es den Ständen unmöglich gemacht haben, die Gesetzentwürfe zu genehmigen [1]. Die Stände haben es indessen vermeiden wollen, auf die Vorlage nur eine ablehnende Antwort zu geben. Sie haben daher einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, der den wichtigsten militärischen Zwecken in den Vorlagen entpricht.

Ferner ist in den Antwortschreiben nicht nur das Recht der Stände auf Teilnahme an der Gesetzgebung über die Wehrpflicht vollständig erläutert und bewiesen, sondern auch das Manifest vom 15. Februar 1899 einer staatsrechtlichen Beurteilung unterzogen worden. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzungen wird schliefslich in folgenden Sätzen zusammengefafst:

„dafs nach Finnlands Konstitution ein Gesetz, welches für Finnlands Volk zur Befolgung sein soll, nur in der durch die Grundgesetze des Landes

---

[1] Der aufserordentliche finnländische Landtag 1899. Die Antwortschreiben der Stände auf die kaiserlichen Vorlagen über die Umgestaltung des finnländischen Heerwesens. Übersetzung des Originaltextes nebst einer Vorbemerkung. Herausgegeben von Dr. phil. Fritz Arnheim. S. 22—42. Es wird hier namentlich dargelegt, dafs die Vorlagen nicht nur eine Reform des finnländischen Heerwesens bezweckten, sondern dafs damit auch politische Zwecke verbunden werden, deren Verwirklichung die staatsrechtliche Stellung Finnlands gefährden würde und mit den Bedingungen des nationalen Lebens unverträglich wäre.

bestimmten Ordnung geschaffen werden kann, einer Ordnung, welche nicht nur voraussetzt, dafs der Monarch hierbei von einheimischen Behörden unterstützt wird, sondern ebenso auch, dafs ein Gesetz über Fragen, die nicht zu den sog. Ordnungs- und Haushaltungsfragen zu rechnen sind, mit Vorwissen und Einwilligung der Stände zustande kommt;

dafs dagegen die Ordnung, welche in den dem berührten Allerhöchsten Manifest beigelegten „Grundbestimmungen" für die Schaffung von Gesetzen aufgestellt worden ist, die auch in Finnland Geltung haben sollen, in Widerspruch mit den Grundgesetzen Finnlands und mit der Konstitution steht, die das Land gemäfs derselben besitzt;

dafs das Manifest nebst den dazu gehörigen „Grundbestimmungen", die ohne Zustimmung und Einwilligung der Stände Finnlands und auch sonst in einer anderen Ordnung, als wie es die Grundgesetze des Landes vorschreiben, zustande gekommen sind, infolgedessen in Finnland nicht die Kraft und Wirkung eines Gesetzes haben können;

dafs besonders ein Gesetz über die Wehrpflicht für Finnlands Bewohner mithin nicht ohne Verletzung der Konstitution des Landes als Reichsgesetz erlassen oder sonst vom Kaiser und Grofsfürsten, ohne von den Ständen angenommen worden zu sein, sanktioniert werden kann;

dafs das gegenwärtig geltende Wehrpflichtgesetz, das in der durch die Konstitution des Landes vorgeschriebenen Ordnung zustande gekommen ist, nicht anders, als durch übereinstimmenden Beschlufs des Kaisers und Grofsfürsten, sowie der Stände verändert oder aufgehoben werden kann; und

dafs, falls Ew. Kaiserliche Majestät nichtsdestoweniger eine besondere Ordnung für die Schaffung von Gesetzen, die für das Kaisertum und Finnland gemeinsam sind, nötig befinden sollten, die Stände die Erwartung hegen, dafs Ew. Kaiserliche Majestät geruhen werden, den Ständen behufs grundgesetzmäfsiger Behandlung eine Allerhöchste Vorlage zu übergeben, betreffend eine solche Abänderung der Grundgesetze des Landes, wie sie für diesen Zweck von nöten ist.

Daneben haben die Stände schliefslich noch aussprechen wollen:

dafs die Stände es als ihre durch eine höhere Weltordnung vorgeschriebene Pflicht betrachten, an dem Gesetz und Recht festzuhalten, dessen unverbrüchliche Aufrechterhaltung dem finnländischen Volke im Jahre 1809 in feierlicher Weise zugesichert worden ist."

Es waren gegen Ende des aufserordentlichen Landtages noch zwei Vorlagen an denselben gelangt, von denen die eine die Ausgleichung der persönlichen, die andere die Ausgleichung der finanziellen Wehrpflichtlast in Finnland und im Kaiserreiche betraf. In ihrem Antwortschreiben, das diese beiden Vorlagen behandelte, betonten die Stände nochmals das Widerrechtliche, das darin läge, dafs in den Vorlagen ausdrücklich erklärt sei, die in denselben gemachten Vorschläge müfsten nach der im Manifest vom

15. Februar angegebenen Ordnung weiter behandelt werden, und auf Grund dessen wurde erklärt: „dafs die Stände, da in den Allerhöchsten Vorlagen ausdrücklich eine Ordnung für die Gesetzgebung in diesen Fragen vorausgesetzt wird, die den Grundgesetzen Finnlands widerspricht, sich auf eine sachliche Prüfung der Allerhöchsten Vorlagen nicht eingelassen haben."

Die erwähnten Antwortschreiben der Stände wurden in hergebrachter Weise dem Senat zur Begutachtung übergeben. Der Senat hat sich in seinem Gutachten (Oktober 1899) den Ansichten der Stände vollständig angeschlossen.

Der Rechtskonflikt, der so entstanden war, hat noch nicht seine Lösung gefunden [1]. Voraussichtlich wird die finnische Militärfrage bald auf die Tagesordnung des russichen Reichsrates gesetzt werden. Erst nachdem diese Behörde ihr Gutachten abgegeben, werden die obenerwähnten Beschlüsse und Aussagen der Stände der Prüfung des Kaisers unterliegen.

Die neue Richtung der russischen Politik gegen Finnland hat sich inzwischen auch in anderen Angelegenheiten zu erkennen gegeben. Persönlicher Vertreter und Verfechter dieser Richtung ist in Finnland der im Herbst 1898 ernannte Generalgouverneur des Landes, General Bobrikoff.

Als Ausnahme von der allgemeinen Gesetzesbestimmung, laut der nur finnische Staatsbürger im finnischen Staatsdienst angestellt werden können, kann, wie bereits oben S. 8 erwähnt, zum Generalgouverneur auch ein Russe ernannt werden. Sein Amt ist jedoch ein finnisches Amt, durch finnische Gesetze geregelt. Der Generalgouverneur ist Präsident des Senats, Chef des zivilen exekutiven Verwaltungswesens und Chef der finnländischen Armee. Als Präsident des Senats ist er nicht verpflichtet, den Sitzungen desselben beizuwohnen, erhält aber Kenntnis von allen Geschäften und Beschlüssen und ist berechtigt, den an den Kaiser gerichteten Anträgen des Senats seine besondere Meinung beizufügen, wodurch sein persönlicher Einflufs auf die Allerhöchsten Entscheidungen sich in weitem Mafse geltend machen kann.

---

[1] Die in Rede stehenden Rechtsfragen und infolgedessen die ganze staatsrechtliche Stellung Finnlands sind im Verlauf der letzten zwei Jahre von mehreren Rechtsgelehrten (Deutschen, Franzosen, Engländern, Holländern, Belgiern, Dänen, Norwegern) in Zeitschriften und Broschüren behandelt worden. Unseres Wissens ist nur einer, Professor Rehm in Erlangen, zu dem Schlusse gekommen, dafs das Manifest vom 15. Febr. 1899 „rechtsgültig" ist und „zu Recht besteht". Alle übrigen Rechtsgelehrten haben die Richtigkeit der von den Ständen Finnlands verwahrten Rechtsauffassung in allem Wesentlichen bestätigt. In dem Aufsatze des Herrn Rehm (Deutsche Juristen-Zeitung, 15. November 1900) wird der sachkundige Leser ohne Schwierigkeit sowohl thatsächliche Irrtümer, als Konstruktionsfehler und Verstöfse gegen die Logik finden.

In Angelegenheiten der Presse ist dem Generalgouverneur durch besondere Verordnung eine unbeschränkte, diskretionäre Vollmacht eingeräumt worden. General Bobrikoff hat dieselbe in denkbar weitgehendstem Mafse ausgenutzt. Eine Menge Zeitungen sind für immer verboten, noch zahlreichere zeitweise, oft auf viele Monate suspendiert. Es ist offenbar seine Absicht, jede Kritik der Regierung unmöglich zu machen. Er will die im Lande herrschende politische Denkungsart und namentlich die Anhänglichkeit an die Konstitution unterdrücken und ausrotten. Selbstverständlich ist ihm dies vollständig mifsglückt. Jeder Schlag, den er gegen die Presse und somit gegen das geistige Leben richtet, hat das allgemeine Rechtsgefühl verletzt und die politische Standhaftigkeit der Bürger noch mehr gestählt.

In welchem Sinne General Bobrikoff überhaupt sein hohes Amt verwaltet, ist in einer Petition der i. J. 1900 versammelten Stände authentisch geschildert. Es möge hier nur gesagt werden, dafs es General Bobrikoff mit Hilfe des finnischen Ministerstaatsrats von Plehwe gelang, die Zustimmung des Kaisers zu einer Note zu erwirken, in der jene Petition als dreiste und unbefugte bezeichnet und die Handlungsweise des Generalgouverneurs gelobt wurde.

Auch die Anstellung des russischen Reichssekretärs von Plehwe als Minister-Staatssekretär Finnlands war eine Bekundung der neuen Richtung. Diese Ernennung war gesetzwidrig, da Reichssekretär von Plehwe kein Finnländer ist. Es ist auch klar, dafs die richtige Vertretung dieses Amtes hierdurch gefährdet wurde. Nur ein mit seinem Land und Volk vertrauter Finnländer kann die nötigen Eigenschaften besitzen, als Vortragender beim Kaiser und Grofsfürsten und in den Beziehungen zu den Regierungsorganen Rufslands sichere Auskünfte über die Verhältnisse in Finnland zu erteilen und für das Recht und die Interessen dieses Landes einzustehen —, eine Aufgabe, deren Handhabung im rechten Geiste auch den Interessen Rufslands am förderlichsten ist, da ja sonst Mifsverständnisse entstehen können, die zu irrtümlichen Entscheidungen führen.

Die Geschäfte, die dem Landtage des Jahres 1900 zur Behandlung vorlagen, waren sehr zahlreich, und es befanden sich darunter auch sehr bedeutende Gesetzentwürfe und Finanzfragen. Sie wurden aber durch intensive Arbeit alle erledigt. Kaum war nach Schlufs des Landtages das politische Leben in die Sommerstille eingetreten, so holten der General

Bobrikoff und der Staatssekretär Plehwe aus ihrer Pandoraschachtel neue Gaben hervor:

1. Ein Allerhöchstes Manifest, — im Geheimen von einer russischen Konferenz schon im Januar vorbereitet, — das die Einführung der russischen Sprache als die amtliche Sprache der höchsten und mittleren Verwaltungsbehörden Finnlands, teils unmittelbar, teils nach gewissen Fristen, vorschreibt.

2. Eine Allerhöchste Verordnung, die das nach finnischem Gesetz bestehende Versammlungsrecht von der diskretionären Prüfung des Generalgouverneurs abhängig macht.

3. Eine Verordnung, die den russischen Staatsbürgern ein Recht zum Hausieren in Finnland zuerteilt, das ihnen nach dem finnischem Gesetz über Gewerbefreiheit nicht zusteht.

Es möge hier auch die Einführung russischer Briefmarken an Stelle der finnischen, eine Verordnung zu gleichem Zweck, erwähnt werden.

Der Senat promulgierte nicht sofort das Manifest betreffend die russische Sprache, sondern richtete einen Antrag an Seine Majestät, in dem dargelegt wurde, dafs die Einführung der russischen Sprache bei den Behörden, an Stelle der Landessprachen, sowohl gesetzwidrig, als auch, wegen mangelnder Kenntnis der russischen Sprache unter den Beamten, eine praktische Unmöglichkeit sei. Die Antwort war ein ausdrücklicher Befehl, das Manifest zu promulgieren. Die Mehrzahl der Senatoren fügte sich dem Befehle, und die Promulgation kam zustande. Aber 12 von 21 Senatoren demissionierten, darunter auch einige, die bei der Promulgation mitgewirkt hatten. Bald darauf erfolgte eine Promulgierung der beiden Verordnungen. — In die vakanten Senatorstellen wurden selbstverständlich nicht solche Männer berufen, die sich durch feste politische Haltung und bedeutende Fähigkeit bekannt gemacht hatten.

Die bittere Verstimmung, die jene Dekrete und Vorgänge im Lande verursachten, läfst sich ohne weitere Beschreibung denken.

Man fragt sich, was da weiter kommen wird, wenn der entscheidende Einflufs solchen Personen überlassen bleibt, die kein Bedenken tragen, sich über die Bestimmungen und den Geist der Verfassung Finnlands hinwegzusetzen.

Das Verhängnisvolle der gegenwärtigen Lage liegt eben darin, dafs die Grenzen des Rechts unsichere geworden sind.

„Die autokratische Herrschergewalt des Kaisers von Rufsland steht über allen Gesetzen. Die Verfassung Finnlands kann für ihn als Grofs-

fürsten dieses Landes nur soweit bindend sein, als es mit den Interessen Rufslands vereinbar ist."

Dieser Satz, der mit der die Verfassung bestätigenden Urkunde vom 15./27. März 1809 in offenbarem Widerstreit steht und in keiner Weise rechtlich begründet werden kann, ist jetzt die magische Formel geworden, deren sich russische Staatsmänner in geheimen Beratungen bedienen, um die Achtung vor dem Gesetze, worauf die finnische Regierungspolitik basiert sein mufs, durch einen andern Faktor, die Förderuug der Interessen Rufslands, zu ersetzen.

Worin diese Interessen, hinsichtlich der Angelegenheiten Finnlands, eigentlich bestehen, ist bis jetzt noch nicht definiert worden.

Achtzigjährige Erfahrung hatte bewiesen, dafs die innere Selbständigkeit Finnlands den Interessen Rufslands niemals im Wege gestanden, dafs, im Gegenteil, die Verhältnisse in Finnland stets ein Bild der Ruhe und Ordnung darboten, während Wirren verschiedener Art oft in Rufsland der Regierung Sorgen machten. Bei der Regelung gegenseitiger Interessen des grofsen und des kleinen Staates, unter der schliefslichen Prüfung des gemeinsamen Monarchen, war Rufsland nie zu Schaden gekommen. Die Entwicklung Finnlands, die namentlich seit der Wiederbelebung des repräsentativen Systems einen vielseitigen Aufschwung aufgewiesen, hat keine anderen Richtungen eingeschlagen, keine anderen Ziele verfolgt, als die, welche dem nationalen Leben und der politischen Stellung des Landes durch das von Alexander I. aufgestellte Programm vorgezeichnet waren.

Sollten die Interessen Rufslands es wirklich erheischen, dafs der Bau Alexanders I. zertrümmert werde, eben deshalb, weil das finnische Volk in demselben glücklich gedeihen kann? Sollte es dem mächtigen Reiche zur Kräftigung und zur Ehre gereichen, durch eine Politik der Vergewaltigungen und der Willkür die Zukunft Finnlands zu verfinstern?

Diese Fragen sind bereits von aufgeklärten Russen beantwortet worden. Nicht die Interessen Rufslands, sondern nur die Pläne reaktionärer russischer Bureaukraten haben den unheilbringenden Umschwung in der Politik gegen Finnland hervorgerufen.

Solchen Einflüssen dürfte wohl kein bleibender Bestand beizumessen sein!

In Finnland wird man jedenfalls treu an den Gesetzen und am Vaterlande festhalten und dem Servilismus, wie allen Ausschreitungen, fern bleiben.



Die Bedeutung der kleineren Nationen.

Von

Rudolf Eucken-Jena.



Ins Grofse, Gewaltige, Gigantische ging der Zug des 19. Jahrhunderts, geht die Bewegung der Gegenwart. So vor allem in der Technik, dieser Führerin des modernen Lebens, so aber auch, unter Verbindung der Kräfte zu immer grösseren Komplexen, auf den anderen Gebieten; überall tritt vor das Individuum die Organisation, vor das Einzelerlebnis die Gesamtleistung. Diesen Zug ins Grofse zeigt auch die Politik, nicht nur in der Steigerung der Aufgaben und Leistungen der inneren Verwaltung, sondern auch im gegenseitigen Verhältnis der Nationen und dem äufseren Wachstum der Staaten. Dies Wachstum hatte so lange eine natürliche Grenze, als dabei der Zusammenschlufs zersplitterter Teile eines einzigen Volkes zu einem gemeinsamen Körper, die nationale Einigung, in Frage stand, wie in Deutschland und Italien. Aber die Bewegung zur Gröfse und Macht geht darüber weit hinaus, namentlich seitdem aus der europäischen Politik mehr und mehr eine Weltpolitik geworden ist. Nun scheint nur der Staat seinen Bürgern die volle Entfaltung und Verwertung ihrer Kräfte bieten zu können, der seine Macht über den Erdball ausdehnt und seinem Willen an jeder Stelle Geltung verschafft. Wer das nicht kann, mufs sich vorsichtig zurückhalten oder bescheiden unterordnen, er tritt damit in die zweite Linie. So ist der alte Begriff der Grofsmacht hinfällig geworden; nur diejenigen Staaten scheinen noch diesen stolzen Namen zu verdienen, welche stark genug sind und sich stark genug fühlen, um an jener Weltpolitik thatkräftig teilzunehmen. So eine wesentliche Ver-

schiebung der alten Mafse, eine schärfere Scheidung von grofs und klein, ein stärkerer Drang nach Entfaltung alles Vermögens. Das sind Thatsachen, die uns alle umfangen. Zugleich aber eilen den Thatsachen Neigung und Phantasie oft weit voraus, alles, was in der Richtung jener Bewegung liegt, wird als vernünftig sanktioniert und mit dem Glanz des Rechts umkleidet; zugleich schwelgt die Vorstellung im Ungeheuren, das Streben nach Geltung in der Welt scheint notwendig anschwellen zu müssen zu einem Kampf um die Herrschaft über die Welt; in diesem Kampf aber wird sich die Zahl der Mitbewerber nach und nach verringern, bis schliefslich die Sache auf einen einzigen grofsen Gegensatz kommt und nach heifsem Ringen ein einziges Volk Herr des Feldes bleibt. Wie solches weltgeschichtliche Schicksal sich vollziehen mag, das dünkt manchen der Hauptinhalt und die Hauptspannung der Zukunft.

Solche von den Vorstellungen der Macht und Gröfse berauschte Denkweise hat keinen Platz für die kleineren Völker und Staaten, das äufserlich Kleine gilt hier auch als kleinlich und der Erhaltung unwert. Über jene scheint die Flut der Weltgeschichte unbekümmert um ihr Wohl und Wehe dahinzubrausen, die Zeit ihrer Existenzberechtigung, so meint man, ist vorbei, so müssen sie sich wohl oder übel gefallen lassen, ein Opfer des Expansionsdranges der Grofsen zu werden. Eine solche Überzeugung lähmt, ja ertötet alle Sympathie mit den Bestrebungen der Kleineren ihre Selbständigkeit zu erhalten; was könnte es helfen, dem Rade der Weltgeschichte in die Speichen zu fallen, wie thöricht wäre es, eine Bewegung anhalten oder ablenken zu wollen, die sicher und unaufhaltsam ihrem Ziele zustrebt! So ist auch bei der Erörterung finnländischer Angelegenheiten nicht selten die Meinung geäufsert, das Schicksal habe hier den Ereignissen zwingend den Weg vorgeschrieben, es sei verkehrt, sich dagegen zu wehren, sich darüber aufzuregen.

Die Voraussetzungen dieses Gedankenganges mit seinem Fatalismus seien hier dahingestellt; nur das sei bemerkt, dass das Bild der Zukunft, welches er uns vorhält, sehr trüber Art ist. Immer ausschliefslicher würde der Gedanke der Macht die Gemüter einnehmen, immer krasser sich der Egoismus der Nationen gestalten, immer mehr würden die Fragen der inneren Kultur vor den Leidenschaften jenes Kampfes zurückweichen. Nicht nur äufserlicher, auch ärmer und einförmiger würde bei solcher Wendung das Leben der Menschheit werden. Die Härte jenes Schicksals verbirgt sich der Empfindung der Individuen und auch der Völker, weil jedes

sich selbst in aufsteigender Bahn und nur die anderen dem Niedergange, ja Untergange verfallen denkt. Aber man verlasse solchen Standort der Partei und überschaue das Ganze, wird dann nicht jenes Ergebnis der weltgeschichtlichen Arbeit weniger ein Triumph der Vernunft, als der Unvernunft scheinen?

Doch wir brauchen uns über solche Aussichten nicht aufzuregen, enthält doch jenes Bild weniger Thatsachen, als Möglichkeiten, weniger die eigne Bewegung der Dinge, als ein höchst subjektives Beleuchten, Zurechtlegen, Ausmalen der Wirklichkeit. Das Gewebe des menschlichen Lebens ist nicht so einfach, daſs sich alles Geschehen an einen Faden reihen lieſse; groſse Bewegungen erwecken, ja erzeugen leicht Gegenbewegungen, und oft erscheinen ganz ungeahnte Widerstände; die Erfahrung begrenzt, was im bloſsen Gedanken keine Schranken kannte; so ist gewöhnlich den Dingen ihr Maſs gesetzt, und die wirkliche Gestaltung kommender Zeiten pflegt von den Entwürfen der Menschen recht weit abzuweichen.

Lassen wir also jene Phantasien und halten uns an die Wirklichkeit, der sie so weit vorauseilen; bei dieser gestaltet sich der Gegensatz viel weniger scharf und die Stellung der kleineren Völker weit günstiger. Gewiſs ist eine bedeutende Veränderung der Gesamtlage anzuerkennen. Das Verhältnis der Groſsen und der Kleinen hat sich verschoben, das Groſse hat die Richtung auf Macht und Expansion genommen, und der Kampf um die Geltung auf dem Erdball bringt sein Übergewicht vollauf zur Geltung. Weiter, kraftvoller, bewegter ist hier das Leben geworden. Aber folgt daraus, daſs die kleineren Völker wertlos geworden seien, daſs ihnen nichts anderes übrig bleibe, als in jene überlegenen aufzugehen? Könnte nicht gerade die schärfere Ausprägung jener Art eine Ergänzung durch eine andere wichtig und erwünscht machen? Wie überall in menschlichen Dingen Gewinn durch Verlust erkauft wird, so ist auch jene Wendung zur Gröſse für die Beteiligten selbst nicht ohne Gefahren und Nachteile. Mit der Gröſse der Komplexe wächst die Schwierigkeit, den Einzelnen zur freien Entwickelung und vollen Geltung gelangen zu lassen, Massenwirkungen dienen der Gleichförmigkeit und Verflachung, auch die innere Beweglichkeit des Lebens leidet unter der Steigerung der Verhältnisse ins Riesenhafte, jenes läuft wie mechanisch in den einmal eingeschlagenen Bahnen fort, so daſs Umwandlungen und Erneuerungen auch da dem stärksten Trägheitswiderstande begegnen, wo ihnen die Gesinnung der Individuen schon gewonnen ist. So enthält jene Wendung ins Groſse bei

allem, was sie für die Erweckung und Stählung der Kraft bedeutet, für die innere Kultur die Gefahr einer Vergröberung und Verflachung. Dazu kommen besondere Mifsstände von daher, dafs das bewegende Ideal vornehmlich das der Macht und Herrschaft ist. Denn hier liegt nahe eine Erzeugung gewaltiger, die Einzelnen wehrlos mit sich fortreifsender Leidenschaften, eine Trübung gerechten und besonnenen Urteils, ein Messen nach zwiefachem Mafs und Gewicht, je nachdem die Sache uns selbst oder andere angeht.

Das alles sind Gefahren, denen widerstanden werden kann und denen widerstanden wird. Aber wer sie ernst nimmt und grofse Güter bedroht glaubt, der wird jede Unterstützung willkommen heifsen, die in jenem Kampf geboten wird. Und eine solche Unterstützung verspricht eine selbständige Entwicklung auch der kleineren Völker. Denn dafs hier das Interesse an den grofsen Weltkämpfen mit ihren Leidenschaften nicht so direkt erregt wird, mufs der Ruhe der Betrachtung und der Gerechtigkeit des Urteils zu Gute kommen; es läfst sich von hier aus zur Verständigung und Ausgleichung der Gegensätze wirken, auch können hier die allgemeinen und reinmenschlichen Probleme mit besonderer Kraft durchlebt und gefördert werden. Eine Mannigfaltigkeit individueller Bildungen wird sich hier eher nebeneinander vertragen, als da, wo alles zu grofser gemeinsamer Leistung zusammendrängt; endlich sind Versuche zu Neugestaltungen in günstigerer Lage, als da, wo es ungeheure Massen zu bewegen gilt.

Wie viel freilich von solchen Möglichkeiten zur Wirklichkeit wird, das liegt an den einzelnen Völkern selbst; nur eine Verbindung von Anlage und Energie kann sie zu geistigen Individualitäten machen und ihrem Streben einen Wert für das Ganze verleihen. Dafs aber in der That auch jetzt noch kleinere Völker eine solche Stellung erreichen und behaupten können, das lehrt die Erfahrung des 19. Jahrhunderts mit unwidersprechlicher Deutlichkeit. Wie liefse sich die innere Geschichte dieses Jahrhunderts verfolgen, ohne der Teilnahme der Schweiz zu gedenken, ohne die zahlreichen Anregungen zu würdigen, die von dort den verschiedenen Gebieten des Lebens zugegangen sind, ohne die gegenseitigen Mitteilungen und Ausgleichungen anzuerkennen, welche dort grofse Nationen gefunden haben? Und an die Schweiz reihen sich würdig andere Völker. Die Niederlande haben ihren alten Ruhm tapfer aufrechterhalten. Sie blieben nicht nur im Kolonialwesen und Wasserbau die Lehrer der Völker, in den

verschiedensten Gebieten der Wissenschaft gingen sie ihre eignen, auch den anderen wertvollen Wege; so fiel z. B. hinsichtlich der Theologie vor einiger Zeit seitens eines hervorragenden deutschen Gelehrten die Äufserung, noch heute folge in der protestantischen Theologie an Bedeutung der deutschen Litteratur unmittelbar die niederländische, dann erst komme die englische; fürwahr ein deutliches Zeugnis, dafs die blofse Ausdehnung nicht alles macht. Und wie mächtig hat in den letzten Jahrzehnten das entlegene Norwegen durch seine Litteratur in die geistige Bewegung Europas eingegriffen, mit welcher Kraft hat es der modernen Kultur neue Probleme vorgehalten! Auch Schweden und Dänemark bereicherten den geistigen Besitz des Jahrhunderts durch hervorragende Leistungen. Dafs kleinere Nationen auch heute noch das Vermögen besitzen, der Menschheit wertvolle Dienste zu leisten, ja, dafs wir diese Dienste nicht wohl entbehren können, steht demnach aufser Zweifel.

Bei solcher Überzeugung werden wir uns auch zur Frage der nationalen und geistigen Existenz Finnlands minder skeptisch stellen, als jene von Macht und Gröfse berauschten und zugleich einer fatalistischen Denkweise verfallenen Gemüter. Finnland hat gerade im 19. Jahrhundert mit bewunderungswürdiger Kraft sich zu einer geistigen Individualität entwickelt und dabei eine durchaus eigentümliche Art der Natur, des Volkstums, der historisch-politischen Lage eingesetzt. Von allen Kulturländern am meisten nach Norden vorgeschoben, hat es einen harten Kampf gegen eine rauhe Natur zu führen, aber indem es diesen Kampf mannhaft bestand, erfuhr es auch den Segen einer inneren Erstarkung des Lebens. In dem Volkstum aber verbindet sich hier in einzigartiger Weise eine von Westen kommende germanische Kultur mit einer durchaus urwüchsigen, schon durch ihre wunderbare Volkspoesie eine eigentümliche geistige Art bekundenden Nation aus dem ural-altaischen Völkerstamm. Mag es bei solchem Zusammentreffen nicht an Spannungen und Gegensätzen fehlen, in der Hauptsache ward eine Einigung erreicht, und es entwickelte sich ein gemeinsames nationales Bewufstsein; wie vortrefflich schwedische Form und finnischer Inhalt in ein harmonisches Ganzes zusammengehen können, das zeigt mit siegreicher Klarheit die Lebensarbeit eines Runeberg. So hat das finnländische Volk als ein inneres Ganze an der geistigen Bewegung des Jahrhunderts und an seinen Problemen lebhaft teilgenommen, rasch verstand es die Fortschritte der Kultur sich anzueignen, in Wissenschaft und Kunst, in Technik und Industrie drang es mutig vor, und die Solidität seines

Strebens bekundete deutlich seine eifrige Fürsorge für das Erziehungs- und Unterrichtswesen. Es durfte sich dabei einer besonderen Gunst der politischen Lage erfreuen, indem die Anlehnung an eine Grofsmacht es nach aufsen hin schützte, ohne die Selbständigkeit seiner inneren Entwicklung zu gefährden. Es hat sich durch ein allzeit loyales Verhalten jener Gunst würdig gezeigt und durch sein eignes Wachstum auch die Macht jenes Grofsstaates gesteigert. Es durfte auf die Fortdauer jener Lage vertrauen, da dadurch kein fremdes Interesse Schaden litt und zudem feierliche Versicherungen die Erhaltung des alten Rechts verbürgten. Nun ist es doch anders gekommen; immer rücksichtsloser wird nicht nur die politische Selbständigkeit, sondern auch die nationale Eigentümlichkeit Finnlands angegriffen. Dafs das letzte Ziel der Gegner eine innere Vernichtung dieser aufblühenden Volksindividualität ist, darüber kann keine Unklarheit mehr walten. Was der Draufsenstehende dem hartbedrängten Volke bringen kann, ist nichts anderes, als moralische Zustimmung und menschliche Sympathie. Das ist äufserlich und unmittelbar wenig oder nichts, und doch wäre es traurig um eine Zeit bestellt, welche solche geistigen Mächte mit ihrem stillen Wirken glaubte ignorieren oder gar verspotten zu dürfen. In diesen Dingen wird das Ganze verletzt, wo dem Einzelnen Unbill widerfährt, denn das Leben überhaupt wird innerlich herabgedrückt, wenn die Macht von Treue und Glauben, von Recht und Wahrheit in den Angelegenheiten der Völker eine Erschütterung erleidet. Es war der gröfste und klarste Denker der Neuzeit, der das Wort sprach: „wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, dafs Menschen auf Erden leben.“ Sollte ein Volk, das mannhaft und auf dem Boden des Gesetzes für sein Recht kämpft, nicht die Achtung und Teilnahme aller derer verdienen, welche mit Kant an den Gütern festhalten, die allein das Leben des Menschen lebenswert machen?



Pan-russische Theorie und finnländische Praxis[1].

Von

W. van der Vlugt-Leyden.



Während Transvaal und China die Aufmerksamkeit der wetterwendischen öffentlichen Meinung jetzt vollständig in Anspruch nehmen, fährt Pobedonostzeff in seinem Attentat gegen Finnlands Verfassung unverrückt fort. „Pobedonostzeff"? Ja, gewifs. Er ist der führende Geist der Reaktion, jetzt in Finnland, so gut, wie damals in den Ostseeprovinzen. Die russische Regierung möchte das wohl verbergen. So will sie uns z. B. glauben machen, dafs an der „Consulta", wo das fatale Manifest vom 3./15. Februar 1899 abgefafst wurde, der Prokurator der heiligen Synode sich nicht beteiligt habe. Jedoch steht es fest, dafs er zugegen war. Und wo der winzige Greis sein Wort mitgeredet hat, da wird es wohl — man verlasse sich darauf — das entscheidende Wort gewesen sein.

Zum richtigen Verständnis der Gewaltthat, welche jetzt am Finnischen Meerbusen sich vollzieht, ist denn auch eine gewisse Einsicht in die Ideen des Hauptschuldigen unerlässlich. Glücklicherweise ist uns die Bekanntschaft mit jenen Ideen seit kurzem erleichtert worden. Unter dem anspruchslosen Titel „Moskausche Sammlung" erschien von seiner Hand im

---

[1] Dieser Aufsatz wiederholt in etwas verkürzter Fassung die Gedanken, denen der Verfasser schon im Anfang seiner Schrift „Finland. De Rechtsvraag" Ausdruck gab. Wenngleich im allgemeinen dergleichen Selbstabschreibungen ihm mifsfallen, hat er doch im vorliegenden Falle einen Wunsch der Redaktion gern erfüllt.

Jahre 1896 ein förmliches politisches Glaubensbekenntnis. Es wurde seitdem in mehrere Sprachen übersetzt. Man mag unseretwegen über den Wert jener Schrift geringschätzig urteilen; Bedeutung verleiht ihr der bloſse Name des Autors allerdings. So wollen wir denn den Hauptinhalt kurz zusammenfassen.

Wer bei der Lektüre dieses Werkchens die Erinnerung mitbringt an ältere Vorkämpfer einer „christlichen Staatslehre", fühlt sich bald enttäuscht. Hier ist nichts von der tiefsinnigen Paradoxie, welche den „Soirées de St. Petersbourg" des Grafen de Maistre ihren hinreiſsenden Zauber verleiht, noch etwas von der geduldigen, strengen Kunst, womit Stahl sich bemühte, den Staat als Postulat seines Glaubens darzustellen. Vielmehr scheint umgekehrt für Pobedonostzeff der Glaube eine Forderung der Staatsraison zu sein. Schon der Anfang seines Buches ist in dieser Hinsicht bezeichnend. „Wie stark" — so lesen wir dort, — „die Macht im Staate sein möge, sie ruht bloſs auf der Übereinstimmung, die hinsichtlich der geistigen Dinge zwischen Regierung und Volk besteht." Schon mit diesem einen Satze ist die Stahlsche Gedankenreihe umgekehrt, die Staatskirche zunächst als Hauptbedingung für die Lebenskraft der weltlichen Macht gerechtfertigt.

Und was macht nun weiter diese Kirche dem Herzen des Prokurators teuer? Ist es die lebendige Überzeugung von ihrer göttlichen Mission? Im Gegenteil. Nicht straflos hat seit den Tagen Katharinas der Cärsaropapismus an der Newa mit den Encyklopädisten geliebäugelt. Ihr Einfluſs wirkt sogar in der Beichte des starren Prokurators nach. So lesen wir an einer Stelle, die ganz besonders den Eindruck eines persönlichen Bekenntnisses macht[1], folgendes: „Das Bewuſstsein ihres unsterblichen Ichs, der Glaube an den einzigen Gott, das Sündegefühl, das Streben nach Vervollkommnung, der Geist der Selbstverleugnung, die Pflichterkenntnis, das sind die Wahrheiten, denen die Seele ohne Furcht vor Irrtum traut."

Ja, das ungefähr sagte, zwar nicht Diderot, aber doch z. B. Kant auch, nur mit ein bischen anderen Worten!

Was zuletzt die Anhänglichkeit dieses unfreiwilligen Kantianers an seine „orthodoxe" Volkskirche erklärt, das ist nicht seine „Orthodoxie",

---

[1] Pensées d'un homme d'état. 1897. S. 154.

es ist vielmehr ihre Volkstümlichkeit. Das ist in seinen Augen ihr Verdienst, dafs sie „in Kult und Tradition, in Symbolik und Gepflogenheit" für die Volksmassen dasjenige lebendig macht, „was weder wirklich noch lebendig für sie wäre, wenn es blofs in abstrakten Formeln seinen Ausdruck fände"[1].

Vor den Flecken, die ihr anhaften, verschliefst der strenge Herr die Augen nicht. Aber gerade sie veranlassen ihn zu einer pathetischen Äufserung des bewundernden Erstaunens über die Zähigkeit des religiösen Elements im Herzen seines Volkes. „Woher kommt denn," so fragt er sich, „das Mysterium des religiösen Lebens? .... Für Leute, die nicht buchstabieren können, existiert die Bibel kaum .... Vielfach versteht selbst das Volk nichts vom Ritus .... Und dennoch ist in diesen rauhen Herzen, man weifs nicht von wem? — dem unbekannten Gott ein Altar errichtet, gerade so wie im alten Athen"[2].

Gewifs ist das schön gesagt. Der Autor ist himmelweit entfernt von jener hochmütigen Unterschätzung göttlicher Dinge, die ihren Kult blofs zu bewahren wünscht als köstliche Speise für den gemeinen Mann. Allein, kaum geringer ist wohl der Abstand, der ihn von einer herzlichen Mitbeteiligung an jenem Volksglauben scheidet. Wer seiner Würdigung jenes Glaubens in so staunenden Worten Ausdruck giebt, der ist allem Anschein nach ihm selber fremd.

Daher ein überraschendes Zugeständnis an die Demokratie, das einzige freilich, wozu dieser moderne Hobbes sich herbeiläfst. In der That: ist die Wahrheit der russischen „Orthodoxie" den einfachen Bauernherzen viel eher erreichbar, als dem Scharfsinn der officiellen Kreise — einschliefslich des Herrn Prokurators —, so darf auch die Regierung nicht daran denken, dieselbe zu mafsregeln oder zu bevormunden. Der Nährboden der dem Staate unentbehrlichen Kirche ist somit nicht Regierungsweisheit, sondern die Volksseele. „Nur in ein Gebiet", so steht es deshalb schon auf der ersten Seite des Buches, „soll der Staat sich nicht einmischen und soll auch das Volk keine Einmischung dulden: es ist dasjenige, wo jeder Gläubige und alle zusammen den geistigen Grund ihres Seins und ihr Band mit der Ewigkeit finden".

---

[1] l. c. S. 170, 171. Cf. 157, 158, 249 ff.
[2] l. c. S. 154, 155.

Die unbewufste Heterodoxie des Verfassers erklärt zugleich die Tonart seiner Beweisführung zu Gunsten des Absolutismus. Seine Staatstheorie ist nicht der Schlufssatz einer dogmatisch begründeten Dialektik. Sie ist vielmehr Produkt einer speciellen Blutmischung. Jenes eigentümlich mifstrauische Temperament, das seinen Besitzer sozusagen zum Advokaten der absoluten Monarchie vorherbestimmt, spricht in der „Moskauschen Sammlung" sich fast auf jeder Seite aus. Nicht dafs Pobedonostzeff der menschlichen Natur überhaupt sein Vertrauen vorenthält! Davon ist er himmelweit entfernt. So lange jene Natur, wie bei dem „Mushik" unverdorben bleibt, fordert er diesen auf in geistigen Dingen, die seine Seele geschaut, selbst einem Romanow nicht zu weichen. Nein: was seinen erbitterten Argwohn erregt, ist eben das Moment, das unsern Westen, — das auch den von dem letzteren angesteckten „gebildeten" Russen unwiderruflich der „Natur" entfremdet, es ist die „Kultur". Im Verdammungsurteil über die „Kultur" begegnet sich dieser Herold der Reaktion mit seinem Antipoden, den er, ohne ihn zu nennen, blofs als einen „hochmütigen Heifssporn" bezeichnet: dem Grafen Tolstoi[1].

Somit kleidet sich die Verteidigung der russischen Autokratie in das Gewand einer scharfen Anklage gegen die Demokratie des „aufgeklärten" Westens. Alle „konventionellen Lügen", alle „Entartungen", die man der „Kulturmenschheit" des Occidents zur Last gelegt, sie werden vom Verfasser eifrig nicht als heilbare Qualen, sondern als unumgängliche Todeskrankheiten unserer Kultur denunziert. Dafs unsere Terminologie hier unwillkürlich in die Nordau'sche hinüberspielt, ist kein blofser Zufall. Denn richtig haben, unserer Meinung nach, scharfsinnige Finnländer die Thatsache hervorgehoben, dafs dieser glänzendste Passus in dem Buche des Prokurators zum guten Teile den Schriften Nordaus, wenn nicht nachgeschrieben, so doch nachgedacht worden ist[2]. Zum Beweise wie wenig principiell die Polemik des Verfassers sich gebärdet, kann wohl auf kein kräftigeres Argument hingewiesen werden, als auf das ironische Zusammentreffen, dafs dieser Vorkämpfer der „Orthodoxie" die schlagendsten Partien seiner Anklageschrift dem ultramodernen Juden entlehnt. Da wir das Nordau'sche Original als bekannt voraussetzen dürfen, können wir

[1] l. c. S. 166 ff.

[2] Man vergleiche speciell in Pensées d'un homme d'état (1897) das Kapitel „Mensonge politique" (S. 37 ff.) mit § III des Kapitels „Die politische Lüge" in „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" (S. 163 ff. der 12. Aufl.).

füglich in der Wiedergabe der Pobedonostzeffschen Kopie uns um so kürzer fassen.

Fünffach ist in Kürze die Klage, die der Prokurator gegen die religiöse, politische und gesellschaftliche Entwicklung des Westens erhebt. Da erstens, nach seinem Dafürhalten, blofs die Einstimmigkeit zwischen Regierung und Unterthanen hinsichtlich ihres religiösen Credos die Staatsmacht vor allmählicher Schwächung und die Staatsfürsorge vor gefährlicher Überschreitung ihrer natürlichen Grenzen bewahrt, stehen in unserem Occident, wo auf jene Einstimmigkeit nicht mehr geachtet wird, die zwei genannten Gefahren uns immer drohend bevor[1]. Um so bedenklicher scheinen dem Verfasser zweitens jene Gefahren, weil die Ausdehnung der Staatsfürsorge mit einer graduellen Umbildung der Staatsform in parlamentarischem Sinne zusammenfällt. Denn der Parlamentarismus giebt unausweichlich das Land der Willkür einiger elektoralen Gaukler, und mithin die nationalen Interessen den Interessen dieser Leute völlig preis[2]. Im besten Falle, so heifst es weiter, bringt jene Regierungsform die übermütigsten Schönredner ans Ruder; der sachkundige Steuermann hingegen hält sich immer mehr ferne[3]. Und man sage nicht — so fährt der Autor fort —, dafs die Presse und die Schule jene Mifsverhältnisse von selbst zurechtstellen. Nichts davon. Denn was erstens die Presse angeht, so ist ihre Macht immer käuflich. Regelmäfsig dem Grofskapital zu Diensten stehend, verdirbt sie ohnedies die Sitten durch rohes Auftreten und persönliche Gehässigkeiten[4]. Und die Schule endlich! Ja, wenn sie sich den Bedürfnissen des Lebens anpafste! Aber die aufklärerische Schule des Westens erzielt am Ende nichts, als entsittlichende Mifsvergnügtheit und fieberhafte Änderungssucht[5]. Das ist in seinen Hauptzügen das unerfreuliche Bild, das der Prokurator vom öffentlichen Leben Westeuropas entwirft.

Es soll damit nicht gesagt sein, dafs sein eigenes Vaterland unserem Autor blofs Erfreuliches böte. Das wäre offenbar zu viel verlangt. Keine russische Stadt, wo er nicht etwas zu rügen fände: Schulen, wo die Lehrer ihre Schüler vernachlässigen, indem sie Verhandlungen über „Methode" zusammenflicken; Krankenhäuser, wo die Patienten sich weigern, um Auf-

---

[1] Pensées d'un homme d'état (1897) S. 9, 14, 15.
[2] l. c. S. 30, 37 ff.
[3] l. c. S. 46 ff.
[4] l. c. S. 67—73.
[5] l. c. S. 83 ff.

nahme zu flehen wegen des Hungers und des Frostes, denen sie die Mifswirtschaft gewinnsüchtiger Direktoren aussetzt; öffentliche Bibliotheken, wo die Aufstellung der Bücher ein ebenso tiefes Geheimnis bleibt, wie die Verwendung der Einkünfte; Verkehrsstrafsen, die einem Entsetzen einflöfsen infolge ihrer giftgeschwängerten Kehrichthaufen und der Höhlen der Liederlichkeit, an denen sie vorüberführen; Gerichtshöfe, wo die Ratsherren ungeschickt, und Verwaltungsbehörden, deren Mitglieder regelmäfsig abwesend sind; Kirchen endlich, ohne Kult und ohne Gesang. In der That, auch die nationale Beschwerdenliste nimmt sich stattlich aus![1]

Jedoch verdient Eines unsere Beachtung. Der mürrische Prokurator zeigt sich, wo er seine Peitschenhiebe austeilt, recht wählerisch. Fast alle Schläge treffen jene städtischen Bevölkerungskreise, wo Pobedonostzeff den Leichenduft occidentaler Ideen zn verspüren wähnt. Der „Mushik“ geht frei aus. Selbst wo von den ekelhaften Schankwirtschaften die Rede ist, die in den städtischen Vororten die Verkehrsadern verpesten, ist es augenscheinlich blofs auf pflichtvergessene Obrigkeiten und Beamte abgesehen. Über den Sohn des Volkes, der in solchen Höhlen verludert, kein Wort. Diesem scheint selbst mafsloser „Wotki“-Genufs den Geist nicht unempfänglich zu machen für jenes wundervolle Schauen höherer Dinge, das den Verstand selbst der Verständigsten übersteigt.

Diese offenbare Vorliebe für die kleinen Leute ist nicht zufällig. Sie äufserte sich schon in des Verfassers ehrfurchtsvollem Entzücken vor der religiösen Erkenntniskraft des Bauern. Auch ist sie ein Kennzeichen jener Katkoffschen Partei, die in Pobedonostzeff ihren mächtigsten Vorkämpfer gefunden hat. Man umschreibt ihr Programm blofs zur Hälfte, wenn man sagt, dafs sie auf die Russifizierung aller dem Zaren unterworfenen Völker abzielt.

Zur Vervollständigung des Bildnisses gehört noch ein zweiter Zug, nämlich dieser: dafs auch im eigentlichen Rufsland blofs zwei Mächte als durch und durch russisch vor ihren Augen Gnade finden können: der „Mushik“ und der Zar. Der „Mushik“ ist des Zaren liebstes Kind, oder soll es wenigstens sein. Was hingegen in der Mitte zwischen jenen beiden steht, das ist ihr der Kulturfreundlichkeit verdächtig, zum mindesten „suspect d'être suspect“.

[1] l. c. S. 131—133. Cf. S. 140, 141.

Das giebt uns Aufschlufs über eine letzte Eigentümlichkeit in Pobedonostzeffs Ideenwelt. Wie jeder echte Radikale, so folgt auch unser radikaler Absolutist in seiner Argumentation einem alten, aber augenscheinlich noch nicht veralteten Rezept. Nachdem er die Mächte, die ihm mifsfallen, uns völlig grau in grau ausgemalt, wechselt er auf einmal die Palette und trägt plötzlich viel hellere Farben auf, sobald es sich darum handelt, die eine Macht uns anschaulich zu machen, die Zarenmacht, in der er den Hort und das Heil des Reichs erblickt. Jetzt gilt es nicht mehr, „realistisch" die dunkelsten Züge zur Karrikatur zusammenzutragen (eine Arbeit, wozu es in der Biographie des Zaren Paul und seiner Söhne an Material wohl nicht gefehlt hätte); nein, fortan ist die Manier ein träumerisches Freskogemälde in Himmelblau auf goldnem Grunde. Und in diesem Stile entwirft dann schliefslich der Verfasser ein idealisiertes Bildnis des Machtmenschen, wie er sein soll, ein Musterporträt des vorbildlichen Despoten. Natürlich ist, im Vergleich mit der pikanten ersten Hälfte, jenes Schlufskapitel eine ziemlich langweilige Lektüre. Ein kleines Strichlein blofs frappiert: die nachdrückliche Warnung an die Adresse Sr. Majestät vor jeder Kameraderie mit den unstäten Mächten ihrer Umgebung. Man fühlt es: für seinen kaiserlichen Herrn kennt Pobedonostzeff blofs einen einzigen sicheren Freund: den devoten, unwissenden „Mushik". Der Arme aber mit seinem ungepflegten Bart und schmierigen Kaftan läfst sich nun leider nicht hoffähig machen. Und somit verurteilt unser Verfasser seinen irdischen Gott, der an der Spitze des unermefslichen Reiches steht, zur absolut freundlosen Einsamkeit.

Man kann sich wohl kaum eine vollständigere „incompatibilité d'humeurs" denken, als zwischen dem officiellen Zarenreiche, seit es sich Katkoff und Pobedonostzeff zu Beichtvätern und Gewissensführern erkor, und dem heutigen Finnland. Man versuche doch eine ideelle Staatseinrichtung, eine ideelle Gesellschaft, eine ideelle Nation gedanklich zu konstruieren, Zug für Zug das gerade Gegenteil des Bildnisses, das uns der Prokurator von seinem Rufsland ausmalte: siehe da: vom Scheitel bis zur Sohle wird das Bild des Grofsfürstentums vor uns stehen.

Schon das ist in den Augen der Pan-Russen ein unverzeihliches Vergehen auf Finnlands Strafregister, dafs dieses Land thatsächlich den Beweis erbringt, wie nichtssagend ihre Forderung ist, hinsichtlich der kon-

fessionellen Einstimmigkeit zwischen Regierung und Volk. Im grofsen und ganzen bekennt sich die Nation nicht zur „Orthodoxie“ ihres Grofsfürsten, sondern zum lutherischen Glauben[1]. Und zwar zu jener auf das Praktische gerichteten Nuance, die dem an den thatlosen Todesbetrachtungen seiner „Mushiks“ sich ergötzenden Prokurator besonders zuwider sein mufs. Es ist in der finnländischen Frömmigkeit etwas von jenem „Have faith in God and keep Your powder dry“, das die „Roundheads“ und auch ihre Nachkommen in Amerika so mächtig gestützt und gestärkt hat. Und dieser Geist gereicht den Finnländern offenbar zu grofsem Segen. Was wäre aus ihnen geworden im Lande der dürftigen Ernten und der mörderischen Nachtfröste[2], hätten sie sich dem thatenscheuen „laisser aller“ ergeben, das selbst auf einem so unvergleichlich fruchtbareren Boden, wie Rufslands schwarzer Erde, Pobedonostzeffs Lieblinge zu Tausenden und Abertausenden dem Hungertode entgegenführt?

Verschmähen also die Finnländer, was Pobedonostzeff verehrt, so verehren sie im Gegenteil fast bis zur Vergötterung, was er verachtet. Nichts frappiert den Westeuropäer an den Finnländern so sehr, wie ihre hohe Achtung vor dem Occident, ihr noch ungeschwächter Glaube an alle die Segnungen des Liberalismus, an freie Forschung, freie Institutionen, freie Gedankenäufserung, um deretwillen sie jene fernen Schwesternationen so überaus glücklich schätzen. Ihre Nation ist zu vergleichen mit einem Manne von akademischer Bildung, den eine Laune des Geschicks nach einer „Ultima Thule“ verbannt hat, wo er fürchtet auf die Dauer von seinen glücklicheren Studiengenossen in den Kulturcentren vergessen zu werden, und der nun in seiner Absonderung sich die Herrlichkeiten jener strahlenden Ferne in den glänzendsten Farben auszumalen liebt. „Le lointain embellit les choses, la proximité les enlaidit“. Die beängstigende Nachbarschaft der pan-russischen Reaktion und ihrer unheilvollen Resultate, worauf selbst Pobedonostzeff nicht umhin konnte mit Entrüstung hinzuweisen, liefsen England, Frankreich, Deutschland, das kleine Holland auch, um so beneidenswerter erscheinen. Für Finnländer stand es fest: so lange das jetzige Regime in Rufsland fortbesteht, bilden die Memel und die Weichsel die Grenze zwischen Kultur und Barbarei. Und um so schroffer erschien ihnen der Gegensatz, je mehr sie sich zweifelnd die Frage stellten,

[1] Notices sur la Finland publiées à l'occasion de l'exposition universelle de Paris en 1900 (1900) Aufsatz von E. R. Neovius S. 13.

[2] J. R. Fisher „Finland and the Tsars 1809—1899“ (1899) S. 607.

ob sie selber in ihrer Vereinsamung nicht wohl bisweilen von den Kindern des Lichts den Barbaren zugezählt würden.

Wer weifs, ob nicht gerade jene Sorge zum grofsen Teil der Sporn gewesen, dem die Finnländer ihren relativ sehr hohen Rang unter den Völkern verdanken? „Love“, so sprach Edward Caird, „may be directed to an unworthy and commonplace object, but none the less does its idealising power elevate the character of the lover“ [1]. Gewissermafsen ist das hier der Fall. In den Nordauschen Karrikaturen unserer Civilisation finden wir Occidentalen wohl noch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Original. Ein Finnländer jedoch findet darin nichts, als Verleumdung. Er glaubt an uns mehr, als wir selber an uns glauben. Und die Konsequenz ist die, dafs in seinem ehrlichen Streben, sich der Freundschaft jener idealisierten Westeuropäer würdig zu machen, er sich ihnen zuletzt vielfach überlegen zeigt. Speciell im politischen Leben hat sich die Praxis occidentaler Ideen fast nirgends glücklicher gegen Entartungen geschützt, als im bescheidenen Grofsfürstentum vor den Thoren der Zarenhauptstadt.

Das ist wohl in der That der übelste Streich, den Finnland der Katkoffschen Fraktion spielen konnte, dafs es seit Jahren dasteht als negative Instanz „en action“ gegen die ganze Anklage, womit jene Partei den occidentalen Liberalismus mundtot zu machen glaubte.

Es hiefs darin: Identität allein zwischen den religiösen Anschauungen der Obrigkeit und ihrer Unterthanen vermöge die Staatsgewalt vor Schwächung, die Staatsfürsorge vor unnatürlicher Expansion zu bewahren. Und siehe da: das lutherische Finnland unter der Souveränität seines „orthodoxen“ Grofsfürsten hat — ohne von jenen schreckenerregenden Folgen das Geringste zu spüren — im Jahre 1869 sogar einige der Bande gelöst, die von Alters her seine Landeskirche mit der weltlichen Macht verknüpften [2].

Es hiefs im panrussischen „Credo“, dafs eine Regierung mit Reichsständen das Land der Willkür einiger Berufspolitiker ausliefere, ja seine Interessen der Selbstsucht jener Leute zum Opfer bringe. Und siehe da: seitdem Alexander II. die Krone verpflichtete, mindestens einmal alle fünf

---

[1] Edw. Caird „The evolution of religion“ (Gifford lectures) 1893 I S. 331.

[2] Mechelin „Précis du droit public du Grand-duché de Finlande“ 1886 S. 83 u. 87. „Das Staatsrecht des Grofsfürstentums Finnland“ in Marquardsens „Handbuch“ IV. 2. 1889 S. 321.

Jahre die Stände zusammen zu berufen, ist Finnlands Staatsleben ein Muster für alle Welt gewesen, hat seine Regierung in pünktlicher Gesetzestreue jeder Willkür, jeder Herrschaft etwaiger Klassen- oder Lokalinteressen strengstens Thor und Thür verschlossen.

Es hiefs ferner, dafs solch eine Ständeregierung fast ausschliefslich oberflächlichen Schönrednern zur politischen Macht verhelfe. Und siehe da: man braucht blofs ernsthaft Kenntnis zu nehmen von der Art und Weise, in der seit anderthalb Jahren der Kampf zwischen Petersburg und Helsingfors mit den Waffen des Geistes geführt worden ist, um ohne Zaudern die Palme der Sachkenntnis und Staatsweisheit nicht den Beratern des Herrschers über hundert und zwanzig Millionen, sondern vielmehr den Auserwählten des winzig kleinen, freien Völkchens zuzuerkennen.

Es hiefs, dafs die ganze Macht der Presse schliefslich immer eine corrupte Macht sein müsse, dem Meistbietenden sklavisch ergeben, den öffentlichen Sitten durch Rohheit und persönliche Gehässigkeit gefährlich. Und siehe da: während der jüngere Finnländer als eifriger Zeitungsleser seines Gleichen blofs unter den „Yankees“ findet, sucht die finnländische Presse, was Selbstachtung und Vornehmheit des Tones betrifft, ihresgleichen fast vergebens in aller Welt[1].

Es hiefs endlich, dafs auch die nach westeuropäischem Muster organisierte Volksschule wohl schwerlich andere Früchte zeitigen könne, als entnervende Mifsvergnügtheit und ruchlose Neuerungssucht. Und siehe da: wenn irgendwo, so hat in dieser Materie die von Finnland gemachte Erfahrung das gerade Gegenteil jener Befürchtung ergeben. Kein Zweig des öffentlichen Staatsdienstes hat im letzten Decennium eine sorgsamere Pflege gefunden, als der Volksunterricht[2]. Aber je sorgfältiger der finnländische Kleinbauer und Feldarbeiter geistig entwickelt und zum Selbstdenken erzogen wurde, desto fester stand er seinen nationalen Obrigkeiten zur Seite in ihrem Kampfe für den „status quo“ gegen Neuerungen russischen Ursprungs, so verführerisch diese gerade den kleinen Leuten manchmal ausgemalt werden mochten.

Anläfslich des letzten erwähnten Punktes dürfte hier vielleicht ein Moment aus Finnlands jüngster Geschichte seine geeignete Stelle finden.

---

[1] J. R. Fisher, „Finland and the Tsars 1809—1899“ (1899) S. 7 u. 257.

[2] Man vergleiche den Aufsatz von G. Lönnbeck über „Enseignement primaire“ (III, 3) in „Notices sur la Finlande publiées à l'occasion de l'exposition universelle à Paris en 1900“ (1900).

Vor Kurzem nahm Se. Excellenz der Generalgouverneur eine Bande tartarischer Landstreicher — Kesselflicker und Kleinkrämer — als seine Gehilfen in Sold mit dem Auftrag, während ihrer Wanderungen durch Suomi dem finnländischen Bauern die Herrlichkeit gewisser Träume von agrarischen Reformen unter Petersburgischem Patronat eindringlichst ans Herz zu legen. Da wurde durch die Mittel populärer Aufklärung, durch populären Unterricht und populäre Flugschriften es von der immer wachsamen Blüte des Landes unternommen, jenen revolutionären Aufwiegelungen von seiten der absolutistischen Bureaukratie erfolgreich zu steuern[1]. „Sapienti sat."

Fürwahr: wer Pobedonostzeffs Sündenregister der westeuropäischen Civilisation in seiner ganzen Voreiligkeit und Übertreibung zur Schau zu stellen wünscht, der kann sich darauf beschränken, bei jedem Punkte auf die einschlägigen Thatsachen im finnländischen Grofsfürstentum hinzuweisen.

Es wäre jedoch einseitig, die überaus schönen Resultate, welche die Praxis occidentaler Ideen in Finnland ergeben hat, ausschliefslich der einen Thatsache zuzuschreiben, dafs die westeuropäische Bildung in finnländischen Geistern sich unter einer verklärenden Beleuchtung abzuspiegeln scheint. Andere Ursachen waren dabei mitbethätigt. Dazu sind wohl erstens zwei glückliche Umstände zu zählen, durch welche, wo immer sie sich ereignen, das Regime der nationalen Selbstbestimmung am besten gegen seine eigenen Entartungskeime gesichert zu bleiben pflegt. Wir denken zunächst an die geringe Bevölkerungsziffer, derzufolge fast jedermann von den andern wissen und sie kontrollieren kann. Und weiter fassen wir ins Auge das entschiedene Übergewicht, das die unverdorbene Bauernklasse über die so leicht dem sittlichen Verfall ausgesetzten Städter in Finnland behauptet[2]. Was aber am wenigsten übersehen werden darf, ist dieses: die Begeisterung der Finnländer für Selbstregierung ist nicht, wie nur zu oft in Westeuropa, blofs theoretisch, doktrinär; sie sitzt ihnen seit Jahrhunderten im Blute. Kein einziges unter den grofsen Völkern des Westens verbindet mit seiner Freiheitsliebe eine tiefere Ehrfurcht vor der eigenen Vergangenheit, weil nirgends sonst die nationale Freiheit ehrwürdigere, von alters her entschiedener verbriefte Rechte besitzt. Seit der grauesten Vorzeit, deren seine

[1] J. R. Fisher, „Finland and the Tsars 1809—1899 (1899) S. 253 ff. Cf. die erste Nummer (vom 3. Juni 1899) des englischen „Periodicals" „Finland", herausgegeben von Harold Perrott. B. A.

[2] Man vergleiche den oben citierten Aufsatz von E. R. Neovius in „Notices sur la Finlande publiées à l'occasion de l'exposition universelle à Paris" (1900) S. 11 u. 12.

Historiker sich entsinnen können, war auch der finnländische Bauer frei, von feudalistischen Fesseln unbehelligt[1]. Stets fand er in dem Landesrecht, dem Gesetz seiner Väter, einen unverrückbaren Hort gegen Vergewaltigung und Willkür. Daher ein in seltenem Grade allgemeiner Respekt vor der Oberhoheit des Rechts. Jedem Finnländer aus dem Herzen geschrieben ist der ergreifend schöne Satz, worin die schwedische Regierungsform von 1772 ihren eigenen Hauptinhalt kurz zusammenfasste: „Freie, unabhängige gesetzgebende Stände, jedoch dem Rechte unterthan; unter der Regierung eines Königs, der Inhaber ist der öffentlichen Gewalt, jedoch im Rechte gebunden; und diese beiden zusammengekettet und gleichmäfsig beschützt von jenem selben Rechte, das uns und unser teures Vaterland vor den Gefahren schützt, womit Unordnung, Willkür, fürstlicher Absolutismus, Adelsherrschaft und Despotie des Pöbels uns sonst bedrohen würden“[2].

Selbst wenn ihr Grofsfürst nicht zugleich russischer Zar wäre, würden die Finnländer wohl kaum daran denken, dem Souverän, sei es in Gestalt der Ministerverantwortlichkeit oder sonstwie, unterthänigst ein „otium cum dignitate“ anzutragen, als Ehrenaufzieher der Staatsuhr nach brittischem Muster. Und ebensowenig würden sie, auch wenn es ihnen möglich wäre, sich leicht dazu entschliefsen, aus der Organisation ihres Landtages das Princip der Ständevertretung zu streichen, so sehr jener Verstofs gegen die „Gleichheitsidee“ dem aufgeklärten Sohne des Westens auch zuwider sein möge. Mit den historisch überlieferten Kompetenzverhältnissen, mit dem aus schwedischer Vergangenheit ererbten Ständewesen behelfen sie sich nicht blofs, sie halten darauf als auf ein Stück ihres eigenen Lebens. Sie wissen wohl kaum, wie sehr jene Unverrückbarkeit des Rahmens, der ihr Staatsleben einfafst, ihnen zum Segen gereicht. An allem und jedem von Augenblick zu Augenblick ändern zu können, was man will, stürzt Völker, wie Einzelne, gleichmäfsig ins Verderben[3].

Dazu kommt noch eines: jene Staatsform möge nach der Meinung einiger so „unmodern“ sein, wie man will, einen Vorteil bietet sie jedenfalls:

Siehe auch den Aufsatz von A. Boxström in „Atlas de Finlande. Texte. Publié par la société de géographie de Finlande“ (1899) S. 19 u. 21.

[1] „La constitution du Grand-duché de Finlande. Recueil des lois fondamentales et autres actes officiels“ (Paris 1900) „Introduction“ S. 9 ff.

[2] „La constitution du Grand-duché de Finlande“ (1900) S. 64.

[3] Man vergleiche Auguste Comte „Cours de philosophie positive“ V (1877) S. 310/11.

sie macht das plumpe, das stupide Mehrheitsregiment unmöglich. Man fängt allmählich auch in unserem erleuchteten Westen an, sich für eine „Organisation des Wahlrechts“ [1], für proportionelle, auch wohl für Gruppenvertretung zu ereifern. Jene Korrektiven, nach denen unser vorbildlicher Occident sich eben Umschau zu halten entschliefst, Finnland besitzt sie, wenngleich dem Theoretiker der Begriff vielleicht etwas zu grob ausgesponnen sein mag, in der Geschiedenheit seiner Stände: Adel, Geistlichkeit, Stadtbürgertum, Bauern. Hat Jellinek vor Kurzem uns dargethan, dafs ihrem historischen Ursprunge nach die Idee von der Mitregierung des Volkes sich eigentlich mit Mehrheitsentscheidungen nicht begnügen dürfe, sondern immer einstimmige Beschlufsfassung fordern sollte [2], so finden wir gleichsam einen Widerhall jenes Jellinekschen Spruches in § 71 der Landtagsordnung Finnlands von 1869. Zur Einführung, Änderung oder Abschaffung konstitutioneller Bestimmungen wird dort nämlich einstimmiger Beschlufs der vier Stände verlangt [3]. Auch neue Staatsausgaben und neue Steuern werden blofs unter derselben Bedingung rechtskräftig [4]. Was ferner einfache Gesetzänderungen betrifft, so hat sich darin freilich schon § 40 der schwedischen Regierungsform von 1772 mit einem Majoritätsvotum zufriedengestellt. Immerhin soll es eine Majorität von drei gegen einen der Stände sein. Eine gröfsere Kopfzahl — die Adelskammer und die Bauern zum Beispiel im Bunde gegen Geistlichkeit und Stadtbürgertum — genügt nicht [5]. Ja, selbst wenn man (sei es im Urgenzfall oder nachdem zwischen uneinigen Ständen anfängliche Aussöhnungsversuche des Vermittlungskomitees mifslungen sind) schliefslich zum Mehrheitsvotum eines Ausschusses von sechzig seine Zuflucht nimmt [6], selbst dann noch wird die Notwendigkeit, dem mächtigen Grofsfürsten wenigstens einen unanimen Volkswunsch vorzulegen, wahrscheinlicherweise einer Durchschnittslösung vor erbitternder Principienreiterei den Vorzug sichern.

Gewifs, auch solch ein Ständetag hat „in abstracto“ seine Schattenseite. Wir hören sie schon im Geiste, die Äufserungen der Befürchtung, dafs „eine privilegierte Minorität von Pfarrern und Baronen“ einer Reform-

---

[1] Ch. Benoist „l'Organisation du suffrage universel“ in „Revue de deux mondes“ 1895.

[2] Georg Jellinek „Das Recht der Minoritäten“ (1898).

[3] „La constitution du Grand-Duché de Finlaude“ (1900) S. 102.

[4] Ibidem § 72.

[5] Die Bestimmung findet sich jetzt in § 73 der Landtagsordnung von 1869. Vgl. „La constitution du Grand-duché de Finland“ (1900) S. 103.

[6] § 74 der Landtagsordnung.

begierde des „Volkes“ auf Jahre steuern könnte. Im vorliegenden Fall sind jedoch solche „abstrakten“ Einwände besonders deshalb wenig „konkret“, weil die grofse Mehrzahl der „privilegierten“ Gruppen, auch des Adels, dem Volke in seiner Verehrung der „occidentalen“ Sitten und Begriffe die Fahne voranträgt. Mit seinen altertümlichen Adelsprivilegien und seinen sehr freisinnigen Adligen giebt Finnland uns ein Beispiel, wie junger Wein in alten Schläuchen bisweilen auch ein gewisses „Bouquet“ haben kann. Diejenigen, die im gesellschaftlichen Leben den Ton angeben, werden dort nicht durch den Neid der „Geringeren“ vom Staatsleben ausgeschlossen, sondern behaupten auch auf politischem Gebiet ihre vorherrschende Stellung. Der Landtag zählt unter seinen führenden Persönlichkeiten immer Adlige, und die Grofsfürsten haben bis jetzt bei der Zusammensetzung des Senats jener Thatsache gebührende Rechnung getragen.

Eben damit setzen aber die Finnländer dem langen Sündenregister, wodurch sie sich die Mifsgunst des mürrischen Synodalprokurators zugezogen haben, schliefslich die Krone auf. Bestand das Rufsland seiner Liebe am Ende blofs aus dem Zaren und den „Mushiks“, betrachtete er jede Geistesaristokratie dazwischen als ein nur wegen seiner Unvermeidlichkeit widerwillig zu duldendes Übel, wohlan: Finnland ist mit einem Zaren nicht, — blofs mit einem Grofsfürsten gedient; seine Bauern schwören bei keinem „Popen“, vielmehr bei ihrer Tageszeitung; und zum Übermafs der Frechheit vertraut es die Führung seiner Geschicke unter grofsfürstlicher Oberhoheit am liebsten einer Legion seiner geistig höchststehenden Söhne an, die bei den grofsen Publizisten des Occidents vielmehr, als bei orientalischen Reaktionspredigern ihr Licht anzuzünden gewohnt sind.

Ob denn nicht eben die Verständlichkeit des Konflikts im Hinblick auf die radikale Entzweiung der Parteien die Sache der Finnländer um so hoffnungsloser macht? Ihr letzter Trost bleibt, dafs einmal vielleicht der Grofsfürst, gehörig unterrichtet, sich seinen pan-russischen Beratern überlegen zeigen wird.



Zur Geschichte Finnlands in den letzten Lebensjahren Kaiser Alexanders I.

Von

Fritz Arnheim.



Am 11. September 1823 ernannte Kaiser Alexander I. den russischen Generalleutnant v. Zakrewskij zum Generalgouverneur des seit dem Jahre 1809 mit dem Russischen Reiche vereinigten Grofsfürstentums Finnland.

Zakrewskijs Vorgänger, der aus Esthland gebürtige russische Generalleutnant Baron Fabian v. Steinheil, hatte, als er im März 1810 auf Befehl seines kaiserlichen Herrn den Posten eines „Generalgouverneurs über Finnland" übernahm, im Grofsfürstentum eine Lage der Dinge vorgefunden, die seine dortige Stellung zu einer besonders schwierigen und verantwortungsvollen machte.

Finnland befand sich damals inmitten einer Übergangsperiode, deren charakteristisches Merkmal eine überaus lebhafte organisatorische Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten des staatlichen Lebens bildete. Eine der wichtigsten Errungenschaften dieser Reformarbeit war die im Sommer 1809 auf Antrag Alexanders I. von dem zu Borgå versammelten finnländischen Landtage beschlossene Neuerrichtung einer obersten Regierungsbehörde für das Grofsfürstentum: des sogenannten „Regierungs-Conseils". Ausschliefslich aus eingeborenen Finnländern bestehend, sollte der Regierungs-Conseil[1] im Namen des Kaisers-Grofsfürsten und unter dem Vor-

[1] Durch kaiserliches Reskript vom 21. Februar 1816 erhielt der „Regierungs-Conseil" die noch jetzt bestehende Bezeichnung „Senat". — Bei dieser Gelegenheit sei

sitz des Generalgouverneurs die Civilverwaltung des Landes, sowie in letzter Instanz die Rechtsprechung handhaben.

Man begreift, dafs Baron Steinheil sich unter solchen Umständen bei seiner Ankunft in Finnland vor eine Aufgabe gestellt sah, deren befriedigende Lösung nicht nur eine grofse Geschicklichkeit, sondern vor allem auch ein bedeutendes Mafs von Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung erforderte. Völlig unbekannt mit den beiden Sprachen, den Gesetzen und den socialen Verhältnissen seines neuen Wirkungskreises, konnte er, der russische Generalleutnant, auch wenn er vom besten Willen und vom redlichsten Eifer beseelt war, in der ersten Zeit seiner amtlichen Thätigkeit den eigentlichen Zweck seiner Mission naturgemäfs nur unvollkommen erfüllen, mufste er, der höchste officielle Vertreter Alexanders im Grofsfürstentum, wofern er Reibereien und Konflikten mit den verfassungskundigen Mitgliedern des Regierungs-Conseils aus dem Wege gehen wollte, sich vorläufig mit einer verhältnismäfsig bescheidenen Nebenrolle in Finnland begnügen und — wie der betreffende Ausspruch eines damaligen finnländischen Staatsmannes lautet — wenigstens zunächst „eine Art von Hors d'oeuvre bleiben". Jede aus Unkenntnis verfügte gesetzwidrige Mafsregel seinerseits, jedes übereilte Hervortreten seiner Person konnte leicht unberechenbare Gefahren heraufbeschwören und bei den Bewohnern des Grofsfürstentums eine russenfeindliche Stimmung erzeugen, was sein kaiserlicher Herr unbedingt vermieden zu sehen wünschte. Hatte derselbe doch an ihn am 26. September 1810, also kurz nach seinem Amtsantritt, ein Geheimschreiben gerichtet, in welchem es u. a. wörtlich hiefs: „Bei der Regelung der finnländischen Verhältnisse ist es Meine Absicht gewesen, diesem Volke eine politische Existenz zu verleihen, so dafs es sich nicht als von Rufsland erobert, sondern als durch seinen eigenen offenbaren Vorteil mit ihm verbunden betrachten soll".

Wenn man die neuerdings aus öffentlichen und privaten Archiven zu Tage geförderten vertraulichen Briefe der in den beiden ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wirkenden finnländischen Staatsmänner genauer liest, so fühlt man sich unwillkürlich versucht, die Worte „Er kam, er sah, er

---

erwähnt, dafs die Mitglieder des Senats bis 1857 die Ämter, die sie vor ihrem Eintritt in den Senat bekleidet hatten, behielten. Der Ausdruck „Senator" bezeichnet also bis 1857 eigentlich nur eine Art Ehrenamt. — Bei den in dieser Abhandlung vorkommenden Daten ist überall der neue Stil angegeben!

siegte“ auf Steinheil anzuwenden. Sein leutseliges Wesen verschaffte ihm binnen kurzem das unumschränkte Vertrauen des gemeinen Mannes, während sein sichtliches Bestreben, sich möglichst schnell mit den Rechten und Pflichten seines neuen Amtes vertraut zu machen, ihm von Anfang an die Sympathieen und die Achtung der mit ihm zur wirtschaftlichen und kulturellen Förderung des Grofsfürstentums berufenen einheimischen Behörden, namentlich der Mitglieder des Regierungs-Conseils (Senats), sicherte. Ihre schriftlichen Äufserungen zeigen uns deutlich, einer wie grofsen Beliebtheit sich Steinheil schon nach wenigen Monaten überall in Finnland erfreute. Bald nennen sie ihn einen „Mann von edler Sinnesart“, der auf seinem Posten „unersetzlich“ sei. Bald geben sie der Hoffnung Ausdruck, dafs die finnländische Nation noch länger ihren „guten, ehrlichen Vorgesetzten“ behalten dürfe, der ihre „Liebe und Erkenntlichkeit“ verdient habe. Bald endlich verleihen sie dem kaum fünfzigjährigen Generalgouverneur den — allerdings ein wenig paradox klingenden — Ehrentitel: „der wohlmeinende Alte“.

Die Bemühungen Steinheils, sich ein richtiges Verständnis der im Grofsfürstentum herrschenden socialen und politischen Zustände anzueignen, wurden nicht nur durch sein Taktgefühl, sondern vor allem auch durch die gründliche wissenschaftliche Bildung, die er besafs[1], wesentlich erleichtert. Nichts wäre irriger, als die Vermutung, seine Beliebtheit bei der Landesbevölkerung sei darauf zurückzuführen gewesen, dafs er in seiner Eigenschaft als Generalgouverneur „geherrscht, aber nicht regiert“ habe. Hatte Finnland doch nicht zum wenigsten seiner Mitwirkung die für die konstitutionelle und wirtschaftliche Entwicklung des Landes so bedeutsamen Reformen der Jahre 1811 und 1812 zu verdanken: die Errichtung eines besonderen finnländischen Staatssekretariats, sowie eines nur aus Finnländern bestehenden Petersburger Komitees zur Prüfung und Vorbereitung der von der unmittelbaren Entscheidung des Kaisers-Grofsfürsten abhängigen finnländischen Angelegenheiten, die Wiedervereinigung der durch die schwedisch-russischen Friedensverträge von 1721 und 1743 losgetrennten finnländischen Gebiete mit dem Grofsfürstentum, die Ausarbeitung einer in ihren Hauptbestimmungen noch heutzutage gültigen Instruktion für den Generalgouverneur, sowie endlich die Einrichtung mehrerer

[1] Im Jahre 1817 wurde er zum Ehrenmitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften gewählt.

neuen Centralbehörden. Wenn daher einer der leitenden finnländischen Staatsmänner im Jahre 1814 erklärte, das Land besäfse einen Generalgouverneur, der „von einem glühenden Interesse für das allgemeine Wohl durchdrungen ist, die Finnländer liebt und unsere Gesetze, unsere Einrichtungen, sowie den Gang unserer Civilangelegenheiten bereits gründlich kennt“, so sprach er hiermit blofs das aus, was alle seine Landsleute damals empfanden.

Unglücklicherweise ward Graf Steinheil[1] inmitten seiner segensreichen Wirksamkeit von einem schweren körperlichen Leiden befallen. Schon im Februar 1819 beabsichtigte er, seine Entlassung zu nehmen, oder sich wenigstens auf längere Zeit beurlauben zu lassen. Doch gelang es damals noch den Bitten seiner finnländischen Freunde, ihn zum Verbleib auf seinem Posten zu bestimmen. Allein Anfang 1823 war seine physische Widerstandskraft völlig erschöpft. Sein Entschlufs, sich ins Privatleben zurückzuziehen, stand unwiderruflich fest. Im September 1823 wurde sein Abschiedsgesuch bewilligt.

Das warme Interesse, das er während einer beinahe dreizehnjährigen Amtsthätigkeit jederzeit den Finnländern bewiesen hatte, blieb nicht unbelohnt. Die Huldigungen, die ihm von allen Schichten der finnländischen Nation bei seinem Scheiden dargebracht wurden, zeigten ihm deutlich, wie dankbar man es im Grofsfürstentum anerkannte, dafs er so viel Gutes gethan und so viel Schlimmes verhütet hatte. Gleich seinem berühmtesten Amtsvorgänger, dem von Gustaf Adolf und Axel Oxenstierna hochgeschätzten Grafen Per Brahe, durfte auch er mit berechtigtem Stolze von sich sagen: „Ich war mit dem Lande und das Land mit mir zufrieden“.

Um die Erregung, mit der die Finnländer der Ankunft des neuen Generalgouverneurs entgegensahen, richtig verstehen zu können, mufs man sich die damalige politische Lage des Grofsfürstentums vergegenwärtigen.

Im Spätherbst des Jahres 1808 hatte eine den inneren politischen Bestrebungen der finnländischen Nation freundlich gesinnte Richtung am Petersburger Hofe den Sieg davongetragen. Der einflufsreiche russische Reichssekretär Michael Speranskij wurde Anfang 1809 vortragender Staatssekretär für finnländische Angelegenheiten. Zwar mufste derselbe schon nach kurzer Zeit den Intriguen einer gegnerischen Koalition weichen.

[1] Er wurde 1812 in den Grafenstand erhoben und 1819 zum General der Infanterie befördert.

Allein die Ausführung seines Programms, das in dem bekannten Ausspruch: „Finnland ist ein Staat, nicht ein Gouvernement“ gipfelte, geriet darum doch nicht ins Stocken. Denn derjenige, der am meisten zu seinem Sturze beigetragen hatte und jetzt sein Nachfolger in der Gunst Alexanders I. wurde, war kein anderer, als ein finnländischer Patriot und Staatsmann von europäischem Rufe, Graf Gustav Moritz Armfelt. Und um ihn, den „Alkibiades des Nordens“, scharte sich damals eine Reihe anderer einflufsreicher Finnländer — Matthias Calonius, Freiherr Robert Heinrich v. Rehbinder, Johann Friedrich v. Aminoff und Freiherr Karl Erich v. Mannerheim — die, wie er, von warmer Vaterlandsliebe beseelt waren, und die nach seinem Tode (1814) sich in seinem Sinne der Aufgabe, bei dem Monarchen zu Gunsten der Interessen ihrer Landsleute zu wirken, mit rastlosem Eifer widmeten. Gerade in jenen Jahren durften die finnländischen Reformfreunde die besten Hoffnungen für die konstitutionelle Zukunft ihrer Heimat hegen. Als ein überzeugter Vertreter liberaler Anschauungen war Kaiser Alexander aus dem Riesenkampfe gegen Napoleon in sein Reich zurückgekehrt. Bereits im Dezember 1815 gab er den Polen eine freisinnige Verfassung, und wenige Wochen später, am 21. Februar 1816, erliefs er an seine „finnländischen Unterthanen“ jenes bekannte Manifest, in welchem er sein „für ewige Zeiten gegebenes Versprechen, betreffend eine unverbrüchliche Aufrechterhaltung der besonderen Konstitution dieses Landes unter Unserm wie Unserer Nachfolger Scepter“, feierlich erneuerte und der Überzeugung Ausdruck verlieh, „dafs die Konstitution und die Gesetze, welche, übereinstimmend mit dem Charakter, den Sitten und dem Bildungsgrade des finnländischen Volkes, während einer langen Reihe von Jahren die Grundlage seiner bürgerlichen Freiheit und Ruhe gebildet haben, nicht ohne Schaden für diese eingeschränkt oder verändert werden könnten“. Einen besonders lauten Widerhall aber fand im Grofsfürtentum seine Äufserung bei der Eröffnung des Warschauer Reichstages (27. März 1818), dafs er mit Gottes Hülfe die liberalen Institutionen auf alle Länder, die durch die Vorsehung seinem Schutze anvertraut seien, ausdehnen zu können hoffe. Man glaubte in diesen Worten ein günstiges Vorzeichen dafür zu erblicken, dafs der Kaiser in eine umfassende Reform der finnländischen Staatsverfassung und zum Zweck ihrer Durchführung in eine Einberufung des finnländischen Landtages willigen werde. Allein die bald darauf in Rufsland beginnende reaktionäre Ära bereitete allen Illusionen ein jähes Ende. Die Reise, welche Alexander I. im Spätsommer des

Jahres 1819 durch das Innere des Grofsfürstentums unternahm, trug zwar dazu bei, die persönliche Vorliebe des Herrschers für seine finnländischen Unterthanen noch zu steigern, blieb aber in politischer Hinsicht ohne jedes weitere Ergebnis. Die auf eine Verbesserung der konstitutionellen Stellung des Landes gerichteten Bestrebungen der finnländischen Staatsmänner fanden keine Berücksichtigung, und es wurde immer deutlicher, dafs die politische Reaktion sich anschickte, in das Grofsfürstentum selbst ihren Einzug zu halten. Natürlich machte sich der Geist des Rückschritts zunächst nur auf einigen wenigen Gebieten geltend. Noch fehlte die leitende Kraft, die alle Fäden in ihren Händen vereinigte. Kein Wunder, dafs man unter solchen Umständen sich im Spätherbst 1823 in ganz Finnland die Frage vorlegte, ob wohl der neue Generalgouverneur v. Zakrewskij die Rolle einer solchen leitenden Kraft zu spielen gesonnen sei.

Arsenij Andrejewitsch v. Zakrewskij[1] war am 24. September 1783 im Gouvernement Twer als Sohn eines pensionierten Offiziers geboren. Seit 1802 in einem russischen Infanterieregiment als Fähnrich angestellt, that er sich u. a. bei Austerlitz, bei Preufsisch-Eylau sowie bei Weichselmünde, wo er den preufsischen Orden Pour le mérite erhielt, durch Tapferkeit hervor, nahm später an den Feldzügen in Finnland, in der Moldau wie gegen Napoleon teil und ward als Generalmajor im Oktober 1813 von Alexander auf dem Schlachtfelde bei Leipzig zum Generaladjutanten befördert. Mit seiner Ernennung zum dienstthuenden General beim Petersburger Hauptstabe (24. Dezember 1815) begann die zweite, administrative Periode seiner militärischen Laufbahn. In seiner neuen einflufsreichen Stellung wufste sich Zakrewskij lange zu behaupten, obwohl es ihm keineswegs an mächtigen Gegnern fehlte. Der Kaiser blieb ihm gewogen und verlieh ihm im Jahre 1821 zum Zeichen seiner Zufriedenheit den Generalleutnantsrang. Allein schliefslich trug die Gegenpartei, an deren Spitze, nach der eigenen Aussage Zakrewskijs, der Kriegsminister Graf Araktschejew („die Schlange") und der Generalstabschef Baron v. Diebitsch („der deutsche Kriecher") standen, doch den Sieg davon. Ihr Wunsch,

---

[1] Meine Angaben über Zakrewskij stützen sich zum Teil auf seinen Briefwechsel (in russischer Sprache), der unter der Leitung des Generals N. Dubrowin in Bd. 73 und Bd. 78 des „Sbornik Imperatorskago Russkago Istoritscheskago Obschtschestwa" (Petersburg 1890 u. 1891) veröffentlicht worden ist. Leider war mir auf der Berliner Bibliothek nur der erstgenannte Band zugänglich. Derselbe enthält auch eine kleine biographische Skizze über Zakrewskij aus der Feder des Fürsten D. W. Drutschkoj-Sokolinskij. Nach Angabe des letzteren ist Z. übrigens erst 1786 geboren.

Zakrewskij „loszuwerden“, ging in Erfüllung. Am 11. September 1823 — kurze Zeit nach seiner Rückkehr von einer aus Gesundheitsrücksichten nach Deutschland unternommenen Reise — wurde er, ohne dafs man ihn vorher befragt hatte, durch kaiserliches Reskript zum Generalgouverneur über Finnland sowie zum Kommandierenden der daselbst stationierten Truppen ernannt.

Seine Freunde, denen die Ernennung als ein „unbegreifliches Rätsel“ erschien, fürchteten anfangs, dafs er den neuen Posten überhaupt nicht antreten, sondern sogleich den Staatsdienst quittieren würde. Aber Zakrewskij war durchaus nicht gewillt, der „Schlange“ Araktschejew und den „deutschen Kriechern“, zu denen er anscheinend auch Steinheil, sowie namentlich dessen Gemahlin rechnete, einen solchen Gefallen zu erweisen. Am 16. Dezember 1823 schrieb er an seinen Freund und ehemaligen Vorgesetzten, Fürst Peter Michailowitsch Wolkonskij: „Wundern Sie sich nicht so sehr darüber, dafs ich mich entschlofs, das mir übertragene Amt anzunehmen. Ich that dies deshalb, um in allem und jedem die Hingebung für meinen Kaiser und die Bereitwilligkeit zu offenbaren, überall da zu dienen, wo er mich anzuwenden beliebt. Allerdings fühle ich selbst, dafs ich bei diesem Amte keinen Nutzen bringen kann, dagegen viel Mühe haben werde. Die Unkenntnis der Sprache wird mir bei jedem Schritte Hindernisse in den Weg legen, sobald ich die Förderung des Landes und die Ausrottung der bereits eingewurzelten Mifsbräuche in Angriff nehmen werde. Ich sah dies in der ersten Minute voraus und erklärte alles freimütig dem Kaiser. Allein Se. Majestät wünschten durchaus, dafs ich diesen Posten annähme. Ich gehorche und werde nach Helsingfors gehen. Ich werde dort sehen, was ich zu thun habe“.

Ursprünglich beabsichtigte Zakrewskij, sich unmittelbar nach Weihnachten auf den Schauplatz seiner neuen Thätigkeit zu begeben. Unglücklicherweise verzögerte sich jedoch seine Abreise um mehrere Monate, so dafs seine Freunde reiche Gelegenheit fanden, ihn in seinem Vorurteil gegen die bisherigen „deutschen“ Regierungsprincipien im Grofsfürstentum noch mehr zu bestärken. Seine Bedenken wegen der Nichtkenntnis der Sprache, der Sitten und der Gesetze des Landes suchten sie dadurch zu zerstreuen, dafs sie ihn auf das Beispiel der früheren finnländischen Generalgouverneure hinwiesen, die trotz ähnlicher Unbequemlichkeiten und Hindernisse ein solches Amt übernommen hätten. Seine Klagen über die ihm angeblich zugefügte Unbill erklärten sie einstimmig für ungerechtfertigt. Der

ihm anvertraute neue Posten sei „wichtig, ehrenvoll und erhaben" und werde zweifellos nur die Vorstufe für einen noch umfassenderen Auftrag bilden. Vor allem aber betonten sie unablässig, wie sehr sich die russische Regierung dazu beglückwünschen könne, dafs ihre Wahl auf einen so redlichen, arbeitsamen und uneigennützigen Mann gefallen sei, dessen „Grundsätze" eine sichere Gewähr für eine baldige Besserung der in Finnland herrschenden „verwahrlosten" Zustände böten. Es liegt in der menschlichen Natur begründet, dafs Zakrewskij durch derartige Einflüsterungen in seinen Anschauungen stark beeinflufst werden mufste. Gerüchte wenig tröstlicher Art über die von ihm zu erwartende Politik begannen sich im Grofsfürstentum zu verbreiten. Schon am 8. Januar 1824 äufserte das Senatsmitglied Johann Albert v. Ehrenström, von dem später noch häufig die Rede sein wird, in richtiger Vorahnung der kommenden Dinge: „Wenn die Pläne unseres neuen Generalgouverneurs darauf hinzielen, die Interessen Rufslands mit denen Finnlands in der Weise zu vereinigen, dafs wir dadurch unsere Nationalität verlieren, die unter dem mächtigen Scepter des Kaisers bisher unser grofses Glück gebildet hat, und wenn sein Vorsatz, unserer armen Staatsmaschinerie eine neue Richtung zu geben, darauf abzielt, unsere Institutionen zu verändern und die des Kaisertums, die nicht im geringsten mit unserer Stellung analog sind, bei uns einzuführen, so werden wir in der That in solchem Falle eines gewaltigen Fonds von Resignation bedürfen".

Im März 1824 traf Zakrewskij mit seiner Gemahlin Agrippina Feodorowna, einer geborenen Gräfin Tolstoj, sowie mit einer aus mehreren russischen Offizieren und Herren vom Civil bestehenden Suite in Helsingfors, der neuen Hauptstadt des Grofsfürstentums[1], ein. Der Eindruck, den sein Auftreten in den ersten Wochen auf die leitenden Kreise der finnländischen Residenz machte, war, wie aus mehreren zeitgenössischen vertraulichen Briefen hervorgeht, keineswegs ein unbedingt ungünstiger. Man rühmte seine Rechtschaffenheit, Ordnungsliebe und „ganz unbegreifliche Arbeitskraft". Man bewunderte den Eifer, womit er auf mündlichem und schriftlichem Wege sich über die verschiedensten Verwaltungsfragen zu unterrichten suchte. Ja, man glaubte sogar zuversichtlich hoffen zu dürfen, dafs das Land „mit der Zeit" in ihm „einen klugen,

---

[1] An Stelle von Åbo wurde durch kaiserl. Verordnung vom 27. März 1812 Helsingfors zur Hauptstadt des Grofsfürstentums erklärt. Am 1. Oktober 1819 hielt der Senat daselbst seine erste Sitzung ab.

energischen und edlen Vorgesetzten" besitzen werde. Freilich ist in jenen Aufzeichnungen gleichzeitig auch von minder erfreulichen Eigenschaften des neuen Generalgouverneurs die Rede. Mit dem Ausdruck lebhaften Bedauerns spricht man beispielsweise davon, dafs er der französischen Sprache „in höchst unbedeutendem Mafse", im übrigen aber nur des Russischen mächtig sei und daher stets eines Dolmetschers zur Verständigung bedürfe, wodurch die Erledigung der laufenden Regierungsgeschäfte ungemein erschwert und verzögert werde. Nicht ohne eine gewisse Bitterkeit ferner protestiert man gegen seine „Idee", dafs in Finnland zahlreiche „Mifsbräuche" existierten, die eine „unfehlbare Berichtigung" seinerseits erforderlich machten. Insbesondere aber zeigt man sich über den unhöflichen Empfang entrüstet, den er den Senatsmitgliedern bei ihrer ersten feierlichen Aufwartung hatte zu teil werden lassen, und der eine „allgemeine, aufserordentliche Sensation" damals erregt haben mufs.

„Ich liebe mein Vaterland; ich bin Russe": so schrieb Zakrewskij am 1. Februar 1824 aus Petersburg an seinen Freund Fürst Wolkonskij. In diesen seinen Worten liegt gleichsam der Schlüssel zum richtigen Verständnis des Konflikts, der unmittelbar nach seiner Ankunft in Helsingfors zwischen ihm und dem Finnländischen Senat entstand. Der neue Generalgouverneur war — es kann dies nicht stark genug betont werden — ein in moralischer Hinsicht vollkommen intakter „Ehrenmann" mit vielen vortrefflichen Anlagen. Allein es fehlte ihm die wichtigste Vorbedingung für ein erfolgreiches Wirken im Grofsfürstentum: die Gabe, sich in nichtrussische Zustände hineinzufinden. Aus einzelnen schriftlichen Äufserungen seiner Freunde läfst sich mit Sicherheit entnehmen, dafs er unter der Unkenntnis der Sprache, der Sitten und der Gesetze des seiner Oberaufsicht anvertrauten Landes aufs schwerste litt. Hätte er keine so mangelhafte Bildung, einen weniger brutalen und jähzornigen Charakter, einen minder rechthaberischen Sinn und vor allem ein geringeres Mafs von Mifstrauen besessen, so wäre ihm zweifellos die Überwindung aller jener Unbequemlichkeiten ohne jede Schwierigkeit auf friedlichem Wege gelungen. Statt dessen wurde jetzt „Biegen oder Brechen" seine Losung. Von seiner eigenen Machtvollkommenheit durchdrungen und an blinden militärischen Gehorsam gewöhnt, schlug er den finnländischen Staatsmännern und Behörden gegenüber einen hochfahrenden und schulmeisterlichen Ton an, der eine um so ungünstigere Wirkung hervorrief, als die von ihm anbefohlenen Mafsnahmen im Widerstreit mit dem Wortlaut der Gesetze standen. „Da ich" —

schreibt er schon am 15. Mai 1824 wörtlich an den Staatssekretär Freiherrn v. Rehbinder — „hier am Platze bin, werde ich nicht dulden, dafs die Ausführung dessen, was ich vorgeschlagen und angeordnet habe, sich verzögert“. Überall witterte er Mifsbräuche, Verrat und Betrug. Bei dem schon erwähnten finnländischen Günstling des Kaisers, dem Grafen Joh. Friedr. v. Aminoff[1], erhob er sofort nach der Ankunft im Grofsfürstentum über den bei der dortigen Studentenschaft angeblich herrschenden unmoralischen Geist in scharfen Worten Beschwerde, was zu einem heftigen Zusammenstofs zwischen beiden Männern führte. Anläfslich einer Inspektionsreise im Sommer 1824 hielt er sich für berechtigt, überall und an allem zu mäkeln und den Beamten seine Unzufriedenheit mit ihrer Amtsführung auszusprechen. In allererster Linie richtete sich jedoch sein Unwille gegen die Mitglieder des Finnländischen Senats. Dieselben waren, wie man wohl sagen darf, seine „bêtes noires“. Hartnäckig verweigerte er die Unterzeichnung der von ihnen verfassungsgemäfs in schwedischer Sprache ausgefertigten Beschlüsse, auch wenn eine russische Übersetzung für ihn beigelegt war. Geflissentlich unterliefs er, sie bei der Behandlung der Regierungsangelegenheiten zu Rate zu ziehen, mochten auch grobe Mifsgriffe und unhaltbare Mafsregeln die Folge davon sein. Mit einem Worte: sein ganzes Bestreben war sichtlich darauf gerichtet, der höchsten Regierungsbehörde des Landes seine Mifsachtung möglichst deutlich kundzugeben und ihren verfassungsmäfsigen Einflufs möglichst schnell bei Seite zu schieben. Unter solchen Umständen war ein gedeihliches Zusammenwirken der beiden Gewalten selbstverständlich ein Ding der Unmöglichkeit. Graf v. Mannerheim[2], der seit 1822 in seiner Eigenschaft als Vicepräsident des „Departements der Ökonomie“ des Senats den wichtigsten Posten innerhalb dieser Körperschaft bekleidete, äufserte im Hinblick auf Zakrewskijs Gebahren schon am 26. Oktober 1824 voller Unmut zu Rehbinder: „Unter uns kann ich Dir versichern, dafs bei jenem Herrn keine Gründe etwas auszurichten vermögen, wofern sie nicht mit seinen eigenen Ansichten oder mit denen seiner Umgebung übereinstimmen“.

Anfang 1825 begab sich Zakrewskij nach Petersburg, um, wie er sagte, die zu seinem Rücktritt erforderlichen Schritte zu treffen. Der wahre Zweck seiner Reise war jedoch, seine Position in der russischen

---

[1] Er war 1819 in den Grafenstand erhoben und 1821 zum Vicekanzler der Universität in Åbo ernannt worden.

[2] Seine Erhebung in den Grafenstand war am 7. Januar 1824 erfolgt.

Hauptstadt noch mehr zu befestigen und einen entscheidenden Schlag gegen den ihm so verhassten Finnländischen Senat vorzubereiten. Sein Manöver gelang vollständig. Bei einer Privataudienz am 28. März wufste er die mündliche Zustimmung des Kaisers zu mehreren Verordnungen zu erlangen, die ohne die verfassungsmäfsige Mitwirkung der finnländischen Behörden entstanden waren. Siegesbewufst traf er Ende April wieder in Helsingfors ein. Dafs er nicht mit leeren Händen zurückgekehrt war, sollten die leitenden Kreise der finnländischen Hauptstadt bald genug mit Schrecken erfahren.

„Omnia ruunt in pejus!“ Diese Worte Mannerheims in einem Schreiben vom 5. Mai an Rehbinder spiegeln die damalige Situation vortrefflich wieder. In den ersten Tagen des Monats wurde der Senat förmlich mit Erlassen überschüttet, deren sofortige Vollstreckung der Generalgouverneur anbefahl, obwohl ihre Entstehung auf einem Wege erfolgt war, welcher der Konstitution des Grofsfürstentums und den für die verschiedenen finnländischen Regierungsgewalten gültigen kaiserlichen Reglements direkt zuwiderlief. „Der Despot“ — so äufserte das Senatmitglied v. Ehrenström am 7. Mai entrüstet zu Aminoff — „liefert tagtäglich erneute Beweise seines tiefeingewurzelten Übelwollens gegen uns und seiner Neigung, wie Absicht, unsere Rechte zu kränken“.

Unleugbar befanden sich die Mitglieder des Senats in jenen Tagen in einer äufserst schwierigen Lage. Sollten sie den Befehlen eines „dreisten Veziers“, der den Senat von einer obersten Regierungsbehörde in eine blofse Abteilung der Generalgouverneurskanzlei umzuwandeln wünschte, feige gehorchen? Oder sollten sie einen feierlichen, officiellen Protest wider das verfassungswidrige Gebahren jenes „Paschas“ einlegen? Ein ängstliches Stillschweigen mufste den Senat in den Augen der finnländischen Nation für ewige Zeiten entehren. Eine freimütige Sprache aber war mit einer offenen Kriegserklärung gegen den allmächtigen Generalgouverneur gleichbedeutend und konnte leicht die gröfsten Gefahren für die konstitutionelle Zukunft des Grofsfürstentums heraufbeschwören.

Der 9. Mai 1825 ist einer der bedeutsamsten Gedenktage in der Geschichte Finnlands seit seiner Vereinigung mit dem Russischen Reiche.

Um 10 Uhr vormittags traten die Mitglieder des Senats zu einer Plenarsitzung zusammen. Zunächst erfolgte die Verlesung von fünf Schreiben des Generalgouverneurs, welche Mafsnahmen betrafen, die in Petersburg auf seinen mündlichen Vortrag hin vom Kaiser beschlossen worden

waren und nunmehr direkt, mit Übergehung des finnländischen Staatssekretärs und des Petersburger Komitees für finnländische Angelegenheiten, dem Senat behufs sofortiger Ausführung zur Kenntnis gegeben wurden. Demzufolge sollten 1) die in Finnland angesiedelten Russen griechisch-orthodoxer Konfession künftig dieselben Rechte, wie die übrigen Staatsbürger des Landes geniefsen, 2) die Provinzen des Grofsfürstentums neu eingeteilt und die dortigen lutherischen Bistümer vermehrt werden, 3) die finnländischen Landeshauptleute (Provinzialgouverneure) das Recht erhalten, in gewissen Fällen ohne Innehaltung der gesetzlich vorgeschriebenen Formen einzelne Beamtenkategorien des Landes unmittelbar abzusetzen, 4) Konduitenlisten nach russischem Vorbilde für die finnländischen Beamten zur Einführung gelangen, und 5) die alten schwedischen Meilensteine auf den öffentlichen Wegen des Grofsfürstentums durch russische Werststeine ersetzt werden. Nachdem die Verlesung der fünf Schreiben beendet war, beschlofs der Senat einstimmig, über die in ihnen vorkommenden Angelegenheiten „sub secreto“ zu beraten.

In der nun folgenden geheimen Sitzung stellte es sich heraus, dafs die Auffassung des Senatsmitgliedes v. Ehrenström: „Wenn man fallen mufs, so soll man wenigstens mit Ruhm fallen“ von seinen sämtlichen Kollegen geteilt wurde. Die fünf Briefe erregten zum Teil wegen ihres Inhalts, besonders aber wegen der verfassungswidrigen Form ihrer Entstehung im Schofse der Versammlung „grofse Unruhe und Sensation“. Jeder empfand deutlich, dafs der Senat, „ohne sich selber zu entehren und ohne das gegenwärtige, wie künftige Glück der Nation aufs Spiel zu setzen“, derartige „dreiste Manieren“ des Generalgouverneurs nicht stillschweigend hinnehmen konnte. Kein Wunder, dafs unter solchen Umständen der scharfe persönliche Gegensatz zwischen einzelnen Senatsmitgliedern jetzt, wo man im Interesse des gemeinsamen Vaterlandes für die Heiligkeit der Gesetze und für die Aufrechterhaltung der bestehenden Verwaltungsvorschriften einzutreten hatte, vorübergehend einem stillschweigenden Gottesfrieden Platz machte. Nach einer lebhaften Debatte, die sich bis 1 Uhr nachmittags hinzog, gelang es der Beredsamkeit Ehrenströms und der Energie des Staatsprokurators (Oberreichsanwalts) Karl Johann v. Walleen, die Anhänger einer Politik der „mezzi termini“ von der Notwendigkeit eines entschlossenen Vorgehens zu überzeugen. Einhellig[1] entschied

[1] Sogar das halb russifizierte und mit Zakrewskij eng befreundete Senatsmitglied, Postdirektor Gust. Wilh. v. Ladau, sah sich damals genötigt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und gleichfalls mit Ja zu stimmen.

sich der Senat dafür, „in corpore“ an den Kaiser eine „ehrerbietige Vorstellung“ zu richten, worin der Versuch Zakrewskijs, bei der Behandlung der finnländischen Angelegenheiten gesetzwidrige Formen einzuführen, nachdrücklich zurückgewiesen, sowie aufserdem betont werden sollte, dafs ein grofser Teil der in den fünf Briefen angeordneten Mafsnahmen „den von Seiner Majestät uns gewährleisteten Grundgesetzen des Landes“ widerspräche. Die Schreiben selbst sollten — wie Graf Mannerheim in seiner Eigenschaft als Vicepräsident des Senats nach Wiederherstellung der öffentlichen Sitzung zu Protokoll gab — bis auf weiteres als „nicht vorhanden“ angesehen werden.

So war denn der Würfel gefallen. „Stehen wir, dann stehen wir alle; fallen wir, dann fallen wir alle“, schrieb Mannerheim wenige Stunden nach jener denkwürdigen Sitzung.

Da die Senatsmitglieder jeden Vorwurf einer geheimen Intrigue wider Zakrewskij vermieden zu sehen wünschten, erteilten sie dem Staatsprokurator v. Walleen, der als oberster Wächter über die finnländischen Gesetze auch die Amtsführung des Generalgouverneurs zu prüfen hatte, den offiziellen Auftrag, in betreff der Form, wie des Inhalts der fünf Schreiben bei Zakrewskij persönlich Vorstellungen zu erheben. Allein die am 13. Mai stattfindende Audienz verlief ergebnislos. Zakrewskij beharrte bei seiner Überzeugung, dafs er wie ein rechtschaffener Mann gehandelt habe. und erklärte, dafs, wenn nicht einmal ein Beamter in seiner Stellung den kaiserlichen Befehlen Gehorsam verschaffen dürfte, der Posten des Generalgouverneurs einfach überflüssig wäre; worauf Walleen entgegnete, dafs, wofern ein Generalgouverneur jederzeit nach seinem Belieben die bestehenden Gesetze verletzen könnte, ein Finnländischer Senat überhaupt nicht zu existieren brauchte. Auch ein Versuch Mannerheims, am Abend des folgenden Tages in einer fast dreistündigen Privatunterredung Zakrewskij zur Zurücknahme der fünf Erlasse zu bewegen, scheiterte vollkommen. „Mit gutem Gewissen“ — so schlofs Mannerheim damals seinen Bericht — „darf ich sagen: Dixi et salvavi animam meam“.

Unter diesen Umständen blieb den Senatsmitgliedern, die in jenen Tagen häufig Privatzusammenkünfte abhielten, nichts anderes übrig, als sich, ihrem früheren Beschlusse gemäfs, an Alexander persönlich zu wenden. Die Ausarbeitung der an den Kaiser zu richtenden Eingabe wurde von Ehrenström und Walleen bewerkstelligt. Der erste Entwurf erfuhr einige Veränderungen, da ein Teil des Senats neben der gesetzwidrigen Entstehung auch

den teilweise gesetzwidrigen Inhalt der fünf Verordnungen hervorgehoben wissen wollte. Nachdem der französische Wortlaut der Adresse endgültig festgestellt worden war, wurde dieselbe von Ehrenström eigenhändig ins Reine geschrieben, von den siebzehn Senatsmitgliedern, die an der Sitzung vom 9. Mai teilgenommen hatten, unterzeichnet, in versiegeltem Couvert direkt an den Kaiser adressiert und am 22. Mai dem in Petersburg befindlichen finnländischen Staatssekretär Rehbinder zu sofortiger Weiterbeförderung an Alexander übersandt. Am 21. Mai abends hatte Mannerheim eine Kopie der Eingabe dem Generalgouverneur überreicht, der, den Worten Ehrenströms zufolge, „diese Mitteilung, wenigstens äufserlich, mit der gewöhnlichen kalten Ruhe entgegennahm; denn er ist unumschränkter Herr über die Muskeln seines Gesichts. Was in ihm kocht, läfst sich nur erraten".

Der Inhalt der soeben erwähnten Adresse[1], die man mit Recht als eine der wichtigsten Urkunden zur Geschichte Finnlands im 19. Jahrhundert bezeichnet hat, ist etwa folgender:

Nach einer flüchtigen Übersicht über die vom Generalgouverneur eingesandten Schreiben, sowie nach einem kurzen Hinweis darauf, dafs die darin angeordneten Mafsnahmen dem Petersburger Komitee für die finnländischen Angelegenheiten weder vorher zur Prüfung noch nachher zur Ausfertigung überwiesen worden seien, erklärt der Senat, er habe die Befehle des Kaisers bisher um so bereitwilliger zur Ausführnng gebracht, als dieselben stets den Stempel eines „väterlichen Wohlwollens für Finnland", sowie einer eifrigen Fürsorge für dessen „ohnehin schon durch die Beibehaltung seiner Gesetze und seiner Verwaltungsformen verbürgtes, gegenwärtiges wie künftiges Glück" getragen hätten, und man sei daher auch „in dem obigen aufserordentlichen Falle, der sich zum erstenmal seit der Vereinigung dieses Landes mit dem Kaisertum Ew. Majestät ereignet, im Hinblick auf die Form, in welcher Ew. Majestät Wille dem Senat jüngst mitgeteilt wurde, von einem peinlichen Gefühl der Sorge und der Bestürzung überwältigt worden".

Im Anschlufs an eine ziemlich eingehende Charakteristik der wichtigsten Bestimmungen und Erlasse, betreffend die amtlichen Befugnisse des Petersburger Komitees, wird alsdann ausgeführt, dafs die Mitglieder des

---

[1] Der französische Originaltext der Adresse findet sich bei Rob. Castrén, Skildringar ur Finlands nyare historia, p. 383 ff. (Helsingfors 1882).

Senats „die hohe Weisheit, die väterliche Fürsorge für die Beibehaltung unserer Gesetze und alle die höchst wohlthätigen Absichten", wodurch die eben genannten Bestimmungen und Erlasse charakterisiert würden, nach Gebühr zu schätzen wüfsten. Um so lebhafter sei ihr Bedauern darüber, dafs der Generalgouverneur jetzt plötzlich — „durch Ausschlufs der Mitwirkung des doch einzig zu diesem Behufe geschaffenen und angestellten Komitees" — eine neue Form bei der Behandlung der finnländischen Angelegenheiten einführen wolle, obwohl doch der § 57 seiner Instruktion im Gegenteil ausdrücklich besage, „dafs er die in Geltung befindlichen Gesetze und Verordnungen genau befolgen soll". Die Mitglieder des Senats könnten deshalb auch nicht umhin, „Ew. Kaiserl. Majestät Allergnädigste Aufmerksamkeit ganz gehorsamst auf die Vergefslichkeit zu lenken, die der Generalgouverneur sich bei dieser Gelegenheit in Bezug auf festgestellte Formen, die bisher keine Veränderung durch eine ausdrückliche Erklärung des Kaiserlichen Willens erlitten haben, zu Schulden hat kommen lassen". Würden sie solches nicht thun, so handelten sie wider ihr eigenes Gewissen und verletzten die heiligsten Pflichten gegen ihren Kaiser, ihr geliebtes Vaterland, ihre Landsleute und die Nachwelt.

„Der Fall", heifst es wörtlich, „um den es sich augenblicklich handelt, ist von einer allzu grofsen Wichtigkeit für die Gegenwart und von einer unermefslichen Bedeutung für die Zukunft. Der Senat kann nicht verschweigen, dafs die fünf Schreiben des Generalgouverneurs ... Bestimmungen enthalten, welche eine teilweise Veränderung der Grundgesetze, sowie anderer Civilverordnungen Finnlands mit sich bringen würden, die Ew. Kaiserl. Majestät zu bestätigen geruht haben, Gesetze, welche bisher so sorgfältig beobachtet worden sind und deren vollständige Beibehaltung, Sire, das gegenwärtige Glück von Dero getreuen finnländischen Unterthanen, ihre Zukunftshoffnung, den einzigen Gegenstand ihrer Wünsche und die Grundlage des Wohlergehens bildet, dessen sie sich unter den Auspizien des hochherzigen und mächtigen Herrschers erfreut haben, unter dessen Botmäfsigkeit die Vorsehung sie gebracht hat".

„Alle diese Gründe" — so lauten die mannhaften Schlufsworte der Adresse — „haben den Senat bestimmt, sich an Ew. Kaiserl. Majestät, als den Vater des Vaterlandes, direkt mit der flehentlichen Bitte zu wenden, Allerhöchstdieselbe mögen geruhen, dem Senat in der peinlichen Lage, in der er sich befindet, die Verhaltungslinie vorzuschreiben, die er einschlagen soll, um nicht wider den Eid zu handeln, den die Verpflichtung,

von den Gesetzen und festgestellten Formen nicht abzuweichen, ihm auferlegt, und um auch nicht Gefahr zu laufen, sich Ew. Majestät Mifsfallen zuzuziehen. — In Erwartung der Allerhöchsten Entscheidung Ew. Kaiserl. Majestät diesbezüglich, mufs der Senat sich dessen enthalten, sowohl die fünf Schreiben des Herrn Generalgouverneurs, wie auch alle diejenigen zur Ausführung zu bringen, welche ihm besagter General in gleicher Form und in gleicher Tendenz etwa künftig zustellen könnte."

In ihrer Eingabe an Alexander hatten die Mitglieder des Senats ausdrücklich hervorgehoben, dafs „aus Zartgefühl für die Person des Herrn Generalgouverneurs" die ganze Angelegenheit von ihnen „sub secreto" behandelt worden sei. In der That wurde von ihnen das Geheimnis dem grofsen Publikum gegenüber aufs strengste gewahrt. Nur einige wenige, dem Senat nicht angehörige Finnländer erfuhren von den Vorgängen, die sich im Mai 1825 zu Helsingfors abspielten. Die vertraulichen brieflichen Äufserungen, mit denen diese Eingeweihten die einzelnen Phasen des Konflikts zwischen Zakrewskij und dem Senat begleiteten, sind höchst bezeichnend. In patriotischer Aufwallung eiferten sie dawider, dafs ein „unaufgeklärter Stockrusse", der seine „Bildung" „unter Gewehr inmitten der Soldateska erworben", berechtigt sein solle, eines der bestregierten und glücklichsten Länder Europas auf seine Weise zu „reformieren". Mit lebhafter Entrüstung versicherten sie, dafs kein finnländischer Beamter, der auf seine Ehre hielte, die Einführung von Konduitenlisten nach russischem Vorbilde dulden werde, denn ein derartiges erniedrigendes Überwachungssystem sei wohl „bei Sklaven, nicht aber bei einem ehrlichen und freien Volke nötig". Mit begeistertem Jubel endlich begrüfsten sie das energische Vorgehen der Mitglieder des Senats gegen den Generalgouverneur. „Der Senat" — so schreibt beispielsweise Aminoff am 28. Mai an seinen dieser Körperschaft angehörenden Neffen, Baron Gustav v. Kothen — „hat sich bei dieser Gelegenheit um die Dankbarkeit und um die Segenswünsche der Nation verdient gemacht. Möge er bei so edlen Vorsätzen fortdauernd beharren und unser Palladium, der einzige Ausweg, die einzige Stimme sein, wodurch die Wahrheit bis an den Thron der Cäsaren zu dringen vermag .... Folget getreulich diesem Euerm heiligen Vorsatze! Nehmt die Kraft dazu vom Himmel und von Euerm beruhigten Gewissen! Mahnet die Väter des Vaterlandes, sowie dessen

heranwachsende Söhne, treue Unterthanen unter Rufslands Schutze, jedoch eine Nation für sich selbst zu sein und zu bleiben, ohne Verschmelzung ... sowie unter unverbrüchlicher Beibehaltung unserer weisen Gesetze, die uns vor den Augen der Welt feierlich verheifsen, bestätigt und gewährleistet worden sind! Erziehen wir unsere Kinder so, dafs sie nach uns es wagen, für so heilige Zwecke den letzten Blutstropfen zu opfern. Eine Nation, die derart handelt, ist, mag sie auch noch so klein sein, jederzeit stark, und zwar stark genug, auch der Übermacht dann und wann trotzen zu können".

Die hier kurz geschilderten Begebenheiten im Mai 1825 hatten naturgemäfs zur Folge, dafs sich die Beziehungen Zakrewskijs zum Senat noch mehr verschlechterten. Wo er nur konnte, gab er der ganzen Körperschaft wie den einzelnen Mitgliedern derselben durch Wort und That ungeschminkt seinen Groll zu erkennen; was im Grofsfürstentum um so lebhafteres Aufsehen erregen mufste, als er im Sommer bei einer Inspektionsreise durch das Land dem gemeinen Manne und den Civilbeamten — im Gegensatz zu seinem barschen Befehlshaberton im Jahre vorher — mit gröfster Artigkeit und Zuvorkommenheit begegnete.

Eine sofortige Antwort Alexanders auf die Adresse war nicht zu erwarten, da derselbe damals in Warschau weilte. In den Senatskreisen selber bezweifelte man überhaupt einen derartigen Schritt des Kaisers, hoffte aber, dafs die Eingabe „in anderer Hinsicht" eine günstige Wirkung erzielen werde, und sah demnach den kommenden Dingen mit verhältnismäfsiger Ruhe entgegen. Ganz anders ihr Gegner, der Generalgouverneur! Derselbe war, wie der junge Graf Alexander Armfelt[1] Anfang September zu Ehrenström äufserte, über das Ausbleiben jeder Antwort auf seine in betreff der „grofsen Frage" an Allerhöchster Stelle erhobenen Vorstellungen[2] höchst mifsvergnügt und wartete mit sichtlicher Ungeduld auf die kaiserliche Entscheidung.

Die „grofse Frage" fand eine Lösung, die keine der beiden Parteien erwartet hatte. Am 1. Dezember 1825 starb Alexander I. plötzlich in

---

[1] Derselbe spielte damals eine Art von Vermittlerrolle zwischen dem Generalgouverneur und den finnländischen Behörden. Als langjähriger Ministerstaatssekretär (1841—76) hat er sich später hohe Verdienste um seine Landsleute erworben.

[2] Auf welchem Wege diese Vorstellungen erfolgt sind, vermag ich nicht zu sagen. In Anbetracht des Datums könnte man vielleicht aus einem Schreiben Wolkonskijs vom 13. September (Antwort auf einen Brief Zakrewskijs vom 8. September) schliefsen, dafs die russischen Freunde als Vermittler dienten.

Taganrog. Da eine Äufserung seinerseits über die an ihn persönlich gerichtete Senatsadresse überhaupt nicht vorlag, konnte dieselbe seinem Nachfolger Nikolaus I. selbstverständlich zu irgendwelchen Mafsnahmen keine Veranlassung geben. Mit gutem Grunde konnte Ehrenström schon wenige Tage nach dem Tode des Kaisers erklären: „Infolge des eingetretenen unglücklichen Ereignisses ist der Rechtsstreit zwischen dem Senat und dem Generalgouverneur ad acta gelegt und der Vergessenheit übergeben worden".

Der Finnländische Senat hatte gesiegt! In ihrer gesetzwidrigen Form unausgeführt, ruhen die fünf Erlasse Zakrewskijs aus dem Jahre 1825 noch heute in den Archiven als stumme Zeugen finnländischen Mannesmutes in vergangenen bewegten Zeiten[1].

---

[1] Aufser den schon früher genannten Publikationen sind in der obigen Abhandlung namentlich folgende Arbeiten benutzt worden: „Kejsar Alexander I.'s resa i Finland 1819" (Helsingfors 1892). — M. G. Schybergson, Geschichte Finnlands. Deutsche Bearbeitung von Fritz Arnheim (Gotha 1896). — M. G. Schybergson, Robert Henrik Rehbinders korrespondenter; in: Finsk Tidskrift XLII, 85 ff. (Helsingfors 1897). — M. G. Schybergson, Konflikten mellan senaten och generalguvernör Zakrevskij 1825; in: Finsk Tidskrift XLIII, 173 ff. u. 254 ff. (Helsingfors 1897). — G. Frosterus, En vändpunkt uti Alexander I.'s regering; in: Skrifter utgifna af Svenska Literatursällskapet i Finland XXXVI, 37 ff. (Helsingfors 1898). — M. G. Schybergson, Ur Finlands konstitutionella historia 1809—1863 (Helsingfors 1898). — Torsten Hartman, De tre gustavianerna G. M. Armfelt, J. F. Aminoff och J. A. Ehrenström (Helsingfors 1899).



Die finnländische Kunst auf der Weltausstellung in Paris.

Von

Julien Leclerq-Paris.



Finnland erregte sofort durch seinen Pavillon in der „rue des Nations“ auf der Weltausstellung in Paris die Aufmerksamkeit der geistigen Elite der Besucher. Alle Künstler, Kritiker, Schriftsteller und Leute von Geschmack waren entzückt über dieses höchst eigenartige Bauwerk, das teils ein Tempel, teils ein Landhaus war und doch völlig modern erschien. Man hat in der Gesellschaft viel von diesem schönen Pavillon gesprochen, der sich so bescheiden ausnahm neben denen der grofsen Nationen und das Aufsehen, das er erregte, nur dem echt Künstlerischen verdankte. Die dekorativen Motive des Äufseren, die vier grofsen Bären, die am Fufse des Turmes aufgestellt waren, und die Bärenköpfe, sowie die Eichhörnchen, die bogenförmig über den Portalen angebracht waren, der unter dem Dach plazierte Frosch, die riesigen Tannenzapfen, welche die Seitentürme trugen, die in Relief auf den Mauern ausgeführten Seerosenblätter, — all das war bewunderungswürdig zusammengestellt und ausgeführt. Besonders schön waren die Portale.

Im Innern herrschte dieselbe Harmonie im Arrangement, in dem Ornament und der Einteilung. Beim Eintreten durch die Hauptpforte von der „rue des Nations“ gelangte man zuerst in einen grofsen Kuppelraum, von dem aus sich nach links ein langes Schiff und nach rechts ein Hemicykel erstreckte, ähnlich dem Chor einer Kirche. Die Meister dieses anmutigen

Werkes, Saarinen, Gesellius und Lindgren, verdienen höchstes Lob, und es ist Hoffnung vorhanden, dafs es nicht sogleich zerstört wird, denn es ist die Rede davon gewesen, dafs die fremden Pavillons am Seineufer während zehn Jahren erhalten werden sollten.

Unter diesen Pavillons der Ausländer gab es einige, die prachtvolle Sammlungen von Kunstwerken boten. Die Nachbildung eines Teiles der Zimmer Friedrichs des Grofsen im Schlofs Sans-Souci und die französischen Gemälde des 18. Jahrhunderts haben viel zu dem Erfolge des deutschen Pavillons beigetragen, der noch aufserdem soviel interessante Dinge aus Deutschland enthielt. Nicht minder unvergefslich werden den Ausstellungsbesuchern die prachtvollen flandrischen Stickereien des spanischen Pavillons und die Sammlung von Waffen und Rüstungen des ungarischen Pavillons sein.

Aber das alles war alte Kunst. Hinsichtlich des Gesamteindrucks, der dekorativen Eigenart und des malerischen Wertes hatten die Maler, die den Pavillon Finnlands dekorativ ausschmückten, nicht ihresgleichen in der „rue des Nations". Man spürte hier eine geistvolle, neue und voll entwickelte Kunst; man spürte auch eine Künstlerart, bei der die Gabe, zu beobachten, nicht die Fähigkeit, zu träumen, unterdrückt hatte.

Die Dekoration des Kuppelraumes hatte Axel Gallén ausgeführt, der, mit Albert Edelfelt und Eero Järnefelt einer der drei hervorragendsten finnländischen Maler ist. Diese Dekoration wurde von vier Fresken gebildet, von denen drei ihren Stoff der nationalen Mythologie entlehnt hatten. Die vierte war eine Allegorie der Flucht des Heidentums und des Anbruchs des Christentums in Finnland. Diese Fresken zeugten von mächtiger Erfindungskraft und vollkommen persönlichem dekorativem Sinn. Ich verzichte darauf anzugeben, was diese Bilder darstellten, denn dann müfste ich ganze Gesänge aus der Kalevala citieren, jenem schönen Heldengedicht, das ein bescheidener, sein Vaterland innig liebender Gelehrter, Elias Lönnrot, von den Lippen des Volkes erst vor sechzig bis siebenzig Jahren gesammelt hat. Die Bilder: „Ilmarinen, den Sampo schmiedend" und „Wäinämöinen, den Sampo verteidigend" haben etwas Lyrisches und Dramatisches, und nur ein tüchtiger Künstler kann so erfinden und komponieren. Besonders aber schätze ich die dritte Freske: „Ilmarinen, das Natternfeld pflügend", wegen ihrer Einfachheit und Genialität.

Im oberen Teile des Schiffes sah man ein Dutzend Wandbilder, die verschiedene Ansichten der finnländischen Natur und Scenen des finn-

ländischen Lebens darstellten. Jeder Maler hatte in diesem Wandschmuck seine künstlerische Eigenart gezeigt, und doch verriet diese Dekoration als Ganzes soviel Harmonie, dafs es fast schien, ein einziger Wille hätte sie geleitet. Und doch ist dem nicht so; jeder ist seiner eigenen Inspiration gefolgt. Aber die Beobachtungen waren bei allen gleich richtig und die Empfindungsart gleich natürlich, eine Harmonie, die selbstredend sich nur aus einem brüderlichen Gefühl bei Künstlern bilden kann, die ihr Land gleich kennen und lieben und vereint sind im gemeinsamen Streben nach einem Ideal des künstlerisch Neuen. Von Albert Edelfelt waren da zwei ausgezeichnete Bilder von so wahrer Wirkung, so echtem Kolorit und so breit gemalt: „Sommernacht", das eine Uferecke einer Küstenbucht im Juli darstellte, und „Die Reede von Helsingfors" voller Yachten mit leichten, weifsen Segeln. Eins der besten von den andern ist noch das von Albert Gebhard: „Das Holzflöfsen", der Transport des in den Wäldern des Nordens gefällten Holzes während des Sommers auf den Flüssen. Diese Scene war überaus charakteristisch dargestellt und stark in der Farbe. Ich möchte noch zwei Wandbilder erwähnen: „Winterlandschaft" von Pekka Halonen und „Murtaja" von Juho Rissanen, ein junger, sehr begabter Bauer. Das Winterbild stellte eine schneeige Landschaft an einem grauen, aber lichtdurchstrahlten Tage dar, ein überaus feines Werk. — „Murtaja" ist der Name eines der Eisbrecherschiffe, die jetzt die Schiffahrt im „Finnischen Meerbusen" und den Zugang zu den Häfen Hangö und Helsingfors auch im Winter offen halten. Es sah wie ein Gespensterschiff aus mit dem rot- und schwarzen Kiel, wie es da, ganz von Schnee bedeckt, schwer vorrückte mitten in all den grünen und weifsen Eisschollen, eingehüllt in seinen dicken Rauch unter dem Abendhimmel.

Übrigens war keines unter diesen Bildern, das nicht seine Vorzüge gehabt hätte: Magnus Enckells „Ansicht von Borgå", „Volksschule" und „Volkslesesaal", und Väinö Blomstedts „Skiläufer" und „Das alte Schlofs Olofsborg" verrieten ebenfalls ihr Talent.

In dem andern Teile des Pavillons, auf der andern Seite des Kuppelraumes, waren Reliefs in Holzschnitzerei, Arbeiten eines jungen, talentvollen Bildhauers Emil Halonen. Sie waren auf breiten Platten eingeschnitzt, in derbem Stil, ganz entsprechend den behandelten Stoffen, die alle dem Bauernleben entlehnt sind.

Viele Leute hätten vielleicht niemals daran gedacht, im „Grand Palais

des Beaux-arts" den finnländischen Saal aufzusuchen, wenn nicht der Pavillon Finnlands zuerst ihre Aufmerksamkeit erregt hätte. Dieser Saal war sehr schwer zu finden. Rufsland hatte den finnländischen Künstlern nur eine dunkle und abgelegene Ecke überlassen; aber sie wufsten den engen Raum gut auszunutzen, und ihre Ausstellung machte einen vorteilhaften Eindruck. Ich glaube, die Kritik war einer Meinung, an der kleinen finnländischen Schule etwas Interessantes zu finden, das man bei der russischen vergeblich suchte. Es giebt wirklich keine russische Schule. Die meisten sind schlecht, und die drei oder vier talentvollen Künstler, wie Repin, Serow, Korowin und Maliawin, ein junger Künstler, dessen Werke etwas von Offenbarungen haben, das ist recht wenig für ein so grofses Reich wie Rufsland. Das kommt daher, dafs dort echte Künstler nicht ermutigt und nicht verstanden werden. Die russische Gesellschaft hat in der Kunst einen schlechten Geschmack und behandelt Maler und Bildhauer wie Bediente. Sie überhäuft mit Lob einen Mann der Gesellschaft mit hohem Titel oder einen kleinen adligen Leutnant, der Bilder malt; aber sie übersieht einen echten Künstler. Daher sind die meisten russischen Maler nichts weiter, als mittelmäfsige Dilettanten. Unsere französischen Schriftsteller, unsere Kritiker sind sehr geneigt, denjenigen, die von Rufsland kommen, Höflichkeiten zu sagen. Es war ihnen aber unmöglich, die russische Ausstellung im „Grand Palais" zu loben. Dagegen fand die finnländische Abteilung einstimmig ihre Anerkennung.

Wer noch nicht wufste, dafs Finnland an Bräuchen, Geschmack und Gefühlsleben nichts mit Rufsland Gemeinsames hat, hätte sich hier davon überzeugen können. Finnland gehört seiner sozialen, moralischen, geistigen und intellektuellen Entwicklung nach zur skandinavischen Völkerfamilie. In Bezug auf die Künste macht sich eine kleine Nüance zwischen der schwedischen und der finnländischen Kunst bemerkbar. Die schwedische Schule, in der sich seit bald einem Jahrzehnt eine echt nationale Tendenz in der Landschaft offenbart, bewahrt doch, infolge ihrer langen Verbindung mit der französischen Kunst, deutliche Spuren derselben bis in die neuesten Gemälde: Sorgfalt in der Zeichnung, strenge Technik, Sympathie für das Theoretische und eine gewisse allgemeine Gleichstimmung sind sehr bemerkbar. Die kleine finnländische Schule zeigt sich im Gegenteil ziemlich impulsiv; die Künstler folgen ohne Berechnungen ihren Gefühlen und Eindrücken. Sie hat etwas Mystischeres. Es kommt mir vor, als wenn die schwedischen Maler in Städten, die finnländischen auf dem Lande wohnen.

Kurz, die finnländische Schule — als Schule betrachtet — ist im Entstehen begriffen und wird, abgesehen von Albert Edelfelt, Axel Gallén und Eero Järnefelt, von jungen Leuten gebildet, die bemüht sind, sich gut und in persönlicher Weise auszudrücken.

Im „Grand Palais“ waren all die Künstler des Pavillons vertreten und noch einige andere. Edelfelt, der seine Studien in Paris gemacht und hier seit mehr als zwanzig Jahren gelebt und sich einen beneidenswerten Ruf erworben hat, hatte der Ausstellung eine grofse Anzahl Bilder eingesandt. Das bedeutendste unter ihnen war „Christus und Magdalena“. Edelfelt, der sich immer wieder in der guten heimischen Luft frische Kräfte geholt hat, hat sein finnländisches Empfinden zu bewahren gewufst. Dieses Bild, auf dem Christus und die Magdalena in realistischer Weise dargestellt sind, hat eine Binnenseelandschaft als Hintergrund, auf der die nordische Beleuchtung vortrefflich wiedergegeben ist. Edelfelt ist auch der Maler der kleinen Stadt Borgå, deren pittoreske Stellen er als Kolorist und flott gemalt hat. Ein Beispiel davon hatten wir im Pavillon Finnlands und ein anderes im „Grand Palais“. Es sind da auch „Fischer“ von ihm, die zeigen, dafs er begabt ist für die Beobachtung und malerische Darstellung dieser schwerfälligen, derben und schweigenden Männer seines Landes. So zeigte er uns auch die alte „Paraske“, diese Bäuerin, die die finnländischen Volksgesänge singt und sich dazu auf der von alters her gebräuchlichen Kantele begleitet. Aber Edelfelt ist auch — man könnte sagen „besonders“ Porträtmaler und hatte dort drei Porträts: „Madame Pasteur“, „Mademoiselle L.“ und ein „Herrnporträt“. Alle drei zeichnen sich durch Eigenschaften aus, die einen Künstler verraten, der Meister der Ausdrucksmittel und im Besitz vollkommenen Könnens ist.

Eero Järnefelt ist auch ein hervorragender Maler. Seine Porträts, die er immer in schlichter Weise ausführt, sind herrliche Werke voll feinen Gefühls und mit der Liebe durchgeführt, die seinen Porträts von Frauen und Kindern so viel Reiz giebt. Das war der Fall bei dem Porträt seines Sohnes und dem der „Mademoiselle de W.“ und unter seinen Porträts von Finnländern, bei dem des Baron T. Ph. Palmén. Viel Poesie ist in seinen Landschaften, auf denen er so gut den melancholischen Charakter dieser Inselmeere wiedergiebt, die sich auf Seeen und am Rande der Meeresküste finden und die man „skärgård“ („Die Schären“) nennt. Dieses Urteil bildete ich mir nach den Bildern: „Herbststimmung auf dem Pielis-See“ und „Winterlandschaft“.

Ich habe oben von dem Lyrischen in den Sagenbildern Axel Galléns gesprochen. Seine Phantasie bevorzugt die grofsen dramatischen Stoffe, aber als echter Nordländer bringt er einen zähen Willen hinein. Der Anblick der Natur flöfst ihm seine grofsen Gefühle ein, so dafs sich aus ihm das Lyrische Leben und Stärke holt. Ihn lockt die Einsamkeit und das Abenteuerliche. Gallén hat bisweilen lange Monate in weiten Wäldern Nordkarelens und der bergigen Landschaft Kajana gelebt, in denen die Holzhauer fern von der Welt fast noch ein Naturleben führen. Diese naturwüchsigen Wesen und die Naturschrecknisse haben Gallén das Sagenleben anschaulich gemacht. Seine besten Werke auf der Ausstellung waren: „Die Mutter des Lemminkäinen", „Alter Bauer" und eine vortreffliche Studie des Savolaxer Bauern.

Gallén und Edelfelt haben auch eine Reihe hochinteressanter Holzschnitte ausgestellt.

Albert Gebhard, auch ein guter Maler, wie ich schon im „Pavillon" festgestellt hatte, stellte nur ein kleines Bildchen aus, voll tiefen Gefühls, das ein ärmliches, matterleuchtetes Familienheim darstellte. Ein Wickelkind lag in einer Ecke auf einer harten Holzbank. Das Bild hatte den Titel „Armut".

Unter den jungen Künstlern, deren Talent sich in persönlicher Richtung bethätigt, zeichnete sich besonders Magnus Enckell im „Grand Palais" aus. Er ist ein Maler mit tiefer und feiner Beobachtung, der den ganzen Charakter bis auf Stellungen genau wiedergiebt, die im allgemeinen sehr schwer zu erfassen sind, wie die junger Leute, die erregt und aufmerksam in einem „Konzert" lauschend sitzen, wie die des „Steuermanns an seinem Rade", wie endlich die des „Erwachens".

Pekka Halonen ist ein Maler frischer Landschaften, der auch die Figuren bisweilen mit ausgesuchter seelischer Erfassung darstellt. Sehr haben mir seine „Abendsonne", „Einöde", „Junge Mädchen auf der Lauer", „Die Eberesche", „Der Kantelestimmer" und eine reizende „Winterlandschaft" gefallen.

In „Der Blinde" und „Die Märchenerzählerin" von Rissanen erkannte man eine starke, ursprüngliche Künstlernatur. Auch möchte ich noch die „Winterlandschaft", „Sommernacht" und „Mondschein" in dekorativem Stil von Väinö Blomstedt, eine hübsche Landschaft von Gabriel Engberg, den „See von Toriseva" von Berndt Lagerstam, die

„Weihnachtsnacht" Louis Sparre's erwähnen und besonders nicht die grofse, sehr subjektiv erfafste Landschaft Viktor Westerholms vergessen.

Es wäre ungerecht, nichts von den Malern der vorhergehenden Generation zu sagen; aber sie hatten nur wenig Einsendungen zur Ausstellung des „Grand Palais" gemacht, und es wäre schwer, sie darnach zu beurteilen. Wie überall sonst, trennt auch in Finnland ein Abgrund diese beiden Generationen infolge jener grofsen Bewegung der modernen Kunst, die überall in Europa sich Bahn gebrochen hat. Dennoch wollen wir Berndt Lindholm nennen, der gute Marinebilder ausgestellt hatte, Hjalmar Munsterhjelm, von dem nur zwei kleine Landschaften vorhanden waren, und Adolph von Becker, der ein „Ländliches Intérieur" geschaffen hat.

Junge Maler giebt es nicht wenige in Finnland. Unter ihnen sind einige, denen es nicht an Talent fehlt. Da waren im „Grand Palais" feine Porträts von Fräulein Ellen Thesleff, „Eine Mutter", ein gutes Genrebild von Frau Danielson-Gambogi, eine gut beobachtete Studie des Bauernlebens „Die Mahlzeit" von Frau Soldan-Brofeld.

Die Bildhauer sind in sehr geringer Anzahl vertreten. Ville Vallgren ist, wie Edelfelt unter den Malern, ein halber Pariser. Man kennt hier den Reiz seiner hübschen Ideen, die Feinheit der Ausführung und die Anmut, mit der er componiert. Im Gegensatz zu sonst hat er sich dieses Jahr einem Werke von grofsen Dimensionen gewidmet, einem Denkmal zum Gedächtnis Alexanders II., der in Finnland immer wegen all des Guten, das er dem Lande gethan und das sein Enkel im Begriff ist zu zerstören, verehrt worden ist. Dieses Denkmal besteht in einem Medaillonbildnis des Kaisers, das in Bronze gegossen und in einen Felsen in der schönen Umgebung von Helsingfors eingelassen werden soll, und in einer weinenden Frauengestalt, die sich an den Felsen lehnt, wie um ihn zu stützen, und ebenfalls in Bronze ausgeführt wird. Aber wir bekamen es nur als Gipsmodell zu sehen, und man konnte den dramatischen Eindruck, den es am Bestimmungsort in seiner Umrahmung von Felsen und Grün hervorrufen wird, nur ahnen. Die Idee ist vortrefflich. — Die Sammlung kleiner Bronzen Vallgrens war auch durchaus beachtenswert.

Christ, Fierté und Douleur bewiesen noch andere Fähigkeiten, als sicheren Aufbau und gutes Treffen des Modells.

Neben ihrem Gatten stellte auch Frau Antoinette Vallgren reizende Kinderbüsten und ausdrucksvolle Medaillons der Kleinen aus.

Robert Stigell, ein kraftvoller und dramatischer Bildhauer, war durch seine grofse Gruppe „Die Schiffbrüchigen“, ein starkes, erschütterndes Werk, vertreten, und von Emil Vikström's Arbeiten war besonders schätzenswert ein kleiner, markiger, schön daliegender Krieger und eine gefühlstiefe Gruppe „Mutter mit Kind“.

Die ausgestellten Teile des Frontispice für das Landtagsgebäude in Helsingfors waren auch wirklich interessant; aber es ist kein Geheimnis, dafs den offiziellen Auftraggebern diese Bethätigung von Originalität nicht gefiel.

Von Georg Winter war eine nette, kleine Marmorbüste mit der Bezeichnung „Illusion“ ausgestellt.

Diese Übersicht der finnländischen Kunst auf der Weltausstellung würde nicht vollständig sein, wenn ich nicht ein wenig von dem Kunstgewerbe spräche, das sich dort, wie in den andern Ländern, entwickelt hat. In Bezug hierauf ist in erster Reihe der Maler Louis Sparre lobend zu erwähnen. Derselbe hat sich seit etwa drei Jahren einem grofsen Unternehmen zur Herstellung von Kunstmöbeln gewidmet, um durch Bekämpfung des Gebrauchs platter Nachahmungen alten Stils an der Hebung des Geschmacks des Publikums mitzuwirken. Er leitet eine Gesellschaft „Iris“, die Erfolg gehabt hat. Für diese Gesellschaft hat Axel Gallén die Modelle praktischer, in ihrer Einfachheit eleganter und in schönem Holz fabrizierter Möbel geliefert, die man im finnländischen Pavillon sah. Diese Möbel haben derartige Anerkennung gefunden, dafs das Berliner Kunstgewerbemuseum einen Teil derselben erworben hat. Frau Sparre und Frau Vallgren haben für Buchbinderei und andere geschmackbegabte Damen für Stickerei und Tapeten ihr Scherflein zur Förderung dieses neuen Kunstzweiges beigetragen, der in Deutschland so in Blüte steht und den man überall fördern sollte.

Und nun bleiben mir noch einige Worte über die finnländische Musik zu sagen. Wir haben in Paris Anfang August zwei finnländische Konzerte zu hören bekommen, veranstaltet von der Philharmonischen Gesellschaft von Helsingfors. Der Kapellmeister Robert Kajanus, der Gründer der Gesellschaft, kam selbst nach Paris, um das Orchester in dem ungeheuern Saal des Trocadero zu dirigieren. Kajanus ist selbst ein hervorragender

5*

Komponist, und seine zwei Werke: die Suite „Sommer-Erinnerungen“ und die symphonische Dichtung „Aino“ sind lebhaft beklatscht worden. Das erste erschien besonders bedeutend. Er ist zweifellos ein Musiker von grofsem Talent; aber er scheint das Komponieren über der Pflege seines Orchesters und seiner Direktionsarbeit zu vernachlässigen. Daher konnte man ihn als Komponisten nicht mit solcher Sicherheit beurteilen, wie als Orchester-Dirigenten. Er hat der finnländischen Musik hervorragende Dienste geleistet; ohne ihn wären die jungen Komponisten ohne Stütze gewesen. Jean Sibelius, dem die Konzerte in Paris und vor Paris in Stockholm, Christiania, Kopenhagen, Berlin, Amsterdam und Brüssel gewidmet waren, verdankt seine neue Berühmtheit dem Eifer, dem bescheidenen Zurücktreten und den Bemühungen des Kapellmeisters Robert Kajanus. Sibelius, der in Deutschland musikalische Studien getrieben hat, ist sicher der bedeutendste finnländische Komponist. Er besitzt dieses vielseitige Wissen der Musiker der letzten Generation und vermag in der Orchestration original und doch besonnen zu sein. Ziemlich schlicht im Kleinen, wird er erhaben im Grofsen. Seine „Symphonie“ erhebt ihn über alle andern finnländischen Komponisten. Das Werk ist kraftvoll ohne öde Stellen, gut entwickelt und vortrefflich orchestriert, das Scherzo darin die beste Partie.

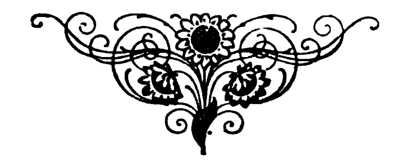
Armas Järnefelt, der Bruder des Malers, ist auch ein beachtenswerter Komponist. Seine symphonische Dichtung „Korsholm“ wirkt bezaubernd. Sein Talent liegt im Melodischen, Zarten und Lyrischen.

Sibelius, Kajanus und Järnefelt gehören zu den besten Komponisten, die in den letzten zehn Jahren in Europa hervorgetreten sind.

Unter den minder interessierenden Werken zweiten Ranges, die bei diesen Konzerten vorgeführt wurden, möchte ich noch erwähnen: die „Ballade“ von Karl Flodin, einem bedeutenden Musikkritiker, der sehr kenntnisreich und ein strenger Richter ist, „Der einsame See“ von Melartin, einem jungen, vielversprechenden Komponisten, und die Konzerte in E-Moll für Piano von E. Mielck, der mit zwanzig Jahren starb, als man auf sein frühreifes technisches Können die gröfsten Hoffnungen setzte.

Finnland ist das Land der Sänger. Alle singen, das ganze Volk singt. Zu der Weltausstellung in Paris im Jahre 1889 kam ein Studenten-Sängerchor, der ungeheuern Erfolg hatte. Diesmal haben drei Sängerinnen um die Wette ihre herrlichen Stimmen bei diesen beiden Konzerten ertönen

lassen. Es waren Frl. Aino Achté von der Pariser Oper und die Frauen Ida Ekman und Maikki Pakarinen-Järnefelt, die in den Konzerten und in dem „Deutschen Theater“ gesungen haben, jede in ihrer Art, alle gleich herrlich. Frau Ekman hat besonders in bewunderungswürdiger Weise die finnischen Volkslieder vorgetragen.



Juhani Aho als nationaler Dichter und politischer Satiriker.

Von

Ernst Brausewetter-Berlin.



Nichts hat der finnländischen Litteratur so fern gelegen, wie die tendenziöse Behandlung von Tagesfragen politischer oder sozialer Art. Solche Werke sind ganz vereinzelt geschrieben, so Tavaststjerna's Schauspiel „Geschäfte" und einige Arbeiten Ahrenbergs. Eher fanden sich moralische und nationale Tendenzen darin. Besonders aber hat sich der stille, sentimentale Träumer und lebensvolle Wirklichkeitsdarsteller Juhani Aho bisher von aller politischen Tendenz ferngehalten. Er suchte das Volksleben in tiefster und feinster Charakterdarstellung zu schildern, er spürte den verborgensten Ursachen der menschlichen Handlungen nach, er malte die zartesten und innerlichsten Seelenstimmungen, und noch in seinem letzten Bande „Späne" (so nennt Aho seine Skizzen) hat er in „Meine Stimmungen*"[1] wieder verkündet: „Stimmungen, ihr flatternden Schmetterlinge, die zwischen der Welt und mir schweben .... was wäre das Leben ohne euch? — Es wäre für mich wie ein wolkenloser Himmel, wie eine endlose Einöde, wie ein gefrorenes Meer, wie ein laubloser Wald im Herbst. Es wäre für mich wie ein Leben ohne Leid, wie ein Arbeitstag ohne Freude, wie ein ewiges Einerlei, eine Wirklichkeit

[1] Die mit einem Stern (*) bezeichneten Skizzen sind in den Januarheften der Zeitschrift „Aus fremden Zungen" in meiner Übersetzung erschienen.

ohne Form und Inhalt.... Und nun ist das Leben im Licht meiner Stimmungen gleich dem Himmel an einem Tage mit brausendem Winde, die ihn bald mit Wolken verhüllen, bald in seinem klarsten Glanze hervorschimmern lassen, es ist wie ein fruchtbares Feld mit wogenden Ähren, über das tanzende Schatten hingleiten, es ist wie ein Meer, das bald still ruht, bald schäumend kocht, wie ein Wald im Lenz, wo das Laub grünt und der Kuckuck ruft, wie ein Sommersonntag, wie ein Traum der Jugendjahre, wo Hoffnung und Verzweiflung in tausend Formen zusammentreffen. — Darum liebe ich euch, meine Stimmungen, wie man sein eigenes Kind liebt, ich umhege euch, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, dafs ich bisweilen euch verhätschele."

Und die Erzählung „Ein Waldsteg", die hier abgedruckt ist, gehört zu diesen seinen feinsten und zartesten „Stimmungen" entsprungenen Werken.

Aber das furchtbare Geschick, das Finnland zur Zeit bedroht: die Unterdrückung seiner eigenartigen, uralten, in ständiger Entwicklung befindlichen Kultur, der Verfassungs- und Rechtsbruch, der von den Machthabern geübt wird, hat auch Juhani Aho die Waffe der Verteidigung in die Hand gedrückt, ihn zum Satiriker in Form der Erzählung und des Märchens oder zum ergreifenden Schilderer der Zeitereignisse gemacht, um in symbolischen oder Lebensbildern die Zerstörer des Bestehenden zü verkörpern und das Volk zum Beharren, zur Hoffnung, dafs doch vielleicht noch Rettung kommen könne, zu ermahnen. Im Jahre 1899 erschien eine Skizzensammlung „Enris", die einige ältere und neuere „Späne" enthielt, die fast alle nationale und politische Beziehungen behandeln. Gleich die erste, „Heidekraut" *, schildert im Bilde dieser Pflanze die finnländische Zähigkeit, die sich unter dem Rade scheinbar duckt und fügt, aber sich nach kurzer Zeit wieder mutig emporreckt und die Radfurchen der Vergewaltigung zudeckt. Er will sagen: Alle bisherigen Versuche der kulturellen Unterdrückung sind überwunden. Finnländische Zähigkeit in dem Verfechten des Rechts findet sich auch in der Erzählung „Der Alte von der Landspitze" [1]. Aho hatte schon in „Friedlos" das Problem behandelt, wie das Naturrechtsgefühl mit dem gesetzlichen Recht in Konflikt kommt und bis zum wirklichen Verbrechen

* In „Aus fremden Zungen".

[1] Erschienen in meinem Buche „Finnland im Bilde seiner Dichtung und seine Dichter" Novellen, Gedichte, Schilderungen, Charakteristiken enthaltend. Berlin 1899, Schuster & Loeffler.

treibt. Aber hier ist es nicht ein Konflikt mit dem Staatsgesetz, sondern ein privater Konflikt mit einem ungerechten „Verwalter“ des „jungen Gutsherrn“. Der alte Vater des jetzigen Gutsherrn hatte dem „Alten“ sein Wort gegeben, dafs er seine Hütte auf der „Landspitze“ (nach der Gestalt Finnlands geschildert), die er selbst erbaut, bis zu seinem Tode behalten solle. Aber der Gutsverwalter vertreibt den auf sein Recht Pochenden aus seiner Hütte und läfst sie niederreifsen. Der „Alte“ aber baut seine abgetragene Hütte wieder auf, und inzwischen hat der Verwalter andere Dinge zu thun bekommen; vielleicht hat auch der junge Gutsherr sein Vorgehen nicht gebilligt. Der „Alte“ darf in seiner Hütte wohnen bleiben. — Mit dem rechtbrechenden „Verwalter“ hat Aho jenen Mann gemeint, der das Gleiche in Finnland vollbringt; der gute alte Gutsherr mit seinem Eide ist der erste Bestätiger von Finnlands Selbständigkeit, und der Sohn, von dem es zweifelhaft ist, ob er das Vorgehen des Verwalters billigt, der gegenwärtige Herrscher. Aber in dem früher geschriebenen „Gutsherr und Instmann“ * ist dieser Sinn nicht vorhanden. Hier ist es der Gutsherr selbst, der eine Instmannsfamilie aus ihrem selbsterbauten Hause und von ihrem selbstgerodeten Acker vertreiben will, weil er ihre bisher anerkannten, aber nicht durch klare Verträge festgelegten Rechte nicht gelten läfst, so dafs die Männer mutlos die Hände in den Schofs legen und nicht weiter „für andere“ arbeiten wollen. Aber die Frau sagt, man dürfe nicht verzagen, bevor die Drohung zur Thatsache geworden sei. Man müsse weiter schaffen, sollte die Ernte auch „anderen“ zufallen. Auch hier sind die Beziehungen zu den Verhältnissen in Finnland deutlich genug. Auch in „Die Alten auf Korpela“ [1] verkündet ein neuer Inspektor eines Gutes, dafs alles anders werden soll: die Wege, die Fahrweise, die Kleidung, selbst die Barttracht, und die Instleute sollen mehr für den Herrn arbeiten müssen. Die Alten hören es ruhig an und widersprechen nicht. Als aber der Inspektor fort ist, sagt der Älteste, dafs schon viele mit solchen Neuerungen gekommen seien, sie aber nicht hätten durchführen können, wenn s i e es nicht wollten.

Greller ist die Satire auf die finnländischen Zustände in der Märchenerzählung „Der Bulle und die Ameisen“ *, wo ein brutaler Bulle aus blofsem Zerstörungstrieb gegen alles Schöne und Hohe den kunstvoll und mit unsäglicher Mühe aufgebauten Ameisenhaufen zerstört und, weil er sich dabei

* In „Aus fremden Zungen“.

[1] In der Rhein.-Westfäl. Zeitung 1900 No. 809 erschienen.

„besudelt“ hat, von den Färsen gemieden und von den Kollegen verächtlich betrachtet wird. Aber auch hier zeigt sich wieder, dafs solche Zerstörung vergeblich ist. Die Ameisen bauen in kürzester Zeit ihren kunstfertigen Bau aus den Trümmern wieder auf, wenn er auch vorläufig „kein so hohes Dach“ hat.

Und auf dieselben Zustände zielt sein Märchen „Die Krähe und die Schwalben“ *. Da ist eine gefräfsige Waldkrähe, die Verbotenes fressen will, nämlich junge Vögelchen, und sie mit dem Raffinement der Grausamkeit verzehrt. So lange sie im einsamen Walde, ihrer Heimat, so haust, geschieht ihr nichts. Als sie aber in das Dorf fliegt, wo alle Vögel einen „Vertrag“ haben, ihre Jungen zu schützen, und sie die unter dem Dachfirst geborgenen Schwälbchen rauben will, verbindet sich die ganze Vogelschar und umlärmt und umtost die Krähe, der es unbehaglich ist, dafs „ihre That solchen Lärm verursacht“, dafs selbst die Hühner und Enten darauf aufmerksam werden. Und sie mufs, selbst von den Stammgenossen, den Ackerkrähen, verlassen, in ihre öden Waldtriften heimkehren. Aho endigt mit den Worten: „Einigkeit macht stark!“ Wenn sich alle verbänden und die Gewaltthat hinausposaunten in alle Welt, würde wohl auch in Finnland die die vertrags-geschützten Jungen auffressende Waldkrähe in ihre heimatlichen Heiden zurückkehren müssen.

Eine feinere Satire ähnlicher Art ist die Erzählung „Der Schlitten“. Ein vornehmer russischer Herr ist eine Wette eingegangen, dafs er mit russischem Schlitten und Gespann durch ganz Finnland reisen könne. Aber zu seinem Unglück ist es gerade nach dem grofsen Schneegestöber im März 1899 und bald liegt er seitwärts in einem tiefverschneiten Graben. Finnen kommen des Wegs daher. Der „Herr“ kann nur russisch (!); aber der Kutscher spricht finnisch, und er schnauzt die Finnen an, ihnen zu helfen. Sie rühren sich nicht. Sie erklären nur, dafs es „gesetzwidrig“ ist, mit solch breitem Fuhrwerk auf Finnlands Strafsen zu fahren. Der Kutscher droht, dafs man sie zwingen wird, breite und schöne Strafsen zu bauen, dafs die russischen Herren mit ihren breiten Schlitten hier bequem durch das Land reisen können. Da wenden sich die Finnen zum Gehen und helfen erst, als sich der Kutscher — namens seines Herrn — zum Bitten herbeilässt. Dann schaffen sie ihn auf einen Hof, von wo der Kutscher im finnischen Schlitten, mit finnischem Pferde, mit finnischem Geschirr, aber

* In „Aus fremden Zungen“.

mit russischer Glocke seinen Herrn in die Heimat zurückfährt, ihm aber einredet, er sei durch ganz Finnland gefahren. Auch hier soll gezeigt werden, wie finnländische Zähigkeit russische Eingriffe bezwingen kann. Finnisiert kehrt der russische Eindringling heim.

Eine allgemeine Satire über die Unmöglichkeit der Unterdrückung der Wahrheit giebt die Skizze „aus der Inquisitionszeit“ „Der Rat des Narrn“, in der gezeigt wird, wie das Märtyrertum des hingemordeten Wahrheitsverkünders Tausende zu Wahrheitszeugen für seine Lehre macht.

Aber nicht nur satirische Arbeiten finden sich in dem Bande, sondern auch einige Schilderungen von dem gewaltigen Kampf, den diese zähen Kraftmenschen mit den Naturgewalten und ihren Schrecknissen, dem Sommerfrost und dem Schneesturm im Winter in dem nördlichen Lande auszukämpfen haben („Frost von Osten“ — „Am Leidensstrande“ — „Das Schiff im Schneesturm“), und andere, die eine Verherrlichung des Nationalgefühls, der Vaterlandsliebe enthalten und von Aho's und der anderen Finnen tiefer Vaterlandsliebe künden.

In dem hier aufgenommenen „Unter Gesang“ wird das finnländische Volk einem Vogelpaar verglichen, das unter Gesang sein Nest baut und sich in Eintracht und Liebe der Brütarbeit widmet, und, als das Nest zerstört wird, noch gegen den Herbst ein neues Nest unter ergreifendem Gesange baut und seine Brut doch ausbrütet.

In dem nachstehenden „Die Wache am Kaiserdenkmal“ siegt in einem finnländischen Beamten, dem vielleicht Absetzung und Brotlosigkeit mit seiner Familie droht, das Vaterlandsgefühl über den Egoismus. Auch „Ewige Blumen“ bezieht sich auf eine solche Bekränzung des Kaiserdenkmals und ist ein Aufruf zu dauernder Bethätigung des Patriotismus.

„Eine Mutter“ ist eine ergreifende Verherrlichung des opferfreudigen Patriotismus. Es wird darin eine heldenhafte Opferthat einer sterbenden alten, schwachen Frau im Dienste des Vaterlandes geschildert.

Der feigen Mutlosigkeit eines Bauern, die bei drohendem Einfall des Feindes in das Land gleich die Ackerbestellung unterläſst, allen Besitz veräuſsert, um schnell mit dem Gelde entfliehen zu können, stellt er (in „Matti's Festung“) die kluge Besonnenheit Matti's gegenüber, der auf seinem kleinen Hof den Acker mit Wassergräben versieht und fleiſsig bestellt und die Hütte ausbaut; denn das wird ihm der Feind nicht nehmen und zerstören, da es ihm selbst nützlich ist, wohl aber dem Andern, wenn er ihn erwischt, sein Geld abnehmen.

Von der Vaterlandsliebe seiner und der aller seiner Landsleute kündet die Skizze „Heimwärts“, in der Aho schildert, wie fern draufsen im Weltleben, in der Farbenpracht des Südens den Finnländer plötzlich das Heimweh ergreift, wie er eilend heimreisen mufs, gleich dem Zugvogel, und wie ihm das Heimatland wohl einsam und arm, auch in seiner Naturschönheit durch andere übertroffen erscheint, wie der erste Eindruck nicht vorteilhaft ist und er sich einen Augenblick fragt: soll ich umkehren, zurückreisen? Aber schon am nächsten Tage erfafst ihn der Drang, hier zu wirken, zu schaffen, und erscheint ihm alles weit lichter und schöner und erkennt er, dafs sie fest, wie das Heidekraut mit seinen Wurzeln, im Boden Finnlands haften, und dafs dieses Land nicht schwächer und hoffnungsloser, als andere Länder, ist.

Und in „Jugendträume“ schildert er, wie man in der Jugend Gröfstes und Herrlichstes von dem Vaterlande träumte und es als geistigen und kulturellen Herrscher der Welt sah und sich selbst für einen grofsen Helden hielt, der an all dem Herrlichen mitwirkte. Aber dann erwachte man aus dem Traume und sah, dafs alles Thorheit und Übertreibung war, und keiner von ihnen ein Held wurde, wie sie es in der Kindheit träumten. Und doch „die Jugendträume und der Kinderglaube entschwinden niemals völlig. Bisweilen, wenn alles um uns trostlos und leer zu sein erscheint, ist es eine Linderung, sich ihrer zu erinnern. Wie gern möchte man sie dann nicht wieder haben, diese Jugendträume und diesen Kinderglauben!“

Aho ist doch ein solcher Held auf dem Gebiete der Dichtung geworden. Er hat zum Ruhme seines Landes weit über dessen Grenzen hinaus das Seinige beigetragen.



„Späne."

Von

Juhani Aho[1].

Unter Gesang*.

Unter Gesang baute das Vogelpaar sein Nest im Lenz, zwitschernd trugen sie Stroh zu ihrer neuen Wohnung herbei. Es hallte durch die Wälder, und rings an den Ufern echote es wider von ihrer Arbeitsfreude.

Und der Wanderer lauschte auf den Gesang und meinte, die Sänger hüpften beschäftigungslos von Ast zu Ast.

Und doch war es ihr emsigster Arbeitstag, und sie hatten kaum Zeit, zur Ruhe zu gehen während der kurzen Sommernacht.

Als aber das Nest gebaut war, verstummte der Vögel Gesang, und stumm vor Glück barg das Weibchen unter sich die Schätze ihres Glückes, während das Männchen ihr jeden Morgen einen vollen Tisch deckte zum Beweise seiner Liebe und seiner Verehrung. Und ihr Glück war so grofs und voll, dafs es in Tönen nicht ausgedrückt werden konnte.

Das Nest wurde aber zerstört und sein Inhalt fiel zu Boden und wurde an den Steinen zerschmettert.

Da setzte sie sich nicht auf den Zweig, um über ihr Leid zu brüten oder um piepsend ihren Verlust zu beklagen. Ein neues Nest wollte sie bauen, einen neuen Arbeitsgesang anstimmen. Und sie stimmten ihren

---

[1] Die mit * versehenen sind in vom Autor genehmigten Übersetzungen von E. Brausewetter.

Gesang an, einen so schmelzenden und tiefen Gesang, dafs alle Vögel der Luft darauf lauschen mufsten und zu Hilfe eilten. Du wufstest, dafs der Herbst gekommen war, aber du glaubtest wieder im Lenzwalde zu weilen.

Und erst als das neue Nest gebaut war, und das Weibchen wieder unter seiner warmen Brust die Schätze seiner Freude barg, verstummte ihr Gesang.

Unter Gesang wurdest auch du, mein Land, aufgeweckt aus deinem hundertjährigen Schlummer; die grofsen Dichter spielten dich wach, mein Volk, und die alten Runen der Väter trieben den Schlaf aus deinen Augen.

Und die Jugend zog von Stadt zu Stadt mit den Worten der Seher auf ihren Lippen. Du glaubtest, sie sängen zu ihrer eigenen Freude, und doch trugen sie Steine zum Unterbau unseres Hauses und sammelten Opfergaben für den Altar des Vaterlandes.

Die Wände erhoben sich, das Dach wurde gerichtet, und bald wehte die Fahne der Aufklärung auf dem Dach von tausend Heimen.

Unser Nest wurde zerstört, unser Haus niedergerissen ....

Aber kaum war es zerstört, so ertönte wieder der Arbeitsgesang der Zimmerleute über Land und See ....

Ich sehe sie die Schwingen heben, Finnlands Sängerscharen, ich sehe Jungfrauen und Jünglinge in weifsen Mützen fortziehen zu den entlegensten Dörfern. Der Gesang klingt heraus aus den grofsen Sälen, und das Echo antwortet von den Thüren der niedrigsten Hütten.

Lafst uns unter Gesang den Nebel der Einöden zerreifsen, unter Gesang die Wälder in Hoffnungsblau kleiden ....

Lafst uns unter Gesang den Erdfrost in unserer Brust zum Schmelzen bringen und die Ruinen in grünende Höfe verwandeln ....

Lafst uns unter Gesang das verheerte Nest, unser Land, wiederaufbauen.



„Lösch' du nur aus, ich zünde an!"

Eine finstere Winternacht verhüllte die ganze nördliche Erde. Die Sonne war versunken, in den niedrigen Hütten aber leuchtete der Lampen bleiches Licht, und, den neuen Morgen erwartend, suchten die Menschen ringsum ihre Freuden auf.

Aber der Geist der Finsternis verstattete sie ihnen nicht, der Geist, der sich des sonnenberaubten Nordens bemächtigt hatte. Da er, draufsen lauernd, das Licht durch die Fenster schimmern sah, polterte er ins Haus hinein, so breit die Thüre war.

— „Puh!" machte er und blies erbarmungslos die Lampe aus.

Und niemand wagte die Lampe wieder anzuzünden, die der Geist ausgelöscht.

Wie soll man da Rat schaffen? fragten einander die Bewohner der niedrigen Hütte, als sie im Finstern safsen.[1]

Aber kaum war der Geist der Finsternis gegangen, da glitt der Genius des Lichtes zur Thür herein.

— „Lösch' du nur aus, ich zünde an!" sagte er und steckte die Kerze auf dem Tische in Brand.

Danach eilte er hinter dem bösen Geiste her. Und der böse Geist vollführte dasselbe Werk in den anderen Höfen, löschte alle Lichter aus und liefs die Menschen im Finstern sitzen. Der gute Genius aber schlich ihm auf den Fersen nach, und wo die Lampen erloschen, da entzündeten sich die Kerzen.

Als aber der böse Geist hinter sich blickend gewahrte, dafs die Lichter immer noch brannten, da stürzte er in den ersten Hof zurück.

— „Puh! Puh!" machte er und blies die Kerze aus.

Und niemand wagte die Kerzen anzuzünden, die der Geist ausgelöscht.

— „Auch die Kerze hat er ausgeblasen! Wie soll man da Rat schaffen?" fragten einander die Leute, die im Finstern safsen.

Aber kaum hatte der Geist das Thor erreicht, da schlüpfte der Genius durch die noch klaffende Thür herein und fragte raunend, ob keine Kienspäne im Hofe wären.

Es gab aber Kienspäne im Hofe, schon bestellt seit alten Zeiten, vom Altväterchen gespalten.

— „Einen Kienspan an den Wandhaken in die Klammer!“ sagte der Genius, raffte einen Span vom Balken an der Decke, wo sie zum Trocknen hingelegt waren, blies vom Herde Feuer daran und sprach, der Schalk:

— „Lösch’ du nur aus, ich zünde an!“

Und wo die Kerzen in den Höfen erloschen, da entzündeten sich die Kienspäne, und wiederum sah der böse Geist allerorten die Lichter schimmern, wo er es eben finster gemacht. Und ein drittes Mal stürzte er zur Stubenthür herein.

— „Puh!“ machte er, — aber der Kienspan wollte nicht verlöschen. — „Puh!“ — „Puh!“ und erst beim dritten Mal verlosch der Kienspan.

Und wieder wagte niemand das Licht von neuem anzuzünden, das der Geist so boshaft ausgelöscht.

— „Wie soll man da Rat schaffen?“ fragten sich die Leute im Finstern, als sie den Genius heranschleichen hörten.

— „Feuer auf den Herd!“ rief der Genius, und sofort flammte ein fröhlicher Feuerbrand auf dem Herde, und jubelnd leuchteten die Augen des Genius in der Lohe, da er rief:

— „Lösch’ du nur aus, ich zünde an!“

Und wo immer der Geist der Finsternis zum Kummer der Menschen die Spanfeuer auslöschte, da steckte der Genius des Lichts zu ihrer Freude sofort ein Herdfeuer an; und dies leuchtete, daſs die Schneerinde flimmerte und die Wipfel der Bäume weithin in Röte erstrahlten.

Aber da ergrimmte der böse Geist, und mit stieren Augen und aufgeblasenen Backen polterte er herein wie ein Wirbelwind.

— „Puh, puh, puh!“ blies er. — „Puh, puh, puh!“ pustete er.

Aber je mehr er blies und pustete, um so höher stieg das Feuer auf dem Herde empor, um so gewaltiger lohte die Flamme auf der Feuerstätte. Auch flimmerte sie nicht bloſs auf der Schneerinde, auch rötete sie nicht bloſs die Bäume, — zum Himmel empor stieg die Lohe durch den Rauchfang, und bis in ferne Dörfer glühte das Feuer, in fremde Länder das Licht.

Mit höchster Kraft versuchte er es, mächtig mühte er sich ab .... Ich weiſs nicht, ob er es jemals ausgelöscht hätte. Aber ehe er es erreicht hatte, war die Nacht schon zu Ende, und die Sonne stieg empor, und

kein Feuer mehr war vonnöten, und umsonst war das Werk des Geistes der Finsternis gethan. Denn am Tage vermögen auch die bösen Geister nichts — und nachts schützen mein Finnland die guten Genien.



Die Wache am Kaiserdenkmal*.

Am Fufs des Alexanderdenkmals am grofsen Blumentage.

Der Fufs des Denkmals ist ganz und gar von Blumen verdeckt. Der Platz von Tausenden von Menschen gefüllt. Kein Flüstern vernimmt man, alles ist still, wie bei einem Begräbnis. Hier und da gehen Gendarmen auf und ab.

Ein „Ordnungswächter“ — ein früherer Soldat — steht als Wache an dem Blumenhaufen. Er steht ruhig und ernst da, sein Gesicht drückt weder Freude, noch Trauer aus, aber in der Tiefe seiner blauen Augen lese ich seine Gedanken.

— Warum haben sie mich eigentlich hierher gestellt? Um zu bewachen? Was? Die Blumen? Aber niemand scheint sie fortnehmen zu wollen; sie wollen ja alle nur neue herbeitragen. Vielleicht, um die Ordnung aufrecht zu erhalten? Aber das thun sie selbst ja am besten. — Ich habe Ordre bekommen, hier zu stehen, bis der letzte Zuschauer fortgegangen ist. Vielleicht kann ich dann mein ganzes Leben hier stehen. Aber so habe ich doch einmal Ehrenwacht für den Kaiser stehen können .... und die Grundgesetze ....

Ein Choralton erklingt aus der Volksmenge. „Eine feste Burg ist unser Gott“ tönt es von der Universitätstreppe, und von der Terrasse der Nikolaikirche fällt man in die Melodie ein. Alle stehen entblöfsten Hauptes da. Der Ordnungswächter nimmt auch seine Mütze ab und steht da und hält sie in der linken Hand, wie bei einem Feldgebet.

Das war ein schöner Choral ....

Er setzt langsam die Mütze auf den Kopf. Eine Thräne glitzert in seinem Auge. Um sie zu verbergen, wendet er sich ab und thut, als wenn er die Blumen am Fufs des Denkmals betrachte.

Das war ein wunderbar schöner Choral.

Da ertönt plötzlich ein neuer Gesang. Es ist „Unser Land“. Alle Köpfe entblöfsen sich wieder. Der Ordnungswächter fährt schnell mit der Hand nach der Mütze. Aber gleich darauf zuckt er zusammen, senkt die Hand, erhebt sie halbwegs, senkt sie wieder und weifs offenbar nicht, was er thun soll.

Das da ist ja verboten .... es war Ordre gekommen, dafs wir vor dem Volksgesang nicht Honneur machen dürfen. Die Gendarmen stehen da mit den Mützen auf dem Kopfe und die Hände an die Seiten gedrückt.

Er bedenkt sich und kämpft mit sich selbst, die Hand hebt sich und senkt sich und versucht am Mützenrande liegen zu bleiben ....

Er wird vielleicht seinen Abschied bekommen .... seines Dienstes beraubt .... Frau und Kind brotlos werden .... Alle anderen finnischen Ordnungswächter werden auch verabschiedet werden und fortgeschickt, vielleicht sogar der Chef .... Wer kommt an ihre Stelle? .... Die Gendarmen dort!

Seine Hand ist niedergesunken, hat sich wieder erhoben und wieder gesenkt.

Aber immer andächtiger, immer vertrauensvoller und kräftiger strömen die Töne aus der Brust der Tausende.

Es ist meines Landes Gesang! Es ist meines Volkes Gesang! Vor wem sollte ich Honneur machen, wenn nicht vor dem? .... Mag es gehen, wie es will! Mag geschehen, was da will .... ich mache Honneur!

Die Hand fliegt hinauf zum Mützenrand und bleibt da liegen. Als wenn er ein Kommando hört, macht er Front gegen das Volk, und bis dessen Gesang an das Vaterland verklungen ist, steht er da wie festgebannt an seinen Platz, stattlich, wie eine Bronzestatue, das Gesicht gegen das Volk gerichtet und mit dem Schild der Grundgesetze hinter sich. Ruhe, Friede und festes Vertrauen strahlen aus seinem Antlitz, und ein Schimmer von Glück glänzt aus seinem Blick. Seine Lippen bewegen sich im Takt mit den letzten Tönen des Gesanges.

Irgendwo in der Volksmasse erhebt sich eine Frauenhand, ein kleiner Blumenstraufs fliegt im Bogen durch die Luft über die Köpfe hin und fällt vor dem Ordnungswächter nieder.

Er bückt sich danach, hebt die Blumen auf und legt sie, unter den schallenden Hochrufen auf das Vaterland, zu Füfsen des Löwen nieder — des Löwen des Gesetzes.



Eine Mutter*.

„Mein innigstes Beileid, ich las in der Zeitung, dafs deine Mutter gestorben ist!"

„Danke," sagte er und erwiderte meinen Händedruck. „Es ist ja schwer, seine Mutter zu verlieren. Aber — ich denke doch an ihr Scheiden mehr mit Freude, als mit Schmerz."

Ich mufs einräumen, dafs ich ein wenig erstaunt aussah.

„Natürlich bin ich nicht froh darüber, dafs meine Mutter starb," beeilte er sich zu erklären, „obwohl sie, alt und kränklich, wie sie war, keine grofse Freude am Leben mehr hatte, — sie sprach oft, dafs sie sterben möchte, das schwebte ihrem Geist als letztes Glück vor. Aber nun bekam ihr Tod gleichsam eine höhere Bedeutung und einen tieferen Gehalt, den ihr Leben nach ihrer Meinung nicht gehabt hatte ...."

Wir waren uns auf der Strafse begegnet, und er fuhr, indem wir nebeneinander weiterschritten, fort:

„Es war zur Zeit, als die Petitionsunterschriften an den Kaiser gesammelt werden sollten. Am letzten Sonntag sollten die Versammlungen dazu in allen Gemeinden abgehalten werden. Ich hatte es übernommen, in meine Heimatgemeinde zu reisen. Wie du weifst, zogen Mutter und ich nach Vaters Tode nach Helsingfors. Ich war bereit, mit dem Abendzug abzureisen, und hatte nur noch einen Gang in die Stadt gemacht. Als ich nach Hause kam, um meine Sachen zu holen, erfuhr ich, dafs meine Mutter einen ihrer gewöhnlichen Anfälle bekommen hatte. Der Arzt gab keine Hoffnung, sie hätte nicht mehr viel Zeit übrig .... ich würde sie sicher nicht mehr am Leben finden, wenn ich fortreiste.

Ich eilte in ihr Zimmer. Sie hatte sich ein wenig erholt und war bei vollem Bewufstsein. Sie wufste, dafs ich reisen sollte und kannte auch die Ursache der Reise. Sie war sehr betrübt gewesen, nicht über die

Reise, zu der sie im Gegenteil mich anspornte, sondern über all' diese unglücklichen und widrigen Vorfälle, die über unser Land hereingebrochen sind. Sie hatten wohl das Ihrige beigetragen, ihre Nerven anzugreifen und ihr Leiden zu verschlimmern, das sie schon lange plagte. Um sie zu beruhigen, sagte ich sogleich, dafs ich die Reise mir aus dem Sinne geschlagen hätte. — »Warum?« fragte sie, »was sollte dich hindern zu reisen?« — „Aber ich kann dich doch nicht allein sterben lassen!" — »Könnte jemand anders an deiner Stelle reisen?« — Ich war genötigt einzuräumen, dafs es sich wohl nicht mehr einrichten liefse. Aber dabei wäre ja nichts zu machen. Ich könnte ja jetzt nicht an dergleichen denken! — »Aber dann kann ja nichts aus der Versammlung und der Unterzeichnung der Adresse in unserm Heimatort werden?« — Ich mufste einräumen, dafs dem so wäre. Aber da ergriff sie meine Hand: »Höre, das darf nicht geschehen .... reise nur .... ich will nicht schuld daran sein .... reise nur .... Nichts aus der Versammlung werden? Nein, Liebster ....«

Sie wurde durch einen Hustenanfall unterbrochen und konnte lange kein Wort hervorbringen. Ich glaubte, es ginge schon mit ihr zu Ende. Als ich sie aber in den Betten aufgerichtet hatte, und sie wieder reden konnte, reichte sie mir ihre abgezehrte Hand und flüsterte: »Leb' nun wohl .... leb' wohl, wenn wir uns nicht mehr sehen sollten .... hier im Leben! Vielleicht sterbe ich doch noch nicht! Aber wenn ich inzwischen fortgehen müfste, hätte ich doch wenigstens auch etwas vollbracht — etwas geopfert .... es ist ja nicht viel .... ebenso wenig, wie alles Andere, was ich .... was sollte wohl eine arme, unwissende und unvermögende Frau, wie ich .... ich habe nicht verstanden, für das Vaterland zu leben .... vielleicht könnte ich dafür sterben! Dann hätte ich doch wenigstens etwas ausgerichtet .... na, ja, also, leb' wohl! Ihr sollt nicht so traurig sein .... geh nun, dafs du nicht zu spät kommst ....«

Ich mufste ihr wohl gehorchen! Ich sah, dafs ich sie nur betrübt hätte, wenn ich geblieben wäre. Als ich dann gehen mufste, sagte sie noch: »Hast du die Liste da, ich möchte sie auch unterschreiben ...., aber ich kann es jetzt nicht mehr, du kannst ja meinen Namen darunter schreiben .... mein Petschaft findest du in meiner Schreibtischschublade, wenn es nötig sein sollte .... Und sage ihnen in unserer Heimat, dafs sie alle unterschreiben sollen .... der Lisa und Maja und dem alten Heikki .... sage ihnen, ihre alte Probstin .... ihre verstorbene Probstin, hätte ich bald

gesagt .... liefse sie grüfsen .... aber sie thun es auch wohl von selbst ....«

Ich erreichte noch gerade den Zug, war zur rechten Zeit an Ort und Stelle und führte meinen Auftrag aus.

Als ich nach Helsingfors zurückkehrte, war meine Mutter tot. Die Wärterin erzählte mir, dafs sie nach meinem Fortgang sehr unruhig gewesen sei, ob ich auch noch den Zug erreichen würde. Fortwährend hätte sie nach der Uhr gesehen und sich erst beruhigt, als sie meinte, dafs ich wieder zu Hause sein müfste, wenn ich den Zug versäumt hätte. Als ich nicht wiederkam, hätte sie gesagt: »Gott sei gelobt, dafs er nicht zu spät kam, dafs er nicht um meinetwillen ....« und dann hätte sie kaum hörbar geflüstert: »Gott behüte unser Vaterland und sei mir gnädig!«

Das waren ihre letzten Worte. Und nun begreifst auch du wohl, warum ich eher mit Freude, als mit Schmerz an ihren Hingang denke.“



Der Waldsteg *.

Nachdem der Waldsteg fast unbemerkbar von dem grofsen Waldweg abgebogen ist, macht er eine Biegung um die vom Feuer verkohlte Fichte. Die Vorbeifahrenden beachten ihn gar nicht weiter, sie bemerken kaum, dafs er da abbiegt, und selbst viele Fufswanderer wählen ebenfalls lieber den grofsen Fahrweg. Aber Waldstege haben manchmal meinen Schritt zu den schönsten Gegenden des Landes geleitet und mich in das Allerheiligste der Natur hineingeführt, und darum wähle ich den Waldsteg.

Freilich niemals hat mich ein solcher zu stattlichen Kirchdörfern, grofsen Gutshöfen und weiten, angebauten Feldern geleitet; aber wohl hat er mich zu schönen Schwendeäckern, über geheimnisvolle Moore und uralte Einöden geführt, an Bächen und Ufern kleiner Waldseen entlang und mich zu der Gatterthüre geführt, die zur Waldhütte gehört, und mich weiter gelockt zu dem neugebauten Häuslerhofe und noch immer tiefer hinein vorbei an demselben. Er ist mir ein vortrefflicher Wegweiser und ein getreuer Freund gewesen, und wiewohl ich ihn oft vergessen, entsinne ich

mich doch seiner jedes Mal, wenn ich mir ein echtes Bild des Landes vorzaubern will — des Landes, das das meine ist.

Denn mein Steg ist ganz gewifs kein gewöhnlicher Weg, sondern ein lebendes Wesen, das weifs, wohin es mich führt und was es mir zeigen will. Es kommt mir vor, als wüfste er, von wo er herkommt und wohin er geht. Nicht von Menschenhand ist er gerodet, sondern von selbst geboren und hat sich selbst gebildet. Er streckt sich nicht, wie der blinde Landweg dorthin, wohin ihn die Menschen leiten, nicht wie die Eisenbahn, die sich den Kopf am Felsen zerschlägt oder ihn durchbricht. Er wandert hin auf eignen Füfsen, und darum ist er achtsam und beobachtend und spart seine Kräfte. Darum geht er immer den geradesten Weg, auch wenn er sich bisweilen vorschlängeln müfste; darum ermüdet er nicht den Wanderer; sondern sorgt sich um ihn und erleichtert ihm die Beschwerden. Er führt ihn nicht zur breitesten Stelle des Moores, da er den kürzesten Weg sucht; sondern er erspäht schon von Weitem den schmalsten Übergang und leitet ihn dorthin und vermeidet sumpfige und schmutzige Stellen, sucht immer dem Wanderer festen Boden unter den Füfsen zu bieten. Und wie geschickt steigt er den Berg hinauf! Niemals läuft er steil bergauf; findet aber doch immer den kürzesten und leichtesten Weg. Es ist, als wollte er mit List den Bergaufstieg nehmen. Du glaubst vielleicht, dafs er, wenn du seinen Windungen folgst, seinen Vorsatz vergifst, die Richtung ändert und zum Fufs des Berges zurückkehrt; du wirst vielleicht mifsgestimmt darüber und setzest den Aufstieg auf eigene Hand fort — bis du auf eine jähaufragende Felswand oder auf eine unübersteigliche Menge von Windstürzen stöfst — und du siehst, dafs dein Steg sich zwar in einem Bogen geschlängelt hat, aber gleichwohl zu dem Punkte führt, zu dem du hinstrebtest. Folge ihm nur vertrauensvoll, und du kannst sicher sein, dafs er, nachdem er dich zur Spitze des Berges geführt hat, dir die weiteste und schönste Aussicht eröffnen wird. Dort erweitert er sich etwas und verzweigt sich, als wenn er da auch selbst verweilt hätte, um in die Welt hinauszuschauen, und wenn er sich umgesehen hat, beginnt er sich wieder hinabzuschlängeln, ganz ruhig und gelassen, wie ein Waldbach zwischen den Bäumen sich durchschmiegt.

Er liebt nicht die Einförmigkeit und vermeidet, so weit als möglich, langweilige Gegenden. Wenn es sich nur irgend machen läfst, beeilt er sich, einen Blick über Wiesen und Heuställe, Laubwäldchen und Moore zu werfen. Wenn er im Walde eine Schwende oder einen Acker antrifft,

sendet er ihnen einen Grufs, und giebt es in der Nähe eine Quelle, nimmt er gern den Weg an ihr vorbei. Nicht einmal auf offnem Feld verwandelt er sich in eine schnurgerade Linie, sondern bildet fortwährend Winkel und Schwingungen. Und doch, wenn es Not thut, zeigt er sich stark genug, auf seinem Recht zu bestehen. Findet er es notwendig, vorwärts zu kommen, giebt es nichts, das ihn daran hindern könnte. Da hat er weder Scheu vor der besten Wiese, noch vor einem Saatfelde; denn ist er einmal von seinem guten Recht überzeugt, giebt es nichts, was ihn zwingen kann, Umwege zu machen.

Und der Wanderer fühlt auch kein Verlangen, seine Freiheit zu stören. Der Einödebauer ist zartfühlend gegen seinen Freund, dankbar dem Wegweiser, dem bereits seine Vorväter treulich gefolgt sind und der einen Teil ihres Lebens ausmacht. Und wenn er gezwungen ist, einen Schwendeacker anzulegen oder ein Gatter an den Plätzen, wo der Steg durchläuft, dann versieht er sein Gatter mit zierlichen Gatterthüren und verletzt und brennt die Stelle nicht aus, die dem Stege gehört. Und ist der Steg in Sumpfboden geraten oder im Moor versunken, wirft der Bauer gefällte Bäume über den verräterischen Morast und hilft ihm so wieder zurecht. Und ist es dem Steg widerfahren, dafs er sich verirrt hat, was einem Steg auch passieren kann, da er dem preisgegeben ist, vergessen zu werden und allzu lange sich selbst in Stand halten zu müssen, haut der Bauer Zeichen in die Bäume und hilft ihm so zur Wiederauferstehung.

Vielleicht bist du geneigt, zu glauben, dafs der Waldsteg seinen Weg ganz allein wandert, dafs er ein einsames Leben führt? Denn selten begegnest du jemand, wenn du einen solchen verfolgst, und endlose Stille herrscht stets um ihn. Und wenn auch jemand daherkommt, du siehst und hörst ihn nur ganz flüchtig, denn er verschwindet ja bald hinter der Wegbiegung. Und dennoch vernimmt der Steg vieles lauschend und sieht mancherlei. Die Geheimnisse aller bekommt er zu hören, und alle schenken ihm ihr Vertrauen. Junge Liebende suchen ihn gern auf, um, dicht aneinander geschmiegt, sich von ihm leiten zu lassen, die Hirtin singt dort ihre Freude aus oder klagt leise über ihr Leid. Herden sieht er und Hirten und Jäger, Vögel zwitschern auf den Bäumen ringsum, der Hase schiefst lange Strecken auf seinem Rücken entlang und wählt bei ihm seine Ruheplätze, denn der Steg ist sein bester Bundesgenosse und lockt die Füchse und Hunde vorbei. Aber seine gröfste Freude hat er am Eichhörnchen, das sich von einem Ast herabstürzt und mit einem Tannen-

zapfen im Munde dahinhuscht oder wie ein Pfeil auf den Baum hinaufschiefst, um sich dann auf einem Stammende hinzusetzen und an seinem Zapfen zu nagen.

Wie anspruchslos kommt er nicht zum Hof, mein Waldsteg, wie rücksichtsvoll schmiegt er sich nicht längs des Ackerrains hin! Zu grofsen Höfen, zu stattlichen Herrengütern wagt er sich fast gar nicht. Er verschwindet plötzlich und taucht auf der andern Seite des Hofes wieder auf, wo er in seltsamer Weise gelandet ist, entweder so, dafs er einen Umweg gemacht oder unter der Erde hingezogen ist. Er verschwindet eher, als dafs er seine Selbständigkeit verliert und ein gewöhnlicher Sandweg wird. Aber zum kleinen Häuslerhof kommt er, als wenn er zu seinem Heim käme; er tritt so bekannt und vertraulich bis zur Schwelle der Hütte hin und erbietet sich, die Häuslerin quer über den Grasplatz des Hofes zum Schuppen zu führen. Dort behagt es ihm gut und dort weilt er gern und wandert, gleich ungestört, weiter, wie er kam.

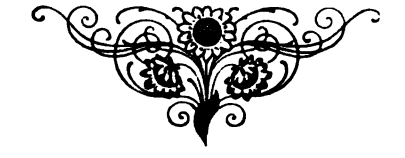
Wird auch einmal bei uns der Morgen grauen, da aus jedem Waldsteg ein Landweg geworden ist? Wird der Tag anbrechen, da die Stege, die sich im Schatten durch die Einöde schlängeln, sich in breite und gerade Wege voll Wagengeratter und Staub verwandeln?

Wenn das geschehen ist, wandern die Menschen nicht mehr mit beschwingten Schritten und hocherhobenen Hauptes; sondern werden mit krummgebeugtem Rücken und zu Boden gesenkter Stirn müde und unlustig auf der geraden und breiten Linie hintrotteln, auf der ein Werst ihnen lang erscheint, wie eine Meile. Kurz wird die weiteste Strecke bei der Wanderung auf Waldstegen, denn bei jeder Biegung des Weges erwacht wieder die Hoffnung, bald das Ziel zu erreichen. Lang ist eine Landwegswanderung, auch wenn man des Ziel erblickt, denn immer scheint es ferner zu sein, als es ist.

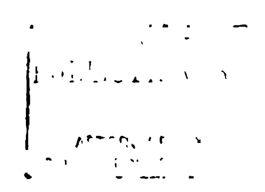
Ehemals war mein Leben ein Landweg, auf dem ich im Wagen von Stadt zu Stadt gerüttelt wurde. Aber bei der vom Feuer verkohlten Fichte nahm mein Weg einmal eine andere Richtung, und ich betrat den Steg, der mich nun hinleitet zu der unendlichen Einöde; und ich weifs nicht und will nicht wissen, wo er endigt, — wie ja keiner weifs, wo der Endpunkt des Waldweges ist. Aber eines weifs ich, und das ist, wenn ich ihn nur recht zu wandern verstehe und nicht auf andere Wege abbiege, wird er mich schliefslich einmal zum grofsen Frieden der Einödestätten führen.

Und sollte ich einmal abbiegen — führt ihr, meine Schutzgeister, dann meinen Fufs wieder auf den Waldsteg!

Zu beiden Seiten des Landwegs begruben die alten Römer ihre Toten, damit sie die Einsamkeit nicht so schwer empfinden sollten. Ich wünsche, ich könnte ruhen, wo zwei Waldstege sich kreuzen, wo der Hase vorbeihüpft und das Eichhörnchen mit einem Tannenzapfen im Munde umherhuscht, wo die Vogelschar zwitschert und glückliche Menschen Hand in Hand lustwandeln, ohne zu ahnen, dafs in ihrer Nähe jemand ruht, der sich über ihr Glück freut.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Die Auswanderung aus Finnland.

Von

O. Strömer.



Verhältnismäfsig spät ist das finnländische Volk durch eine regelmäfsige Auswanderung mit fremden Ländern in Berührung gekommen. Ganz und gar isoliert ist es jedoch nicht gewesen. Schon vor der gegenwärtig vorsichgehenden Auswanderung nach den transatlantischen Ländern ist — wenn auch nur in geringem Umfange — eine nach den westlich, östlich und nördlich von Finnland gelegenen Ländern gerichtete festzustellen. Sie kann als eine Vorläuferin der heutigen Auswanderungsbewegung betrachtet werden, denn der gröfste Teil jener Scharen, die in früheren Zeiten nach Russland, Schweden oder Norwegen gingen, um dort ihr Glück zu suchen, kam ziemlich aus denselben Gegenden her, die in einer späteren Zeit bedeutende Volksmengen nach den transatlantischen Ländern sandten, nämlich der nordwestlichen Küstenlandschaft Finnlands, die den Namen Österbotten trägt. Sowohl die schwedische, wie die finnische Bevölkerung dieses Landesteils hat sich durch ihre Wanderlust bemerkbar gemacht, und es sind hauptsächlich die Nachkommen dieser Bevölkerung, die heutzutage in Schweden, Norwegen, Rufsland und Amerika vorkommen. Ein anderer Umstand, der der heutigen Auswanderungsbewegung und der in früheren Zeiten gemeinsam ist, besteht darin, dafs die Auswanderer nicht die bestimmte Absicht haben, ihre Heimat für immer zu verlassen und alle Verbindungen mit dem Mutterlande abzubrechen. Es handelt sich vielmehr um eine zeitweilige Übersiedelung, die einen wirtschaftlichen Zweck hat, und die — sobald dieser Zweck erreicht ist, ja, selbst wenn dies nicht der Fall gewesen — sich in ihr Gegenteil, eine Einwanderung und Rückkehr ins Vaterland verwandelt.

Schon in früheren Jahrhunderten sind allerdings Massenauswanderungen aus Finnland vorgekommen; sie waren aber zufälliger Art und hatten keinen Einflufs auf die Verhältnisse im Mutterlande. Ein Beispiel hierfür sind die finnländischen Kolonien im Gouvernement Twer in Russland, in den Wäldern von Värmland in Schweden und in „Nya Sverige“ (Amerika) im 17. Jahrhundert. Von gröfserer Bedeutung ist die Auswanderung, die seit 100 Jahren nach Schweden und Russland vorsichgeht, und diejenige, die seit etwa 50 Jahren nach den Küsten des Eismeeres gerichtet ist.

Die Auswanderung nach Rufsland war in früheren Jahren bedeutender. In den siebziger und achtziger Jahren dürfte die Anzahl nach Rufsland ausgefertigter Pässe durchschnittlich 2 bis 3000 im Jahr betragen haben, in den neunziger Jahren ist sie im Durchschnitt nur 1450 und fällt 1899 auf 1054. Unter den nach Rufsland Auswandernden sind auch noch heutzutage die Österbottener recht zahlreich vertreten — ein Beweis dafür, wie nachhaltig die während einer Reihe von Generationen geübte Sitte nachwirkt —, das gröfste Kontingent jedoch stellt die Provinz Wiborg. Höchstens ein Drittel der Auswandernden läfst sich in dem fremden Lande dauernd nieder, und das geschieht meistens in den Städten, selten auf dem flachen Lande. Die gröfste finnländische Kolonie in Rufsland, die finnländische lutherische Gemeinde in St. Petersburg, dürfte gegenwärtig etwa 30000 Mitglieder zählen.

Ein finnländischer Geograph äufsert sich folgendermafsen über die Bedeutung dieser Ein- und Auswanderungen über die östliche Grenze: „Der Einflufs, den der lebhafte Verkehr mit Rufsland auf die wirtschaftliche, intellektuelle und moralische Entwicklung des finnländischen Volkes gehabt hat, ist nicht ohne Bedeutung gewesen, obgleich es offenbar ist, dafs dieser Einflufs infolge des verschiedenen Bildungsstandpunktes der beiden Völker bedeutend geringer war und auch heute noch ist, als man auf Grund der Nachbarschaft und der ungeheuren Masse des russischen Volkes geneigt wäre, anzunehmen. Im südöstlichen Teile des Landes sind jedoch nicht nur in den Wohnungen, der Bekleidung und dem Hausgerät der Bevölkerung, sondern auch in Sitten und Sprache, ja, sogar in einzelnen Charakterzügen deutliche Spuren russischen Einflusses zu bemerken.“

Die jährliche Wanderung nach dem nördlichen Eismeer geht von den nördlichen Teilen der Provinz Uleåborg aus. Aus diesen menschenarmen Gegenden lockt der ergiebige Fischfang im Eismeer jährlich Auswanderer hei, welche allerdings nur als Mietsleute bei den norwegischen Boot-

besitzern Dienst nehmen, die aber dort in dieser Eigenschaft einen so hohen Tagelohn erhalten, dafs das einmal gegebene Beispiel ununterbrochen zur Nachfolge reizt. Die Fahrt, die so frühzeitig im Winter angetreten wird, dafs man Mitte März die Meeresküste erreicht, geht mit Renntieren oder auf Ski (Schneeschuhen) durch Lappland bis zum südlichen Ufer des Varangerfjords und dann längs dieses nach Vadsö, dem gemeinsamen Sammelplatz für alle Eismeerfischer oder „Nordlandfahrer“ norwegischer oder fremder Nationalität. Um Johanni, wo der Fang des Kabeljaus oder Dorsches aufhört, wird die Rückfahrt angetreten.

Die Teilnahme an diesen Fischerfahrten nach dem Eismeer war früher lebhafter, als jetzt. Im Jahre 1878 schätzt sie ein finnländischer Ethnograph, der jene Gegenden bereiste, auf etwa 1150 Personen und im Anfang der achtziger Jahre auf ca. 1000 Personen im Jahresdurchschnitt. Damals war sie aber schon seit einem Jahrzehnt im Abnehmen begriffen. Ihren Höhepunkt hatte sie in den Jahren 1866—68 erreicht, also zur Zeit der letzten grofsen Hungersnot in Finnland.

Die Ursachen, weshalb die Anzahl der Nordlandfahrer abnimmt, sind verschiedener Art. Die Finnländer dürfen innerhalb norwegischen Staatsgebietes nicht in eigenen Böten Fischfang treiben; die Steuern, die jeder Fischer zu erlegen hat, sind nicht ein für allemal festgesetzt; die alte Feindseligkeit zwischen Norwegern und Finnländern hat nicht nachgelassen; dazu kommt dann noch die seit den siebziger Jahren in bedeutendem Umfange eingeführte Holzindustrie in der Provinz Uleåborg und schliefslich die Auswanderung nach Amerika. Aber trotz dieser Schwierigkeiten hat sich dennoch ein nicht geringer Teil der finnländischen Nordlandfahrer in den nördlichsten Gegenden Norwegens dauernd niedergelassen. Bei der Volkszählung in Norwegen 1891 betrug die Zahl Vollblutfinnländer etwa 10000; von den 1767 Einwohnern der Stadt Vadsö waren über die Hälfte oder 954 Finnländer. —

Fast gleichzeitig mit der oben geschilderten Auswanderung können wir eine jährlich wiederkehrende Übersiedelung von Finnländern nach dem russischen Gebiet am Eismeer, der sogenannten Murmannischen Küste, beobachten[1].

Seit der Trennung Finnlands von Schweden hat ein reger Verkehr zwischen den beiden Ländern stattgefunden. Der Umfang desselben läfst

[1] Diese interessante Erscheinung behandeln wir später in einem besonderen Artikel. D. Red.

sich in Zahlen auch nicht annähernd angeben, da die zuständigen Behörden, welche die zur Übersiedelung erforderlichen Zeugnisse auszustellen haben, das betreffende Material vielfach nicht aufbewahren. In den Küstengegenden ist man ganz allgemein der Ansicht, dafs diese Übersiedelungen vor der jetzt modern gewordenen Auswanderung nach Amerika zahlreicher und umfassender waren. Ganz haben sie auch heute noch nicht aufgehört. Jedes Frühjahr begeben sich noch zahlreiche Scharen, meistens Häusler und Insassen, nach Schweden, wo sie als Schiffsbauer oder Stauer, in Sägemühlen oder Eisenwerken, bei Eisenbahnbauten oder Waldabholzungen reichlichen Verdienst finden. Die im Sommer gemachten Ersparnisse werden dann im Winter zu Hause verzehrt. Aus dem finnischredenden Teil Österbottens scheinen die Übersiedelungen nach Schweden während der letzten zwei Jahrzehnte sogar gestiegen zu sein. Die Ursache ist ohne Zweifel in dem Umstande zu suchen, dafs die Kultur der nördlichsten Landschaft Schwedens, Norrland, die um diese Zeit einen kräftigen Aufschwung nahm, mehr Arbeitskräfte erforderte, als sie das eigentliche Vaterland zu bieten im stande war.

Eine Folge hiervon ist, dafs die finnländische Kolonisation im nördlichen Schweden zunimmt. 1890 betrug die Anzahl Finnländer in der Provinz Norrbotten 18 % der Gesamtbevölkerung und war während des vorhergehenden Jahrzehnts um 25 % gewachsen.

* * *

Von weit gröfserer Bedeutung, sowohl hinsichtlich ihres Umfanges, wie ihrer Folgen, ist die Auswanderung nach Amerika und anderen transmarinen Weltteilen. Die erste Auswanderung von Finnländern nach Amerika soll von der Eismeerküste vor sich gegangen sein. Wann dies geschehen ist, weifs man nicht mit Bestimmtheit; vor Ende der 60er Jahre dürfte es wohl kaum gewesen sein. Ungefähr gleichzeitig jedoch begann auch eine direkte Auswanderung aus Finnland selbst. In der Landgemeinde Gamla Karleby, die die alte See- und Handelsstadt gleichen Namens am Bottnischen Meerbusen umgiebt, erinnert man sich, dafs die erste direkte Übersiedelung aus der genannten Gemeinde nach Amerika 1865 oder 1866 stattfand. In den 70er Jahren war die Auswanderung bereits eine allgemein bekannte Erscheinung im ganzen schwedischredenden Teil Österbottens, während sie sich im finnischredenden Teil weniger bemerkbar machte. Seit Anfang der neunziger Jahre erstreckt sie sich aber schon über sämtliche Gemeinden der Provinzen

Wasa und Uleåborg, sowie einzelne Teile der Provinz Åbo-Björneborg und den ganzen Archipel von Åland; mit anderen Worten ganz Westfinnland von Torneå bis Hangö ist von der Auswanderungslust angesteckt.

Während der siebziger Jahre trat die Auswanderung nur erst vereinzelt auf. Der gröfste Teil dieses Jahrzehnts, mit Ausnahme der Kriegsjahre von 1877—1878, war eine in wirtschaftlicher Beziehung glückliche Periode für das Land. Der Holzexport stand in seiner Blüte und die dadurch bedingte, in grofsem Mafsstab betriebene Abholzung in den Wäldern verschaffte tausenden von Menschen einen leichten Verdienst. Nach den Daten, die aus jener Zeit zur Verfügung stehen, kann man die Auswanderung während des Jahrzehnts 1870—79 im Ganzen auf etwa 10—12000, höchstens 15000 Personen schätzen. Während des nächsten Jahrzehnts steigt sie auf 30000 und in den Jahren 1890—99 auf 60000 Personen.

Die eben angeführten Zahlen ergeben eine Gesamtsumme von 100000 Personen, die an sich grofs genug ist, aber im Vergleich zum thatsächlichen Umfang der Auswanderung doch noch zu niedrig gegriffen erscheint. Denn hierbei sind nicht nur diejenigen unberücksichtigt geblieben, die ohne alle gesetzlich vorgeschriebenen Formalitäten aus dem Lande fortgehen, deren Anzahl kaum mehrere Hundert übersteigen dürfte, sondern vor allem die vielen Tausende, welche, ohne die Absicht, auszuwandern, als Seeleute das Land verlassen und schliefslich sich in fremden Ländern als Kolonisten niederlassen. Hunderttausend Auswanderer und einige zehntausend dazu erscheint beim ersten Blick allerdings als ein recht empfindlicher Aderlafs für ein so kleines Volk, wie das finnländische; in der Wirklichkeit gestaltet sich das Verhältnis aber weniger gefahrdrohend. Wie schon oben angedeutet, hat die finnländische Auswanderung vorzugsweise den Charakter einer zeitweisen Übersiedelung, die aus wirtschaftlichen Gründen erfolgt und meistens mit dem mehr oder weniger bewufsten Vorsatz verknüpft ist, einmal wieder ins Vaterland zurückzukehren. Von wie vielen dieser Vorsatz thatsächlich ausgeführt wird, ist unmöglich festzustellen, da es an einer anwendbaren Einwanderungsstatistik fehlt, wenn man aber für die Zeit vor 1899 auf je 100 Auswanderer 50 Einwanderer annimmt, so dürfte man ungefähr das Richtige treffen.

Ist diese Auswanderung in ihren Folgen dem Lande schädlich gewesen oder nicht? Bei der Beantwortung dieser Frage ist zunächst die bevölkerungs-statistische Seite in Betracht zu ziehen. Wäre die Auswanderung gleichmäfsig über das ganze Land verteilt, so würden ihre Folgen wohl

kaum bemerkbar sein. Sie beschränkt sich aber, wie gesagt, auf den österbottnischen Landesteil, und hat deshalb Schwankungen in den einschlägigen Bevölkerungsziffern zur Folge gehabt. Eine direkte Abnahme der Bevölkerung kann während der siebziger Jahre noch für keine einzige Gemeinde festgestellt werden, wohl aber an vielen Orten eine langsamere Vermehrung der Bevölkerung und an manchen sogar ein Stillstand in der Bevölkerungszahl. Aber schon das folgende Jahrzehnt weist eine wirkliche Verminderung in 21 von 84 Gemeinden der Provinz Wasa auf (5 finnischen und 16 schwedischen), und zwar betrug die Gesamtverminderung 8000 Personen oder 12—17 % in den am meisten betroffenen Gemeinden. In der Periode 1891—1900 trat eine wirkliche Bevölkerungsabnahme allerdings nur in 9 Gemeinden ein, dafür aber verblieb die Bevölkerungszahl in 17 Gemeinden stehen und zwar ausschliefslich dank ungewöhnlich zahlreicher Einwanderungen aus anderen Gemeinden; denn die Auswanderung war in jenen 17 Gemeinden in diesen Jahren stärker, als je.

Noch einige andere Wirkungen der Auswanderung in bevölkerungsstatistischer Beziehung sind hervorzuheben, da sie für das wirtschaftliche Leben im Heimatlande von grofser Bedeutung sind. Die Auswanderungsstatistik zeigt, dafs auf je 100 Auswanderer männlichen Geschlechts 48 weiblichen Geschlechts entfallen, dafs also doppelt so viel Männer auswandern, als Frauen. Die Folgen hiervon zeigen sich bei der Zusammmensetzung der Bevölkerung in den gegenseitigen Zahlenverhältnissen der beiden Geschlechter. 1890 entfielen in der Provinz Wasa auf je 100 Personen männlichen Geschlechts 105 weiblichen Geschlechts, während das Verhältnis in sämtlichen übrigen Provinzen gleichmäfsiger war (101 bis 104 Frauen auf 100 Männer). In den Auswanderungsgegenden ist dagegen die Überzählichkeit des weiblichen Geschlechts bedeutend gröfser. So gab es in dem genannten Jahr Gemeinden, in denen auf je 100 Männer 109 oder 110, ja sogar 111 Frauen entfielen.

Unter den Auswandernden sind die kräftigsten Altersklassen am zahlreichsten vertreten. In dem Zeitraum von 1882—1899 betrug die Anzahl Männer, die im Alter von 16 bis 40 Jahren standen, 78 % sämtlicher Emigranten männlichen Geschlechts. Beim männlichen Geschlecht sind es also hauptsächlich Minderjährige und Kinder sowie alte Leute und Greise, die nicht an der Auswanderung beteiligt sind. Welchen Einflufs diese Bevölkerungsverhältnisse auf das Erwerbsleben, insbesondere den Ackerbau, haben, wollen wir in Folgendem kurz darlegen.

* * *

Die im ganzen Lande allgemeine Klage über Mangel an Arbeitern in den landwirtschaftlichen Betrieben, die von Jahr zu Jahr immer lauter wird, ist in den österbottnischen Provinzen am verbreitetsten. Selbst in Gegenden, denen es keineswegs an erwachsener männlicher Bevölkerung fehlt, ist es schwer, für längere Dauer über Arbeitskräfte zu verfügen, denn „ein rechter Mann wird kein Knecht“, heifst es beim Österbottner. Er zieht es vor, sich als Häusler (sog. „backstugusittare“) einzumieten, wobei er nur während der Erntezeit drei bis vier Wochen gebunden ist und die übrige Zeit in den industriellen Gewerben einen reichlichen Verdienst findet. Die Schwierigkeit für den Grundbesitzer, eine feste Arbeitskraft für das ganze Jahr zu finden, wird noch dadurch erhöht, dafs das im mittleren und südlichen Finnland gewöhnliche System der kleinen Pachtwirtschaften (der sog. „Torp“), bei dem die Pachtabgabe zum grofsen Teil in Form von Arbeit geleistet wird, in Österbotten beinahe ganz unbekannt ist. — Was die männliche Bevölkerung in den Bauernhöfen betrifft, so ist es eine altbekannte Thatsache, dafs das Auswanderungsfieber unter ihr am meisten wütet. Wo mehrere Söhne in einer Familie sind, ist die Aussicht, einmal über eigenen Grund und Boden zu verfügen, dementsprechend geringer. Im Hause selbst müssen die Söhne Knechtsarbeit verrichten, ohne Anspruch auf Lohn in barem Gelde, das der erste beste Häusler, der für den Hof arbeitet, sich verdient. So erwacht die Lust, in fremden Ländern das Glück zu suchen. Der Vater ist allerdings gegen derartige Pläne; aber weder Ermahnungen noch Überredungskünste helfen: „Vater war ja selbst in Amerika“ ist die Antwort; er, der Sohn, könne sich ebenso gut auf fremden Boden durchschlagen und zum Wohlstande des Hauses ebenso gut durch Arbeit im freien Westen beitragen, als zu Hause, und der Vater mufs zugeben, dafs die Gründe nicht aus der Luft gegriffen sind. In den kleinsten Höfen an der Küste wird nun die Familie, wenn mindestens ein paar halberwachsene Kinder vorhanden sind, allein mit den landwirtschaftlichen Arbeiten fertig. Tiefer ins Land hinein, wo die Bauerngüter gröfser sind, müssen fremde Arbeitskräfte zu Hilfe genommen werden.

Der Arbeitermangel wird jedoch weniger empfindlich infolge der alten Volkssitte in Österbotten, welche — in den landwirtschaftlichen Arbeiten — die Frau dem Manne vollkommen gleichstellt. Das österbottnische Bauernweib bewegt sich mit derselben Sicherheit auf Acker und Wiese und im Pferdestall, wie im Kuhstall oder am Webstuhl und Spinnrad. Wo der männliche Besitzer des Hofes ausgewandert ist, da führt in sicherem Be-

wufstsein ihrer Machtvollkommenheit die zurückgebliebene Frau das Zepter. Wo keine erwachsenen Knechte aufzutreiben sind, wird lieber ein tüchtiges Bauernmädchen statt eines halberwachsenen Knaben angestellt, dessen Lohnansprüche nicht geringer sind, als die des Mädchens. Und das ganze Jahr mufs sie Knechtsarbeit verrichten: pflügen, eggen, Gräben ziehen, mähen, Zäune bauen u. s. w. Auch im Winter mufs sie oft Fuhrdienste verrichten, hackt dagegen nicht selbst das Holz. Eine in Waldgegenden gewöhnliche Beschäftigung der Frau ist das Schälen von Baumstämmen und Props, die zu den Sägemühlen hinabgeflöfst werden sollen. Zu dieser vielseitigen und umfassenden Art der Frauenarbeit im südlichen und mittleren Österbotten hat ohne Zweifel die Auswanderung der männlichen Bevölkerung in nicht geringem Grade beigetragen.

Die Folgen dieser Auswanderung und des damit zusammenhängenden Mangels an Arbeitskraft zeigen sich vielleicht am deutlichsten in der geringen Vermehrung des urbar gemachten Landes oder der sog. Neubrüche. Gröfsere Neubrüche kommen in Auswanderergegenden beinahe gar nicht vor: die Kräfte der Frauen und minderjährigen Knaben reichen dazu nicht aus, und Maschinen können da nicht helfen. Noch liegen ungeheuere Länderstrecken unbebaut da, trotzdem sie sich sehr gut zur Kultur eignen. Im östlichen und nordöstlichen Teil des wohlhabenden Kirchspiels Närpes z. B. befinden sich weite Heiden und Moorländereien, die unbenutzt daliegen, nicht weil es an dem nötigen Kapital fehlte, sondern weil es keine Arbeitskräfte giebt. In andern Gemeinden ist die Anzahl der Neubrüche geringer, als vor 15 Jahren, trotzdem der Wohlstand sonst gewachsen ist. Und dies ist keine vereinzelte Erscheinung, sondern mit wenigen Ausnahmen im ganzen Auswanderungsgebiet der Fall. Es ist offenbar, dafs unter solchen Umständen die alten Äcker ausgesogen werden, zumal rationellere Düngungsmethoden nur langsam Eingang finden.

Wenn nun auch eine allzu pessimistische Beurteilung der Folgen der Auswanderung für den Ackerbau nicht berechtigt erscheint, so mufs doch ausdrücklich betont werden, dafs die durch dieselbe hervorgerufenen eigentümlichen Verhältnisse, so das an der Küste herrschende „Weiberregiment“ auf den Höfen, die so häufige Abwesenheit des Hausherrn, die eine Raubwirtschaft von seiten der Pächter zur Folge hat, und die immer seltener werdende erwachsene Arbeitskraft dazu beigetragen haben, den Ackerbau im allgemeinen recht empfindlich zu schädigen.

* * *

Man hat, vor allem in der Finnland feindlich gesinnten russischen Presse, behauptet, die Auswanderung sei eine Folge abnormer Agrarverhältnisse in Finnland, der Grundbesitz befinde sich in den Händen weniger Mächtiger, eine Behauptung, die eine vollkommene Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse verrät. In Wirklichkeit verhält es sich so, dafs derjenige Landesteil, in dem die Auswanderung am häufigsten vorkommt, eine äufserst weitgehende Verteilung des Grundbesitzes aufweist, und dafs dort, wo die Grundstücke am gröfsten sind, die Auswanderung klein und normal ist. Aber die obige Behauptung wird noch durch eine andere Thatsache widerlegt. Wäre die Auswanderung eine Folge abnormer Agrarverhältnisse, so müfste logischerweise die landlose Bevölkerung am zahlreichsten unter den Auswanderern vertreten sein, wenigstens zahlreicher, als der grundbesitzende Bauernstand. Thatsächlich ist aber das Gegenteil der Fall, denn während die landlose Bevölkerung 18—23 % der Gesamtauswanderung bilden, repräsentiert der Bauernstand 25—27 % derselben; und doch ist die erstgenannte Bevölkerungsgruppe im Lande bedeutend zahlreicher, als die letztere.

Was die Schwankungen in den Auswanderungsziffern wärend der letzten Jahrzehnte betrifft, so ist zunächst das plötzliche Steigen derselben zu Beginn der achtziger Jahre zu erwähnen, wo das im Jahre 1878 eingeführte Wehrpflichtgesetz in Kraft trat und ohne Zweifel anfangs eine Menge im wehrpflichtigen Alter stehende Jünglinge zur Auswanderung veranlafste. Als die Bevölkerung sich an die neue Einrichtung, die den Verhältnissen im Lande angepafst war, gewöhnt hatte, nahm auch die Auswanderung wieder ihre normale Gestalt an. Für diese Schwankungen in den achtziger Jahren sind keine statistischen Belege vorhanden, sondern stützen sich die betreffenden Angaben nur auf Äufserungen von Augenzeugen.

Der erste plötzliche, mit Sicherheit festgestellte Höhepunkt der Auswanderung fiel in die Jahre 1892 und 1893, wo die Anzahl der Auswanderer etwa 16000 Personen oder 8000 pro Jahr betrug. Die Ursache war ausschliefslich eine empfindliche Mifsernte im gröfsten Teile des Landes.

Den zweiten Höhepunkt erreichte die Auswanderungsbewegung im Jahre 1899 mit 16000[1] Auswanderern, einer Ziffer, wie sie bisher noch nicht vorgekommen war. Das Jahr 1898 war recht günstig gewesen, die

---

[1] Die officiellen Angaben lauten auf 12000, doch dürfte die obige Zahl thatsächlich das Richtige treffen.

Industrie blühte und das wirtschaftliche Leben war ein lebhafteres, denn je. Und da diese Konjunkturen im Jahre 1899 sich sogar noch günstiger gestalteten, hatte man keinen Grund, ein Anwachsen der Auswanderung zu befürchten, zumal die Thatsache, dafs der Kaiser behufs Änderung des geltenden Wehrpflichtgesetzes die Stände zu einem aufserordentlichen Landtag berief, also offenbar ohne ihre Mitwirkung nicht eingreifen wollte, nur geeignet erschien, die Gemüter zu beruhigen. Da kam aber das Februarmanifest, und mit einem Schlage war die Sachlage wie umgewandelt.

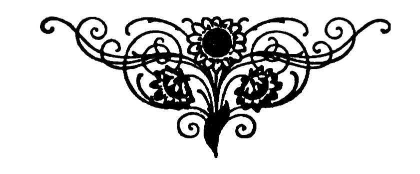
Das berüchtigte Manifest zog unerwartet den Vorhang von den gefahrdrohenden Aussichten, die die Zukunft darbot. Es ging plötzlich jedermann ein Licht darüber auf, wohin die Pläne der Russifizierungspolitik und das Manifest vom 15. Februar zielten. Das Volk sollte seiner Nationalität beraubt werden und eines der wirksamsten Mittel dazu das neue, vom russischen Kriegsminister ausgearbeitete Wehrpflichtgesetz sein. Und da dieses Gesetz keine Aussicht hatte, das Fegefeuer in den Debatten der Volksvertretung in der gewünschten Gestalt zu passieren, mufste ein Thor geöffnet werden, durch das ihm, trotz allem Widerstand des finnländischen Volkes, Eingang verschafft werden konnte. Dafs das Februarmanifest nur zu diesem Zwecke geschaffen war, wurde dem Volke sofort klar, und in demselben Augenblick, wo so das Gespenst der russischen Wehrpflicht leibhaftig vor die Thür trat, begann ein Sturmlauf nach dem fernen Westen, wie er noch nie vorher vorgekommen war. Tausende und abertausende verliefsen in den ersten Monaten das Land, vorzugsweise junge Leute im wehrpflichtigen Alter. Ende Juli hatte die Zahl der Auswanderer eine Höhe erreicht, die gröfser war, als die ganze Auswanderung irgend eines vorhergehenden Jahres. Im nördlichen Österbotten, wo der Unwille gegen den Militärdienst immer am stärksten gewesen, und wo die Bewegung infolgedessen am heftigsten um sich griff, verkaufte man Haus und Hof um einen Spottpreis oder verliefs sie ohne weiteres, wenn kein Käufer zu finden war.

Diese abnorme Erscheinung lenkte natürlich die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf sich. Sie machte aber offenbar auch die Kreise in Petersburg, die das Wehrpflichtgesetz ausgeheckt hatten, stutzig. Und man irrt wohl kaum, wenn man annimmt, dafs der gefahrdrohende Umfang, den die Auswanderung anzunehmen begann, zum Teil dazu beigetragen hat, dafs die so hitzig betriebene Durchführung des Wehrpflichtgesetzes plötzlich ins

Stocken geriet. Man besann sich und schob die endgültige Behandlung desselben von Monat zu Monat auf.

Die Auswanderung konnte dadurch natürlich nicht gehemmt werden; aber ganz ohne Einflufs ist dieser allmählich chronisch gewordene Stillstand in der Wehrpflichtfrage nicht geblieben.

Im Jahre 1900 haben also über 10 000 mit Pässen versehene Personen Finnland verlassen, um sich nach transatlantischen Ländern zu begeben. Im Januar 871, Februar 877, März 1800, April 1735, Mai 1572, Juni 1229, Juli 785, August 642, September 622, Oktober 595, für den November und Dezember fehlen die offiziellen Daten. Im Vergleich mit den offiziellen Angaben für das vorhergehende Jahr weisen diese Zahlen allerdings keine nennenswerte Abnahme der Auswanderung auf. Andrerseits zeigen sie aber auch, dafs die Auswanderung bereits ihren Höhepunkt hinter sich hatte und nicht mehr wuchs; und das ist ohne Zweifel eine Folge des Aufschubes der Militärreform.



Verfolgungen der finnländischen Presse.

Von

A. Werner.



Seit dem Augenblick, da die russische Bureaukratie und Reaktion den Feldzug gegen Finnlands Autonomie und Konstitution eröffnete, hat Finnlands Presse in der ersten Reihe gestanden bei der Verteidigung dieser Lebensbedingungen ihres Volkes und ihrer Kultur. Dafs daher der Schlag der Angreifer zuerst gegen diese Presse gerichtet wurde, ist so natürlich, da der Obskurantismus und die Gewaltherrschaft stets das freie Wort und die Wahrheit gehafst haben.

Unglücklicherweise stellte die mangelhafte Pressgesetzgebung der Verfolgungslust der Angreifer keine Hindernisse in den Weg. Die Druckfreiheit ist nämlich nicht in der finnländischen Verfassung enthalten; sondern schon seit der schwedischen Zeit ist die die Presse betreffende Gesetzgebung der Volksvertretung entzogen und als allein dem Monarchen zustehend betrachtet worden. Nur während zwei kurzer Perioden ist dies schlimme Mifsverhältnis aufgehoben gewesen. Im Jahre 1766 wurde zum ersten Mal in Schweden, und daher auch in dem mit ihm verbundenen Finnland, ein Druckfreiheitsgesetz eingeführt. Aber schon 1772 wurde es durch König Gustavs III. Staatsstreich untergraben, der zur Annahme der Regierungsform von 1772 führte, durch die alle nach 1680 ausgefertigten Gesetze aufgehoben wurden. Gustav III. deutete diese Bestimmung so, dafs damit auch das Prinzip der Druckfreiheit aufgehoben und die Prefsgesetzgebung der unbeschränkten Machtbefugnis des Monarchen unterworfen sei, und bereits 1774 fertigte er auf administrativem Wege

eine neue Verordnung aus, die bald zur Wiedereinführung, wenn anfangs auch in versteckter Form, des Censursystems führte. Die Druckfreiheit war also wieder dem Gutdünken preisgegeben. Die Vereinigungs- und Sicherheitsakte von 1789, die noch mehr die Königsmacht auf Kosten der Volksvertretung erweiterte, brachte hierin begreiflicherweise keine Verbesserung. Als bei Finnlands Vereinigung mit Rufsland die Regierungsform von 1772 und die Vereinigungs- und Sicherheitsakte von 1789 als Finnlands Grundgesetze bestätigt wurden, blieb der grofse Fehler der schwedisch-finnländischen Konstitution, der Mangel eines Druckfreiheitsgesetzes, auch während des 19. Jahrhunderts bestehen. Während der reaktionären Regierung der Schlufsperiode Alexanders I. und unter Nikolaus I. bedrückte diese Unfreiheit besonders schwer die finnländische Presse. Im Jahre 1829 wurde in der Hauptsache die gegenwärtige Organisation der präventiven Censur eingeführt, und 1846 wurden die Censurbestimmungen noch mehr verschärft. Unter diesen Umständen wurde das ganze Volk von der Überzeugung der Bedeutung der Druckfreiheit durchdrungen, und bei dem konstitutionellen Erwachen, nach dem Stillstand während der ersten Hälfte des Jahrhunderts, wurde daher das Zustandekommen eines Druckfreiheitsgesetzes einer der Hauptpunkte des Reformprogramms. Während des Landtags von 1863 liefs der Kaiser-Grofsfürst Alexander II. den Ständen den Entwurf eines Druckfreiheitsgesetzes vorlegen, das versuchsweise bis zum folgenden Landtag gelten sollte, zu dem ein neuer Entwurf in Aussicht gestellt war. Der Vorschlag wurde vom Landtag angenommen und 1865 Gesetz. Dem Landtag von 1867 legte die Regierung den versprochenen neuen Vorschlag vor, der indessen mehrere mit der Druckfreiheit ziemlich unvereinbare Bestimmungen enthielt, unter denen die bedenklichste war, dafs das neue Gesetz nur bis zum 1. Januar 1869 gelten sollte, wonach es vom Gutbefinden des Kaisers abhängen sollte, die Giltigkeit des Gesetzes über den genannten Termin hinaus auszudehnen oder sein früheres Recht, allein über die Prefsgesetzgebung zu bestimmen, wieder in Anspruch zu nehmen. Wie wenig geeignet diese Bestimmung war, wurde besonders klar aus der Begründung des Gesetzentwurfs selbst, in der ausdrücklich gesagt wurde, dafs die Entscheidung des Kaisers zwischen diesen beiden Bestimmungen von der „Haltung der Presse" abhängen würde, ein Vorbehalt, der entschieden geeignet war, die ganze Druckfreiheit zu leerem Schein zu machen. Die Stände konnten daher diesen Antrag ohne gewisse Änderungen

nicht annehmen. In dieser vom Landtag veränderten Form wurde das Gesetz aber vom Kaiser nicht bestätigt. Damit war Finnlands zweite kurze Druckfreiheitsperiode zu Ende. Die Geltung des Druckfreiheitsgesetzes von 1865 hörte auf, und das administrative Censursystem wurde durch eine vom Kaiser 1867 ausgefertigte neue „Verordnung, betreffend die Prefsangelegenheiten“ eingeführt. Obwohl diese Verordnung dem Gutdünken sehr weiten Spielraum liefs, wurde ihre Anwendung während der ersten zwei Jahrzehnte verhältnismäfsig erträglich: keine Zeitungsunterdrückungen kamen vor und Censurbeanstandungen waren verhältnismäfsig selten. Dennoch waren die Unannehmlichkeiten der Präventivcensur auch damals bemerkbar genug, und daher petitionierten die Landtage von 1872 und 1882, freilich vergebens, dafs ein Gesetzentwurf über die Druckfreiheit dem Landtag vorgelegt werden möchte. Seit der Thronbesteigung Alexanders III. hatte in der russischen Presse ein Feldzug gegen Finnlands Autonomie begonnen, und bald machten sich Zeichen bemerkbar, dafs hinter dem Anfall der russischen Finnland feindlichen Blätter sich ein ganzes politisches Programm verbarg. Die Suspension des neuen Strafgesetzes war das erste deutliche Zeichen der angreifenden Neigungen der russischen Regierung, und durch die von Alexander III. eingesetzten drei gemischten Komitees für die Russifizierung des Post-, Zoll- und Münzwesens, sowie durch das Postmanifest und das sogenannte Kodifikationskomitee hatte man thatsächlich bereits die Bahn des blutlosen Eroberungskrieges betreten.

Man wollte die wohlbegründete und sachliche Kritik zum Schweigen bringen, die in der finnländischen Presse sich gegen die sogenannten „Vereinigungsbestrebungen“ richtete. Die erste (und bis 1899 einzige) Zeitungsunterdrückung fand 1891 (die Zeitung „Savo“ in Kuopio) statt, und die Zahl der Censurbeanstandungen wuchs schnell auf etwas über 200 jährlich, auf welcher Höhe sie sich 1892—93 hielten, dann aber 1894—96 auf 149, 138 und 54 heruntergingen.

Graf Heiden[1] fand in diesem seinem Feldzug gegen die finnländische Presse, dafs die Macht des Generalgouverneurs in der Censurfrage noch allzuwenig unbeschränkt sei, und dafs die Censur allzusehr von rein finnländischen Behörden abhing (der „Oberbehörde für die Prefsangelegenheiten“ und der „Civilexpedition“ des Senats). Er erwirkte daher im Jahre 1891 verschiedene neue Bestimmungen, die alle in reaktionärem und anti-

[1] Generalgouverneur von Finnland 1881—1896.

konstitutionellem Geiste verfaſst waren und die Macht des Generalgouverneurs betreffs der Äuſserungsfreiheit noch unbeschränkter machten, als sie bisher gewesen. Unter dem Eindruck dieser Sachlage wiederholten die Landtage von 1891 und 1894 die Petition um ein Druckfreiheitsgesetz, freilich wieder ohne Resultat.

Mit dem Regierungswechsel Ende 1894 trat während einiger Jahre ein Stillstand in dem reaktionären russischen Kampf gegen Finnland ein, und gleichzeitig nahm das Censurverfahren eine mildere Form an. Aber das Schwert des administrativen Gutdünkens hing ständig über Finnlands Zeitungen.

Die Verordnung betreffend die Preſsangelegenheiten von 1867 mit dem Zusatz und den Änderungen des Jahres 1891 repräsentierten also die „rechtliche Stellung" der Presse, als der gegenwärtige Generalgouverneur Finnlands, General Bobrikoff, sein Amt im Herbst 1898 antrat, um im Auftrage der unverantwortlichen Kamarilla, die gegenwärtig in Ruſsland regiert, den Sturmlauf gegen Finnlands Recht und nationale Existenz in Scene zu setzen. Bei dem Versuch, sein auf Zerstörung hinstrebendes Programm zu verwirklichen, — wobei man, wie bekannt, zunächst den Weg der Militärfrage einschlug, — machte die finnische Presse eine ebenso ruhige und besonnene, wie einmütige und feste Opposition, die ohne Schonung die ganze Unhaltbarkeit und Unehrlichkeit in den russischen Sophismen aufdeckte.

General Bobrikoff versuchte zuerst die Kritik durch Drohungen zum Schweigen zu bringen, indem er die Censuroberleitung veranlaſste, bald der einen, bald der andern Zeitung eine „Verwarnung" zu erteilen. Je mehr man sich der Zeit des Zusammentritts des Landtags von 1899 näherte, desto mehr häuften sich die Drohungen gegen die Zeitungen, und die Censoren erhielten unter anderm die scheinheilige Vorschrift, den Zeitungen nicht zu gestatten, „den Ständen irgendwelche Ratschläge zu geben".

Da die Befugnis, Verwarnungen zu erteilen, hier offenbar miſsbraucht wurde, weil die Zeitungen ja nichts anderes als Achtung des geltenden Gesetzes verlangten, benutzten die Zeitungsredaktionen ihr ihnen durchaus zustehendes Recht, sich beim Senat über die von der Censuroberleitung erteilten Verwarnungen zu beschweren, worauf dieselben vom Senat für ungültig erklärt wurden.

Dieser Ausgang veranlaſste den Generalgouverneur einige Zeit später, vom Kaiser einen Zusatz zur Censurverordnung zu erwirken, wodurch das Recht, Verwarnungen zu erteilen, ihm ohne Appell an den Senat ein-

geräumt wurde. Die Verwarnungen waren indessen immer schärfer im Ton geworden, ohne deshalb den Zeitungen mehr zu imponieren. Aber noch wagte der Generalgouverneur nicht, den Schlag fallen zu lassen. Ein unbewufstes Gefühl, dafs dergleichen Gewaltthaten vielleicht nur die entgegengesetzte Wirkung ausüben würden, schien in noch zurückzuhalten. Aber dann kam das im Stillen und in gröfster Eile in Petersburg ausgebrütete Februar-Manifest, der grofse „Sieg" der Intriguen der russischen Kamarilla, — und der Generalgouverneur schien jede Spur von Besonnenheit zu verlieren. Die erste Zeitung fiel — das kleine Wiborger Blatt „Östra Finland" —, ihr Erscheinen wurde auf Befehl des Generalgouverneurs für immer verboten. Ihre Schuld war eine ganz dunkle, pessimistische Äufserung in einem Leitartikel. Die unbedeutende Ursache schien anzudeuten, dafs dies erste Verbot die einflufsreicheren Zeitungen warnen sollte. Hatte man gemeint, sie dadurch zum Schweigen zu bringen, so irrte man sich. Sie wufsten wohl, dafs sie auch nach dem „Staatsstreich" für die Auffassung des Volkes eintreten müfsten.

Die Zeitungsunterdrückungen wurden fortgesetzt. Am 4. April folgte das Erscheinungsverbot für die Helsingsforser Zeitung „Nya Pressen" auf zwei Monate und der „Aftonposten" auf einen Monat, was im ganzen Lande einen Sturm des Unwillens erregte und in Helsingfors die grofsartigsten Sympathiekundgebungen hervorrief. Unter anderm meldeten sich viele Personen zum Abonnement in der Unterdrückungszeit. Diese Art, seinen Unwillen über die willkürlichen Zeitungsverbote auszudrücken, ist seitdem üblich geworden und hat sich bei jeder neuen Zeitungsunterdrückung wiederholt. Die Bedeutung der finnländischen Presse ist durch diese Verfolgungen entschieden gröfser geworden.

Das Aufsehen, das seine Zeitungsverbote erregten, war dem Generalgouverneur offenbar unangenehm, und er wollte nicht allein die Verantwortung dafür tragen. Er verschaffte sich die Genehmigung zu einer neuen Ungesetzlichkeit, die Einsetzung eines von ihm gewählten und gröfstenteils aus russischen Generalstabsoffizieren und andern Russen zusammengesetzten Prefskomitees, das die finnländische Presse genau überwachen sollte, um vorkommenden Falls dem Generalgouverneur Bestrafungen der Zeitungen vorzuschlagen. Dies Komitee bewies sich von Anfang an als sehr eifrig, und Generalgouverneur Bobrikoff glaubte wohl, in ihm eine Stütze zu besitzen, da er wiederholt das Komitee vorschob, wenn man ihm seine Zeitungsunterdrückungen zum Vorwurf machte. Da sich die

finnländische Presse auch durch die Unterdrückungen nicht schrecken liefs, verweigerte er konsequent die Erlaubnis zur Herausgabe neuer Zeitungen, obwohl die Censurverordnung ihm kein Recht dazu gab. Er forderte von verschiedenen Behörden Gutachten über die Person des Bewerbers oder stellte gewisse Bedingungen über die „Haltung" des Blattes, und die Beantwortung des Antrages wurde oft monatelang unter allerhand unberechtigten Einwendungen, bisweilen auch ohne jede Auskunft, hingezogen. Seit 1898 sind nur ganz wenige Bewilligungen zur Herausgabe neuer Zeitungen erteilt; aber den neuen Bewilligungen folgten neue Zeitungsverbote, da die neuen Blätter unter eine besonders scharfe Censur gestellt wurden. So hatte eine neue Zeitung in den ersten vierzehn Tagen ihres Bestehens siebzehn Censurbeanstandungen. Die Druckereien der unterdrückten Blätter versuchten auch zur Entschädigung ihrer Abonnenten Flugblätter herauszugeben. Auch das verhinderte der Generalgouverneur durch die Erklärung, dafs die Verbotszeit nicht von dem Tage, an dem die Zeitung zu erscheinen aufhörte, sondern von dem Herauskommen des letzten Flugblattes an gerechnet werde. Und er erwirkte sich bald darauf einen neuen Zusatz zur Censurordnung, der schwere Strafen für die Buchdrucker bestimmte, die eine Zeitung gedruckt hatten und dann Flugblätter herausgaben.

Das Gerücht von den Prefsverfolgungen in Finnland verbreitete sich weit über die Grenzen des Landes hinaus. Und als nur wenige Tage vor dem „Internationalen Journalistenkongrefs" in Rom 1899 das Erscheinen von „Nya Pressen" und „Aftonposten" verboten wurde, beschlofs der Kongrefs, eine Sympathiekundgebung für die Sache des freien Wortes in Finnland auszusprechen, die von 130 Journalisten und Schriftstellern verschiedener Länder unterzeichnet und im Juni 1899 an fünfhundert europäische und amerikanische Blätter versandt wurde. Die 130 appellieren hier an die „brüderliche Sympathie" der Journalisten aller Länder für die finnländische Presse. Indem sie die Lage derselben schildern, weisen sie darauf hin, dafs es thatsächlich noch Länder giebt, wo das elementare Recht, frei sich zu seiner Meinung zu bekennen und in gemäfsigster Weise seine Gedanken auszusprechen, völlig verkannt wird. Die Verletzungen von Finnlands Grundgesetzen, heifst es weiter, sind bekannt und haben die Aufmerksamkeit der Zeitungen aller Länder erregt. Die finnländische Presse, die dieser einstimmigen, allgemeinen Meinung Ausdruck verlieh, hat darunter im höchsten Grade leiden müssen. Die präventive Censur ist

mit äufserster Strenge angewandt. Aber auch das scheint den Behörden noch nicht genügt zu haben, die es schon für ein Verbrechen anzusehen scheinen, dafs eine Zeitung nicht das schwere Attentat gegen die jahrhundertalten, von allen Souveränen feierlich bestätigten Freiheiten des Landes anerkennt. Das hat zu solch eigentümlichen Zuständen geführt, dafs Zeitungen, die die Censur passiert und ihre Zustimmung erlangt hatten, um „ihrer ganzen Richtung willen" verboten wurden. Es werden dann die verbotenen Blätter genannt. „Diese Terrorisierung der Blätter hat natürlich in dem ganzen, furchtbar erregten Lande den schmerzlichsten Eindruck hervorgerufen."

Die Censurbeanstandungen, Verwarnungen und Verbote wurden weiter fortgesetzt. Im Jahre 1899 wurden vier Zeitungen für immer verboten, während siebzehn Zeitungen von siebenundzwanzig Verboten betroffen wurden und im ganzen dreiundvierzig Monate schweigen mufsten. Die vier ganz verbotenen waren die oben erwähnte „Östra Finland" (Wiborg), ein Helsingforser Witzblatt, die „Fredrikshamner Zeitung" und „Uusi Savo" in Kuopio. Sie hatten 54 000 Abonnenten und ca. 300 000 Leser.

Da in Kuopio auch noch das zweite städtische Blatt für einige Zeit verboten wurde, fand man es an der Zeit, deutlich zu zeigen, was man von der Sache dachte, und sandte sofort eine Deputation nach Helsingfors zum Generalgouverneur, um sich bei ihm über diese Mafsnahme zu beschweren und um deren Aufhebung nachzusuchen. Diese Deputation betonte besonders die unangenehmen praktischen Folgen, wenn ein ausgedehnter Landbezirk plötzlich seiner Zeitungen beraubt wird. Der Generalgouverneur schob die Schuld, wie gewöhnlich, auf das „Gesetz", worunter er die „Censurverordnung" verstand, die er völlig falsch auslegte, auf das Prefskomitee und die Zeitungen. Er könne nichts dabei machen! Die Deputation mufste unverrichteter Dinge heimkehren. Einige Zeit darauf teilte der Generalgouverneur ihnen durch den Gouverneur von Kuopio mit, dafs er edelmütig die Herausgabe einer neuen Zeitung in der Stadt gestatten wolle, wenn ihr Redakteur sich schriftlich verpflichtete, die Mafsnahmen der Regierung nicht zu kritisieren. Er bekam die Antwort, dafs derartige Bedingungen unannehmbar wären. Aber es schien doch fast, als hätte die Kuopio-Deputation, die so deutlich verriet, wie aufreizend die Verbote auch auf die breiten Schichten des Volkes wirkten, auch eine gewisse moralische Einwirkung auf den Generalgouverneur aus-

geübt und seinen Eifer etwas gedämpft; denn während des letzten Monats des Jahres fand nur eine Zeitungsunterdrückung statt.

Im Jahre 1900 wurden die Verheerungen in der finnländischen Presse noch gröfser. Für immer wurden sieben Blätter unterdrückt, darunter die hervorragendsten, z. B. die Helsingforser „Nya Pressen“, „Aftonposten“. Für vierzehn Blätter wurde im ganzen für dreiunddreifsig Monate das Erscheinen verboten. Diese Blätter hatten 82 000 Abonnenten, also etwa 450 000 Leser. Ferner wurde in vier Fällen ein Redaktionswechsel erzwungen.

Diese Erzwingung des Redaktionswechsels war die Folge eines Zusatzes zur Censurverordnung, durch den sich der Generalgouverneur das Recht verschafft hatte, die Verabschiedung eines mifsliebigen Hauptredakteurs zu verlangen. Diese Mafsregel war ein neuer Beweis, wie wenig der Generalgouverneur die Situation verstand, da er meinte, eine so unerhörte Bethätigung der Willkür würde weniger als das Zeitungsverbot geeignet sein, die öffentliche Meinung zu erregen. Gleichzeitig mit diesem neuen Zusatz zur „Censurverordnung“ wurden die Bestimmungen über das schon seit dem Frühling existierende Prefskomitee und über die Verantwortlichkeit der Buchdrucker für die Herausgabe von Flugschriften darin aufgenommen. Andererseits wurde aber Ende November der Vorsitzende der „Oberbehörde der Prefsangelegenheiten“, Kapitän A. Cajander, der dem Censureifer Bobrikoffs einigen Widerstand geleistet hatte, verabschiedet und zu seinem Nachfolger Bobrikoffs gehorsames Werkzeug Graf A. Cronhjelm ernannt.

Die ersten Redakteure, die mit Absetzung „bestraft“ wurden, waren die des „Päivälehti“ in Helsingfors und des „Wiborgsbladet“. Diese Mafsregel und die gleichzeitige Unterdrückung zweier Provinzblätter veranlafste die Sendung neuer Deputationen, die der Generalgouverneur nicht empfing, sondern an den zuständigen Gouverneur verwies. Nach Verabschiedung des Hauptredakteurs des „Päivälehti“, eines hochangesehenen Blattes, kam eine Deputation von tavastländischen Köthnern nach Helsingfors, die der Generalgouverneur ebenfalls nicht empfing, deren Schreiben aber angenommen wurde, weil sie nicht den Zweck ihres Besuches mitteilen wollten. Vielleicht nahm Bobrikoff an, dafs es sich um eine Klage jener landlosen Köthner handelte, die in systematischer Weise von russischen Hausierern gegen die bestehenden Verhältnisse aufgereizt wurden. Das Aktenstück mufs ihn aber sehr enttäuscht haben, denn er sandte es unmittelbar darauf der Deputation zurück.

Zu der völligen Unterdrückung oder zeitweiligen Unterbrechung des Erscheinens der Blätter kommen noch „Censurbeanstandungen“, d. h. Makulierung von einzelnen Zeitungsnummern, weil der Censor im Probeexemplar, das ihm zugestellt werden mufs, bevor die Zeitung ausgegeben werden darf, einen Artikel, eine Notiz oder vielleicht nur einen Ausdruck streicht, woher die Zeitungen immer verspätet erscheinen und oft ganze Auflagen umgedruckt werden müssen. 1899 wurden nicht weniger als 386 Nummern verschiedener Zeitungen von derartigen Censurbeanstandungen betroffen, die 1895 nur 144, 1896: 56, 1897: 40, 1898: 98 betragen hatten. Die von 1900 können nicht angegeben werden, da die Zeitungen von nun an nicht einmal die Censurbeanstandungen, denen sie unterworfen gewesen, in ihren Spalten erwähnen dürfen; doch sind sie sicher noch zahlreicher gewesen als früher, wobei noch zu beachten ist, dafs natürlich die vielen Zeitungsverbote die Gesamtanzahl der Censurbeanstandungen vermindern. Auch sie verursachen direkte und indirekte Verluste von merkbarer Gröfse. Die indirekten können nicht berechnet werden; die direkten bestehen im Wert der makulierten Auflagen und der Kosten für Satzumbruch etc. [1].

Die Verwarnungen haben keine praktische Bedeutung mehr und sind in letzter Zeit seltener geworden.

All der Widerstand, den Bobrikoff fand, veranlafste ihn zu einem Vorschlag, der, wenn es nicht eine äufserst übel angebrachte Ironie war, einen trefflichen Beweis für seine Unkenntnis der Verhältnisse brachte. Er verlangte die Meinung des Senats zu hören, ob es nicht angebracht wäre, um das Bedürfnis der Bevölkerung nach Zeitungen zu befriedigen, mit der Herausgabe „offizieller Lokalblätter“ zu beginnen, je eines in jeder Provinzresidenz, also acht im ganzen Lande.

Der Senat holte die Ansichten der Gouverneure über den Vorschlag ein. Diese wandten sich wieder an die ihnen unterstellten Behörden, und so wurde eine umfangreiche büreaukratische Umfrage veranstaltet, deren Ergebnis vorauszusehen war. Von einer Seite bekam der Generalgouverneur gleich darauf eine sehr klare und deutliche Antwort. Eine Bauerndeputation, welche in Helsingfors eintraf, um die Aufhebung des Verbotes der „Uusimaa“ zu erwirken, sagt nämlich in ihrer Eingabe u. a.: „Wir

[1] Für die jüngste Zeit mag hier erwähnt werden, dafs während der ersten drei Monate des Jahres 1901 zwei Zeitungen für immer, eine für vier Monate, zwei auf drei Monate und zwei auf zwei Monate verboten wurden.

haben aus Zeitungen erfahren, dafs Euer Excellenz beabsichtigen, eine Art offizieller Provinzzeitungen zu begründen, die zur Aufgabe hätten, das Zeitungsbedürfnis des Volkes zu befriedigen. Wir können jedoch Euer Excellenz versichern, dafs derartige offizielle Zeitungen niemals den Platz unserer selbständigen Zeitungen ausfüllen werden, an die wir uns bereits so gewöhnt haben, dafs sie zu unserm täglichen Brot gehören. Unsere Zeitungen haben gewissenhaft ihre Pflicht erfüllt, die gegenwärtigen Verhältnisse und Ereignisse zu kritisieren, und damit die Ansichten des Volkes ausgesprochen. Gerade so wünschen wir, dafs unsere Zeitungen sein sollen, und nur solch selbständige Blätter abonnieren wir!“

Angesichts der vielen Zeitungsverbote entstand im November 1899 unter den Helsingforser Journalisten der Gedanke, nach dem Gegenseitigkeitsprinzip eine sämtliche Zeitungen des Landes umfassende Versicherungsgesellschaft gegen Censurschäden zu bilden. Ein Entwurf der Statuten wurde ausgearbeitet und zur Bestätigung dem Senat eingereicht. Der Schadenersatz sollte höchstens sechzig Prozent des Verlustes bei Zeitungsverboten betragen; doch sollte die Ersatzpflicht der Gesellschaft in keinem Fall den Gesamtbetrag der von ihr eingenommenen Nettoprämien übersteigen. Die an die Gesellschaft zu zahlenden Jahresprämien sollten fünf Prozent der Bruttoeinnahmen der Zeitungen betragen und dadurch aufgebracht werden, dafs man den Abonnementspreis um 5 Prozent und den Annoncenpreis um 1 Penni per Zeile erhöhte. Doch lehnte der Senat Anfang 1900 den Antrag um Bestätigung der Statuten ab.

Auf der Journalistenversammlung von 1899 war der lange gehegte Plan, eine Pensionskasse für Journalisten zu gründen, beschlossen, und im November wurden, nach dem Muster des norwegischen Verbandes, an verschiedenen Orten des Landes Feste und Lotterieen veranstaltet und Festnummern herausgegeben. Die Verfolgungen des Generalgouverneurs waren die beste Reklame für diesen Gedanken. Die Journalisten der verschiedenen Parteien fühlten sich solidarischer verbunden als jemals, und die Bevölkerung Finnlands fand in den Veranstaltungen für den Pensionsfonds der Journalisten eine lange erwünschte Gelegenheit, auf deutlichste Weise ihre Sympathieen für die verfolgten Zeitungen und ihren Unwillen gegen die Censurhandhabung zu beweisen. „Die Presswoche“ im Anfang November wurde ein ungeheuerer Erfolg und brachte einen Zuschufs von fast 145 000 finn. Mk. für den Pensionsfonds.

Am 23. Januar 1900 versammelte sich der Landtag. Die Wähler

hatten ihren Vertretern dringend ans Herz gelegt, die Art, wie die Censurangelegenheiten seit Herbst 1898 gehandhabt wurden, zur Sprache zu bringen. Und so wurde beim Beginn des Landtags von einer gröfseren Anzahl von Volksvertretern aus sämtlichen Ständen ein motivierter Vorschlag zu einer Petition über Veränderung des herrschenden Censurverfahrens eingereicht, der vom Landtag angenommen und in dem u. a. erklärt wurde: Die präventive Censur wird allgemein als eine bildungsfeindliche Einrichtung betrachtet. Sie hindert die Regierung, die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes kennen zu lernen, ruft Unzufriedenheit und Mifstrauen gegen die Behörden hervor, veranlafst heimlich verbreitete, übertriebene Gerüchte und vermindert das Verantwortungsgefühl der Behörden. In Anbetracht der Ablehnung der Ständepetition von 1894 betreffs eines Druckfreiheitsgesetzes hielt der Ausschufs den Zeitpunkt jedoch nicht für geeignet, einen Antrag auf Druckfreiheit zu stellen. Da der nächste Landtag erst in vier Jahren tagt, war es aber notwendig, bereits vorher den schlimmsten Mifsständen, so weit, wie möglich, abzuhelfen. Zu diesen gehört vor allen die Macht, auf administrativem Wege einen finnländischen Bürger des Herausgaberechts einer Zeitung zu berauben, was noch verschlimmert wird durch die dem Generalgouverneur erteilte Befugnis, den Wechsel des Redakteurs zu fordern.

Ferner wird dargelegt, dafs das aus russischen Männern zusammengesetzte konsultative Prefsbureau im Widerspruch mit der Vorschrift des Grundgesetzes stehe, und die Art geschildert, wie das Verbotsrecht gegen eine Presse gehandhabt werde, die eine höfliche und mafsvolle Haltung beobachte, sich nicht von Gewinnsucht oder andern unehrenhaften Motiven habe leiten lassen, sondern nur nach bestem Können versuche, die Wechselwirkung zwischen Regierung und Volk zu vermitteln, die in einem konstitutionellen Staat herrschen mufs, und dabei in weit höherem Mafse ein Sprachrohr der Volksmeinung gewesen sei als Leiter derselben. Da in den meisten Fällen die Tendenz des Blattes die Ursache für die Verbote gewesen sei, so hätten diese Verbote um so tiefer das Rechtsgefühl des Volkes verletzt, als dasselbe in den Aussprüchen der Presse nichts anderes gesehen habe, als eine besonnene und loyale Vertretung von Finnlands Recht. Auch diese Verteidigung von Finnlands Recht, wozu scharfe Anfälle und entstellte Darstellungen der Stellung Finnlands zum Kaisertum in einigen russischen Zeitungen die finnländische Presse herausgefordert hätten, habe ebenso wenig Veranlassung zu den

zahlreichen Verboten geben können. Der Prefsbeamte besitze nur das Recht, zu prüfen, ob die ihm vorliegende Schrift etwas enthält, was gegen die geltende Prefsordnung oder gegen andere gesetzlich bekanntgemachte Verordnungen verstöfst. Würden dagegen die Prüfungen auf Grund von „Cirkularen und Instruktionen" gemacht, die über den Inhalt der Prefsverordnungen hinausgehen, so stehe das in Widerspruch mit Finnlands geltender Rechtsordnung.

Zum Schlufs beantragt der Ausschufs: „Die Stände ersuchen unterthänigst, trotz des tiefgefühlten Bedürfnisses nach einem unter Mitwirkung der Stände zu Stande gekommenen Druckfreiheitsgesetzes für Finnland, dafs Eure Kaiserl. Majestät, auch wenn Eure Majestät die Zeit für ein solches gesetzlich festgesetztes Verfahren nicht gekommen erachten, inzwischen geruhen, solche Änderungen der geltenden Prefsbestimmungen vorzunehmen, dafs das Recht, eine periodische Druckschrift herauszugeben, weder dauernd noch zeitlich dem Herausgeber anders entzogen werden kann, als nach vorhergehender Untersuchung und gerichtlicher Verurteilung, sowie dafs den übrigen Mifsständen, die sich bei Überwachung der periodischen Presse in der letzten Zeit geltend gemacht haben, abgeholfen werde."

Als die Kommission unter Berufung auf § 40 der Landtagsordnung verlangte, vom Inhalt der Cirkulare Kenntnis zu erhalten, welche die Prefsbehörde seit Anfang 1899 an die Censoren versandt hatte, erhielt sie einen abschlägigen Bescheid. Doch wurde bei den Beratungen im Landtage von einzelnen Abgeordneten genügendes Material über diese Cirkulare beigebracht, um ihre Willkürlichkeit und Ungesetzlichkeit in ein grelles Licht zu rücken.

Der Antrag der Kommission wurde einstimmig von allen Ständen angenommen und nach Schlufs des Landtags dem Kaiser übersandt. Im September erhielt der Senat die Antwort auf die Petition der Stände, die lautete, dafs die Petition nicht einer Berücksichtigung wert befunden sei.

So wurde denn der Circularunfug der Censurbehörden fortgesetzt, und die Censurbeanstandungen nahmen zu, sodafs das regelmäfsige Erscheinen einer Zeitung nur noch eine Ausnahme ist. Die Schwierigkeit, Männer mit genügend wenig Selbstgefühl zu finden, um Censurbeamte zu werden, zwang die Oberleitung, ihrer Thätigkeit enthobene Censoren, die etwas „Strafbares" hatten durchgehen lassen, als Hilfsarbeiter weiter fungieren zu lassen. Einige Prefscensoren übten die empörendsten Bosheiten gegen die

Zeitungen aus, obwohl die Prefsordnung der Oberleitung die Pflicht auferlegt, dafs die Censoren nicht ihre Stellung mifsbrauchen sollen.

Bei der Debatte im Landtag über die ungesetzlichen Censurcirkulare äufserte ein Redner: wenn eine Zeitung einen Prefsbeamten verklagte, dafs er auf Grund solcher Vorschriften einen Ausdruck unterdrückt habe, der nach der Prefsverordnung nicht „strafbar“ wäre, könnte das Gericht nicht anders verfahren, als den Prefsbeamten wegen Dienstversehens zur Verantwortung zu ziehen. Diese Äufserung fand bald darauf praktische Bestätigung, als Censor Wainio auf Vorladung durch die Zeitung „Aftonposten“ für ein derartiges Verfahren in Strafe genommen wurde. Auch in einigen andern Fällen haben Zeitungen Prozesse gegen ihre Censoren „wegen willkürlichen Verfahrens“ mit Erfolg geführt.

Die Unterdrückung von Zeitungen, die Schwierigkeiten bei der Bewilligung zum Herausgeben neuer Zeitungen und deren sofortige Hemmung nach Erscheinen, sowie die Verhinderung der Veröffentlichung von Flugblättern unterdrückter Zeitungen beweist das Streben, die Zahl der Zeitungen im Lande auf die möglichst kleinste Zahl einzuschränken.

Aber die alte Erfahrung bestätigt sich auch in Finnland, dafs ein übertriebenes Censursystem und das Streben einer Regierung, das Recht der freien Meinungsäufserung zu unterdrücken, wohl dem Volke Schwierigkeiten bereiten kann, aber nicht im stande ist, die Verbreitung von gedruckten Aussprüchen und Mitteilungen in den Fragen zu verhindern, die der Menge am meisten am Herzen liegen. Je mehr es unmöglich wurde, in der Presse in aufrichtiger und wahrheitsgemäfser Weise derartige Themen zu behandeln, desto mehr und in wachsender Fülle ist eine freie Litteratur von Korrespondenzen in ausländischen Zeitungen und im Auslande gedruckter Broschüren und Flugschriften entstanden. Und keine Macht der Welt wird diese Litteratur hindern können, ins Land hineinzukommen und dort grofse Verbreitung zu finden, und keine Litteratur wird von der grofsen Masse so gern gelesen und so bereitwillig verbreitet werden, wie gerade diese, in mehreren Hinsichten dürftige und mangelhafte, die aber frei heraus reden darf. Schon jetzt scheint dieser Import den Generalgouverneur ein wenig bedenklich gemacht zu haben; er hat den zuständigen Behörden aufgetragen, Mafsregeln zur Verhinderung des Imports zu ersinnen.



Unterthänige Petition der Stände Finnlands

betreffend Mifsgriffe in der Verwaltung des Landes[1].



Grofsmächtigster, Allergnädigster Kaiser und Grofsfürst!

Seit Ende des Jahres 1898 haben die Einwohner Finnlands erfahren müssen, dafs die Leitung der Verwaltung Finnlands in Betreff solcher Angelegenheiten, deren endgültige Entscheidung nicht vom Senat abhängt, in einem der Staatsordnung Finnlands fremden Geist und in einer Weise gehandhabt wird, die nicht dazu angethan ist, die ungestörte Entwicklung des Landes zu fördern.

---

[1] Wir geben im Obigen wortgetreu den offiziellen Text der Ständepetition wieder, in welcher der finnländische Landtag von 1900 den gegenwärtigen Generalgouverneur von Finnland, General Bobrikoff, der Verfassungsverletzung beschuldigte, in der Hoffnung, dafs der Kaiser Nikolaus die Bittschrift, die an Ruhe und Mäfsigung nichts zu wünschen übrig läfst, berücksichtigen und Mafsregeln ergreifen lassen würde, den Mifsgriffen des russischen Generals ein Ende zu machen. Diese Hoffnung wurde bekanntlich getäuscht: der Kaiser liefs keine Untersuchung gegen Bobrikoff einleiten, sondern erklärte sich im Gegenteil mit seinen Verfügungen einverstanden. Die darauf bezügliche allerhöchste Resolution gipfelt nämlich in folgenden drei Punkten: 1) die Petition ist abschlägig zu bescheiden, da sie im Widerspruch mit dem § 51 der Landtagsordnung steht und einen frechen Tadel administrativer Verfügungen und Mafsregeln enthält, die von der obersten Gewalt ausgehen; 2) dem Generalgouverneur Bobrikoff ist mitzuteilen, dafs seine Handlungsweise korrekt und mit dem ihm allerhöchst mitgetheilten Anweisungen übereinstimmend befunden worden ist; 3) dem finnländischen Senat ist der Befehl zu erteilen, zu einer Revision der Landtagsordnung zu schreiten, um die Kompetenz desselben genauer zu bestimmen und die Behandlung der Geschäfte in demselben zu vervollkommnen. In welcher Weise hier mit dem offiziellen Wortlaut der Gesetze verfahren ist, beweist im vorliegenden Fall der in der kaiserlichen Resolution vor-

Infolgedessen ist in dem gegenwärtigen Landtage durch Petitionsmemoriale, die von sämtlichen Ständen eingereicht wurden, der Vorschlag gemacht worden, dafs die erwähnte Thatsache Ew. Kaiserlichen Majestät zur Kenntnis gebracht und der allerhöchsten Prüfung Ew. Majestät unterbreitet werden sollte.

Nach sorgfältiger Prüfung dieser Angelegenheit haben die Stände einstimmig beschlossen, an Ew. Kaiserliche Majestät die unterthänige Bitte zu richten, solche Mafsregeln veranlassen zu wollen, durch welche Finnland wiederum die Zuversicht gewinnen kann, dafs seine Verwaltung in Übereinstimmung mit den Verhältnissen und Bedürfnissen des Landes geleitet wird.

Um das neue, oben angedeutete System zu kennzeichnen, das in allen Schichten der Bevölkerung Besorgnis erregt hat, erlauben sich die Stände, unterthänigst zunächst folgende Umstände anzuführen.

Die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit ist in diesem Lande stets eine leichte und einfache Aufgabe gewesen, weil es der Bevölkerung, die seit Jahrhunderten an der Gesetzgebung teilgenommen, selbst daran gelegen ist, dafs die Gesetze heilig gehalten werden, und weil sie sich willig nach den Vorschriften richtet, die auf Grund der Gesetze von den Behörden erteilt werden. Keine Konspirationen, keine politischen, einen rechtswidrigen Zweck verfolgenden Bewegungen haben hier Anlafs gegeben, die Worte und Handlungen der Staatsbürger in geheimer Weise zu überwachen. Da das Leben und Treiben der Staatsbürger in Finnland jedem offen daliegt, der davon Kenntnis zu nehmen wünscht, so können

---

kommende Hinweis auf den § 51 der Landtagsordnung. In diesem Paragraphen wird zwischen sog. „Petitionen“ und „Motionen“ unterschieden. Petitionen sind Vorschläge der Stände an die Regierung, in einer bestimmten Frage zum nächsten Landtage eine Gesetzesvorlage ausarbeiten oder sonst gewisse Mafsregeln ergreifen zu lassen. Dieses „Petitionsrecht“ der Stände ist unbeschränkt. „Motionen“ sind dagegen unmittelbar von der Volksvertretung eingebrachte Gesetzesvorlagen, welche blofs der Sanktion des Monarchen bedürfen, um als Gesetz in Kraft zu treten. Ein solches Recht der Initiative („Motionsrecht“) haben die Stände nicht in allen Fragen. Der Verfasser der bewufsten Resolution hat offenbar diesen wichtigen Unterschied zwischen „Petitionen“ und „Motionen“ durch eine Art diplomatischen Kunststücks beseitigt oder sonst dem Kaiser eingeredet, die Stände hätten mit ihrer Denkschrift die ihnen im § 51 gezogenen Grenzen überschritten. Anders läfst sich die Thatsache überhaupt nicht erklären, dafs die Regierung sich auf einen Gesetzesparagraphen beruft, um eine Handlungsweise als gesetzwidrig zu kennzeichnen, die in Wirklichkeit gerade in diesem Paragraphen ihre beste und sicherste Stütze findet.

die gesetzlichen Behörden und Beamten des Landes der Regierung alle erforderlichen Aufklärungen über die an verschiedenen Orten vorkommenden Ereignisse geben.

Aber ungeachtet dessen ist hier nunmehr eine besondere Überwachung durch Personen angeordnet worden, die nicht den eigenen Polizeibehörden des Landes angehören. Auch die zum russischen Militär gehörenden Gendarmen sind, wie es selbst officielle amtliche Schriftstücke beweisen, zu Aufträgen verwandt worden, die ausschliefslich finnländischen Behörden und Funktionären zukommen. Dafs diese Thatsache der durch Finnlands Verfassung festgestellten Ordnung widerspricht, nach welcher die Verwaltung des Landes durch dessen eigene Behörden gehandhabt werden soll, liegt klar zu Tage. Hierzu kommt, dafs Berichterstatter und Denunzianten, welche die Sprachen des Landes nicht kennen, noch wissen, was nach finnländischem Gesetz gestattet oder verboten ist, keine richtigen Beobachtungen machen können. In den Fällen, wo eine zuständige und unparteiische Untersuchung anläfslich derartiger Denunziationen veranstaltet werden konnte, erwies sich, dafs dieselben gewöhnlich vollkommen unwahr oder mindestens irreführend waren; die Denunzianten wurden aber teils nicht entdeckt, teils konnten sie wegen solcher Denunziationen nicht vor finnländischem Gericht zur Verantwortung gezogen werden. Es ist sogar so weit gegangen, dafs auf Grund solcher Denunziationen gegen eine ganze Klasse der Gesellschaft Beschuldigungen gerichtet worden sind; so wurde z. B. vollkommen wahrheitswidrig behauptet, dafs die lutherische Geistlichkeit des Landes in ihre Predigten politische Betrachtungen einflechte, die nicht mit dem Geist einer christlichen Predigt übereinstimmten. Eine derartige Überwachung ist eine Beleidigung der loyalen Einwohner Finnlands. Es ist auch zu befürchten, dafs sich viele geheime Rapporte der Kontrolle entziehen, durch welche dieselben widerlegt werden könnten, und infolgedessen dazu beitragen, verkehrte Anschauungen über die Verhältnisse im Lande hervorzurufen.

Es sind auch thatsächlich während des in Rede stehenden Zeitraumes Mafsregeln ergriffen und sogar Ew. Kaiserlichen Majestät vorgeschlagen worden, welchen eine unrichtige Auffassung dessen zu Grunde liegt, was für das finnländische Staatswesen nützlich und mit dem Geist seiner Gesetzgebung übereinstimmend ist. Die Stände denken hier in erster Reihe an die Vorschläge, in denen verlangt wird, dafs das Recht von Privatpersonen, Vereine zu bilden, für die Verbreitung von Kenntnissen unter den weniger

Gebildeten der Bevölkerung zu wirken und zu gemeinsamen Beratungen[1] sich zu versammeln, eingeschränkt werde.

Die von Vereinen für allgemeinnützliche Zwecke ausgeübte Thätigkeit hat in hervorragender Weise zur Entwicklung des Landes beigetragen. Die Bestrebungen und Interessen der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels und der Schiffahrt werden von Vereinen gewahrt, die sich um die Hebung dieser Gewerbe hoch verdient gemacht haben. Die geistige Kultur wird von Gesellschaften für Wissenschaft, Litteratur, schöne Künste, Pädagogik und Volksaufklärung gefördert. Für die Verbreitung guter Sitten arbeiten Abstinenzgesellschaften, Jugendvereine und besondere Arbeitervereine. Zahlreiche Vereine mit philanthropischem Zweck lindern die Leiden der Armut. Die Regierung hat bei ihrer Fürsorge für das geistige und materielle Gedeihen des Landes auf eine bedeutende Mitwirkung dieser Vereine rechnen können und ihrerseits durch Staatssubsidien mehrere derselben in ihren nützlichen Bestrebungen unterstützt.

Obgleich laut Vorschrift die Bildung von Vereinen von obrigkeitlicher Erlaubnis abhängig ist, hat dennoch die Rechtsanschauung unbestritten vorgeherrscht, dafs eine solche Erlaubnis erteilt werden mufs, sofern die Statuten des Vereins mit den Gesetzen nicht im Widerspruch stehen und sein Zweck von rechtlichem, sittlichem oder politischem Standpunkt nicht verwerflich erscheint. Es ist deshalb, seit alters her, als ein finnländischen Staatsbürgern unter der genannten Voraussetzung zukommendes Recht betrachtet worden, Vereine zu allgemeinnützlichen Zwecken zu bilden. Da wissentlich auch kein Verein sich einer Übertretung der Gesetze oder seiner Statuten schuldig gemacht hat, hat es an jeglicher gültigen Veranlassung zu der plötzlich eingeschlagenen Systemveränderung hinsichtlich des Associationswesens gefehlt. Die Vereine, deren Bestätigungsgesuche während des vergangenen Jahres abschlägig beschieden wurden[2], hatten zur Auf-

---

[1] Diese dem Generalgouverneur besonders unangenehme Gerechtsame der finnländischen Staatsbürger wurde inzwischen gesetzwidrigerweise durch eine Kaiserliche Verordnung über öffentliche Versammlungen vom 2. Juli 1900 beseitigt. Sie hob nicht nur die Versammlungsfreiheit auf, sondern legte auch dem Generalgouverneur die Macht in die Hände, jede öffentliche Versammlung nach Belieben zu verbieten, sowie solche Versammlungen, die zu gestatten er für möglich fand, durch seine Beamten überwachen zu lassen.

[2] Der Kaiser hatte resolvirt, dafs bis zum 1. Januar 1901 überhaupt keine Gesuche um Bildung neuer Vereine berücksichtigt werden sollten.

gabe, für die Hebung der Volksbildung zu wirken, und boten vollständige Garantieen für eine Arbeit in edlem und christlichem Geiste dar. Wenn diese Vereine Ew. Kaiserlichen Majestät als schädliche Unternehmungen geschildert worden sind, so war eine solche Darstellung vollkommen unrichtig und irreführend. Ein derartiges Verfahren kann nicht anders betrachtet werden, denn als ein Versuch, einer nützlichen Arbeit im Dienst der Aufklärung willkürliche Hindernisse in den Weg zu legen und bei Ew. Majestät Mifstrauen gegen eine solche bürgerliche Thätigkeit zu erwecken, die, richtig aufgefafst, Vertrauen und Anerkennung verdient.

Ebenso wenig war ein wirklicher Anlafs für die Mafsregeln vorhanden, die gegen die achtungswerten Bestrebungen von Privatpersonen aus den gebildeten Kreisen gerichtet waren, die darauf ausgingen, durch freiwilligen und kostenfreien Unterricht, meistens in Gestalt von populären Vorträgen, in denjenigen Schichten der Bevölkerung Kenntnisse zu verbreiten, in denen die Bildung noch auf einem niedrigen Standpunkt steht. Ein derartiger Unterricht besteht schon seit einem Menschenalter in Finnland und war keineswegs ein Vorwand für politische Agitation. Die einzige mehr oder weniger heimliche Agitation, die innerhalb der Grenzen Finnlands vorgekommen, ist diejenige, die in jüngster Zeit von russischen Hausierern aus dem Kaiserreich betrieben wurde, die, obwohl ein solcher Handel in Finnland verboten ist, während des vergangenen Jahres plötzlich hier in weit gröfserer Anzahl, als gewöhnlich, auftraten, und im Verein mit anderen vagabundierenden Personen aus dem Kaiserreich und einigen wenigen sittlich verkommenen Individuen aus der eigenen Bevölkerung des Landes durch Vorspiegelung einer, ohne Berücksichtigung des gegenwärtigen Besitzers, erfolgenden Verteilung von Grund und Boden an Pächter und Arbeiter die Achtung vor der Unantastbarkeit des Eigentumsrechts zu untergraben suchten. Wohl haben die Behörden des Landes, ihrer Pflicht gemäfs, diese Agitation zu hemmen gesucht, deren Ursprung wenigstens wesentlich mit politischen Zwecken verbunden gewesen zu sein scheint[1]. Aber bei den weiten Strecken und ungenügenden Verkehrsmitteln können solche Aufwiegler nur zu leicht der strafenden Hand des Gesetzes ent-

[1] Statt einer unparteiischen Untersuchung dieser Propaganda erschien am 2. Juli 1900 die bekannte kaiserliche Verordnung über russische Hausierer, die, im Widerspruch mit dem geltenden finnländischen Gewerbegesetz, das nur unter Mitwirkung des Landtags geändert werden darf, den russischen Hausierern das freie Gewerberecht im ganzen Lande verschafft.

kommen. Und der depravierende Einflufs einer derartigen Agitation kann nur durch eine gewissenhafte Bildungsthätigkeit bekämpft werden. Eine ähnliche Thätigkeit ist erforderlich, um auch die Einführung socialistischer Lehren aus fremden Ländern und ihre Verbreitung unter den arbeitenden Klassen zu verhindern oder derselben entgegenzuarbeiten. Denn besser als durch gesetzliche Bestimmungen und Verbote können solche schädlichen Einflüsse durch eine gründliche Volksbildung bekämpft werden. Die gegen die Volksbildungsthätigkeit gerichteten hemmenden Mafsregeln stehen deshalb im offenbaren Widerspruch mit den Principien, nach denen die Regierung gehandhabt werden mufs, wenn sie das Gute und nicht das Schlechte fördern will.

Der Vorschlag, das den Staatsbürgern dieses Landes von alters her zukommende Recht einzuschränken, in Versammlungen und Zusammenkünften über gemeinsame Angelegenheiten zu beraten, kann ebensowenig, wie die obenangeführten Restriktionen sich auf Thatsachen stützen, die im Stande wären, die Notwendigkeit derselben zu beweisen. Nach geltendem Gesetz sind solche Zusammenkünfte nicht verboten; es ist nur vorgeschrieben, dafs, falls dabei etwas vorgenommen wird, was gegen das Gesetz verstöfst oder die öffentliche Ordnung stört, die zuständige bürgerliche Behörde berechtigt ist, die Versammlung aufzulösen. Wollte man aber die Anwendung der Versammlungsfreiheit von einer von den Behörden im voraus zu erteilenden Erlaubnis abhängig machen, so würde dies sowohl mit der im Lande herrschenden Rechtsauffassung, als auch mit einer weisen Gesetzgebungspolitik im Widerspruch stehen. Denn da die Behörden nicht im Stande sind, vorherzusehen, wie die Verhandlung in einer Versammlung, um deren Abhaltung nachgesucht wird, ablaufen wird, ist es klar, dafs die Prüfung derartiger Erlaubnisgesuche nicht auf einer sichern, objektiven Grundlage, sondern nur auf Grund von Vermutungen erfolgen könnte, und folglich der Willkür Eingang verschaffen würde.

Die neue Richtung, die solchermafsen in der Leitung der Verwaltung des Landes hervorgetreten ist, hat eine rücksichtslose Anwendung auch in der Verfolgung der Zeitungspresse gefunden, die infolgedessen verhindert worden ist, den Verhältnissen im Lande die vielseitige Beleuchtung zukommen zu lassen, die erforderlich ist, damit dieselben auch von der Regierung objektiv beurteilt werden können. Obgleich dieser Gegenstand mit den übrigen hier behandelten Fragen in innigem Zusammenhange steht, wollen die Stände doch nicht auf denselben näher

eingehen, da die Stände in einer besondern unterthänigen Petition Ew. Kaiserlichen Majestät nicht nur die Übelstände hervorgehoben haben, die bei dem gegenwärtigen Prefsregime zu Tage getreten sind, sondern auch die Notwendigkeit, dieselben zu entfernen und den Mifsbrauch der Amtsgewalt zu beseitigen, dem die publizistische Thätigkeit ausgesetzt ist.

Die restriktive und lichtscheue Tendenz des Systems, von dem im Obigen einige Züge angeführt wurden, ist übrigens auch in einer Menge Mafsregeln von verhältnismäfsig geringerer Bedeutung hervorgetreten, die hier aufzuzählen zu weitläufig wäre. Hierher gehören verschiedene an die Behörden des Landes gerichtete Anfragen und Aufforderungen zu Untersuchungen, die sich oft auf Verhältnisse beziehen, die an sich nichts Ungesetzliches oder Unerlaubtes enthalten, obgleich sie in den genannten Darstellungen als gesetzwidrig gekennzeichnet werden. Jede für sich genommen, haben diese Mafsregeln allerdings wenig Bedeutung. Aber aufser dafs sie infolge ihrer grofsen Anzahl in den regelmäfsigen Gang der Geschäfte störend eingreifen, sind sie, infolge des kleinlichen Charakters, der ihnen in den meisten Fällen anhaftet, geeignet, bei der Bevölkerung die Achtung vor den Mafsregeln der Regierung zu untergraben und das Ansehen zu vermindern, das der höchsten Regierungsbehörde des Landes zukommen mufs und früher derselben auch gern zuerkannt wurde.

Aber die in Rede stehende Richtung in der Verwaltung Finnlands wird nicht nur durch die angedeuteten reaktionären Mafsregeln gekennzeichnet, sondern — was wohl bedenklicher ist — durch eine Beiseitesetzung der wesentlichsten Bedingungen dafür, dafs diese Verwaltung ihre wahre Aufgabe erfüllen und den Ansprüchen entsprechen kann, die Monarch und Volk an dieselbe zu stellen berechtigt sind. Zur Verdeutlichung dessen, was die Stände hiermit meinen, sollen folgende Umstände in Erinnerung gebracht werden.

Der Generalgouverneur in Finnland ist in dieser seiner Eigenschaft ausschliefslich ein Beamter des Grofsfürstentums. Russische Gesetze enthalten keine Normen für seine Amtsthätigkeit als solche und können sie nicht enthalten. Dafs zum Generalgouverneur auch ein Russe ernannt werden kann, ist eine Ausnahme von der allgemeinen Regel des Grundgesetzes, dafs sämtliche Ämter des Landes mit Finnländern besetzt werden sollen. Hierdurch werden aber weder die Eigenschaft des Generalgouverneuramtes als eines finnländischen Amtes, noch die Verpflichtungen aufgehoben, die mit demselben verbunden sind, und die, unter rücksichtsvoller Beach-

tung der Staatsordnung und der Interessen des Grofsfürstentums, in der Instruktion des Generalgouverneurs vom Jahre 1812 angegeben sind. Eine gewissenhafte Beobachtung der in dieser Instruktion enthaltenen weisen Grundsätze schliefst keineswegs eine genaue Fürsorge für die Interessen des Kaisertums aus, soweit dieselben durch das öffentliche Leben in Finnland berührt werden können. Es liegt im Gegenteil im Wesen des Generalgouverneuramtes, dafs sein Inhaber, sei er Russe oder Finnländer, sich nicht nur angelegen lassen sein mufs, Kollisionen zwischen russischen und finnländischen Interessen vorzubeugen, sondern auch ein gutes Einverständnis zwischen finnländischen und russischen Behörden und den Unterthanen Seiner Majestät in den beiden Ländern zu fördern, da vorausgesetzt werden mufs, dafs ein solches gutes Verhältnis den landesväterlichen Absichten des Kaisers und Grofsfürsten entsprechen, um deren Verwirklichung der Generalgouverneur, als erster Vertrauensmann des Monarchen in diesem Lande, sich bemühen soll.

Eine neunzigjährige Erfahrung hat bewiesen, dafs eine solche Übereinstimmung ohne Schwierigkeit erzielt und aufrecht erhalten werden kann, wenn man nur an der Rechtsgrundlage festhält, auf der Kaiser Alexander I. die Vereinigung Finnlands mit dem Kaisertum aufbaute, und an der Politik, die er in Übereinstimmung hiermit befolgte und vorzeichnete. Das unantastbare Recht des finnländischen Volkes ist: nach seinen eigenen Gesetzen und durch seine eigenen Behörden regiert zu werden. Da diese selbständige Stellung auf Finnlands innere Angelegenheiten beschränkt ist, und da hier kein Gesetz ohne die Sanktion des Monarchen geschaffen und keine wichtigere administrative Mafsregel ohne Bestätigung des Monarchen vorgenommen werden kann, so ist es offenbar, dafs das Recht, das Finnland bei dessen Vereinigung mit Rufsland zugesichert wurde, niemals dem Kaisertum zum Nachteil gereichen oder dessen Gerechtsamen und Interessen beeinträchtigen kann.

Kaiser Alexander I., der das finnländische Volk unter dem Schutz seiner Gesetze unter die Zahl der Nationen erhob, liefs in das Reglement des Regierungskonseils die Bestimmung aufnehmen, dafs die allgemeine Regierung Finnlands dem Regierungskonseil anvertraut wird, das seine Beschlüsse im hohen Namen Seiner Kaiserlichen Majestät ausfertigt. Und als er später allerhöchst verordnete, dafs das Regierungskonseil „Kaiserlicher Senat für Finnland“ benannt werden solle, betonte er zugleich das unmittelbare Verhältnis dieser Regierungsbehörde zur Person des Monarchen.

Die Organisation der finnländischen Regierung setzt also voraus, dafs der Generalgouverneur als Präsident des Senats nach Möglichkeit mit dem Senat zusammenwirke und zunächst vom Senat Aufklärungen über die Geschäfte einhole, die zur allgemeinen Regierung Finnlands gehören. Dies ist um so wichtiger, als der Generalgouverneur bei Antritt seines Amtes gewöhnlich der genaueren Kenntnis der Gesetze und Verhältnisse des Landes ermangelt, auf welche Kenntnis sich jeder der allerhöchsten Prüfung und Bestätigung des Monarchen unterbreitete Vorschlag gründen mufs.

Über die Art und Weise, wie Finnlands Wohl zu fördern sei, können natürlich verschiedene Ansichten herrschen, je nach der Beschaffenheit der auf der Tagesordnung stehenden Fragen, oder auch nach dem mehr oder weniger reformfreundlichen oder konservativen Standpunkte, von dem aus die Fragen beurteilt werden. Es giebt aber doch gewisse Grundsätze, über die man nicht verschiedener Ansicht sein dürfte, und deren Beobachtung als unerläfslich bei allen Mafsregeln angesehen werden mufs, die von der Staatsgewalt auf dem Gebiete der Gesetzgebung oder der Verwaltung vorgenommen werden. Diese Grundsätze, die, wie aus dem Obigen hervorgeht, die Monarchen Finnlands anerkannt und bekräftigt haben, sind:

dafs das finnländische Volk ein Recht auf ein eigenes nationales und politisches Dasein hat, und dafs der Geist, in dem die Regierung des Landes ausgeübt wird, hiermit übereinstimmen mufs;

dafs nur finnländische Gesetze für die Amtsthätigkeit öffentlicher Behörden in Finnland zur Richtschnur dienen; und

dafs es Finnlands Wohl ist, das bei der Leitung der Verwaltung dieses Landes im Auge zu behalten ist.

Die Beobachtung dieser Grundsätze schliefst keineswegs eine gewissenhafte Erfüllung der Verpflichtungen aus, die Finnland, infolge seiner Stellung im russischen Reich, dem Kaisertum gegenüber hat.

Indessen sind die genannten Grundsätze, die zugleich involvieren, dafs jede Machtbefugnis auf dem Gebiete der Verwaltung nach den in den Grund- und allgemeinen Gesetzen festgestellten Normen ausgeübt werden mufs, während des in Rede stehenden Zeitraumes aufser Acht gelassen worden, was unter anderem aus Folgendem hervorgeht:

Anläfslich der in Anregung gebrachten Frage über Revision der geltenden Bestimmungen hinsichtlich des Senats und der Gouverneure in Finnland ist der Vorschlag gemacht worden, dafs die Gouverneure in sämtlichen Fragen, welche die öffentliche Ordnung und Sicherheit, sowie die

allgemeine Verwaltung der Provinz betreffen, ausschliefslich dem Generalgouverneur untergeordnet sein sollen. Es ist jedoch offenbar, dafs eine derartige Mafsregel, durch die grofse und zugleich wichtige Teile der Landesverwaltung dem Senat entzogen und in die Hand des Generalgouverneurs gelegt würden, nicht nur mit der Aufgabe im Widerspruch stände, die seit 1809 dem Regierungskonseil und nachmaligem Senate für Finnland zukommt, nämlich die allgemeine Regierung des Landes zu handhaben, sondern auch mit dem seit Jahrhunderten herrschenden allgemeinen Prinzip für die Verwaltung des Landes, dafs diese nächst dem Monarchen von einer kollegialen, aus eingeborenen Finnländern bestehenden Behörde gehandhabt werden soll. Dafs eine so bedeutende Abweichung von den erprobten und durch die Herrscher Finnlands bekräftigten Prinzipien für die innere Regierung des Landes nicht nur Verwicklungen jeglicher Art, sondern auch ernste Gefahren für das finnländische Staatswesen zur Folge haben würde, ist nach Ansicht der Stände unzweifelhaft.

Obgleich die Einführung des Russischen als amtliche Sprache in den wichtigsten Verwaltungsbehörden Finnlands mit dem Geist der Verfassung des Landes und der Stellung, die Finnland in seiner Vereinigung mit dem russischen Reiche zukommt, im Widerspruch stehen würde, sind diesbezügliche Forderungen dennoch laut geworden, und zwar ohne dafs sogar ein praktischer Grund für eine so eingreifende Mafsregel hätte angeführt werden können. Denn von Finnlands nahezu 2 700 000 Einwohnern sprechen etwa nur 8 000 Russisch als Muttersprache, und für die Bedürfnisse dieser kleinen Anzahl ist reichlich gesorgt, unter anderem durch eigens dazu angestellte Übersetzer.

Ohne Zweifel ist es von Nutzen, dafs verschiedene Beamte des Landes mit der russischen Sprache vertraut sind. Wenn aber bei der Besetzung der höheren Ämter im Lande die Kenntnis des Russischen zu einer unerläfslichen Bedingung gemacht wird, so mufs die Gerechtigkeit und das Wohl des Landes darunter leiden. Denn in diesem Fall kann es eintreffen, dafs die Wahl auf solche Personen beschränkt bleibt, denen diejenigen Qualifikationen abgehen, die für die gehörige Handhabung des Amtes unentbehrlich sind, nämlich Kenntnis der Gesetze und des Verwaltungssystems des Landes, sowie durch vorhergehende Thätigkeit im Lande erworbene Erfahrung und an den Tag gelegte persönliche Tüchtigkeit. Aufserdem würde eine solche Bedingung in den Fällen, wo die Kenntnis der russischen Sprache für eine gehörige Handhabung des Amtes

nicht unbedingt notwendig ist, mit der Bestimmung der Grundgesetze in Widerspruch stehen, wonach „Geschicklichkeit, Verdienst, Erfahrung und erprobte bürgerliche Tugend“ den einzigen und rechten Grund für eine Beförderung in sämtlichen Staatsämtern bilden [1].

Aufser dem, was früher hinsichtlich der Anwendung russischer Gendarmen in finnländischen Polizeiangelegenheiten erwähnt wurde, mufs ferner hervorgehoben werden, dafs, im Widerspruch mit finnländischem Gesetz, auch bei der vom Generalgouverneur veranstalteten aufserordentlichen Überwachung der Zeitungspresse Russen zur Verwendung kommen.

Als im vergangenen Jahre über eine halbe Million Einwohner Finnlands sich an Ew. Kaiserliche Majestät in einer loyalen und unterthänigen Adresse wandten, in welcher sie um die Aufrechterhaltung der Grundgesetze des Landes baten, hat man sich erlaubt, der Wahrheit zuwider, dieselbe als durch verbrecherische Agitation zu Stande gekommen zu bezeichnen, obgleich solches schon durch ihren erhabenen Zweck hätte ausgeschlossen sein müssen; wogegen eine in formwidriger Weise zu Stande gekommene, von einer geringen Anzahl Personen in einer der östlichsten Gemeinden des Landes unterzeichnete Adresse, die nicht den Ausdruck der im Lande herrschenden Denkweise bilden konnte, unter Entstellung der wirklichen Thatsachen der allerhöchsten Gewogenheit Ew. Majestät anempfohlen wurde.

---

[1] Inzwischen ist auch in dieser Frage ein kaiserlicher Machtspruch erfolgt; das „Manifest über Einführung der russischen Sprache in den Verwaltungsbehörden des Grofsfürstentums Finnland vom 20. Juni 1900“ enthält in der Hauptsache folgende Bestimmungen:

Im Staatssekretariat des Grofsfürstentums Finnland und in der Finnländischen Passexpedition (beide in St. Petersburg) sowie in der Kanzlei des Generalgouverneurs (Helsingfors) soll vom 1. Oktober 1900 an nur die russische Sprache zur Anwendung kommen.

Das Departement der Ökonomie im Kaiserlichen Senat für Finnland soll vom 1. Oktober 1900 an die an den Kaiser und an den Generalgouverneur gerichteten Schreiben im Original in russischer Sprache abfassen (die Originalschriftstücke wurden bis dahin in schwedischer Sprache verfafst und mit russischen Übersetzungen versehen).

Vom 1. Oktober 1903 an soll sowohl die schriftliche, wie die mündliche Behandlung sämtlicher Angelegenheiten im Senat in russischer Sprache erfolgen; doch darf während noch fernerer fünf Jahre der Vorsitzende des Senats den Herren Senatoren gestatten, ihre mündlichen Erklärungen in schwedischer oder finnischer Sprache abzugeben.

Sämtliche dem Senat unterstellten Centralbehörden und die Gouverneure sollen vom 1. Oktober 1905 an mit den ihnen übergeordneten Behörden ausschliefslich in russischer Sprache verkehren.

Diese und andere ähnliche Thatsachen haben in sämtlichen Klassen des finnländischen Volkes die Auffassung erzeugt, dafs der gegenwärtige höchste Beamte des Landes die Verwaltung desselben nicht nach der Verfassung des Landes und nach obigen unerläfslichen Grundsätzen zu leiten sucht, sondern nach einem System, das zu fortwährenden Abweichungen von der geltenden Rechtsordnung führt und ein ernstes Hindernis für jede loyale und gesunde Entwicklungsarbeit involviert. — — — — — — —
— —

Die obenangeführten Übelstände haben in ganz Finnland die Überzeugung wachgerufen, dafs Ew. Kaiserliche Majestät, der es bei der Fürsorge um ein ganzes Weltreich nicht möglich ist, der Verwaltung des Grofsfürstentums eine persönliche Aufmerksamkeit zu schenken, nicht der Wahrheit gemäfs und in unparteiischer Weise über die Leitung der Verwaltung des Landes und die Denkweise und die Bestrebungen des Volkes unterrichtet worden sind.

Das finnländische Volk ist, seit alters her, daran gewöhnt, zum Monarchen als zum Schirm der Gesetze und zur Stütze der Staatsordnung emporzublicken. Deshalb glaubten die Stände auch dieses Mal unterthänigst an die Gerechtigkeit und das Wohlwollen Ew. Kaiserlichen Majestät appellieren zu dürfen. Eine unmittelbare Darstellung der im Obigen berührten Fragen schien den Ständen auch aus dem Grunde geboten, weil die Angelegenheiten des Grofsfürstentums gegenwärtig Ew. Kaiserlichen Majestät nicht von einem Finnländer vorgetragen werden, wie es laut der Verfassung des Landes der Fall gewesen, seitdem der Vortrag der finnländischen Geschäfte definitiv organisiert worden ist. Denn weder staatsmännische Geschicklichkeit, noch Erfahrung in Staatsämtern, die ausschliefslich im Dienst des Kaisertums erworben wurden, können die persönliche Kenntnis Finnlands und die Vertrautheit mit der Staatsordnung dieses Landes ersetzen, die besonders erforderlich sind, um unmittelbar dem Monarchen sichere Aufklärungen anläfslich solcher Vorschläge zu geben, die aus einer schiefen Auffassung der Verhältnisse des Landes hervorgegangen sind.

Treue gegen den Monarchen und Achtung vor dem Gesetze sind die wichtigsten Grundsätze in der politischen Denkweise des finnländischen Volkes. Es mufs daher die besten Gefühle dieses Volkes verletzen, wenn die Leitung der Verwaltung Finnlands nach einem System gehandhabt wird, das eine Geringschätzung dessen enthält, was in diesem Lande als Gesetz gilt und was hier, seit alters her, als recht und billig geschätzt worden

ist, und das sich über die wirklichen Interessen des Landes offenkundig hinwegsetzt.

Die Stände übersehen nicht, dafs diese falsche Richtung in der Verwaltung Finnlands mit den Tendenzen in der gegen Finnland befolgten russischen Politik in Verbindung stehen können, die sich in jüngster Zeit geltend zu machen gesucht haben und die sich durch die Forderung kennzeichnen, dafs das Recht Finnlands den gemeinsamen Interessen des ganzen russischen Reiches weichen mufs. Die Stände haben im aufserordentlichen Landtag im vergangenen Jahre anläfslich des allerhöchsten Manifestes vom 3./15. Februar 1899 in einem unterthänigen Schreiben vom 27. Mai desselben Jahres Ew. Kaiserlichen Majestät die Rechtsauffassung dargelegt, die in Finnland herrscht, und ausgesprochen, dafs die Stände es als ihre in einer höheren Weltordnung begründete Pflicht betrachten, an dem Gesetz und Recht festzuhalten, dessen unerschütterliche Aufrechterhaltung im Jahre 1809 dem finnländischen Volke in feierlicher Weise zugesichert worden ist. An dieser Überzeugung halten die finnländischen Stände und das finnländische Volk unabänderlich fest.

Das finnländische Volk wünscht keine neuen Vorrechte und Privilegien. Es kann aber nicht von der Forderung lassen, dafs die Regierung und Verwaltung des Landes nach Grundsätzen geleitet werden müssen, die mit der geltenden Rechtsordnung und dem Wohl des Landes übereinstimmen. Die erprobten Grundlagen der Staatsordnung des Landes erhalten zu wollen, ist nach Ansicht der Stände der berechtigtste Anspruch, den eine Volksvertretung erheben kann. Die Stände sind auch dessen gewifs, dafs Ew. Kaiserliche Majestät, über die Wahrheit in diesen Fragen aufgeklärt, nicht darein willigen werden, dafs der Regierung Finnlands ein Programm zu Grunde gelegt werde, das darauf ausgeht, zu Gunsten eines vermeintlichen Reichsinteresses das Recht des finnländischen Volkes auf eigene politische und nationale Existenz zu unterdrücken und damit zugleich das Glück und die Wohlfahrt dieses Volkes zu vernichten, indem Scharen der kräftigsten Staatsbürger des Landes in die Verbannung getrieben werden. Die wirklichen Interessen des Russischen Reiches können ja nicht durch eine Politik gefördert werden, die dazu angethan sein mufs, die Gefühle aufrichtiger Befriedigung zu ersticken, welche die Anerkennung der Gerechtsame Finnlands und die Berücksichtigung des Wohls des Landes im finnländischen Volke hervorgerufen hat.

Grofsmächtigster, Allergnädigster Kaiser und Grofsfürst!

Die Vertreter des Volkes empfinden es als eine zwingende Pflicht gegen den Monarchen und das Vaterland, vor Ew. Kaiserlichen Majestät die aufrichtige Sprache der Wahrheit zu reden.

Aus oben angeführten Gründen haben die finnländischen Stände auch dieses Mal offen und ehrfurchtsvoll den tiefen Kummer des finnländischen Volkes vor Ew. Kaiserlichen Majestät ausdrücken wollen, in dessen Macht es liegt, die finstern Wolken zu zerstreuen, die sich über der Zukunft Finnlands zusammengezogen haben.

Die Stände erlauben sich deshalb in Unterthänigkeit zu bitten:

Ew. Kaiserliche Majestät möge geruhen, Allerhöchst Mafsregeln ergreifen zu lassen, die geeignet wären, den oben erwähnten Übelständen in der Leitung der Verwaltung Finnlands abzuhelfen und die letztere in Übereinstimmung mit den Gesetzen und der socialen Ordnung des Landes zu bringen.

Die Stände Finnlands verharren etc.

Helsingfors, den 2. Juni 1900.

Karl August Tavaststjerna.

Von

V. Jelm.

Die Litteratur Finnlands ist, wie seine Bevölkerung und seine Kultur, zweisprachig: finnisch und schwedisch. Die älteste Volksdichtung mit ihrem grofsen Epos „Kalevala" und ihrer entzückenden Sammlung lyrischer Gesänge „Kanteletar" ist finnisch, während sich die Kunstdichtung, besonders in älteren Zeiten, überwiegend in schwedisches Gewand, die Sprache der Kultur, kleidet. Obgleich auf diesem Gebiet das Finnische schon sehr frühzeitig zur Anwendung gelangt, so tauchen hervorragende Kunstdichter in finnischer Sprache erst in jüngster Zeit auf. Bis dahin ist das Bedeutendste in der finnländischen Literatur in schwedischer Sprache geschrieben. Aber schon während der politischen Vereinigung mit Schweden verspürt man nicht selten in den Werken der Dichter, die in schwedischer Sprache in Finnland dichten, einen Charakterzug, der sie von denjenigen schwedischen Dichtern, die im Mutterlande Schweden selbst zu Hause sind, in bestimmter Weise trennt. Derselbe kennzeichnet sich vor allem durch die gröfsere Einfachheit der Diktion und die tiefere Innigkeit des Gefühls. Während die Schweden, die Franzosen des Nordens, wie man sie nicht ohne Grund nennt, ein prachtvolles sprachliches Gewand bevorzugen, begnügt sich der Finnländer, dessen schwedische Mundart übrigens nicht so reich ist, mit den einfachsten vorhandenen Ausdrücken für das Gefühl, und während der Schwede diesem Gefühl ein starkes Pathos zu verleihen liebt, bemüht sich der Finnländer, es nur diskret anzudeuten, wodurch es im allgemeinen tiefer wirkt. Es ist also unrichtig, die schwedische und die finnische Litteratur in Finnland von einander zu trennen, denn beide sind demselben Grunde entsprungen

und spiegeln dieselben landwirtschaftlichen und Charaktereigentümlichkeiten wider.

So ist Finnlands gröfster Dichter Johan Ludvig Runeberg seinem Naturell nach rein finnisch und besitzt in hohem Mafse gerade die Eigenschaften, die oben als besonders charakteristisch für das rein finnische Dichtergemüt bezeichnet wurden. Dies ist auch bei seinem Meister, dem ausgezeichneten Lyriker F. M. Franzén der Fall, der allerdings den gröfsten Teil seines Lebens in Schweden zubrachte, aber in seiner frühesten und besten Dichtung ganz und gar finnisch ist. Ebenso verhält es sich mit Topelius, Runebergs nächstem Nachbar im Pantheon der finnischen Dichtung, der allerdings in seinem romantisch angehauchten Stil, sowohl dem poetischen, wie im Prosastil, eine bedeutend gröfsere Pracht, als Runeberg, entwickelt, aber trotz alledem einen specifisch finnischen Zug beibehält; und wo er in seiner Bildersprache übertreibt, thut er dies nicht durch zu grofses Pathos, sondern indem er in ein zu starkes Symbolisieren der Natur verfällt.

Zachris Topelius starb achtzig Jahre alt im März 1898. Einige Tage nach seinem Tode verlor Finnland den schwedischschreibenden Dichter. der diesen beiden Gröfsten an Ruhm am nächsten gekommen, Karl August Tavaststjerna. Gleich Topelius hatte er sich auf allen Gebieten der Dichtung, in der Lyrik, dem Roman, der Novelle und dem Drama, versucht. Aber in seiner ganzen Richtung stand er den Dichtern der älteren Generation vollkommen fern. Er war, ebenso wie einige in finnischer Sprache schreibende Altersgenossen, von denen aber keiner eine so vielseitige Produktion entwickelte, wie er, ein Ableger der realistischen Richtung in Kunst und Poesie, und er vertritt am reichsten und mannigfaltigsten diese Richtung in der finnischen Dichtung. Dieselbe hatte im Anfang der achtziger Jahre, in die Tavaststjernas erstes Auftreten fällt, auf ihrem Wege aus Frankreich sich auch der nordischen Länder mit unwiderstehlicher Gewalt bemächtigt. Die Jugend begrüfste sie voller Begeisterung in den Dichtungen eines Ibsen, Björnson, Kielland u. a. Die alten Ideale der vaterländischen, klassisch formvollendeten Gesänge Runebergs und der romantisch träumerischen Lyrik von Topelius waren in den Hintergrund getreten, und man schwärmte nur für die Wirklichkeitsschilderung. Diese Anregungen aus den skandinavischen Ländern und Frankreich erhielten neue Nahrung durch eine andere Strömung, die ihr von Osten in den bahnbrechenden Werken eines Tolstoi, eines Dostojewski und anderer Russen

entgegenkam. Der Realist in Tavaststjerna gewann aber nie so stark die Oberhand, dafs er den Zug von Weichheit hätte ersticken können, der im tiefsten Grunde seiner dichterischen Natur lag, und der eine Folge seiner Abstammung, wie der Eindrücke war, die er in seiner Kindheit empfangen.

Als Tavaststjerna seine erste Gedichtsammlung herausgab, war er dreiundzwanzig Jahre alt: er nannte sie „För morgonbris" („In der Morgenbrise") und erklärte in seinem einleitenden Gedichte, er wolle mit dem Morgenwinde kühn hinaussegeln und der Welt trotzen. Im ganzen genommen verraten aber die Gedichte nicht viel Zukunftszuversicht. Sie zeigen im Gegenteil, wie auch die Kritik bei ihrem Erscheinen hervorhob, eine für einen so jungen Dichter höchst bemerkenswerte Skepsis und Ironie. Neben diesen Zügen gab es noch etwas Neues in dieser Gedichtsammlung, nämlich eine äufserst fein ausgeführte Genremalerei, wie sie kaum früher in der finnischen Lyrik vorgekommen war, und deren Vorbilder eher in der schwedischen Dichtung zu suchen waren. Neben Gedichten, die Stoffe aus Natur und Leben behandelten, enthielt die Sammlung einen Cyklus Liebeslieder, in denen man teilweise einen Einflufs von Heine zu verspüren glaubte. Das war aber keineswegs ein vorherrschender Zug in dieser Liebeslyrik. Sie ist im Gegenteil durchaus selbständig und kennzeichnet sich durch ungewöhnliche Innigkeit des Gefühls und eine einfache, aber dennoch äufserst musikalische und einschmeichelnde Sprache, und einige dieser Gedichte enthalten ohne Zweifel Strophen, die sich mit dem Besten, was jugendliche skandinavische Liebeslyrik hervorgebracht hat, messen können.

Nachdem Tavaststjerna seine Architekturstudien am Polytechnikum in Helsingfors beendigt hatte, begab er sich nach Paris, um sie dort fortzusetzen. Aber viel mehr, als die Architekturstudien, nahm ihn hier das Interesse für die Litteratur gefangen. Er traf mit den bedeutendsten künstlerischen und litterarischen Mitgliedern der skandinavischen Kolonie zusammen, unter ihnen Björnson und Lie, und empfing auch anderweitig starke Anregungen zu weiterem Schaffen. Als er nach Hause zurückkehrte, waren die Architekturstudien ziemlich bei Seite geschoben und die Litteratur Hauptsache geworden. Und nun folgten — nachdem „För Morgonbris" schon 1884 in einer zweiten vermehrten Auflage erschienen war — Jahr für Jahr Werke verschiedener Art und von verschiedenem Wert.

Eine Gedichtsammlung unter dem Titel „Nya vers" (1885) brachte drei

besondere, untereinander zusammenhängende Cyklen, von denen der letzte, „Från pojkåren“ („Aus den Knabenjahren“), eine meisterhafte Knabenpsychologie enthielt, nicht in dem gewöhnlichen verschönenden Genre, sondern im Gegenteil in unverhüllter Darstellung der schlechten Neigungen und Unarten eines Knaben, aber auch seines Mutes und seiner Hurtigkeit. Ein Jahr nach dieser Gedichtsammlung erschien der Roman „Barndomsvänner“ („Jugendfreunde“), der erste Versuch einer Wirklichkeitsschilderung in grofsem Stil, der seinen Stoff dem Leben der gebildeten Klassen entnahm. Vor allem ist es das Studentenleben, das hier geschildert wird. Der Held ist der Sohn einer Beamtenfamilie. Seine Kindheit und Jugend verfliefsen in einer idyllischen Provinzstadt. Er ist keck und trotzig, aber zugleich empfindsam und weich — in dieser Beziehung ein getreues Abbild von Tavaststjerna selbst —, er geht an die Universität, aber, wie so viele andere, vergeudet er seine Zeit in Zerstreuungen, statt zu arbeiten, und dazu wird er um so leichter verleitet, als er im Besitze einer herrlichen Stimme und deshalb bei allen Gelagen ein vielbegehrter Gast ist. Voll Schwärmerei und Hoffnungszuversicht verlobt er sich mit einer Jugendfreundin. Da es aber mit den Studien nicht vorwärts gehen will, wird die Verlobung rückgängig gemacht, und er begiebt sich nach Paris, um sich dort der Laufbahn eines Sängers zu widmen. Infolge einer Krankheit verliert er jedoch seine Stimme und kehrt gebrochen und vom Leben gebeugt in die kleine Provinzstadt zurück, wo seine Mutter noch lebt, und beschliefst seine Laufbahn als Vorstand einer kleinen Eisenbahnstation in der finnländischen Einöde. Die Schilderung dieses Lebensschicksals zeichnet sich vor allem durch eine aufserordentliche lyrische Kraft aus. Es liegt etwas wunderbar Jugendliches über der ganzen Gestalt des Helden und, trotz allem, auch über seinem Schicksal, und mit einer Anschaulichkeit und einem Leben, die in der finnländischen Litteratur ganz neu waren, sind besonders die Verhältnisse an der Universität und im Studentenleben geschildert. Das Buch ist sehr charakteristisch für die Vereinigung von Realismus und weicher Lyrik, die Tavaststjerna selbst innewohnte, und obgleich es in manchen Beziehungen noch die künstlerische Unsicherheit des Verfassers verrät, so verleiht andererseits gerade dieses jugendliche Gepräge dem Buche einen unauslöschlichen Reiz ganz eigener Art.

Tavaststjerna hatte, gleich vielen anderen aus derselben Generation, der er angehörte, schon in seiner Jugend gefunden, dafs man in Finnland viel zu wenig Aufmerksamkeit den grofsen Strömungen im Auslande

widmete, dafs man zu wenig an der Diskussion der allgemeinen Fragen der Menschheit teilnahm und sich innerhalb seiner eigenen Zänkereien und seiner eigenen nationalen Selbstbewunderung einspann. Er hatte auch in mehrfacher Weise dieser Anschauung Ausdruck verliehen, und die heftigen Nationalitätseiferer, gleichviel ob sie der „fennomanen“ oder der „svekomanen“ Partei im Sprachenkampfe angehörten, schalten ihn einen „Kosmopoliten“. Nachdem er aber selbst eine längere Zeit sich im Auslande aufgehalten hatte — zuerst in Paris, dann in Schweden und Dänemark — änderten sich seine Gesichtspunkte einigermafsen. Er entwickelte dieselben in seiner zweiten gröfseren Prosaerzählung, die er „En inföding“ („Ein Eingeborener“) benannte. Hier werden zwei Freunde geschildert, von denen der eine viel gereist ist, sich ausländische Manieren angeeignet hat und mit einer gewissen Verachtung alles das betrachtet, was ihm bei seiner Rückkehr nach Hause klein und eng erscheint. Der andere hat sein Leben innerhalb der Grenzen des eigenen Landes verbracht und verbleibt ein ehrlicher und schlichter, wenn auch naiver Finnländer. Die beiden Jugendfreunde treffen sich in einer Kleinstadt, an deren Verhältnissen es dem Ausländer leicht fällt, sein satirisches Mütchen zu kühlen, während sein Freund wiederum anmafsende Vornehmthuerei dem Einheimischen gegenüber nicht vertragen kann. Die Verschiedenheit der Anschauungen offenbart sich nachher in ihren Handlungen: sie verlieben sich beide in eine Variétésängerin, die der Finnländer zur Frau nimmt, während der Freund sich damit begnügt, sie zu seiner Geliebten zu machen. In den zwischen diesen beiden Persönlichkeiten stattfindenden Konflikten findet Tavaststjerna Gelegenheit, den beiden widerstreitenden Strömungen Ausdruck zu verleihen, die nicht nur in seiner Generation, sondern auch in ihm selber herrschten: denn in der That behielt er, trotz aller Schicksalswechsel, doch recht viel vom Finnländer. In ihm kämpften stets das Heimatsgefühl und die Liebe zum Vaterlande mit der weiterblickenden Anschauungsweise des Kosmopoliten, die er sich immer mehr aneignete, je älter er wurde. Dies erklärt auch die Thatsache, dafs er in dem „Inföding“ Ansichten zu verfechten scheint, die mit dem im Widerspruch stehen, was er anderweitig wiederholt ausgesprochen hat.

Es giebt ein Gedicht von ihm, worin dieser Streit zwischen Patriotismus und Kosmopolitismus vortrefflich zum Ausdruck gelangt. Er schildert eine Heimfahrt vom Kontinent nach dem abgelegenen Vaterlande. Als der Dichter die heimische Küste auftauchen sieht, singt er:

Ich bin ein wackerer Patriot,
sobald ich jenseit der Grenze.
Da weiſs ich genau, wo mein Herdfeuer loht.
Daheim aber werd ich sofort Idiot,
mein Pegasus wird ganz zahm und devot
und scheut alle feurigen Tänze ....

— — — — — — — — — —

Und dennoch kein Land so nahe steht
meinem Herzen und meiner Leier!
Mir sind keine Menschen auf diesem Planet
so verhaſst, — und doch so teuer!
Es wird mir fürwahr nicht geheuer
bei meinem Beruf als Staatspoet.
Ich muſs meine Gedanken indiskret
hinaussenden ohne Steuer
und dann die mangelnde Pietät
entschuld'gen durch Dichterfeuer!

— — — — — — — —

Die Gedichtsammlung, die das oben citierte Gedicht enthält, heiſst „Dikter i väntan" („Gedichte in Erwartung") und erschien 1885. In derselben hat Tavastjernas Lyrik neue Gebiete betreten und seine Leier kräftigere Saiten bekommen. Allerdings herrscht auch hier die erotische Lyrik vor; aber sie klingt voller, männlicher und hat zugleich einen noch gröſseren Wohllaut, als früher. Daneben finden sich Betrachtungen über soziale Verhältnisse, einige vaterländische Gedichte und vor allem einige mit äuſserster Intensität und tiefem Gefühl ausgeführte Selbstbekenntnisse, in denen der Dichter in ergreifender Weise die Gegensätze aufdeckt, die stets in seinem Innern kämpften und schlieſslich verhängnisvolle Konflikte hervorriefen, vor allem den Gegensatz zwischen dem Idealismus, den er im tiefsten Grunde zu entwickeln suchte, und dem bitteren Zweifel, der in ihm jeden Ansatz zu höherem Aufschwung lähmte. Gleichzeitig mit dieser Gedichtsammlung erschienen die Novellen „Marin och genre", und kurz vorher hatte er ein Schauspiel, das den Sprachenkampf in Finnland zum Gegenstand hatte, aufführen lassen. Dies war nicht sein erster dramatischer Versuch — er hatte schon früher einige Einakter herausgegeben — und er übertraf die früheren an Bedeutung und erzielte einen vollen Bühnenerfolg. Das Schauspiel zeichnete sich jedoch mehr durch einen geschickten Dialog und gelungene Situationsbilder aus, als durch eine wohldurchgeführte Komposition. Jedenfalls war es eins der ersten Dramen,

das gleichzeitige soziale Verhältnisse in Finnland zu schildern unternahm, und es ist also auf seinem Gebiet ungefähr von derselben Bedeutung, wie seine übrigen Werke in anderen Arten der Poesie.

Tavaststjernas Leben hatte sich indessen in derselben Weise gestaltet, wie dasjenige vieler anderer Künstler in Finnland: ein Aufenthalt von einigen Monaten zu Hause, am liebsten im Sommer, dann eine Reise ins Ausland, wenn die Phantasie im Frost und Schnee des Nordens nicht grünen will, darauf wieder ein Aufenthalt in der Heimat, wenn die Geldmittel ein Umherstreifen im teuren Europa nicht mehr gestatten und die Verleger mündlich bearbeitet werden müssen. Nachdem er sich (1891) mit einer schwedischen Schauspielerin verheiratet hatte, verbrachte er seine Flitterwochen in Schweden und schrieb dort in kurzer Zeit den Roman „Hårda tider“ („Harte Zeiten“). Dieses Buch behandelt eine Periode, die zu den traurigsten in der neueren Geschichte Finnlands gehört, nämlich die grofse Hungersnot zu Ende der sechziger Jahre, wo weite Strecken des Landes durch einen mörderischen Frost verheert wurden, der die Bevölkerung in den nördlichen Gegenden zwang, zu Tausenden nach Süden zu strömen, um Arbeitsverdienst zu suchen: die Folge hiervon waren Epidemien, die das Elend nur noch verschlimmerten, die Regierung und das Land hatten nicht genügend Kräfte, um den Notleidenden beizuspringen, und so entstanden Gräuel, deren Erinnerung einen grofsen schwarzen Fleck in der Geschichte Finnlands bildet. Diese Zeit der Not ist vielfach früher behandelt worden, und Runeberg machte sie zum Gegenstand einer klassischen Dichtung „Bonden Paavo“ („Der Bauer Paavo“), worin er besonders die Resignation, mit der der finnländische Bauer sich seinem Schicksal unterwirft, und die Bereitwilligkeit, mit der er seinem Nächsten hilft, hell beleuchtet. Tavaststjerna, der diesen Stoff in breiterer und umfassenderer Weise angriff, als irgend ein anderer, legte nicht das Hauptgewicht auf die Beschreibung des Hungerelends, sondern zeigte einerseits, wie die Hungersnot in den unteren Volksschichten grobe Verbrechen zur Folge hatte, und schilderte andererseits das Verhältnis der höheren Klassen zu den Notleidenden. Das Buch rief in Finnland eine heftige Kritik hervor, da man nicht gewohnt war, die Verhältnisse in dieser Beleuchtung zu sehen, während es anderwärts und besonders in Schweden, als ein vaterländisches Epos gepriesen wurde. Was man auch gegen die künstlerische Darstellung einzuwenden haben mag, so mufs man doch dieses Werk Tavaststjernas als eins seiner bedeutendsten bezeichnen, und

einige Seiten in demselben, wie die Schilderung einer Frostnacht und des Erwachens der Natur am Morgen, wenn die Roggenähren steif von Eis dastehen und bei der leisesten Berührung brechen, werden immer zu dem Besten gehören, was die schwedisch-finnische Prosa hervorgebracht hat. Zugleich ist es ein Buch, in dem ein grofses vaterländisches Pathos zum Ausdruck kommt. Hier, wie in vielen andern seiner Erzählungen tritt dieses Gefühl allerdings scheinbar in den Hintergrund vor der Satire, mit der er so gern spielte, worum es sich auch handeln mochte, vor dem Zweifel und der kleinen Situationsschilderung. Wenn aber die Darstellung auch ihrer Form nach kritisch und negativ ist, so verspürt ein aufmerksames Ohr doch ein warmklopfendes Herz unter ihrer Oberfläche, und das Buch ist im Grunde genommen doch eins der schönsten Denkmäler, die man in Finnland über den Gräbern derer errichtet hat, die in jenen Zeiten, wo Brot aus Baumrinde jahrelang die einzige Nahrung bildete, in den Schneewehen verhungert oder von Krankeiten dahingerafft worden sind.

Diesen Roman dramatisierte er selbst; in dieser Form wurde er dann im Jahre 1892 im finnischen Theater in Helsingfors aufgeführt. Er begab sich nun nach einem halbjährigen Aufenthalte in der Heimat wiederum ins Ausland, fest entschlossen, möglichst lange draufsen zu bleiben. Diese Reise dauerte drei Jahre, während welcher Zeit er ein Werk nach dem andern nach Hause sandte, meistens kleinere Novellen in Prosa, aber auch einen grofsen Roman aus dem finnländischen Volksleben und ein Schauspiel in zwei Aufzügen.

Das bemerkenswerteste unter diesen Büchern ist eine psychologische Novelle. „I Förbund med Döden“ („Im Bunde mit dem Tode“), die er auf Rügen im Sommer 1893 schrieb, nachdem er sich einige Monate lang in der Schweiz und in Italien aufgehalten hatte. Für das Studium der persönlichen Entwicklung Tavaststjernas ist das Buch von grofser Bedeutung. Es zeigt, wie der ihm innewohnende Pessimismus sich bis zur Verzweiflung gesteigert und ihm jegliche Stütze im Leben geraubt hat. Das Buch ist in seinem Gedankengange nicht einheitlich oder tief; denn Tavaststjerna war kein scharfer Denker, und von Philosophie im eigentlichen Sinne kann man bei ihm nicht reden. Es besteht vielmehr aus einer fragmentarischen Reihe von Stimmungen und Eindrücken; aber sie alle sind ebenso tief empfunden, wie intensiv ausgedrückt, und es ist von höchstem Interesse, den Wandlungen in der psychologischen Krisis zu folgen, die er mit aufserordentlicher Sicherheit an sich selber beobachtet hat. Den Rahmen bildet

eine einfache Geschichte: ein Mann, der infolge äufserster Nervosität und Überspannung sich gezwungen sieht, Haus und Heim zu verlassen, um Heilung zu suchen, der so entschieden das Leben über Bord geworfen hat, dafs er einen symbolistischen Bund mit dem Tode eingegangen ist, und erst hierdurch einige Ruhe findet, trifft mit einer ungewöhnlichen Frau zusammen, die Einflufs auf ihn gewinnt, ihn ins Leben zurückführt und in ihm ein starkes Gefühl und eine heftige Sehnsucht, wieder zu leben, entzündet; er entflieht aber diesem Gefühl, um zu seiner Familie zurückzukehren, wo er, halb abwesend und stumpfsinnig, dahinlebt und nur durch den Briefwechsel mit der fremden Frau aufrecht erhalten wird, bis seine Frau die Briefe entdeckt und ihm das Versprechen abnimmt, die Korrespondenz abzubrechen. Damit ist sein Leben zerstört. Er wird zur Arbeitsmaschine und findet nur noch im Vergangenen einen Schatten von Freude. Es ist ein Buch, das den Kampf zwischen dem kalten Griff des Todes und dem warmen Handschlag des Lebens darstellt und das die Gewalt schildert, welche die verständnisvolle und sympathische Freundschaft einer Frau auf ein unglückliches Gemüt auszuüben vermag, eine Gewalt, so grofs, dafs sie sogar die Spuren des Todes auslöschen kann. Es ist, trotz der vielen Dunkelheiten, ein starkes und originelles Buch, das in hohem Grade verdiente, aufserhalb der Grenzen der Sprache bekannt zu werden, in der es geschrieben.

In andern Novellen, die er von dieser Reise heimsandte, beschäftigte er sich mit objektiveren, vaterländischen Stoffen. Ein solcher wird in der ausgezeichneten Erzählung „En julotta i barkbrödets Finland" („Ein Weihnachtsgottesdienst in dem Finnland des Hungerbrotes aus Baumrinde") behandelt. Hierher gehört auch die Novelle „Sångarlön" („Sängerlohn"), die eine kräftige und tiefsinnige Illustration zu den Zensurverhältnissen in Finnland bildet. Während dieser Zeit weilte er mehrere Monate in Berlin und schrieb dort einige Aufsätze in deutschen Zeitschriften und hoffte seine Werke auch in deutschem Gewande veröffentlichen zu können, eine Hoffnung, die aber nur zum geringen Teil in Erfüllung ging. Er arbeitete fleifsig und verfolgte aufmerksam die deutsche Litteratur und vor allem die Bühnenkunst, die besonders seine Frau interessierte. Irgendwelche Eindrücke empfing er jedoch nicht von den damaligen Strömungen in der deutschen Litteratur, wie er überhaupt äufseren Einflüssen wenig zugänglich war.

Allmählich zog ihn das Heimweh immer höher nach Norden. Er

brachte eine längere Zeit in Schweden zu und schrieb dort einen grofsen Roman „Kvinnoregemente“ („Weiberregiment“), worin sich zwei Motive kreuzen: teils wird das Leben der wohlhabenden Bauernklasse im Innern des urfinnischen Finnland geschildert, teils wiederum die verfehlten Versuche, unter diesem Volk eine höhere Bildung zu verbreiten, Versuche, die von nationalen Theoretikern aus der Hauptstadt unternommen werden, ohne dafs sie den wirklichen Charakter der Bevölkerung kennen. In vielem traf Tavaststjernas Satire hier den Nagel auf den Kopf, obgleich er, seiner Gewohnheit getreu, sich nicht mäfsigen konnte und in der Zeichnung der Figuren und Verhältnisse sich einer gewissen Übertreibung schuldig machte.

Nach einer weiteren Periode von Niedergeschlagenheit und Krankheit beschlofs er schliefslich, seine Odyssee zu beenden und endgültig in die Heimat zurückzukehren, wo ihm eine Anstellung als Redakteur einer kleinen Provinzzeitung das notwendige Auskommen und eine Verbesserung seiner mit den Jahren immer schlimmer gewordenen pekuniären Verhältnisse zu garantieren schien. An einem stürmischen Septemberabend 1895 steuerte er, nur von einem Lotsen begleitet, in einem Segelboot über das aufgeregte Meer und landete glücklich in der südlichsten Stadt Finnlands: Hangö, wo er sich niederlassen sollte. Von dieser Fahrt, die einen neuen Beweis für seine bekannte Geschicklichkeit als Segler, für seinen aufserordentlichen persönlichen Mut und seine Lust an waghalsigen Sportleistungen lieferte, stammt eins seiner schönsten Gedichte, „Hemåt i höstregn“ („Heimwärts im Herbststurm“), das wir in deutscher Übersetzung in diesem Hefte wiedergeben.

Von Hangö siedelte er nach Björneborg, einer anderen gröfseren Provinzstadt an der Westküste Finnlands über, wo er Chefredakteur der örtlichen schwedischen Zeitung geworden war. Hier verbrachte er zwei Jahre, von Geldsorgen verschont, die stets dazu beigetragen hatten, seine Niedergeschlagenheit zu verstärken. Aber eine neue Lebensfreude fand er nicht mehr. Er verfiel im Gegenteil in immer gröfsere Misanthropie, bis die Keime von Bitterkeit und Pessimismus, die von Anfang an in ihm ruhten und während seines wechselvollen Lebenslaufes emporkeimten, sich zu einer grofsen Verzweiflung auswuchsen, die sein Leben beschattete. Es gab aber auch Lichtpunkte: dies zeigen seine 1896 erschienen Gedichte, in denen nicht blofs sein Mifsmut eine aufserordentlich tiefe und tragische Form findet (vgl. das Gedicht „Es wird so still rings um mich“), sondern wo ihn auch die Freude hin und wieder helle und glückliche Töne anschlagen läfst. Und

vor allem zeigt das seine letzte Gedichtsammlung „Laureatus" (1897), die eigentlich ein zusammenhängendes Epos über ein tragisches Dichterschicksal — sein eigenes — ist, das im Wahnsinn endet. Die Erzählung wird durch eine Serie eingestreuter Sonette „An Diana" und andere Gedichte unterbrochen, in welchen sein aufserordentliches lyrisches Genie in der Schönheit der Sprache, in der Innigkeit des neuen erotischen Gefühls, im weichen Schmelz der Melodie und dem fesselnden Reiz der Landschaftsschilderung seinen Höhepunkt erreicht. Diese Gedichte zeigen, dafs die Kraft seines Geistes im Verlauf der Jahre, trotz allem, noch gewachsen war, und dafs seine Lyrik noch die herrlichsten Früchte hätte tragen können. Das Epos selbst, das in einem kurzen, komplizierten und äufserst reimreichen Versmafs verfafst ist, bildet eher eine Kraftprobe der Reimkunst, als einen Beweis für die Fähigkeit, eine erzählende Komposition in lyrischer Form straff zusammenzuhalten; doch enthält es auch Episoden von hervorragender und origineller Schönheit und verrät vor allem ein formelles Talent von verblüffender Virtuosität.

Dies Werk ward Tavaststjernas Schwanengesang. Einige Monate nach dem Erscheinen desselben erkrankte er an einer Lungenentzündung und starb den 20. März 1898, noch nicht volle 38 Jahre alt.

* * *

Tolstoi spricht einmal davon, wie unrichtig es ist, die Menschen nach bestimmten Eigenschaften einzuteilen, und sagt: „Die Menschen sind wie Flüsse; das Wasser ist sich überall gleich, überall dasselbe; aber jeder Flufs ist bald schmal, bald reifsend, bald ruhig, bald breit, bald klar, bald kalt, bald trübe, bald warm. So auch die Menschen. Jeder Mensch trägt in sich die Keime zu allen menschlichen Eigenschaften und manchmal offenbart er die einen, manchmal die andern, und oft ist er sich selbst gar nicht ähnlich, obgleich er doch immer ein und dasselbe „Selbst" bleibt. Bei einigen Menschen pflegen diese Wechsel sehr scharf zu sein."

Mehr, als auf irgend einen, passen diese Worte auf Karl August Tavaststjerna. Je mehr sein Pessimismus sich steigerte, desto gröfser wurden der Argwohn, die Oppositionslust, der Trotz, desto verschlossener wurde der Dichter, murrte mit der Welt und nährte seine Misanthropie durch seine Grübeleien. Die Sensibilität, die sich zu einer krankhaften Empfindlichkeit steigerte, trug vielfach zu dieser Stimmung bei. Aber sie

machte ihn zugleich für Freundschaft und Liebe empfänglich. Sie erhielt das, was er den weichen Saimazug seiner Natur nannte, lebendig, und schenkte ihm dadurch Stunden von Glück. Diesen tiefsten Winkel seines Ichs drängte es ihn so oft zu öffnen, sei es um selbst den verborgenen Erinnerungen aus glücklicheren Tagen zu lauschen oder um ihre Wärme anderen mitzuteilen. Was sich bei ihm im Verlauf des Lebens am meisten veränderte, war die Stimmung und ihre äufseren Offenbarungen: die Übergänge wurden immer heftiger und greller, die Unberechenbarkeit immer gröfser. Aber im Grunde war und verblieb sein „Selbst" dasselbe: die starke, ja, heftige Lebenssehnsucht war ein Feuer, das immer wieder in seinem Innern aufflackerte und sich durch keine Widerwärtigkeiten des Lebens ersticken liefs.

Wie in seiner persönlichen, so ist auch in seiner litterarischen Physiognomie der Individualismus der am stärksten hervortretende Zug; niemals schafft er so wirkungsvolle Figuren, wie dann, wenn er sie nach sich selbst modelliert. Von seiner ersten Gedichtsammlung bis zum „Laureatus" kann man auch in allem, was er geschrieben, eine, manchmal direkte Wiederspiegelung seiner eigenen Psychologie wiederfinden. Darin liegt das grofse Verdienst vieler Bücher, denn dieser subjektive Zug bedingt eine starke, nicht selten ergreifende Unmittelbarkeit des Gefühls und seines poetischen Ausdrucks. Aber darin liegt auch eine grofse Schwäche: die geringe Fähigkeit, seine Phantasie zu einer höheren objektiven Konzeption zu erheben, ward dem Dichter stets zum Hindernis. Wie sicher seine Beobachtung auch für das Äufsere war, so wenig war er im Stande das richtige Augenmafs zu finden, wenn es galt, Typen zu zeichnen und sich in Figuren zu vertiefen, die anders geartet waren, als er selbst. Am fremdesten war ihm in dieser Beziehung die Frauenpsychologie.

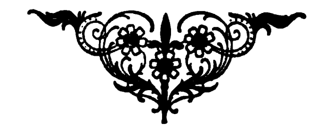
Seine starke Persönlichkeit gestattete keinerlei fremden litterarischen Einflüssen in höherem Grade sich bei ihm geltend zu machen. In der Jugend, wo das Gemüt weicher war, empfing er allerdings starke Eindrücke — in der Lyrik von Snoilsky, im Roman und in der Novelle von den Norwegern, besonders Kielland; aber man dürfte kaum nachweisen können, dafs seine spätere Produktion irgendwelchen Einflüssen zugänglich gewesen sei. Seine Lyrik von 1896 und 1897 trägt wenig Spuren von dem vielen neuen und vortrefflichen, was Schweden in den letzten Dezennien in dieser Gattung produziert hat. Er behält stets die vielleicht dürftigere, aber einfachere und innigere Sprache, die ebenso sehr ein Kennzeichen

seiner eigenen lyrischen Technik, wie der finnisch-schwedischen Sprachbehandlung überhaupt ist. Auch der lange Aufenthalt in Deutschland läfst ihn in litterarischer Beziehung ganz unberührt. Originalität ist ein ganz bestimmter Zug in seiner Schriftstellerphysiognomie, Originalität sowohl in der Wahl der Motive, wie in ihrer Behandlung: und das hat für alle Gebiete der Dichtung Geltung, auf denen er sich mit ungewöhnlicher Vielseitigkeit bewegte.

Tavaststjernas Produktivität war überaus grofs. Während der vierzehn Jahre, die sein Schaffen umfafst, veröffentlichte er einundzwanzig Bücher, und das zweiundzwanzigste erschien kurz nach seinem Tode. Dazu kommen zwei gröfsere dramatische Werke, die nicht gedruckt worden sind. Übersetzungen von drei Büchern, eine grofse Anzahl Gedichte, von denen das meiste unveröffentlicht ist, drei Vorträge, eine Menge Korrespondenzen und Zeitungsartikel. Er arbeitete mit ungeheuerer Schnelligkeit, besonders wenn die lyrische Inspiration über ihn kam, aber auch sonst. Nicht selten trug die Produktion deutliche Spuren dieser Hast. Aber oft war auch das, was man der Nachlässigkeit zuschreiben zu können glaubte, ebenso sehr die Folge eines unzureichenden Sinnes für die künstlerischen Forderungen. Sein Sprachgefühl war sehr stark, wo es galt, lyrisch-musikalische Ausdrücke zu finden. Er ist ein Meister, wie kaum ein anderer, in der Kunst, durch seinen Ausdruck Stimmungen zu suggerieren, vor allem solche feiner Erotik und milder Naturbetrachtung, aber auch schwermütiger Trauer, herber Melancholie oder ironischer Bitterkeit. Auch in der Prosa konnte er oft eine vollkommen künstlerische Form finden, und sie war dann sowohl klangvoll, als weich und klar; aber selten vermochte er sie mehrere Seiten hindurch festzuhalten. Es fiel ihm ungeheuer schwer, sich „im Ton zu halten“. In seiner Prosa, aber auch in seinen Versen begegnet man immer wieder Ausdrücken, die zu einer anderen Tonskala gehören, die nicht nur die Harmonie, sondern auch den Rhythmus des Vortrages stören.

Seine Bedeutung für die finnländische Literatur ist offenbar: auf allen Gebieten bricht er Bahn, in der Lyrik, im Roman, in der Novelle, im Drama, und er ist der erste Vertreter des modernen Realismus in Finnland. Aber er behält auch in seiner Richtung eine nicht zu verkennende Originalität. Er trägt nicht den Zug des echten Realisten, sich den Thatsachen zu unterwerfen: er ist Romantiker, nicht nur durch seinen Subjektivismus, sondern auch durch seine nie befriedigte Sehnsucht und durch

seine Satire über die krasse Wirklichkeit. Dagegen fehlt ihm die Phantasie des Romantikers; aber er besitzt den Sinn des Realisten für das Detail der Wirklichkeit und das Leben der Augenblicks. Und gerade hierdurch, dafs alle seine Figuren so vollkommen in der Gegenwart aufgehen, ihre Gedanken denken und von ihren Konflikten hin und hergeworfen werden, wird er so stark modern.



Ausgewählte Gedichte

von

Karl A. Tavaststjerna.



Im rosigsten Morgenlichte . . .* [1]

[För Morgonbris S. 166.]

Im rosigsten Morgenlichte,
wenn der Nebel steigt in die Höh,
da sah ich von Angesichte
der Lenzträume purpurne Fee.'

Ich sah sie langsam schweben
zum Ufer, dichtbelaubt,
und traurig schütteln und heben
ihr glänzendes Lockenhaupt.

Als der Drossel erste Töne
schlaftrunken im Hain verhallt,
da war verschwunden die schöne,
purpurne Feengestalt.

Man sagt, wer je im Leben
die Übersinnliche sah,
ist von Gefahren umgeben,
tagtäglich, fern und nah.

Doch trägt er in sich Gefahren,
und denen entflieht er nie:
Die gefährlichen Bilderscharen
der dichtenden Phantasie.

Ich suche zusammenzubinden . . .*

[För Morgonbris S. 174.]

Ich suche zusammenzubinden
Seeduft und Waldestraum
in metrisch klingende Wellen
mit Reimen als krönendem Schaum

Und all die klingenden Wellen,
der Reime krönender Schaum,
sie sollen dich singen und wiegen
in Seeduft und Waldestraum.

---

[1] Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Gedichte sind übersetzt von J. Wilhelm, das mit zwei Sternchen (**) bezeichnete „Fliegensummen“ von E. Brausewetter.

Fliegensummen.**

[För Morgonbris S. 118.]

Wir stürmen, wie Fliegen, die Fensterscheiben!
Wir haben ja Flügel! Nicht drinnen wir bleiben!
Wir summen, wir stürmen und kommen zu Falle,
beginnen aufs Neue — hinaus zieht es alle!

Dort ist unser Heim; am liebsten wir hausen
in freier Natur, wo uns Winde umbrausen.
Drauf! Stürmen wir abermals gegen die Scheiben!
Sie springen schon, wenn wir's weiter so treiben!

Doch hinten im Saale am Esstische prassen
die übrigen Fliegen, da sitzend in Massen;
sie naschen Süfses, ertrinken im Glase,
besudeln das Tischtuch und mehren die Rasse.

In Scharen sie froh um die Schüsseln sich lagern.
Wir stürmen die Scheiben, wenn wir auch vermagern!
Der Sonne wir leben! Im Freien wir sterben!
Ansturm auf die Scheibe .... sie fällt noch in Scherben!

Veilchen und Rosen.*

[Laureatus S. 145.]

Mir ist, als ob dein Atem drang
aus deinen Veilchen und Rosen.
Sie lenken meinen Gedankengang
nach sonnigen Pfaden und Moosen.

Was reichtest du mir für Zaubertrank?
Meines Herzens scheue Mimosen,
sie zittern nicht mehr verschüchtert und bang,
sie reimen berauscht und liebkosen.

Die Veilchen und Rosen, sie sagen mir an,
wonach ich mich sehne und trachte.
Ich fühl' mich befangen in seltsamem Bann:

Mir ist beinahe, als lachte
das Glück mir zu und blickte mich an,
als ich diese Verse erdachte.

Still, wie des sinkenden Abendrots Purpur . . .*

[För Morgonbris S. 217.]

Still, wie des sinkenden Abendrots Purpur
über der flimmernden Bucht erblafst,
sanft, wie die Brise drüben entschlummert,
weit, dals das Auge sie kaum noch erfafst,
fern, wie das Echo erstirbt nach dem letzten,
langausklingenden Schärenlied,
werde ich deiner vergessen, die Purpur,
Lenz und Musik meinem Leben beschied.

Es wird so still rings um mich . . .*

[Dikter S. 62. 1896.]

Die Ernte, die ich erworben,
bracht ich im Herbst nun ein:
Es wird still rings um mich,
so still, als wäre erstorben
das Echo im Felsgestein.

Meines klingenden Liedes Schwinge —
zerschnitten, entzwei sie brach.
Es wird so still rings um mich,
so still und einsam, als ginge
ein Engel durch mein Gemach.

Zerstoben ist und vergangen
der Genossen Gelage und Scherz.
Es wird so still rings um mich,
so still, dafs ich voll Bangen
vernehme mein eignes Herz.

Dann nahn die Gedankengespenster
und mahnen mich insgeheim.
Es wird so sill rings um mich,
so still, als blickte zum Fenster
der Tod in mein ödes Heim.

Ich höre sie alle kommen —
aus der Kindheit, die längst vorbei.
Es wird so still rings um mich,
so still, dafs ich beklommen
nach Vater und Mutter schrei.

Doch sind sie nicht mehr am Leben,
und der Gedanken kommen noch mehr.
Es wird so still rings um mich,
so still, dafs ich ergeben
mich beuge vor ihrem Heer.

Sie sollten in Angst mich treiben
und haben mich ruhig gemacht.
Es ist so still rings um mich,
so still, dafs sie bei mir bleiben
als Freunde für diese Nacht.

Sie machen mich bang und beklommen.
Sie machen mich glücklich und froh.
Es ist so still rings um mich,
so still, als wäre verglommen
das Leben irgendwo.

Heimwärts im Herbststurm.*

[Dikter S. 39.]

Heimwärts im Herbststurm, in nächtlichem Regen,
heimwärts schwarzwogenden Wassern entgegen,
heimwärts, trotz Wind und trotz Wellen und Schaume,
lenk ich mein Fahrzeug, doch nur wie im Traume,
flutende Woge, weckst du mich doch?
Sturzsee und Gischt, die mich kalt übergiefsen,
wecken mich nicht, um im Geist zu geniefsen
nächtliche Heimfahrt im Sturme und Schaume.
Heimwärts geht es, doch nur wie im Traume.
Sage mir Sturmflut, lebe ich noch?

Treulose Welle, ich lafs dich mich tragen,
bist mir noch lieb, wie in früheren Tagen,
die du mich wiegen und heben und senken wirst,
wie deinen Spielball, eh du mich ertränken wirst.
Noch bin ich nicht zum Sterben bereit.
Bufsfert'gen Pilgers Weg mufs ich wandern,
betteln beim Haufen von Freunden und andern,
der mich, wie du, noch heben und senken wird,
wie seinen Spielball, bis er mich ertränken wird
tief in dem Meer der Vergessenheit.

Nafskalte Nebel beschatten die Sterne,
hüllen in dämmerndes Dunkel die Ferne,
nur ein Eider sucht spähend die Spalte,
wo über ärmlichem Nest eine alte,
knorrige Kiefer ihr Krongeäst zieht.
Büfsende Heimfahrt in stürmendem Schaume
weckt mich noch lang nicht aus wiegendem Traume,
Traum von der Kiefer, die schützend umfächelt
Sturmvogels Nest, wo in Ruhe ihm lächelt
Gattin und Glück unter Nadeln und Ried.

Energie.*

[Dikter S. 51.]

Brich ab die Spitze meinem guten Schwert,
erkläre meine ganze Kraft nichts wert,
schrei in die Welt hinaus, dafs mein Gedicht
nicht reinen Erzklang hat, noch Vollgewicht,
und jeden Schritt, den ich ergreife frei,
hemm nur gewissenhaft mit plumpem Blei!

In deinem Eifer siehst du nicht einmal,
dafs du mir nur von neuem schärfst den Stahl,
dafs du mir eingiefst Kraft in mein Gemüt
und erznen Klang und Vollton in mein Lied,
und an die Füfse, die dein Blei bedroht,
Merkurius' Flügel heftest, du Helot!

Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehn . . .*

[Laureatus S. 118.]

Und forderst du von mir nur Poesie,
so nimm sie hin mit zärtlich feinen Sinnen,
und in dem Überflufs von heifsem Minnen
vernimm den Ton, den ihm der Schmerz verlieh.

Ich gebe königlich und färbe nie
mit kalter und gesuchter Ironie
die Perlen, die aus meinem Bronnen rinnen.
Du wirst dich ihrer lange noch entsinnen.

Und wirst du auch des Mohren Lohn mir schenken
und heifst mich gehn, verlassen und allein,
so sah ich doch: es blitzt wie Edelstein

in deinem Aug', trotz allen deinen Ränken.
Ich hüll mich stolz in meinen Mantel ein
und gehe in die Wüste, um zu denken.

Ich wollte, du wolltest . . .*

[Laureatus S. 181.]

Ich wollte, du wolltest im Traum sein mein,
dafs mein eignes, dürstendes Sehnen
bethörend ins Herz dir schliche hinein
im Frühlingsmonde, dem schönen.

Ich wollte, du wolltest, gleich mir, vergehn
in Küssen, die flammend verzehren,
und seufzen und schwach sein und kaum verstehn,
was meine Wünsche begehren.

Ich wollte, du wolltest, thöricht und jung,
vergessen der weisen Lehren
und Sättigung trinken in schäumendem Trunk
dem Sehnen, dem grofsen und schweren.

Ich wollte, du wolltest dich hassentzweit,
kaltlächelnd von mir heben,
und doch in sel'ger Vergessenheit
in meine Hände dich geben.

Ich wollte, du wolltest so glücklich sein,
wie dich zu beglücken, ich lüstern.
Ich wollte, du wolltest dich ganz befrein
und in Liebe zu mir flüstern:

„Mein Sehnen, mein Sehnen ist ebenso reich,
mein Sehnen ist schwer, wie die Sünde.
Komm, Liebster, ich weiſs, wo ich allsogleich
das Glück für uns beide finde!"

Diana.*

[Laureatus S. 111. 1897.]

Aus duft'gem Grase und aus grünem Ried
hat dich die Sonne einst heraufbeschworen.
Ich sah allein, wie du dem Licht entblüht.
Vielleicht bist du ein Traumbild nur des Thoren.

Der Halbmond über deiner Stirn verriet,
daſs du zu Übermenschlichem erkoren;
doch ob du schön auch warst und gottgeboren,
gefiel dir doch mein armes Hirtenlied.

Jetzt blüht und regt es sich auf allen Pfaden,
im Silberbache fang ich Töne ein
und pflücke Lieder in dem Pappelhain.

Nie sah ich so Natur in Wollust baden;
denn mitten in dem Wald, im Sonnenschein,
tanzt Pan ganz nackt im Reigen der Dryaden.



Novellen[1].

Von

Karl A. Tavaststjerna.



Lenzkufs.

An einem schönen Aprilmorgen, als ich die Fensterflügel hinaus ins sonnenhelle Freie geöffnet hatte, kam der Frühling schon vom Park und Fjärd draufsen mit Düften hineingeglitten.

Ich fühlte, es war etwas Junges und Lebenswarmes, das über das Fensterbrett hineinhüpfte, dicht an mir selbst vorbei, und das mein Zimmer erfüllte, ohne mich erst um Erlaubnis zu fragen, und ganz ohne alle weiteren Umstände. Aber ich hatte keine Zeit übrig, über etwas so Feines, wie die Lenzluft, nachzudenken. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und sann über meine Zukunft und über den Erwerb mit der böswilligen Nebenabsicht nach, dem armen Frühling zu zeigen, dafs ich mir aus ihm nicht mehr machte, als aus der neuen Aufwärterin, die ich an Stelle der früheren bekommen hatte.

Du lieber Himmel — der Frühling! Ja — was war das anders, als eine Jahreszeit, gerade wie der Herbst und der Winter! Und ich zwang meine Gedanken, sich mit sechs Procent und zehn Procent und Amortisationsabzügen und Anteil an dem Gewinn der Lebensversicherungsgesellschaft und an den Aktien der neuen Schweineschlächterei abzugeben, bis ich merkte, dafs meine Gedanken nicht klar genug waren, um mit diesen materiellen Schwierigkeiten fertig zu werden.

---

[1] Übersetzt von E. Brausewetter.

Da lehnte ich mich einen Augenblick mit geschlossenen Augen in den Schreibstuhl zurück, um mich zu sammeln. Da kam die Frühlungsluft und strich einschläfernd über meine schweren Augenlider, und ich wunderte mich, dafs ich so müde war, und schob die Schuld dem Punsch und den Cigarren von gestern abend zu. Mein Kopf wurde immer schwerer, obwohl die Frühlingswogen lebenspendend durch das offene Fenster hineinwallten und die Stubenluft mit ihrer Frische und ihrem Seeduft erfüllten.

Mitten in meine müden, berechnenden Gedanken über Erwerb und Machtstellung drängte sich ein keckes, junges Mädchen mit heiterer Miene, freien Manieren und einem festen, hübschen, freimütigen Blick. Sie sah mir gerade in die Augen, als ob sie ihrer Sache sicher wäre, und sagte in halb scherzhaftem, halb ernstem Ton:

„Cyniker!“

Ich fuhr bei ihrem Ruf zusammen, rieb mir die Augen, wunderte mich über ihren Grufs und glaubte, ich hätte mich verhört.

„Verzeihen Sie — was sagten Sie?“

„Cyniker!“ erwiderte sie in bestimmterem Ton, jetzt ohne jede Spur von Scherz oder unterdrücktem Lächeln um die Mundwinkel. Ihre klaren Augen blickten scharf in die meinigen, und ich wurde ganz verlegen. Dann fragte ich höflich:

„Wer sind Sie, und was haben Sie hier zu suchen?“

„Ich bin der Frühling und ich habe überall etwas zu suchen,“ erwiderte sie ruhig, und ihr Blick bohrte sich gleichsam in mich hinein.

Ich war aber nicht zu Scherzen oder Phantastereien aufgelegt, ich wandte mich vor ihrem scharfen Blick ab und erwiderte mürrisch:

„So! Sehr erfreut, Sie zu sehen!“

Aber da lachte sie so selbstbewufst und heiter, so frisch und froh, dafs es mich unwillkürlich ärgerte. Warum stand sie denn da und lachte über mich reifen, grüblerischen Mann? Mir fiel wieder ihre Begrüfsung ein — es war ein Schimpf, dafs sie mich „Cyniker“ genannt hatte! Ja, aber — konnte sie denn wissen, wer ich bin, und was ich hatte durchmachen müssen und unterdrücken, um vernünftig zu werden, wie ich es nun war? Dann hätte sie mich sicher nicht „Cyniker“ genannt. Ach — sie war ja nur ein Hirngespinst des Punsches von gestern abend, eine Einbildung, ein Nichts, höchstens die Folgen einer gestörten Nachtruhe. Und ich beschlofs, ganz ruhig zu bleiben, wie bei meinem kleinen Patchen,

wenn es mit seinen klaren Augen und seiner kindlichen Unverschämtheit zu mir kam. Ich hätte mich wohl in sie vergaffen können, aber niemals mich mit ihr tiefer einlassen.

„Bitte sehr, setzen Sie sich," sagte ich. Ich wollte sie höflich und kalt behandeln, wie eine Weltdame, obgleich sie ohne jede Einladung früh am Morgen in mein Junggesellengemach eingedrungen war. „Bitte sehr, setzen Sie sich!"

„Danke...!" sagte sie nachlässig und zog höhnisch den letzten Buchstaben lang aus, sah sich im Zimmer um, zog einen Stuhl dicht zu dem meinigen hin und setzte sich so dicht neben mich, dafs ihre frischen Atemzüge mich fast nervös machten.

„Was schafft mir denn das Vergnügen Ihres werten Besuches?" versuchte ich das Gespräch einzuleiten.

„Du thust mir leid!" erwiderte sie gerade heraus und sah mir lachend ins Gesicht mit einem wirklich gutmütigen Blick, der mich verlegen machte. Das hatte ich wirklich nicht erwartet.

„Ich thu' Ihnen leid? — So, und warum denn, wenn ich fragen darf?" Mein Ton klang gekünstelt und schnarrend. Ich stellte mich erstaunt, fühlte mich aber ertappt.

„Ach, ich weifs nicht so recht, warum," erwiderte sie, — „aber du siehst mir so unzufrieden und so alt aus —"

Das war die schärfste Kritik, der ich noch unterzogen war, seit ich keine Studienkameraden mehr hatte und ihre Rücksichtslosigkeiten nicht mehr kannte. Ich wollte so thun, als wenn ich im Ernst ärgerlich würde, und freundlich, aber würdig meinen jungen Gast darauf aufmerksam machen, dafs auch ich meine Eigenheiten hätte, die man respektieren müfste, und dafs ihr Mitleid vielleicht ein wenig schlecht angebracht wäre. Aber ich wurde durch ihr freimütiges und vertrauensvolles Wesen entwaffnet und sagte statt dessen einfältig:

„Finden Sie?"

„Das finden auch alle andern," erwiderte sie rasch.

Ich beschlofs, das Gespächsthema zu wechseln.

Ehe mir aber etwas einfiel, fühlte ich eine kleine, weiche Hand auf meinem Nacken, die mich so magnetisch strich, dafs mir alle meine Gesprächsthemen davonwirbelten und ein unendliches Wohlbehagen mich langsam überkam. Die frischen Frühlingswogen wallten noch immer durch das Fenster herein, und ich sog mit ihnen die ganze Herrlichkeit und be-

rauschende Keimkraft des Frühlings ein. Mein Inneres wurde wie eine Strandwiese, auf der der Sonnenschein über kleine wellige Silberwogen hinstrahlt und lauer Windhauch die Ranunkeln, Veilchen und flatternden Schmetterlingsschwingen umspielt.

Und ich fühlte mich wieder stürmisch jung und glücklich, das ganze Heer von Sorgen und Berechnungen wurde von den linden Lüften davongeblasen, wie der Frostnebel nach überstandener Nacht.

„Danke!“ flüsterte ich nur.

Da zog das Mädchen plötzlich ihre Hand zurück, und im selben Augenblick fühlte ich die Frühlingswogen als durchdringende Kühle, in der Frost und Not verborgen war. Ich blickte auf. Der Frühling stand einige Schritte von mir und blickte mich gedankenvoll an.

„Du beginnst alt zu werden, aber vielleicht bist du kein Cyniker“, sagte sie.

Ich fröstelte und zog meinen Rock fester zu. Woher nahm sie nur diese verletzenden Worte? Alt? Daran hatte ich noch niemals gedacht — ja, ich hatte daran gedacht, wie man an ein Unglück denkt, das einen andern trifft; aber ich hatte es bisher niemals für möglich gehalten, dafs es mich selbst anging. Alt —! Ich sank zusammen und verbarg das Gesicht in den Händen und sah mein Leben in grofsen, unverhüllten und scharfen Zügen an mir vorbeiziehen. Da war die Kindheit und die Jugend, eine unschuldige Kindheit und eine gefährliche Jugend mit brennendem Blut — und dann kam das Mannesalter. Nein, ich war nicht alt — nein, nein, nein! Ich war stark, wie niemals früher, und gesünder an Gedanken und Thun. Aber woher dann diese Kühle, diese entsetzliche, fürchterliche Todeskälte, die mich sogar neben dem Frühling überrieselte? Ich fühlte, wie ich Zoll um Zoll erstarrte, wie das Blut träger in meinen Adern flofs, und wurde von namenloser Angst ergriffen, die mich gleichsam lähmte, und nur mit Anstrengung stöhnte ich, wie einen Notschrei, hervor:

„Rette mich! — Rette mich!“

Der Frühling sah mich mit seltsam fremdem Lächeln an.

„Du beginnst alt zu werden,“ sagte sie wieder, „du bist nämlich im Denken und Thun Cyniker gewesen! Darum beginnst du früh alt zu werden!“

Ich wand mich unter ihren Worten, wie unter Messerstichen, und begann, mich, wie wahnsinnig, zu verteidigen:

„Ach, du Kind, du kannst doch nicht wissen, was ich bin, du hast ja niemals das Leben kennen gelernt in reiferen Jahren, als du bist!“

„Ich sehe dir an, was du bist,“ fiel ihre Antwort, schwer wie ein Hammer.

„Nein, nein — das siehst du nicht! Du mifsverstehst mich, du verwechselst die Züge, die Sorge und Grübeln in mein Gesicht gegraben haben, mit denen der Härte. Du nennst meine schwererkämpfte Resignation und mir angeborene Melancholie ganz kurz Cynismus. Du bist ungerecht, du bist unbarmherzig, du bist grausam! Du bis gar nicht der Frühling, du bist die Rücksichtslosigkeit, wie sie aus dem Munde eines Kindes kommt mit dem mangelhaften Begriffsvermögen eines Kindes.“

„Ich bin älter, als du — ich bin ewig!“ erwiderte der Frühling.

Wer war sie, die mich so plagte? Ich hatte mir den Frühling immer als etwas Holdes, Verheifsungsreiches, Liebkosendes vorgestellt, und hier safs er nun in der reifen Gestalt eines jungen Mädchens, aber mit dem Urteilsspruch auf den lebensfrischen, schönen Lippen. Ganz aufser mir, streckte ich meine Hand gegen sie aus.

„Wenn du kein Cyniker bist, kann ich dich retten.“ Sie trat näher zu mir hin, und sogleich fühlte ich die Kühle weniger. „Wenn du mich niemals in deinem Sinn verhöhnt hast,“ fuhr sie fort — „wenn du dich nicht für die Begeisterung der Jugend verhärtet hast, sie dir nie kindlich und wertlos erschien, wenn du, trotz aller Erfahrungen, gewagt hast, eine Hoffnung hoch zu halten: die Hoffnung auf den Frühling und die Zukunft deines Volkes, und wenn diese Hoffnung hie und da einen grünen Schöfsling getrieben hat, dann reiche ich dir meine Hand!“

Ich sah sie durch Thränen, die unwillkürlich zu fliefsen begannen, an und ergriff krampfhaft, wie ein Ertrinkender, ihre dargebotene Hand.

„Du bist kein Cyniker!“ sagte sie.

Wir schwiegen beide. Um ein Weilchen fuhr sie zögernd und nachdenklich fort:

„Und wenn ich dir meinen Kufs geben würde, würdest du wagen, für alle Zukunft mein Bundesgenosse zu werden?“

Ich weifs nicht warum, aber ihre Stimme klang mir wie ein fernes, bekanntes Sausen in den Wipfeln des Fichtenwaldes, wie das Sprudeln des Frühlingsbaches im Birkenhain, und vor meinem Geiste lag plötzlich mein Heimatland in unendlicher Perspektive, nadelwaldbedeckt, Berg an Berg,

und zwischen ihnen der Binnenseen Silberbahnen, weit hinauf bis zu des Eismeers schäumenden Strömen und Lapplands Tundren, den Rentiermoos-Heiden.

Ob ich des Frühlings Bundesgenosse und der meiner Heimat werden wollte! War ich es denn nicht immer gewesen, ich, der stets für ihr Emporblühen gearbeitet hatte, obgleich ich bei der anstrengenden Hirnarbeit absichtlich von den weiten Gesichtspunkten absah, um all' meine Kraft auf das Nächstliegende, Erreichbare zu konzentrieren. Ach! der Frühling war doch nur ein Kind, aber ein grofses, kräftiges, waches Kind mit dem unbeschränkten Gesichtskreis der Jugend, mit ihrer strotzenden Gesundheit und ihrem unerschütterlichen Glauben.

Ich lehnte mich näher zu ihr hinüber und sog ihre duftigen Atemzüge ein, die meine Stirn umfächelten. Wie mein Haupt auf ihren Knieen lag, fühlte ich meine Gedanken gestärkt werden, meine Hoffnung wachsen und Gesundheit in frischem Strom in mein Blut eindringen.

„Holdes, grofses Kind ....!“

Da schlofs sie meinen Mund mit einem Kufs, der kühl und frisch war, wie der eines Kindes, labend, wie der der Woge, und frei von allem brennenden, schweren Leid. Ich fühlte die Verjüngung mich durchströmen, wie eine reinigende Frühlingsflut, die alle trüben Gedanken und alle eisige Engherzigkeit mit sich fortrifs. Mein schwerer Kopf wurde wieder kalt und klar, das Herz schlug frisch und kräftig, und ich sprang von meinem Schreibstuhl auf mit völlig wachem Blick und einer merkwürdigen Spannkraft in meinem ganzen Wesen.

Ich suchte nach ihr im Gemache; aber sie war geflüchtet, um sich in mächtigem, strahlendem Lichtstrom mit hundertfachem Farbenspiel über den Park, den Fjärd, das Land und den Ort hinzustürzen, und ich sah ihr frisches, heiteres und selbstbewufstes Lächeln aus jedem Winkelchen der Landschaft vor mir herausleuchten.



„Maria."

❦

Du kamst mir mit einfachem, alltäglichem Wesen und vertrauensvollem Gemüte entgegen, mit Augen blau und Gedanken klar, wie sie. Niemand konnte sich denken, dafs wir einander lieben würden, am wenigsten du und ich. Wir gingen unbekümmert der eine um den andern und sorgenfrei dahin; aber wir liefsen unsere Gedanken mit gegenseitigem Vertrauen in die des andern gleiten, wie man seine Hand in einen ehrlichen und festen Handschlag gleiten läfst.

Wir kamen gut miteinander aus, und ich fühlte mich in deiner Gesellschaft immer behaglich, ruhig und wohl, wie in keiner andern. Mein Mifstrauen verscheuchtest du und machtest mein Urteil klar und leidensfrei, gleich deinem eigenen Wesen. Die Luft um dich her war gesund, wie die eines Sanatoriums; mir wurde darin leicht ums Herz, und Scherz und gute Laune streuten Sonnenschein über all unser Beisammensein. Ich fürchtete nur, dafs du mit deinem aufgeweckten Wesen zu deutlich den Träumer in mir bemerken und ihn verachten würdest, und ich entäufserte mich all seiner äufseren Kennzeichen, um dir zu gefallen. Das that ich ohne Reflexion, wie ein junges Mädchen sich für denjenigen schmückt, den es liebt. Und mit der Zeit benahm ich dir den ersten Eindruck von mir als eines Träumers, du fandest mich kalt, thatkräftig und tauglich fürs Leben.

Das war die erste Bedingung dafür, dafs du mich lieben konntest; aber ich kann mich nicht entsinnen, wie sehr ich auch in meiner Erinnerung nachforsche, wann du zum erstenmale mich ansahst, wie ein Weib den ansieht, dem es sich hingeben kann. Ich weifs nur, dafs mich in deiner Nähe ganz allmälig eine stolze Gewifsheit überkam, die mich stark machte, und zugleich eine weiche Zärtlichkeit, die mir Schwäche einflöfste. Mein ganzer Verkehr mit dir wurde von nun an ein Kampf zwischen dieser stolzen Gewifsheit und der weichen Zärtlichkeit. Liefs ich diese später einen noch so kurzen Augenblick herrschen, sich in einem scheuen Blick oder in einem zaudernden Händedruck offenbaren, dann schwand meine stolze Gewifsheit, und ich stand da, überrascht von der Zärtlichkeit, verwirrt und zweifelnd. Ich mufste das, denn die eine oder andere von ihnen musste unbeschränkt allein herrschen.

Der Träumer in mir gewann die Oberhand über die Zärtlichkeit; und

es schien mir fortwährend in meiner naiven Unbewufstheit, dafs du ihn verhöhntest, verachtetest und verschmähtest. Du wolltest, dafs meine stolze Gewifsheit, die mich thatkräftig und kalt machte, mein ganzes Wesen durchdringen und mich emportragen sollte. Es war, als hättest du in ihr deine eigene Kraft mich durchströmen gesehen, und dein Blick trübte sich, dein Tonfall wurde gezwungen, wenn ich einen Augenblick meine Zärtlichkeit durchscheinen liefs. Ich durchschaute dich nicht, und ich lernte daher, es immer seltener geschehen zu lassen, denn, ich meinte, du wolltest es so. Du stelltest es ja als eine Bedingung auf für unser fortgesetztes Zusammensein; aber ich verstand es damals nicht, wie jetzt, dafs du, du lebhaftes und aufgewecktes Wesen, gerade diese meine Schwäche zu fürchten begannst, wie du sie im stillen bereits liebtest.

Dann kam ein Abend, ein Abend im Alltagsraume, mit alltäglicher Umgebung und nichtssagendem Meinungsaustausch, der für mich ebenso viel schöner wurde, wie eine Alpenaussicht neben einer der „Sächsischen Schweiz“, harmonischer, als die Musik der Wellen in den Basaltgrotten der Hebriden, und luftiger, als der Lenzhimmel über der Apfelblüte der Normandie. An jenem Abend verrietest du mir, dafs dein aufgewecktes Wesen Saiten besafs, die weich erbeben können, Sehnsucht, die zu schmachten vermag, und Zärtlichkeit, die sich zu erbarmen weifs.

Du verrietest es in einer glücklichen, unbewachten Sekunde durch ein Mienenspiel — feiner, als dafs die Freundschaft es wahrzunehmen vermocht hätte, aber deutlich für mich durch eine Regung blitzschneller Eingebung, die du nicht beherrschen konntest, durch einen dunkeln Schatten über deinem klaren Blick, der dadurch jedoch nicht verdunkelt, sondern warm wurde. Und als du dich wieder ruhig in das Sopha zurücklehntest und das Gespräch mit den gleichgültigen Menschen um uns her aufnahmst, lag es in deiner Stimme wie ein jubelndes Zwitschern von Schwalben, schwindelnd glücklich und voller Sonnenschein. Du hofftest da in deinem Innern, scheu erbebend, dafs ich den kurzen Augenblick, in dem deine Seelenregung übermächtig wurde, benutzen und einen Blick in den verborgensten Winkel deines Herzens thun würde — und das hatte ich auch gethan. Du merktest es an meiner Erregung und meinen zurückgehaltenen Atemzügen, und es war das Bewufstsein von diesem meinem Besuch in dem Heiligtum deines Wesens, das deine Stimme mit Jubel erfüllte und deinem Tonfall die Klangfarbe des Sommertages gab, denn du warst glücklich, grenzenlos glücklich darüber, dafs du es endlich gewagt hattest, dich zu erschliefsen.

Mit mir allein hättest du das niemals gewagt. Bei unseren einsamen Spaziergängen hatten wir stets mit ängstlicher Sorgfalt alle gefühlvolle Tiefe vermieden, ich sowohl, als du, und unsere Gespräche waren leicht auf der glatten Fläche dahingetrieben, ohne auch nur für einen Augenblick in den starken Unterstrom niederzutauchen, den jeder von uns in den Worten des andern spürte. Wir trugen uns mit diesem Bewufstsein, jeder für sich, wie ein offenes Geheimnis, das bisweilen aus einem neckischen Blick oder einer etwas kräftigeren Wortwendung herauslachte. Hier, inmitten gleichgültiger Personen, fandest du Sicherheit genug, dein Bekenntnis zu wagen, denn du brauchtest Schutz vor meiner Schwachheit, du starkes Weib!

Und du fandest ihn.

Indem du deine Worte, gleichgültig und augenscheinlich zerstreut, an die Gesellschaft um uns her richtetest, liefsest du eine Welt von Tonfall an ihrem Ohr vorbeigehen, um in meine Seele einzudringen und dort von der brennendsten Dankbarkeit umarmt zu werden. Du ahntest, dafs jedes Beben in deiner Stimme ein Echo des Wohllautes in mir erweckte, und du griffst mit voller Inspiration in die Saiten meiner Seele und spieltest ein schmelzendes Adagio über das ewige Thema der Liebe. Ich safs und liefs die Musik in mir erklingen, mein ganzes Wesen hallte wider, und ich trank, halb berauscht, die Harmonieen, bis sie wuchsen und so stark wurden, dafs ich fürchtete, sie könnten uns verraten. Es kam mir vor, als müfsten die andern um uns her diese Accorde heiliger Ruhe gleich einer Kirchenmusik vernehmen, und ihren durchdringenden, klaren und vollen Grundton hören, wie einen Bogenstrich auf Sarasates Violine. —

Da war unser Konzert zu Ende, und ich kam zur Besinnung langsam, grübelnd, in mich selbst versunken, wie ein Musikschwärmer.

Ich half dir in den Pelzmantel — und du gingst. Ich wollte Dich nicht begleiten; denn du batest mich mit einem Blick, es zu unterlassen, und dieser gab mir doppelt die Freude zurück, die ich verlor, — denn du batest!

Es vergingen einige Tage, bis ich dich wiedersah — Tage der Ruhe. Ich erwartete nichts, hoffte nichts, fühlte nichts, aufser einem Wohlbehagen ohne Grenzen: ich war zufrieden.

Aber du liefsest mir nicht meine Ruhe; — ich bekam deine ersten geschriebenen Zeilen in einem hellen, rosenroten, lebhaft farbigen Couvert. Sie baten mich, zu kommen; ich entsinne mich nicht mehr wohin; aber sie

baten mich, zu kommen. Und ich kam natürlich in meiner männlichen Gewissenhaftigkeit und in dem kindlichen Aberglauben, dafs man recht thut, die Wünsche anderer zu erfüllen.

Du hattest mich um eine Kleinigkeit zu bitten, eine reine Bagatelle, vollkommen gleichgültig und ohne Bedeutung für uns. Die Hauptsache war, dafs du mich wiedersahst, dafs du deine Macht über mich versuchen konntest unter dem Schutze anderer gegen meine Schwachheit. Ich fügte mich aus alter Gewohnheit und affektierte die Kaltblütigkeit, auf die du solchen Wert legtest. Nicht eine Miene sollte meine zerstörte Hoffnung verraten, dafs du nach deinem letzten Bekenntnis dich geändert haben solltest, und ich fühlte, dafs ich Dir gefiel. Es lag ein Dank dafür in jeder deiner Linien, du dich bewegtest, und zuletzt und am deutlichsten in deiner offenen Hand, als du sie mir zum Abschied reichtest.

Ich ging aber heim, müde von all dieser zwecklosen Verstellung und grundlosen Kaltblütigkeit. Nicht einmal deine Billigung und deine Dankbarkeit befriedigte mich mehr. Meine unterdrückte Menschennatur bäumte sich auf und rief nach ihrem Recht, forderte den Lohn für alle Entsagungen, ein Ziel für ihre Zärtlichkeit und für ihre kalte Beherrschung — und ich gab ihr recht. Das nächste Mal mufstest du mich hören!

Das nächste Mal kam ganz von selbst, wie ein plötzlicher Windwechsel für den Schiffer.

Du sollteſt von einer Mittagsgesellschaft fort, wo ich wieder nach deinem Wunsche mit meiner Ruhe hingekommen war, während mein Inneres sich in Aufruhr befand. Dafs ich dich begleitete, war so selbstverständlich, dafs du es gar nicht in Frage stelltest. Meine Haltung hatte dir Sicherheit gegeben, dafs ich heute nicht schwach war, und du klagtest im Vertrauen darauf über Müdigkeit. Du sahst mich fast erstaunt an, als ich eine Droschke anhielt und dich bat, einzusteigen — einen solchen Wagemut, wie ich, fühltest du nicht. Du thatest es, entweder aus Überraschung oder aus augenblicklicher Nachgiebigkeit. Du safsest da drinnen an meiner Seite, die Thauwetterluft schlug uns feucht entgegen, und wir rollten die Strafse entlang.

„Wohin?“ fragte der Kutscher.

„Zur Stadt hinaus.“

Warum widersprachst du nicht? Warum zogst du nur deinen Mantel fester um dich und sahst aus, als ginge mein Befehl an den Kutscher dich nicht das mindeste an? Warum wurdest du plötzlich so sicher und ruhig,

wie du es mir gegenüber früher nie gewesen — oder sahst auch du ein, dafs wir zu einer Entscheidung kommen mufsten? Nein, das thatest du nicht — keineswegs! Aber ich tastete ungeschickt in der Fülle meiner Dankbarkeit nach deiner Hand und fand sie bereit, meinen ersten, armseligen, unschuldigen Kufs auf den schwarzen Handschuh entgegenzunehmen.

Der kleine Tropfen genügte, um mein Leiden bis zum Rande anschwellen zu lassen, und es flutete über in einer Cascade von erleichternden, wohlthätigen, glühenden und erregten Worten, Gott weifs worüber, unterbrochen von Thränen und rührenden, kindlichen Liebkosungen deiner behandschuhten Hand, die du mich behalten liefsest. Als ich wieder zu mir kam, fand ich meine Rührung gedankenlos, lächerlich, unmännlich; aber ich vermochte nichts anderes, als neue Thränen zu vergiefsen. Und du safsest so still, so wortlos, als hättest du keine Ahnung davon gehabt, dafs ein warmblütiger, lebender Mensch dicht neben dir litt und jubelte, und als wäre die ganze Übermacht meiner Liebe dir eine einfache Alltäglichkeit gewesen.

Dem war aber nicht so. Du warst nur gelähmt von einem einzigen furchtbar klaren Gedanken: nun war unser Glück dahin! Dein offenes, vertrauensvolles Wesen verbarg die ganze Doppelnatur des Weibes und die Feinfühligkeit hinter ihrem ruhigen Äufseren. Die schreiende Natürlichkeit in meinem Leiden schnitt tief und schmerzlich in dein feines Gefühlsleben; du hattest niemals eine solch völlige Enthüllung der Liebe geahnt, vielmehr warst du vor jedem ihrer Versuche, sich zu offenbaren, zurückgescheut. Du hattest, unklar vielleicht, aber doch bestimmt, auf die Dauer einer Liebe gehofft, die sich niemals in Worten enthüllte, niemals sich zeigte und sich selbst zergliederte, sondern ihre Triumphe in stiller Übereinstimmung feierte, in kleinen Handlungen, die nur ihr raffinierter Scharfsinn entdeckte und, wenn es sein sollte, in halb unbewufster Umarmung unter wortloser Heilighaltung der Verschwiegenheit.

Und nun legte ich rücksichtslos und rauh den ganzen, spröden Mechanismus der Liebe frei, indem ich ihre feinsten Herzensfäden entblöfste, die schon bei der leichten Berührung des Gedankens erbebten, und ich hegte keine Scheu, das wohlthuende, lockende und zauberhafte Dunkel zu zerreifsen, das immer über dem harmonischen Zusammenklang zweier Wesen ruht.

Es überschwemmte dich eine unendliche Menge von Gedanken und Gefühlen, ohne dafs dein klarer Verstand sie hätte zu deuten vermocht.

Da war Gegenliebe, Mitgefühl, Freude, verzweifelte Trauer und hingebende Zärtlichkeit in einer tobenden, schreienden Mischung, die deine Vernunft überwältigen und dich der gewaltsamen Sturmflut des Herzens überliefern wollte. Aber das wolltest du nicht. Alle namenlose Qual der Liebe und deren wortlose Freude ergriffst du mit einer krampfhaften Willensäufserung und drücktest sie in dein Herz zurück, denn du wolltest nicht durch die Unvorsichtigkeit eines Augenblicks dein Gefühlsleben seines Inhaltes und deine Liebe ihrer Mystik berauben,

Aber es fiel dir schwer, doppelt schwer, das durchzuführen, da du dies leidenschaftliche, träumende Wesen liebtest, das, so ohne Vorbehalt, in all seiner lyrischen Hingabe und schmerzvollen Gefühlsfülle dir entgegenwallte. Und doch entzogst du langsam deine behandschuhte Hand meiner Liebkosung, strichst über das Gesicht hin, als wenn du erwachtest und sagtest mit einem so tiefen Seufzer, als hätte deine innigste Hoffnung sich darin verflüchtigt:

„Lafs uns umkehren!“

Ich sprang vom Wagensitz auf und wiederholte, als hätte ich nicht recht gehört:

„Zurück?“

»Ja,« antwortetest du, aber so überzeugend und ernst, dafs ich den Wagen umkehren liefs, und ich sah in der Nacht eine Wegscheide rechter Hand hinter uns zurückbleiben. Ich starrte gedankenlos hinaus in das Dunkel, und die Umrisse der Landschaft prägten sich deutlich meiner Erinnerung ein. Aber du vergossest nicht eine Thräne über unser zertrümmertes Glück. Du hattest nicht einen Seufzer übrig. Dein Entschlufs war gefafst und dein leidenschaftsfreies Wesen hatte ihn besiegelt. An deiner Thüre fragte ich, ob du mir verziehest — ich fühlte, es war meine Schuld, dafs wir einander verloren.

Du nicktest nur eigentümlich, bedeutungsvoll, und ich blieb allein mit meiner Reue ...

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Gestern wagte ich es, mich dir draufsen bei der Wegscheide zu nähern, wo wir einmal im Wagen umgekehrt waren, als die Winternacht noch mit rauher Kälte über der Landschaft lag. Ich hatte schon einmal früher dort draufsen einen Schimmer von dir gewahrt, zweifelte damals aber, ob ich meinen Augen trauen dürfte. Nun weifs ich, dafs wir beide, aus gleicher Eingebung, dort hinausgegangen waren und die Trümmer unsers zer-

schellten Glückes gesucht hatten, um einsame Augenblicke eines arbeitsamen Lebens auszufüllen.

Unser zerschelltes Glück!

Ich weifs, wir beide fanden, das Leben schenke nicht jeden Tag wieder ein Angebot, wie das, das wir damals nicht zu benutzen wufsten. Du bist dorthin gegangen und hast deine Erinnerungen hervorgezogen, eine nach der andern, und hast in deiner Phantasie die Anziehungskraft unserer Wesen zu einander wiederhergestellt, und du hast, wie ich, aus den Trümmern unserer Liebe ein Mausoleum über unseren Hoffnungen erbaut. —

Als wir aber gestern schweigend und voll Zweifel zusammen heimgingen, begannen in mir bekannte Griffe bekannten Wohllaut hervorzulocken, und wie ehemals lauschte ich dem Konzert mit steigender Andacht, grübelnd, in mich selbst versunken, wie ein Musikschwärmer .....



Eine Carrière.

In Åbo war man sehr erstaunt, als die weltberühmte Sängerin Madame Corso bei ihrem Konzert von einem jungen Manne zum Flügel geführt und accompagniert wurde, der dem Publikum der Stadt nicht völlig fremd war. Man hatte seinen Namen in den Annoncen und auf dem Programm gelesen, aber niemand war auf die Idee gekommen, dafs derselbe einem Landsmann oder einer Person angehören könne, die hier aus der Gegend her stammte. Und doch war es so.

Er war irgendwo in der Nähe der Stadt von ganz armen Eltern, die beide nunmehr gestorben waren, geboren, war in ganz jugendlichem Alter zu wohlhabenden Verwandten nach St. Petersburg geschickt und dort erzogen worden. Vor ungefähr einem halben Jahrzehnt war er in sein Heimatdorf als vielversprechendes Pianistentalent zurückgekehrt, hatte ausgezeichnete Zeugnisse von seinem Lehrer in St. Petersburg und suchte einen Mäcen für die Fortsetzung seiner musikalischen Studien. Aber niemand kannte ihn, sein Wesen war zurückhaltend und anspruchslos, und er fand

keinen solchen. Darum forschte man nun mit doppelter Neugier dem jungen Manne nach, der trotzdem in der Kunstwelt so emporgekommen war, dafs er Madame Corso auf ihren Konzertreisen begleitete.

Er erregte nahezu ebenso grofses Interesse, wie Madame Corso selbst. Man zog in den Salons seine Schlüsse hinsichtlich seiner Carrière und flüsterte sie dem Nachbar ins Ohr. Schön war er eigentlich nicht, aber was einem sogleich in die Augen fiel, war sein überaus würdiges, distinguiertes Äufseres. Durchaus nicht der schönhaarige deutsche Pianistentypus, viel eher ein englischer Sportsman. Seine Art und Weise, sich an das Piano zu setzen, und seine Griffe auf demselben waren völlig frei von der gewöhnlichen nervösen, gespreizten Kopf-, Arm- und Rumpfplastik; er schlug die Klaviatur so muskulös und ruhig an, als wenn er ein Pferd auf einer Rennbahn gezügelt hätte, und ebenso kräftig. War es aber nötig, so flogen seine Finger um die Wette mit den silberklaren Läufen aus dem mit Brillanten geschmückten Halse der Diva, weich, elastisch, sicher, ohne dafs man seiner steifen Haltung anmerkte, dafs er sich im geringsten anstrengte. Er spielte ein paar Soli zur Programmausfüllung, mafsvoll und musikalisch, ohne Prunk, ohne Genialität. Aber das Publikum legte sich ins Zeug und huldigte ihm mit zweimaligem anhaltenden Applaus. Er nahm denselben ruhig und mit einer Verbeugung voll unvergleichlich abgemessener Würde auf.

Man hatte vergebens namens der Stadtbewohner Madame Corso zu einem Souper nach dem Konzert eingeladen; sie pflegte auf ihren Reisen meist alle Einladungen abzulehnen. Da begnügte man sich damit, ihren Pianisten einzuladen, da er sozusagen ein Ortsangehöriger war. Aber auch er schlug die Einladung taktvoll und verbindlich ab, ohne einen näheren Grund anzugeben.

Einer der eleganten Herren der Stadt, der viel im Ausland gewesen war und die Ehre gehabt, einmal früher Madame Corso vorgestellt zu werden, beschlofs, zu versuchen, was er privatim vermochte. Er schickte seine Visitenkarte hinein, wurde angenommen und kam um eine Weile mit strahlender Freude über seine weltmännischen Allüren wieder hinaus. Madame Corso hatte aus besonderer Liebenswürdigkeit gegen ihn versprochen, an einem ganz kleinen, einfachen, privaten Souper teilzunehmen, wenn man es nur so einrichtete, dafs die Leute in der Stadt nichts von ihrer Unschicklichkeit erführen, und unter der ausdrücklichen Bedingung, dafs keine Frauenzimmer dabei seien — denn die könnte sie nicht leiden.

Eine halbe Stunde später betrat sie den elegantesten Raum des Hotels, wo man in Eile ein kleines, sehr feines Souper hergerichtet hatte. Sie hielt die ganze Zeit, in der man ihr die sieben oder acht Teilnehmer präsentierte, den Arm ihres Pianisten und schien bei brillanter Laune zu sein. Die Diva hatte sich nicht die Mühe gemacht, ihre Konzerttoilette gegen eine einfachere zu vertauschen; — alle Umstände mit der Kleidung langweilten sie. Sie erschien in blendendweifser Seide, schwer, wie Damast, und um die Wette mit der Perlengarnitur rauschend. Dann liefs sie sich am Tisch nieder, und die Gaskrone brach ihr gedämpftes Licht in einem solchen Reichtum von Diamanten und Edelsteinagraffen auf ihrer Toilette und an ihren blofsen Armen, dafs alle, mit Ausnahme des Weltmannes, ein wenig geblendet von ihrer Pracht, dasafsen. Gleich als wenn sie den Eindruck genofs, den sie hervorrief, spielte sie mit ihrem grofsen Brillanten am Halse, der so klar war, wie ein ungeheuerer Wassertropfen, und liefs ihn wiegend hin- und herfunkeln in seiner halbmondförmigen Goldeinfassung über dem weifsen Fleische. Ihre Finger schmiegten sich lang und sehr wohlgeformt um den facettierten Stein, der an Wert das halbe Hotel aufwog. In demselben Augenblick wurde das Souper serviert, und die Diva vergafs den Brillanten über dem Rehbraten, den Trüffeln und dem feinsten Margeaux des Hotels.

Die kindlich offene Künstlerseele kroch allmählich aus ihrer fürstlichen Seiden- und Edelsteinhülle heraus. Sie war bei glänzender Laune und ihr phänomenal schönes Organ beherrschte die Tafel. Es war, als wenn es ihr Spafs gemacht hätte, ihre steife Pracht durch lustigen Übermut zu verhöhnen, der gegen die schwere Seide protestierte und der ihre Brillanten dazu brachte, das Licht lebhaft zu brechen, als hätte sie ihre gute Laune darin geniefsen können.

Die kleine Gesellschaft war entzückt, und die Unterhaltung begann nach dem Beispiel der Diva sich freier zu gestalten. Nur der Pianist safs unberührt, wie es schien, gemessen, verbindlich da, aber mit einem freundlichen Ausdruck im Gesicht, als hätte er sich über die Spiele kleiner Kinder amüsiert.

Da fiel die erste ihn betreffende Frage, und alle sperrten neugierig die Ohren auf. Bezeichnenderweise wurde sie an die Diva gerichtet, nicht an ihn selbst, und sie nahm sie mit ihrem sonnigsten Lächeln auf.

„Warum fragen Sie ihn nicht selbst? Warum? Ja, nicht wahr, man hat keine Lust, ihn nach etwas zu fragen. Es ist, als ahnte man voraus,

dafs er doch keine Aufklärungen geben würde. Er ist der verschlossenste Mensch, den ich gesehen, und darum setze ich so grofsen Wert auf ihn."

Während ihrer Worte safs der Pianist da und sah sie gleichgültig an, als hätte sie von einer ganz fremden Person gesprochen, nur tief in seinen Augenwinkeln safs der Schelm auf der Lauer. Er begegnete im allgemeinen ungern den Blicken, die auf ihn gerichtet wurden. Daran war nichts Erstaunliches, denn, gelang es einmal, seinen Blick zu fangen, konnte man sich nicht genug wundern über dessen scheuen, fast ängstlichen Ausdruck, der so scharf gegen seine übrige ruhige und sichere Haltung abstach.

„Sind alle Eure Landsleute so," fuhr die Diva fort, „so seid Ihr die klügste Nation, die es giebt. Denken Sie nur —"

Aber als sie gerade fortfahren wollte, warf sie einen plötzlichen, fragenden Blick auf den Pianisten und hielt in ihrem Wortschwall inne.

„Nein, er will nicht, dafs ich über ihn scherze," schlofs sie und benetzte die Lippen an ihrem Glase. Aber die Gesellschaft war neugierig geworden und bat sie einstimmig fortzufahren. Als es nichts half, wandte sich der Weltmann schliefslich an den Pianisten und bat ihn, Madame zu gestatten, von ihrer Bekanntschaft mit ihm zu erzählen, denn er sähe ja, wie grofse Lust sie dazu hätte.

„Meinetwegen," war des Pianisten Antwort.

Madame Corso blickte ihn noch einmal forschend an und fand wahrscheinlich, dafs er bei guter Laune war; denn sie klopfte eifrig mit ihrer Gabel an den Teller und fing in ihrer unnachahmlichen, funkelnden und komischen Weise zu erzählen an:

„Wenn ich Menschen zum ersten Male sehe, pflege ich im allgemeinen an ihnen keinen Gefallen zu finden — ja, ja, verzeihen Sie, meine Herren; aber es ist so. Ich mufste ihn sechs Mal sehen, bevor ich diesen Herrn ertragen konnte. Er sah mir allzu geziert für einen Künstler aus, besonders für einen Musiker. Ein Künstler mufs wie ein Mensch aussehen, nicht wie ein Diplomat. Aber er sieht wie ein Diplomat aus — sehen Sie ihn nur an, meine Herren, und Sie werden mir beistimmen, dafs er wie ein Diplomat aussieht! Aber es ist keine Spur von einem Diplomaten an ihm, wie er ebensowenig distinguiert ist. Er ist ein grofses, scheues Kind, meine Herren — weiter nichts! Als ich ihn das sechste Mal sah, kam er zu mir mit einer Komposition, die er gemacht hatte, und er sah so ängstlich aus — nur in den Augen, versteht sich — dafs ich über ihn

lachen mufste. Da lachte er auch, und seitdem sind wir gute Bekannte. Ich liebe dergleichen grofse Kinder, die man nicht sehen kann, ohne zu lachen, und wenn man über sie lacht, lachen sie mit, und das ist das Alleramüsanteste. Sie werden vielleicht glauben, ich hätte mich in ihn verliebt — nein, das nicht, auch jetzt noch nicht; aber ich liefs ihn spielen, und da sah ich, dafs er auch Talent hatte. Kein grofses und selbständiges Talent; aber ein vortreffliches accompagnierendes Talent zu einem gröfseren.

„Es klingt egoistisch, was ich da sage; aber ich bin wirklich egoistisch. Die ganze Welt will, ich soll es sein, und es ist auch nicht so unbehaglich, wenn man immer seine Eigenliebe zufriedenstellen kann. — Und dann kann ich ebensowohl mit meiner Eigenliebe, als mit der anderer spielen —!

„Na ja — also — wo war ich doch stehen geblieben? Bei unserer Bekanntschaft! Also: ich bat ihn, mich auf einer privaten Soirée einige Abende später zu begleiten, und er accompagnierte mich ausgezeichnet. Aber was noch mehr war, ich sah, dafs die Leute vor ihm Respekt bekamen; er gebärdete sich wie ein Gentleman und durchaus nicht wie ein Pianist. Ich rede übel von der Zunft, sehen Sie, denn ich kenne sie! Ich kenne alle Arten dieser Herren Pianoüberflieger, welche die Welt bewundert; aber ich bewundere sie durchaus nicht. Ich kenne ihre Eitelkeit, ihre Mifsgunst, ihre Kleinlichkeit, ihre Narrheit und ihre Unzuverlässigkeit. Ich habe mit zehn Musikern gebrochen, die mich auf meinen Reisen begleiteten, denn sie wurden beschwerlich. Sie hatten Talent, gewifs; aber das brauchte ich nicht. Meinetwegen konnten sie mit ihrem Talente allein reisen, ich brauche kein anderes Talent auf meinen Reisen, als mein eigenes. Auf dem Konzertprogramm einer Sängerin sollen nicht die Nummern des Pianisten ihre eigenen überstrahlen — im Gegenteil.

„Und dann machten sie soviel Wesen von sich. Ich habe noch niemals einen Pianisten angetroffen, der sich wie ein anständiger Mensch benehmen kann — aufser diesem Pianisten hier. Man glaubt, er wäre ein englischer Lord, und ich selbst war im Anfang versucht, es zu glauben. Niemals ein Wort zu viel, niemals eine Taktlosigkeit. Bitte, beachten Sie seine Miene! — Könnte man nicht glauben, dafs jetzt von Sarah Bernhardt die Rede wäre, statt von ihm selbst? Nichts rührt ihn — so dafs man es sieht — nichts! Ich bereue fast, dafs ich sagte, er wäre ein Kind, er ist doch ein Diplomat — ein musikalischer Diplomat, der als Vorstand des Konservatoriums in Petersburg endigen wird. Wenn er nur will! Aber ich weifs nicht, was er will. Wir sind nun bald ein halbes

Jahr zusammen gereist, und ich kenne nicht einen einzigen seiner Wünsche. Es macht mich bisweilen nervös; aber meistens thut es mir wohl. Es ist angenehm, eine Person in seiner Nähe zu haben, die man nicht leer pumpen kann. Und ich darf mit ihm scherzen, soviel ich mag, ohne dafs er den Verletzten spielt, tragische Mienen macht oder tragische Scenen aufführt. Er macht sich aus der ganzen Welt nicht viel, er ist Philosoph —"

Als Madame Corso einen Augenblick ihren Wortstrom unterbrach, zog ihr Pianist ruhig seine Uhr hervor, sah nach der Zeit und warf hin:

„Ist es nun genug?"

Die Gesellschaft brach in Lachen aus; aber Madame Corso stand schnell mit ihrem feinsten Lächeln vom Tische auf, entfaltete ihren Fächer, ergriff den Arm des Pianisten und sagte:

„Nun habe ich ihn Ihnen vorgestellt, meine Herren. Dank für den angenehmen Abend! — Wir reisen noch heute Nacht mit dem Dampfschiff ab."

Sie reichte dem Weltmann ihre Fingerspitzen zum Kusse, während die übrigen sich in der Entfernung verneigten, wie die Ähren vor dem Windhauche. Darauf rauschte ihr weifses Seidenkleid zur Thüre hinaus und ihre Juwelen blinkten einen letzten Augenblick zum Abschied. An ihrer Seite schritt der Pianist, gemessen, wie immer, elegant und in guter Haltung, indem er ihnen mit dem Chapeau-claque einen Dank zufächelte und im Flur verschwand.



Kleine Notizen.



Zwei Fragen sind es vor allem, die in jüngster Zeit die Gemüter in Spannung erhalten haben: die Wehrpflichtfrage und die Zollfrage. Beide sind, als dies geschrieben wird, Gegenstand der Behandlung in St. Petersburg, die erstere im Reichsrat, die zweite in einer vom russischen Finanzministerium eingesetzten Kommission von Delegirten der russischen und finnländischen Verwaltung. Was dort verhandelt wird, gelangt nicht an die Öffentlichkeit. Gerüchtweise verlautet bald dies, bald das; es ist aber unmöglich, die Zuverlässigkeit solcher Mitteilungen zu kontrolieren. Und da das gegenwärtige strenge Prefsregime in Finnland jede öffentliche Besprechung der verhängnisvollen Wehrpflichtfrage verhindert, so wird hierdurch die Unruhe, mit der die endgültige Lösung dieser Angelegenheit erwartet wird, nur um so gröfser.

Die Wehrpflichtfrage wurde im russischen Reichsrat einer grofsen Kommission zur vorbereitenden Behandlung überwiesen, die aus Mitgliedern des Reichsrats, sämtlichen Ministern des Kaisertums, dem finnländischen Generalgouverneur und dem Ministerstaatssekretär, sowie aus zwei finnländischen Senatoren besteht. Diese Kommission soll ihre Arbeit beendigt und die Majorität derselben sich gegen das Projekt des russischen Kriegsministers Kuropatkin ausgesprochen haben. Man hofft deshalb in Finnland, dafs die Einwände, die der aufserordentliche finnländische Landtag von 1899 gegen die genannten Kuropatkinschen Gesetzentwürfe erhob, auch bei der ferneren Behandlung der Frage nicht unberücksichtigt bleiben werden. Der Landtag wies nämlich nach, dafs jene Entwürfe in militärischer Beziehung unhaltbar sind, weil sie den unerläfslichen Zusammenhang zwischen Wehrpflicht und Nationalgefühl aufser acht lassen, und weil sie in staatsrechtlicher und administrativer Beziehung mit der Verfassung und den Institutionen des Grofsfürstentums unvereinbar sind. Der Landtag schlug eine Verdoppelung der Friedenspräsenzstärke vor. Die Volksvertretung hat sich also keineswegs dagegen gesträubt, der Reichsverteidigung Opfer zu bringen, sondern ist nur gegen die politischen Tendenzen aufgetreten, durch die jene Entwürfe diktiert worden waren. Am verhängnisvollsten war in dieser Hinsicht der Plan, die Gesetzgebung betreffend die Wehrpflicht unter das administrative Verordnungsrecht zu stellen und zwar in der im Februarmanifest angegebenen Form, nach welchem die Beschlüsse des Landtages nur die Bedeutung konsultativer Gutachten haben sollen. Gegen eine derartige Erschütterung der Verfassung erhebt das ganze Land einen einstimmigen Protest.

Die charakteristischste Mafsregel, die bisher von der Russifizierungspolitik ausgegangen, ist die bereits im vergangenen Jahre erschienene Verordnung, welche die Ein-

führung des Russischen als amtliche Sprache in den höheren Verwaltungsbehörden Finnlands vorschreibt. Diese mit der Staatsverfassung des Grofsfürstentums im Widerspruch stehende Verordnung bezieht sich indessen vorläufig nur auf die Zukunft: sie soll in ihren hauptsächlichsten Teilen erst 1903 und 1905 zur Anwendung kommen. Zunächst gilt sie nur für die Schreiben des Senats an den Kaiser und an den Generalgouverneur. Und ihre Durchführung dürfte auch in Zukunft, — wie der Senat noch vor der Promulgierung derselben in einem an den Kaiser gerichteten Schreiben hervorhob, — auf unüberwindliche Hindernisse stofsen, da es keine Beamten giebt, die in ihrem amtlichen Berufe sich der russischen Sprache zu bedienen im stande wären. Es hat sich in der That auch im Senat als unmöglich erwiesen, die im Reglement desselben vorgeschriebene Gegenzeichnung unter russische Schriftstücke zu erzwingen. Die Senatoren selbst haben allerdings gelernt, ihren Namen mit russischen Buchstaben unter derartige Schriftstücke zu setzen, die übrigen Beamten haben es aber abgelehnt. Ganz allgemein verurteilt man das Verfahren des Senats, solche sog. originalen Urkunden auszufertigen, die im Grunde genommen nur maskierte Übersetzungen sind, statt dem Kaiser offen den Sachverhalt klarzulegen.

Inzwischen beginnt General Bobrikoff Mafsregeln zu ergreifen, um der einen Ungesetzlichkeit durch eine zweite den Weg zu bahnen. Dafs eine prinzipielle Animosität gegen die Kenntnis der russischen Sprache im finnländischen Beamtenkorps nicht vorhanden war, bewies die Thatsache, dafs im vergangenen Jahre eine Anzahl erprobter und tüchtiger Beamten sich bereit erklärten, sich für eine längere Zeit (ein bis zwei Jahre) nach St. Petersburg zu begeben, um ihre Kenntnisse des Russischen zu vervollkommnen. Als aber das allen gesetzlichen Formen hohnsprechende Sprachenmanifest erschien, weigerten sie sich, zu einem derartigen Rechtsbruch ihre Hand zu leihen, und zogen ihre Einwilligung zurück. Da der Generalgouverneur nun eingesehen, dafs auf diesem Wege dem Russischen kein Eingang in die finnländischen Behörden zu verschaffen ist, hat er einen andern Weg eingeschlagen: er läfst Russen an seine Kanzlei in Helsingfors schicken, um sie dann von dort aus an die verschiedenen Behörden zu verteilen. Einen weiteren Schritt in dieser Richtung bildet die widergesetzliche Ernennung eines russischen Generalmajors zum Gouverneur der Provinz Nyland, der die Landessprachen schwedisch und finnisch nicht versteht. Da er infolgedessen mit den Beamten der Provinzbehörde nicht zu verkehren im stande ist, und auch diese Beamten eine Kontrasignierung russischer Schriftstücke selbstverständlich verweigern, will er nun auch hier das in Rufsland so beliebte System der „Beamten für besondere Aufträge" zur Anwendung bringen.

Grofses Aufsehen erregte die Überführung von Akten des Finnländischen Staatssekretariats aus dem Finnländischen Staatsarchiv nach St. Petersburg im Februar dieses Jahres. Es handelte sich um die Akten aus den Jahren 1808—1825, unter denen sich auch historisch wichtige Urkunden, die den Landtag von Borgå betreffen, befinden. Die geheimnisvolle und eilige Art, in der die Angelegenheit anfangs von dem vom Ministerstaatssekretär v. Plehwe zu diesem Zwecke abgesandten Beamten betrieben wurde, gab zu der Befürchtung Anlafs, es handle sich um ein neues Attentat auf die finnländische Staatsverfassung. So ist die Thatsache zu erklären, dafs sogar eine von 800 Damen unterzeichnete Adresse an den Senat eingereicht wurde, worin derselbe beschworen wurde, das Staatsarchiv vor dem Raube so wichtiger Urkunden zu schützen. Ähnliche Bittschriften reichten die Finnländische Sozietät der Wissenschaften, der Historische Verein und die beiden Litteraturgesellschaften dem Senat ein, indem sie sich speziell auf die wissenschaftliche Bedeutung der Urkunden beriefen. Der Senat richtete dementsprechend ein Schreiben an den Kaiser, worin er bat, dafs die betreffenden Archivalien auch fernerhin in Finnland aufbewahrt werden sollten. Dies

Gesuch wurde jedoch abschlägig beschieden. Trotzdem für diese Urkunden ein besonderes Gewölbe im Archiv des Reichsrats angewiesen und die Überwachung derselben dem Finnländischen Staatssekretariat anvertraut worden, mufs die Überführung derselben in das Lokal einer russischen Regierungsbehörde formell als durchaus inkorrekt bezeichnet werden. Was diese Archivalien an Dokumenten von staatsrechtlicher Bedeutung enthalten, ist längst gedruckt und bekannt. Und der finnländische Staat dürfte auf festeren und sichereren Füfsen stehen, als dafs eine derartige offizielle „Entwendung" von Schriftstücken — und seien sie auch noch von so entscheidender Bedeutung — ihn ins Schwanken bringen könnte. Es ist und bleibt aber eine Gefahr, dafs die Originale nunmehr einer unparteiischen Forschung entzogen werden können.

Da die Censur unter der obersten Leitung eines russischen Offizierskomitees noch immer mit empörender Willkür gehandhabt wird, ist es nur natürlich, dafs die öffentliche Meinung sich auf andre Weise Luft zu machen sucht. Johan Ludvig Runeberg's Geburtstag, der 5. Febr., der seit langen Jahren mit Einwilligung der zuständigen Behörden im ganzen Lande als nationaler Festtag gefeiert wird, wurde dieses Jahr in Helsingfors in besonders festlicher Weise begangen. Die Sängerchöre der Studentenschaft brachten, wie gewöhnlich, ihre Huldigung am blumengeschmückten Denkmal des Dichters dar, und am Abend waren die Privatwohnungen in der Stadt aufsergewöhnlich reich illuminiert. Am 18. Februar, dem Jahrestage der Promulgierung des Februarmanifestes, hüllten sich dagegen die meisten Wohnungen und Läden in vollständiges Dunkel. Leider wurden an demselben Abend zwei Senatoren, die an der Promulgierung des Februarmanifestes teilgenommen und auch nachher durch politische Handlungen Unwillen erregt hatten, mit Katzenmusik bedacht. Der Unfug währte nur einige Minuten und wurde am folgenden Morgen von sämtlichen Zeitungen scharf verurteilt. Die ganze Angelegenheit wäre nicht der Erwähnung wert, wenn sie nicht Folgen von einiger Tragweite gehabt hätte. Die nächste Folge war, dafs der Polizeimeister von Helsingfors und der Gouverneur der Provinz Nyland (Helsingfors), beides tüchtige und konstitutionell gesinnte Beamte, aber gerade deswegen den russischen Gewalthabern ganz besonders mifsliebig, einfach abgesetzt wurden. Andrerseits versuchen aber die russischen Machthaber und die ihnen dienende Presse diese von einigen leichtsinnigen jungen Leuten veranstaltete Demonstration zu einer politischen Affaire aufzubauschen, die von einem vermeintlichen geheimen revolutionären Nationalverbande ausgegangen sein soll. Dafs eine revolutionäre Partei sich mit Katzenserenaden befafst und begnügt, ist allerdings eine Verdächtigung, die nur einer russischen Gendarmenphantasie entsprungen sein kann.

Dafs die Opposition gegen die Russifizierungspolitik übrigens keineswegs, wie General Bobrikoff und seine Anhänger glauben zu machen suchen, von einer kleinen Clique Helsingforser Politiker ausgeht, sondern bei der gesamten Bevölkerung des Landes Rückhalt findet, ist eine Thatsache, die der Generalgouverneur allerdings durch Knebelung der Presse und andere Mittel tot zu machen sucht, die sich aber trotz alledem nicht wegräsonnieren läfst. Das zeigen u. a. die Adressen, die immer wieder aus den verschiedensten Teilen des Landes im Senat eingereicht werden, und die ohne Ausnahme auf den Schutz und die Wahrung der konstitutionellen Gerechtsamen des Landes dringen. Kürzlich wurde eine mit 91 780 Unterschriften versehene Adresse aus den nördlichen Provinzen des Landes den Senatoren vorgelegt, welche die Gefahren einer eventuellen Einführung des russischen Wehrpflichtgesetzes hervorhob und der Regierung ans Herz legte, gegebenen Falls von einer Promulgierung eines derartigen Gesetzes Abstand zu nehmen. Ebenso wandten sich anläfslich der Ernennung eines Russen zum Gouverneur der Provinz Nyland sämtliche Gemeinden dieser Provinz mit

einer Eingabe an den Senat, in der sie sich gegen diesen ihnen widergesetzlich aufgedrungenen Landeshauptmann aussprachen. Mit allen diesen Kundgebungen haben natürlich etwaige „Helsingforser Politiker“ nichts zu schaffen; sondern es sind ganz unwillkürliche und selbständige Äufserungen des Volkes selbst.



Litteratur.

Zwei juristische Kollektivgutachten über die finnländische Frage.

Unter der umfangreichen Litteratur, welche durch die Ereignisse in Finnland hervorgerufen worden ist, sind zwei juristische Kollektivgutachten von Lehrern des öffentlichen Rechts besonders bemerkenswert. Im Jahre 1900 erschien im „Archiv für öffentliches Recht (herausgegeben v. Laband, Mayer und Stoerk) unter dem Titel „Die finnische Frage, ein Gutachten“ (13 Seiten) ein Aufsatz, der von den Professoren des öffentlichen Rechts sämtlicher holländischen Universitäten unterzeichnet war, nämlich J. Oppenheim (Leiden), J. de Louter (Utrecht), W. Reiger (Groningen), L. de Hartog (Amsterdam). Ihre Ansicht über die staatsrechtliche Stellung Finnlands formulieren diese Gelehrten in folgenden Worten: „. . . Man gelangt zur Schlufsfolge, dafs das russische Reich ein zusammengesetzter Staat ist, der völkerrechtlich ein einziges, unteilbares, internationales Rechtssubjekt bildet, staatsrechtlich aber aus zwei ungleichen Teilen besteht, die, unter einer Krone vereint, jeder nach eigenen Gesetzen und Anordnungen verwaltet werden, und wo überdies der eine Teil zugleich das ausschliefsliche Recht besitzt, den zusammengesetzten Staat als Rechtsperson zu vertreten und seine internationalen Interessen zu besorgen und zu erhalten.“ Das Manifest vom 15. Februar 1899 steht nach der Ansicht der Verfasser „in offenbarem Widerspruch mit den im Jahre 1809 ausdrücklich Finnland gewährten und später wiederholt bestätigten konstitutionellen Rechten“.

Anfang dieses Jahres erschien in Paris (im Verlage der Librairie de la Société du Recueil général des lois et des arrêts) eine Broschüre mit dem Titel „La question finlandaise au point de vue juridique“ (81 S.). Der Verfasser ist F. Despagnet, Professor des Völkerrechts an der Universität Bordeaux. Die erste Hälfte dieser Abhandlung giebt eine Übersicht der finnländischen Geschichte, besonders der Ereignisse der letzten Jahre; der zweite Teil enthält die juristische Prüfung und Wertschätzung der Dokumente, auf welche sich die staatsrechtliche Stellung Finnlands gründet. Der Verfasser sieht in der finnländischen Konstitution keine einseitige Gabe des russischen Monarchen (keine sogenannte „constitution octroyée“), sondern findet, dafs aus einer Prüfung der Vorgänge auf dem Landtage zu Borgå 1809 der vertragsmäfsige Charakter dieser Konstitution klar hervorgeht. Ebenso verleihe der Artikel 6 des Friedensschlusses von Frederikshamn (vom 17. September 1809), wo der König von Schweden, auf die Mafsnahmen hinweisend, durch welche der russische Monarch die Stellung seiner neuen finnländischen Unterthanen geregelt hat, sich von „seiner sonstigenfalls heiligen Pflicht, in dieser Hinsicht einen Vorbehalt zu machen, befreit sieht“, unleugbar der russisch-finnländischen Vereinbarung einen gewissermafsen völkerrechtlichen Charakter.

Nicht weniger, als 13 französische Professoren des Völkerrechts oder des Staatsrechts haben sich in einem besonderen Anhang, sowie auf dem Titelblatt, mit den

Schlufsfolgerungen des Verfassers einverstanden erklärt; es sind dies die Herren J. Aubry (Rennes), Louis Barde (Montpellier), Eugène Barrême (Marseille), Ludovic Beauchet (Nancy), R. Beudant (Grenoble), A. Gairal (Lyon), Ch. de Lajudie (Lyon), H. Moulin (Dijon), M. Moye (Montpellier), P. Pic (Lyon), F. Surville (Poitiers), J. Timbal (Toulouse). Herr L. Duguit (Bordeaux) fügt seinem Anschlufs einige Worte bei: „Wenn man noch immer behaupten hört, dafs Finnland nicht den Charakter eines Staates habe, und dafs kein für Rufsland verbindendes Übereinkommen vorhanden sei, sondern nur eine jederzeit widerrufliche Verleihung gewisser Vorrechte, so läfst sich eine solche Behauptung weder faktisch, noch rechtlich aufrechterhalten. Denn faktisch ist durch wiederholte eidliche Versicherungen seit Alexander I. bis einschliefslich Nikolaus II. der staatliche Charakter Finnlands anerkannt worden. Und rechtlich verbindet sogar eine einseitige einfache Versicherung, die in der Absicht abgegeben worden ist, rechtlich denjenigen zu verpflichten, der dieselbe abgegeben hat, ebenso, wie ein Vertrag. Eine solche Versicherung bindet Kaiser und Könige ebenso, wie gewöhnliche Bürger. — Wenn die Herrschenden sich willkürlich der Erfüllung ihrer rechtlichen Versprechen entziehen könnten, würde es kein öffentliches Recht mehr geben“.



Bibliographie.



Wir geben im Nachfolgenden für diejenigen, die sich mit Finnland im allgemeinen und mit der gegenwärtigen „Finnländischen Frage“ im besonderen näher vertraut machen wollen, ein möglichst vollständiges Verzeichnis der einschlägigen Veröffentlichungen in deutscher, englischer, französischer, holländischer, dänischer, norwegischer, schwedischer und russischer Sprache. Wir haben auch solche Zeitschriftenartikel zu berücksichtigen gesucht, die nicht als Referate gröfserer Werke zu betrachten sind, sondern einen selbständigen Standpunkt einnehmen. Auf eine absolute Vollständigkeit kann und will das Verzeichnis natürlich keinen Anspruch erheben. Mitteilungen über etwaige Lücken wird der Herausgeber deshalb mit Dankbarkeit entgegennehmen. Wir teilen die Bibliographie der Übersichtlichkeit halber in zwei Hauptgruppen: I. Schriften, die durch den gegenwärtigen Konflikt hervorgerufen sind, und II. Sonstige Litteratur politischen, rechtswissenschaftlichen, kulturhistorischen, litterarhistorischen und vermischten Inhalts.

In diesem Heft beginnen wir mit den:

I. Schriften, die durch den gegenwärtigen Konflikt hervorgerufen sind.

Pro Finlandia. Les adresses internationales à S. M. L'Empereur-Grand-Duc Nicolas II. Édition facsimile. Stockholm, Hasse W. Tullberg, und Berlin, Otto Mertz, 1899. 130 Blatt grofs Folio. Lwd. mit Wappenpressung 16 Mk.

[Enthält eine getreue Wiedergabe der an den Kaiser Nikolaus II. im Sommer 1899 gerichteten internationalen Adressen, in denen die hervorragendsten Männer Europas, als die Hauptvertreter des europäischen Kulturlebens, ihre Sympathieen für das bedrohte Volk kundgeben. Das Werk giebt den Text der Adressen und sämtliche 1050 Unterschriften in Faksimile, sowie die von ersten Künstlern sinnreich komponierten Verzierungen der einzelnen Adressen in Mehrfarbendruck genau nach den Originalen wieder. — Zu beziehen vom Verlag der Finlandia, Leipzig, Täubchenweg 21.]

Der Aufserordentliche Finnländische Landtag 1899. Die Antwortschreiben der Stände auf die Kaiserlichen Vorlagen über die Umgestaltung des finnländischen Heerwesens. Übersetzung des Originaltextes nebst einer Vorbemerkung.

Herausg. von Dr. phil. Fritz Arnheim. Leipzig, Duncker & Humblot, 1900. XIX + 344 S. 6 Mk.

[Enthält aufser einer orientierenden Vorbemerkung (S. 1—16) des Herausgebers folgende Urkunden:

I. Unterthäniges Antwortschreiben der Finnländischen Stände aus Anlafs der Allerhöchsten Vorlagen Seiner Kaiserlichen Majestät, betreffend teils den Entwurf zu einem Wehrpflichtgesetz für das Grofsfürstentum Finnland, teils die Grundlagen für die Organisation und Verwaltung der Finnländischen Truppen.

II. Beilagen zu dem obigen Antwortschreiben und zwar:

1) Erörterung der Frage, in welchen Beziehungen die Allerhöchsten Vorlagen Abweichungen von den gegenwärtigen Grundgesetzen enthalten. Verschiedene dadurch bedingte Bemerkungen.

2) Vervollständigende Motive zu dem von Finnlands Ständen auf dem aufserordentlichen Landtage von 1899 angenommenen Gesetz über Abänderung verschiedener Bestimmungen des Wehrpflichtgesetzes für das Grofsfürstentum Finnland.

III. Unterthäniges Antwortschreiben der Finnländischen Stände aus Anlafs der Allerhöchsten Vorlagen Seiner Kaiserlichen Majestät, betreffend teils die Ausgleichung der persönlichen Wehrpflichtlast in Finnland und im Kaisertum, teils die Ausgleichung der finanziellen Wehrpflichtlast in Finnland und im Kaisertum.]

Erschien aufser in schwedischer, finnischer und russischer Sprache auch in französischer und englischer Sprache unter folgenden Titeln:

Diète de Finlande en 1899. Réponses des États aux propositions impériales concernant le service militaire personnel. Traduit du texte officiel suédois. Paris, Société nouvelle de librairie et d'édition (librairie Georges Bellais), 1900. 1 v. 8⁰. 296 p. 3 fr. 50 cts.

The reply of the finnish estates, adopted at the extraordinary diet of 1899, to the proposals of his imperial majesty Nicholas II, Grand Duke of Finland, for a new military service law in Finland. Translated from the swedish. 8⁰, XX + 256 pag. London, Eyre and Spottiswoode. 1900. 3 s. 6 d.

Ein Beitrag zur Beurteilung der staatsrechtlichen Stellung des Grofsfürstentums Finnland. Die wichtigsten Ergebnisse der Schrift von Professor Dr. R. Hermanson: „Finlands statsrättsliga ställning." Leipzig, Duncker & Humblot, 1900. VIII + 76 S. 8⁰. 1,60 Mk.

C. **Bornhak.** Rufsland und Finnland. Ein Beitrag zu der Lehre von den Staatenverbindungen. Leipzig, Duncker & Humblot. 1900. 57 S. 8⁰. 1,20 Mk.

J. **Oppenheim** (Leiden), **J. de Louter** (Utrecht), **W. Reiger** (Groningen), **L. de Hartog** (Amsterdam). Die finnische Frage. Ein Gutachten. (Archiv für öffentliches Recht. Herausgeg. von P. Laband, Otto Meyer u. Felix Stoerk. Bd. XV. 1900. Heft 3.) Preis des ganzen Bandes 16 Mk.

Das Recht Finnlands und seine Wehrpflichtfrage. Eine kurze aktenmäfsige Betrachtung von einem finnländischen Juristen. Leipzig, Duncker & Humblot, 1900. 60 S. 8⁰. 1,40 Mk.

Dr. L. v. Bar. Der Burenkrieg, die Russifizierung Finnlands, die Haager Friedenskonferenz und die Errichtung einer internationalen Akademie zur Ausgleichung von Streitigkeiten der Staaten. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. 1900. VII + 61 S. 8°. 1,20 Mk.

Das Recht Finnlands und das Manifest des Zaren vom 15. Febr. 1899. Einige Blätter aus dem Lebenskampfe einer kleinen Nation. Gr. 8°. 35 S. Stockholm 1899. C. E. Fritzes kgl. Hofbuchhandlung. 60 Pf.

Erschien auch unter den Titeln:

Le droit de la Finlande et le manifeste du tzar du 15 Février 1899. 8°, 30 pag. Stockholm 1899, C. E. Fritze. 50 öre.

The rights of Finland and the manifeste of the tsar of February 15, 1899. 8°, 30 pag. Stockholm 1899, C. E. Fritze. 50 öre.

Dr. Boris Minzès, Staatsstreich in Finnland und national-russische Eroberungspolitik. Ergebnisse einer Studienreise in Finnland. Auch ein Beitrag zur Friedenskonferenz. Gr. 8°, 60 S. Berlin 1899, Emil Felber. 80 Pf.

La Constitution du Grand-duché de Finlande. Recueil des lois fondamentales et autres actes officiels, qui déterminent ou éclaircissent la situation politique du Grand-duché. Avec un aperçu du développement historique du droit public de la Finlande et un commentaire aux lois fondamentales de 1772 et 1789. Paris, Société nouvelle de librairie et d'édition (Librairie Georges Bellais), 1900. Gr. 8°. 200 p. 3 fr.

Reponse à la brochure officielle „Le Manifest impériale du 3 février 1899 et la Finlande". 1899. 70 p. Gr. 8°. [Non mis dans le commerce!]

La situation politique de Finlande [Extrait de la „Revue de droit international et de législation comparée." Redig. par Edouard Rolin. Deuxième série. Tome II. 1900.] 79 S. Bruxelles, Bureau de la Revue. Paris, A. Pedone. Frcs. 1,50. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

A. Pillet et J. Delpech. La question finlandaise. Le manifeste du tsar examiné au point de vue du droit international. [„La Revue générale de Droit" Mai—Juin 1900. pag. 402—420]. 24 S.

Joseph Delpech. La question finlandaise. les droits du Grand-duché de Finlande et le manifeste du tsar du 3/15 février 1899. [Revue générale de droit international public". Septembre—Octobre 1899.] 27 S.

Julien Leclercq. La Finlande et le tsar. [„Mercure de France" No. 127 Juillet 1900. pag. 56—95.]

Jean Deck. La situation en Finlande. [„Le mouvement socialiste" Août 1900. pag. 161—165.]

René Puaux. Pour la Finlande. („Au congrès de la paix". La Finlande. Sa crise actuelle). Avec une préface de Anatole France. Paris, P. V. Stock. 1899. Fr. 1.

Le coup d'état en Finlande. 8°. 64 S. Leipzig, W. Friedrich. 1899. 75 Pf.

W. van der Vlugt, Voor Finland. 8°, 48 pag. Amsterdam 1899, van Holkema & Warendorf. Frcs. 1,50.

Erschien in französischer Bearbeitung unter dem Titel:

W. van der Vlugt. Pour la Finlande. Paris. Edition de l'Humanité nouvelle. 15 Rue des Saints-Pères. 1900. 132 S.

W. van der Vlugt. Finland de rechtsvraag. Amsterdam 1900. P. N. van Kampen & Zoon. 8°, 104 S. Frcs. 2,50.

Erschien in französischer Bearbeitung unter dem Titel:

W. van der Vlugt. Le conflit finlandais, envisagé au point de vue juridique. Paris, Edition de l'Humanité nouvelle. 15 Rue des Saints-Pères. 1900. 208 S.

Finland. An english journal devoted to the cause of the finnish people. Edited by C. Harold Perrott. London, Simpkin, Marshall, Hamilton, Kent & Co., 1899 u. 1900. No. 1—11 à 3 pence.

[Diese Zeitschrift, die von Juni 1899 bis Juni 1900 erschien (im ganzen elf Nummern), giebt einen guten Überblick über die neuesten Begebenheiten in Finnland und bietet mehrfach, an der Hand von statistischen Notizen, interessante Aufschlüsse.]

Joseph R. Fisher. Finland and the Tsars 1809—1899. London, Edw. Arnold, 37 Bedford Street, 1899. XV + 272 p. 12 s. 6 d. 2., verm. Aufl. 1900.

J. Westlake. The Case of Finland. (In: The National Review. Edited by L. J. Maxse. March 1900. p. 111—121.)

Russian perfidy in Finland. The story of the coup l'état. 8°, 65 pag. New York 1899. 6 pences.

B. Getz. Det statsretlige Forhold mellem Finland og Rusland. Separatabdruck aus „Tidskrift for Retsvidenskab". Kristiania 1900, H. Aschehoug & Co. 8°, 41 S. 75 öre.

Erschien in deutscher Übersetzung unter dem Titel:

B. Getz. Das staatsrechtliche Verhältnis zwischen Finnland und Rufsland. Leipzig, Duncker & Humblot. 1900. 51 S. 8°. 1,20 Mk.

C. V. Nyholm. Finlands Stilling i det russiske Kejserrige. København. Brødrene Salmonsen 1900. 120 S. 8°. Kr. 2,25.

Erschien in deutscher Übersetzung unter dem Titel:

C. V. Nyholm. Finnlands Stellung im russischen Kaiserreich. Leipzig, Duncker & Humblot. 2,60 Mk.

Knud Berlin. Finlands statsretlige Stilling til Russland. „Dansk Tidskrift" (G. E. Gad) Juli 1900.

Moreau, F. La question finlandaise. (Revue du droit public et de la sience politique en Franc et à l'Étranger, Septembre—Octobre 1900). A. Chevalier-Marescq & Cie.; Paris 1900.

M . . . Les privilèges de la Finlande sont-ils contraires aux intérêts du peuple russe? L'Humanité Nouvelle, Décembre 1900. Schleicher frères, Paris 1900.

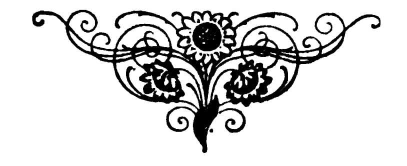
******* La politique russe et la Finlande. La Quinzaine (Paris), 1 avril 1901, pag. 357—381.

Corsi. Russia e Finlandia (estratto della Rivista internazionale di scienze sociali, augusti 1899). Roma 1899.

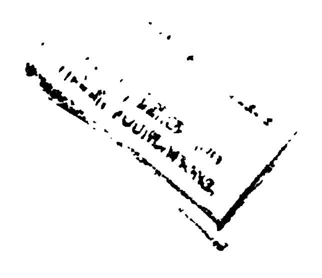
Corsi. La questione finlandese in uno libro recente (ib., mais 1900). Roma 1900.

В. Чертковъ. Финляндскій разгромъ. Изданіе „Свободнаго Слова" No. 35. Purleigh, Maldon. Essex, England. 1900. 76 стр.

Оглавленіе: Русское правительство въ Финляндіи, И. Н. Рейтера. Царская политика въ Финляндіи, Нисбетъ Бэна. Финляндія и царь, Эдуарда Вестермарка. Послѣдствія царскаго манифеста. — По поводу Финляндскаго разгрома, В. Черткова. 75 коп. — 1 Mk. 50 Pf. — 2 Fr. — 1 sh. 2 d.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Expansionsethik.

Von

W. van der Vlugt (Leyden).



Selbst der Cynismus hat seine Lichtseite. Wer keiner monströsen Äufserung sich schämt, warnt uns vor dem, was wir von ihm zu gewärtigen haben. Besonders nützlich jedoch ist Cynismus in Schriften zur praktischen Philosophie. Denn in solchem Zusammenhange warnt er uns vor dem, was uns seitens gewisser Ideen bevorsteht, die, als kreditwürdig, allmählich in Kurs gesetzt sind, fast ohne dafs jemand über ihren eigentlichen Wert sich Rechenschaft zu geben für nötig fand. Solch eine Warnung enthielt im vorigen Jahre die Aprilnummer des „International Journal of Ethics". Dort hat im zweiten Aufsatz ein „enfant terrible" das Wort ergriffen, ein Schriftsteller, der mit seltenem Freimut die unumgängliche Konsequenz zieht aus einer nur allzu oft den Ahnungslosen ahnungslos verkündeten Gedankenwelt. Wir meinen die Gedankenwelt, wo auf dem Gebiete des Rechtes und der Sitte, des Dürfens und des Sollens kein Urteil mehr als wissenschaftlich feststehend anerkannt wird, es sei denn, dafs es der darwinistisch gedeuteten Entstehungsgeschichte des Tierreichs als folgerichtige Fortsetzung sich anfügen lasse. Einschneidend, ohne Schaudern und eisig kalt, wie ein Seziermesser in fachmännischer Hand, zieht dort die Dialektik eines Amerikaners der den ominösen Namen „Powers" trägt, die letzten Ausläufer, in denen die eben genannten Prinzipien sich auf dem Felde des Völkerrechts und der Völkermoral bethätigen, rücksichtslos ans Licht. Es lohnt der Mühe, von seiner Argumentation etwas eingehend Kenntnis zu nehmen.

„Wie alle Erscheinungen," — damit ungefähr hebt der Verfasser an, — „müssen auch diejenigen der Moral sich in Elemente zerlegen lassen, welche, weniger zusammengesetzt und allgemeiner verbreitet, selber unmoralisch oder vielmehr übermoralisch sind. Kurz gesagt: Moral und Recht können bloſs raffinierte und komplizierte Ergebnisse sein, in denen, unter einer bestimmten Konstellation, eine Eigentümlichkeit alles und jedes Lebens ihre Wirkung übt. Das Allgemeine nun, welchem Gesetz und Sitte als ein Spezielleres untergeordnet sind, ist der Kampf ums Dasein und die durch denselben veranlaſste Auswahl der tüchtigsten Lebewesen. In jenem Kampfe, der das Pflanzen- und das Tierreich gleichmäſsig durchtobt, bildet das Urphänomen aller „verpflichtenden" Normen (die Gruppenbildung) bloſs eine sekundäre Phase. Für Wesen, von denen jedes in der Vereinsamung wehrlos sein würde, ist Vergesellschaftung die wichtigste Lebensbedingung. Dort also, wo die Qualitäten, welche Vergesellschaftung ermöglichen (die Herdentriebe) einmal zufällig hervorgebrochen sind, dort wird der Kampf ums Leben dahin abzielen, jene Triebe zu befestigen und zu stärken. In dieser und bloſs in dieser Weise sind Gefühle erlaubten und pflichtgemäſsen Handelns entstanden und aufgewachsen. Sie sind geboren, sie haben sich entwickelt, als diejenigen gegenseitigen Nachgiebigkeiten, diejenigen Bürgschaften mutueller Schonung unter Genossen einer Gruppe, durch die Lebenschancen der Gesamtheit im allseitigen Ringkampfe mit ihren Nachbarn wesentlich erhöht wurden.

Die im vorhergehenden gewonnene Einsicht in das Werden sittlicher Triebe beleuchtet zugleich den Umfang ihrer Gültigkeit. Ihr Geltungsgebiet ist einzig und allein die organisierte Gruppe. Giebt es irgendwo keine Kooperation, keine gegenseitige Abhängigkeit, so giebt es dort auch keine moralischen Verhältnisse. Wo noch nur Ansätze der Zusammengehörigkeit vorhanden sind, da findet man gleichfalls bloſs eine skizzenhafte Moral, da fehlt den sittlichen Neigungen die Stärke der Präzision. Kurz: Recht und Moral sind einzig als Gehülfen zum Genossenschaftsleben gerechtfertigt und wertvoll. Wo sie die besagte Funktion nicht erfüllen können, da sind sie grundlos.

Es sei zugegeben, daſs diese Beschränktheit, diese Relativität des den moralischen Trieben anhaftenden Wertes noch bei weitem nicht allgemeine Anerkennung findet. Vielmehr ist gerade jetzt eine Miſsachtung derselben ziemlich weit verbreitet. Man hält dafür, daſs buchstäblich alle Verhältnisse, welche zwischen Menschen sich ereignen, dem „Sittengesetze" unterstehen. Solch eine augenblickliche Überspannung der Moral läſst sich leicht erklären. Sie findet in dem Umstand ihre Ursache, daſs wir jetzt eine Periode centripetaler, zusammenziehender Bewegung erleben. Man könnte fast meinen, daſs die Natur gegenwärtig sich weniger um die Kräftigung solcher Existenzbedingungen bemühe, wodurch zuvörderst der Einzelne bereichert wird, daſs sie im Gegenteil (in unserer Menschheit wenigstens) mit fieberhafter Eile ihre jüngste Erfindung: die Solidarität, zu vervollkommnen suche. Im Wirtschaftsleben wird vielfach Konkurrenz von Kooperation ersetzt. Der Bau und die Zusammensetzung jenes Lebens werden im groſsen und ganzen immerfort verfeinert. Es vervielfältigen sich die Verhältnisse gegenseitiger Abhängigkeit, und damit steigt das Bedürfnis gegenseitigen Vertrauens. Indem unsere Gesellschaft von dieser Bewegung eine dämmernde Ahnung hat, spürt sie wohl die Notwendigkeit, daſs ihre Erkenntnis des Gebotenen und Erlaubten sich demgemäſs reicher und tiefer ausbilden möge. Sie wird manchmal vom Zweifel geängstigt, ob ihr Solidaritätsgefühl sich rasch genug entwickle, um mit der Intensitätserhöhung des allseitigen Zusammenwirkens Schritt zu halten. Daher: die Überspannung der Moralität, von der eben die Rede war. Daher: die Hervorhebung eines Rechtsbegriffs, der unsere Rechte nicht einfach dafür nimmt, was sie sind: Produkte, Lebensbedingungen solcher Genossenschaften, die sich schon gewissermaſsen verdichtet haben; sondern für jedermann, der Menschenantlitz trägt, eine Unmasse „natürlicher" Rechte in Anspruch nimmt. Es nützt nichts, daſs „Natur" mit ihren bluttriefenden Zähnen und

Krallen derartigem Glauben grausam Hohn spricht. Unsere moralische Besorgnis macht uns für die Ironie der Wirklichkeit blind und zaubert uns ein „Sittengesetz" vor, dessen Rechtsgebiet sich mindestens über die ganze Natur erstrecken soll.

Somit giebt es denn gar manchen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, gar manche Verstellung und besonders vielfachen Selbstbetrug. Es läſst sich nicht verkennen, daſs ein offener Kampf gegen jenes Hinaufschrauben der Ethik unrätlich ist. Es fände nicht statt, wenn unsere Zeit kein Bedürfnis danach hegte. Bei der Empfindlichkeit moralischer Triebe könnte ein rauher Angriff auf ihre überspannte Verherrlichung nur zu leicht ihnen selbst einen Schaden zufügen. Dennoch sind andererseits thatsächliche Konzessionen an ungerechtfertigte Gewissensbisse der Lebenskraft der Gruppe, die sich solchen Luxus erlaubt, äuſserst verderblich. Die Folge davon ist, daſs wir im internationalen Verkehr einer unaufhörlichen Paradoxie zwischen „tugendhaften" Lehren und „gewissenlosen" Thaten begegnen. Wo ist das lebenskräftige Volk, das sich durch ehrfurchtsvolle Scheu vor den Konsequenzen derjenigen Triebe, durch die sein innerer Verkehr geebnet und geglättet wird, je davon zurückhalten lieſse, einem Mitbewerber im Weltkampfe einen übeln Streich zu spielen? Und wo ist andererseits die skrupellose Nation, die es wagen möchte, sich selber ganz aufrichtig zu gestehen, daſs sie in diplomatischen Handlungen ihre eigenen sittlichen Triebe vergewaltige? In den Kniffen der daraus als notwendig sich ergebenden Gewissensberuhigung hat keine einzige Rasse es so herrlich weit gebracht, wie die angelsächsische. Es steckte ein gutes Stück Wahrheit im Bismarckschen Ausspruch, daſs kein Volk weniger, als das Volk der „gentlemen", sich „gentleman" zeige in seiner auswärtigen Politik.

Wer Moral studiert, kann ohne Scheu die Handelnden und die Moralprediger ihren Vermittlungsversuchen überlassen. Nur thut er selber dabei nicht mit. Er weiſs, daſs internationale Verhältnisse vorläufig Verhältnisse, nicht der Kooperation, sondern der Konkurrenz sind und bleiben werden. Jener Wettbewerb (das erkennt er an) ist hier, wie überall, wo die Natur seiner noch bedarf, weil friedliches Zusammenwirken noch nicht an der Zeit ist, konstruktiv. Er härtet und stählt erstens die erfolgreichen Gruppen, die am Leben bleiben, und weiter ist er der einzige Weg, auf dem vorläufig der endgültige Weltbund, dessen Annäherung wir alle ahnen, sich erstreben läſst. Die ferne Zukunft mag ein leichteres in ihrem Schoſs bergen; „pro hoc et nunc" läſst sich ein jeder Fortschritt in besagter Richtung bloſs als der Nebenerfolg eines Krieges denken. Wie jede andere von der Natur erwirkte Anpassung, wird auch diese nicht auf Gleichheit, nein, vielmehr auf Ungleichheit ihrer Komponenten fuſsen. Eine Rasse, männlicher, strebsamer, als die Übrigen, wird die Hegemonie erwerben. Andere, nominell vielleicht selbständig, empfangen von jener Herrin ihr Gesetz, anfangs wider Willen, nachher gelassen, zuletzt, wenn die Zeit ihre ausgleichende Macht geübt, mit hingebender Begeisterung. Dergleichen Notwendigkeiten namens der Ethik zu zürnen, hat keinen gesunderen Sinn, als Bedenken vorzubringen gegen etwaige „Immoralität" der Schwere.

Traun! wenn wirklich das höchste Gut im Glück das heiſst: in der Lebensfülle besteht, was könnte da um seinetwillen an dem soeben skizzierten Gange der Ereignisse auszusetzen sein? Rassen, die im Aussterben begriffen sind, leiden wenig, und vollends ausgestorbene leiden gar nicht mehr(!). Was macht es da aus, ob „Boeren", Maoris, Kastilianer aufgerieben werden und von der Scene verschwinden? Wird es dort, wo sie ehemals lebten, weniger Lebensfülle geben? Wird das Leben der Sieger weniger edel, weniger menschlich sein? Ist es ein Verlust, daſs der „Pterodactylus" verschwunden ist, und daſs uns die Natur den „Mastodonten" nicht wiederbringt? Nur wer sich einbildet, die Erde sei dazu da, ein ethnographisches Museum zu bilden, wird die fortschreitende Verdrängung der niederen von den höheren Rassen bedauern. Wenn man sagt, wir könnten jene Rassen zu unserm Niveau emporheben, so ist die passende Antwort: das wird nicht geschehen, weil es Kraftvergeudung wäre. Begingen wir die Thorheit, unser

Lebenskapital so leichtsinnig anzulegen, würde unvermeidbar eine berechtigtere Rasse uns selber mitsamt unseren Schützlingen bei Seite schieben.

Glücklicherweise hat auch das Volk der Amerikaner zur guten Stunde den Weg konstruktiver Expansion betreten. Die Leichtigkeit, womit es dazu mittels hochklingender Schlagwörter, wie „Cubas Befreiung“ und „Kultur den Philippinos“ sich hat überreden lassen, ist ein Beweis dafür, dafs es in der Virtuosität des Selbstbetruges dem angelsächsischen Muttervolke nicht nachsteht. Man verachte jedoch, man unterschätze jene Virtuosität nicht! Unser ganzer Gesellschaftskörper ist ja ein Gewebe heilsamer Notlügen und einander widersprechender Triebe, von denen die einen diesem, die andern jenem, vom ersten himmelweit verschiedenen Zwecke dienen, die aber insgesamt von einer gewissen Scheinlogik zur wesenlosen Einheit zusammengeschlossen werden. Selbst ein Anfänger in der Sociologie soll wohl soviel von seiner Wissenschaft verstehen, dafs er jene „Logik“ nicht ernsthaft nimmt.

Es ist noch ein gutes Zeichen da. Wir meinen die wohlangebrachte Geringschätzung, die der Amerikaner dem sogenannten „Völkerrecht“ entgegenbringt. In unserm äufserst primitiven Entwicklungsstadium, wo der Krieg aufs Messer noch auf Jahrhunderte seiner Bedeutung, als konstruktiver Faktor der Weltgeschichte, nicht verlustig gehen wird, ist jene verständnisvolle Geringschätzung eine Wohlthat. Wehe dem Volke, das voreilig der Kriegführung abgeneigt wird, während noch rauhere, ungeschlachtere Nachbarn jener strammen Zuchtschule die Treue halten und von den Zweifeln, die den Arm des Mitbewerbers lähmen, unbehelligt bleiben! Die grofse Mehrheit jener erst aufkeimenden Pflichtverhältnisse mufs bei dem ersten besten ernsthaften Aufeinanderplatzen zweier feindlichen Rassen sogleich zerstieben. Sind nur einmal die schwächeren Kämpfer, sei es durch Annexion oder durch Ausrottung vernichtet, so schwinden wohl zugleich die Blümelein internationaler „Courtoisie“, die noch nie zur Frucht heranzureifen fähig waren.

Man behauptet: die Expansionspolitik vertrage sich mit der amerikanischen Demokratie durchaus nicht, weder mit den Principien derselben, noch mit deren Ausarbeitung im Fundamentalgesetze der Union. Wenn das wahr ist, und es wird nicht geleugnet werden, nun, desto schlimmer steht es um die Demokratie. Ein Staatsgrundgesetz, das die Nation an der Machtentfaltung hindert, wozu dieselbe ihre Existenz unter kräftig sich auslebenden Nachbarrassen zwingt, soll, je eher desto besser, einem neuen, dem eine gleiche Todsünde nicht anhaftet, weichen. Der Zwang zur defensiven Aggression ist wirklich da. Die alten Träumereien von einem politischen Gleichgewicht, das friedlich der allmählichen Völkerverschmelzung zu einer Einheit höherer Ordnung vorarbeiten sollte, sind dahin. Die Hälfte wenigstens der Staaten, von denen ehemals das Gleichgewichtssystem gebildet wurde, ist zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Wenn nicht die Zeichen der Zeit fast alle trügen, so fällt, sei es in kurzem oder später, die Welthegemonie einem von diesen beiden zu: entweder Rufsland, mit seinen unermefslichen Hilfsquellen, oder der angelsächsischen Rasse. Es wäre thöricht, von dem einen Terminus in diesem Entweder-Oder zu behaupten, er sei dem andern vorzuziehen. An sich ist ein Weltreich mit angelsächsischer Signatur einer Russen- oder sogar einer Mongolenherrschaft nicht überlegen. Wer aber einmal Angelsachse ist, der braucht sich des Stolzes auf seine Rasse, dessen Mafs den Kraftmesser nationaler Mannbarkeit darstellt, wohl nicht zu schämen. Dann aber soll man es wissen: blofs in der Einigkeit vermögen die Angelsachsen mit Hoffnung auf Erfolg dem Zarenreiche die Weltherrschaft streitig zu machen. Es reiche daher die Union der Metropole, Grofsbritannien, die Hand! Den beiden sind ja nicht blofs kommerzielle und diplomatische Interessen, nein, auch alle die Gefühle, die der bewufsten Identität der Ursprünge, der Sprache, der Kultur, der gesellschaftlichen und religiösen Ideale entstammen, von Alters her gemeinsam. Im Bunde soll dann fernerhin die angelsächsische Rasse blofs einem Ziele

nachgehen: dem Ziele vorsichtiger, aber energischer Selbstbehauptung. Keinen Vorteil lasse sie sich entgehen. Zu keiner Entsagung zeige sie sich bereit. Die Wucht ihres ungeteilten Einflusses werfe sie in jede Schale, wo ihre Kulturinteressen, selbst entfernte, auf dem Spiele stehen. Ist irgendwo ein strategischer Punkt erringbar, er soll errungen werden. Giebt's eine reiche Gegend zu besetzen, so werde sie besetzt. Aller Kohlengruben, aller Bergwerke, aller Goldfelder, deren wir zur weiteren Entfaltung unserer Industrie bedürfen, sollen wir uns bemächtigen. So haben wir es immer gethan, so wollen wir es auch ferner thun. Machtgefühl setzt ebenso natürlich sich in Herrschaft, wie Gefühl der Schwäche in Unterwürfigkeit um. Wenn nur einmal die schlummernden Triebe des Rassebewufstseins und der Rassestärke wett gemacht sind, so machen sie den papiernen Hindernissen der „Logik“ und der Scheinpflichten schonungslos den Garaus.“

Fürwahr, der Wein, der in dem bis hieher wiedergegebenen Aufsatze eingeschenkt wird, läfst an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Ob der Autor auch gelegentlich über „Logik“ schmunzelt, die seinige ist völlig rücksichtslos. Er zeigt sich jeder Halbheit abgeneigt. Gradeaus und ohne sich umzusehen, lenkt er sein Schiff. Eben deshalb ist seine Abhandlung so wertvoll. Schlüsse, mit solcher Schärfe gezogen, beleuchten lehrreich die Voraussetzungen, denen sie entstammen. Welches sind also diese Voraussetzungen? Wo liegt die Operationsbasis, worauf der Tigerkatechismus, das Ziel des von ihr aus operierenden Verfassers, ein so grelles Licht wirft? Suchen wir auf diese Frage die richtige Antwort.

Es wird wohl Denker geben, welche die Antwort bald zur Hand haben. Sie werden die oben erörterte Rechtfertigung der Brutalität als eine regelrechte und nicht zurückzunehmende Schlufsfolgerung der gottverlassenen Vernunft kennzeichnen. Wir glauben: mit Unrecht. Wenn wir den Untersuchungen desjenigen Geisteshelden (Immanuel Kant), der tiefer als die Meisten vor und nach ihm die Bedeutung des Vernunftgebrauchs durch vernünftige Selbstkritik ergründet hat, einigen Wert beimessen dürfen, dann darf die Vernunft mit nichten wegen einer derartigen Verherrlichung vernunftloser Gewaltthätigkeit verklagt werden. Schon die Anfangsworte unseres obigen Auszuges, wo Recht und Sitte zu blofsen „Erscheinungen“ herabgedrückt wurden, deuten auf eine tiefe Kluft zwischen dergleichen Spekulationen und einer Ethik der praktischen Vernunft nach Kantischem Muster. Denn das steht gewifs für Kant und seine Jünger felsenfest: Recht und Moral sind nicht blofs „Erscheinungen“, sie sind auch „Normen“, die denen des erkennenden Verstandesgebrauchs, kraft derer die „Erscheinungen“ allgesamt für uns erst zur „Erscheinung“ werden, an Würde wenigstens nicht nachstehen.

Noch andere (man denke an Brunetières Neokatholicismus) sind wahr-

scheinlich gleich mit einer zweiten Antwort fertig. Dürfte man ihnen glauben, so sollte hier ein neuer Beweis vorliegen für den „Bankrott der Wissenschaft“. „Wie viel Schönes“, so hören wir da reden, „hat sie uns nicht versprochen! Und wie kärglich hat sie ihre Versprechen erfüllt! Was bisher Religion und Kirche uns geleistet hatten: Trost im Leben und im Sterben, einen festen Boden unter unsern Füfsen bei der Beantwortung jeder Pflichtfrage, alles das und noch mehr, machte sie sich anheischig, uns zu geben. Und siehe da: Ein ungeschlachtes „Wehe den Besiegten!“ ist der einzige Trost, die einzige Moral, was sie uns bescheert“. Auch diese zweite Antwort dünkt uns unredlich. Spekulationen, wie die Powers'schen haben mit „Wissenschaft“ überhaupt nichts zu thun. Gerade so wenig, wie die hochstrebenden Jugendträumereien, denen Ernest Renan, eben aus der Priesterschule entwichen, in seinem Buche über die Zukunft unseres Wissens Ausdruck gab. Hier ist nichts von der Bedächtigkeit des wissenschaftlichen Forschers, nichts von seiner bescheidenen Zurückhaltung, nichts von jenem Geiste, der selbst in der plausibelsten Theorie immer blofs ein vorläufig brauchbares Sprungbrett zu weiteren Forschungen, — nie aber ein Dogma erkennt. Kurz: die Powers'sche Kraftapotheose darf so wenig mit Wissenschaft, — wie die mechanische Nachahmung eines Künstlerkniffs mit Kunst zusammengeworfen werden.

Was mag er uns da wohl aufgetischt haben? Eine Abart dogmatisierender Spekulation, die man vielleicht mit einem Hinweis auf den Namen „Ästheticismus“, der ebenfalls ein Gutes in seiner Entartung bezeichnet, „Scientismus“ nennen könnte, einen interessanten Fall jenes Denkfehlers, der „Voreiligkeit“ heifst, ein Glaubenszeugnis eigentümlicher Art, wodurch wieder einmal die alte Wahrheit, dafs „der Glaube“ „ein fester Boden“ sei „der Dinge, worauf man hoffet, und ein Beweis der Dinge, welche man nicht sieht“, eine neue Bestätigung erhält. Worauf unser Verstand bei seinem Denken hofft? Wie der Kompafs geartet ist, mit dessen Hilfe es seinen Kurs bestimmt? Das weifs Herr Powers ganz genau. Zurückführen möchte er das bis jetzt Unverstandene auf etwas, das wir schon verstehen lernten. Erklären, deuten das Specielle und Verwickelte als das „pro hoc et nunc“ also bestimmte Gewebe, für dessen Garn sich ein Allgemeineres und Einfacheres zu erkennen gäbe. Das sind die erhofften Dinge. Und nun: was ist der Glaube? Seit einigen Jahren ist in der Biologie eine höchst fruchtbare Arbeitshypothese aufgestellt worden: die bekannte Hypothese Darwins. Die Frage, wie wohl die Arten

entstanden sein mögen? ein Problem, dessen Lösung man ehedem mit einem Appell an das Schöpfungsgedicht der „Genesis“ sich vom Halse schob, wurde von dem grofsen Engländer zum ersten Male in einer Weise erfafst, die auf ihre endliche Lösung die Anfangsdämmerung einer Aussicht eröffnete. Noch bargen sich freilich unter den Hilfsbegriffen, deren Darwin sich zum Aufbau seiner Hypothese bediente, eine Menge neuer Rätsel, besonders der Begriff der Erblichkeit. Wie dem aber auch sei, das Eine wurde wenigstens errungen: es kam Bewegung hinein; man konnte ein wenig fortschreiten. Und allerdings, so weit sie sich den grofsen Führer, dessen Forschergewissen seinem Divinationsgenius gleichkam, vielleicht dasselbe überstieg, zum Muster wählten, schritten auch in der That die Biologen rüstig fort. Das sieht, das hört Herr Powers. Und was machte er? Es fällt ihm ein, wie schön es wäre, welchen Frieden es unserm Kausalitätstrieb schenken würde, wenn nicht nur die Artentstehung im Tier- und Pflanzenreiche, nein, auch alles Leben und Weben des Menschengeschlechts, sozial und politisch, im Reiche des Wissens und des Thuns, in Rechtsbegriffen und Schönheitsidealen, wenn das alles einmal sich soweit zerlegen und zerfasern liefse, bis man zuletzt darin von Anfang bis zu Ende nichts, als mehr oder weniger verwickelte Modifikationen des Darwinschen Kampfes ums Dasein erkannte. Und nun wird auch in Herrn Powers' Gemüt der Wunsch alsbald der Vater des Gedankens. Was im Bereiche seiner Phantasie sich so schön ausnahm, wenn es nur wahr sein könnte, das wird in seiner Gedankenwelt auf einmal wahr, weil es so schön sein würde. Und so versteht sich's, wie aus Herrn Powers' Feder ein „scientistisches Glaubensbekenntnis“ fliefsen konnte, das in diesen zwei Sätzen sich zusammenfassen läfst: „Die moralischen Triebe sind die natürlichen Behüter der Gruppeninteressen“. Und: „Die Gruppen mit ihren Interessen sind die natürlichen Ergebnisse des Kampfes ums Dasein“.

Wie die Mehrzahl der Dogmatiker, so verriegelt auch dieser etwaigen Zweifeln und Beschwerden, ja selbst jeder Ahnung der Möglichkeit, dafs andere Erkenntnisse vielleicht die Lücken seiner eigenen noch ausfüllen könnten, Thür und Thor. Man äufsert vielfach, und nicht erst seit gestern, gerechten Zweifel, ob nicht Darwin selbst für die bescheidene Aufgabe, die Artentstehung zu erklären, die Tragweite seiner Hauptentdeckung (des „struggle for life“) etwas überschätzt haben dürfte. Man stellt die Frage, ob da nicht ein Hilfsfaktor, eine mitwirkende Ursache der Evolution von ihm mit Unrecht zur eigentlichen, zur vornehmsten Ursache hinauf-

geschraubt sein könnte. — Herr Powers nimmt weder von jenen Zweifeln, noch von dieser Frage die geringste Notiz.

Man hält es für ungewifs, ob Darwin und seine Schüler mit der verschwiegenen Hypothese Recht haben (womit jedoch ihr Gebäude steht und fällt): es sei die stetige Zunahme der Lebenschancen ausschliefslich durch ein stetiges Wachstum der Differenzierung erreichbar gewesen. — Herr Powers drückt ob derartigen Einwänden ein Auge zu.

Man glaubt: die zwei bisherigen Einwände, so interessant sie für eine Kritik der Geltung Darwinscher Prinzipien in niederen Lebenssphären sind, dürfen wohl jedenfalls ein doppeltes Interesse beanspruchen, sobald man zur historischen Erklärung der höheren Lebensformen, der Menschen, der Nationen, der christlichen Staatenfamilie den Kampf ums Dasein als „grande utilité“ heranzieht. — Herr Powers scheint auch diesem Bedenken sich zu verschliefsen.

Man wird, beim Nachfühlen des Powers'schen Gedankenlaufs sogleich zu der Einwendung veranlafst: Ist es erlaubt, ist es wohl angemessen, eine so scharfe Scheidungslinie zwischen intranationalen und internationalen Verhältnissen zu ziehen, wie sie von ihm gezogen wurde? Läfst dieser auf die Spitze getriebene Gegensatz sich rechtfertigen? Darf so entschieden, wie es von ihm geschieht, das eine Gebiet als im eminenten Sinne ein Reich der Kooperation, der gegenseitigen Abhängigkeit, des universellen Zutrauens gekennzeichnet werden, während im andern fast nur für Wettbewerb, für Konkurrenz, kurz: nur für „konstruktive Feindschaft“ Raum wäre? Giebt es, namentlich im brittischen und im amerikanischen Leben, nebst machtvoller Kooperation, nicht auch noch weit und breit eine harte und erbitterte Konkurrenz? Und sind wir andererseits nicht Zeugen einer Bewegung, als wollte die Geschichte, noch unbefriedigt, durch die Auflösung der mittelalterlichen Stadtwirtschaft in die moderne Volkswirtschaft die letztere in eine Weltwirtschaft hinüberleiten, die ganze „οἰκουμένη“ zu einem einzigen ökonomischen Ganzen zusammenfügen? Wo bleibt denn da die Folgerichtigkeit, wenn Powers einerseits die „common law“ und die landläufige Moral der Engländer, der Amerikaner unter sich mit Lobpreisungen überschüttet, weil sie so kenntlich dem associativen Elemente vor dem aggressiven den Vorzug sichern, und wenn er, andererseits, dem Völkerrecht, mit allem, was dasselbe auf seinem Terrain zu Gunsten einer bescheidenen Einschränkung des „bellum omnium contra omnes“ versucht und beabsichtigt, fast ohne Umstände den Garaus macht, als einer wesen-

losen Scheinaufführung? Solche Bedenken liegen bei der Lektüre dieses Jingoplaidoyers auf der Hand. Herr Powers jedoch ist nicht gesonnen, dieselben sich vorzuhalten. Ja, selbst wo zu seinem eigenen Verdrusse diejenigen Ereignisse, die, sozusagen, unsere Einwendungen verkörpern, vor seinen Geist treten, wo er sich der Thatsache entsinnt, dafs es doch immerhin Leute giebt, die wenigstens die Hauptlinien der Volksethik zu einem System der Völkerethik erweitern möchten, wo er der Beispiele gedenkt, durch die man darthun könnte, dafs auch die jetzigen Regierungen sich nicht immer unterstehen, dem Völkerrechte alle und jede Realität abzusprechen, wie verhält er sich da? Welches ist seine Haltung angesichts jener Thatsachen, die als „Erscheinungen“ im Menschenleben den Lieblingserscheinungen dieses Kraftmenschen doch wohl nicht zu weichen brauchen? Ganz einfach. Er weigert sich, jene gutmütigen Leute ernsthaft zu nehmen, und erklärt die Verpflichtungen des Völkerrechts in Bausch und Bogen nahezu für Schwindel.

Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn ein Schriftsteller, der jedoch offenbar Ansprüche auf Wissenschaftlichkeit erhebt, sich geringschätzig über Logik äufsert, sobald er derselben auf einem Gebiete begegnet, wo sein blofs naturalistisches Denken sich nicht heimisch zu fühlen vermag. Es wäre für ihn besser gewesen, wenn er in jenem verhängnisvollen Momente sich des Wortes angelsächsischer Lebensweisheit erinnert hätte: „No workman ought to quarrel with his tools“. Sei es, dafs unsere Logik als ein Gerät zur Erkenntnis der Wahrheit nicht allen Anforderungen genüge; wer giebt uns ein besseres Hilfsmittel? Ja, selbst wer unter ihren Kritikern kann ihrer entraten, wo es gilt, seine hochweise Kritik zu belegen? Allerdings läfst sich bei einem Denker dieser Observanz jener Zank mit seinem Arbeitsgerät, so ungereimt derselbe sein mag, wohl erklären. Wer in unsern praktischen Werturteilen nichts weiter als „Erscheinungen“ findet, und zwar „Erscheinungen“ von sekundärem Interesse, „Erscheinungen“, die in dem universellen Daseinskampf blofs ein spät eintretendes Intermezzo bilden, „Erscheinungen“ kurz, denen jene Weltthatsache an Bedeutung meilenweit voransteht, der läfst sich leicht dazu verführen, auch die „Erscheinungen“ unsrer logischen Denkthätigkeit zu einem ähnlichen Intermezzo zu degradieren. „Ist unsre Logik“, könnte er da fragen, „nicht gleichfalls eine Frucht und zwar eine späte Frucht jener allgemeinen Lebensevolution, deren treibendes Motiv, deren Stachel, der Kampf ums Leben ist? Steht da nicht auch die Anerkennung ihrer Normen, als ab-

geleitete Erscheinung, dem primären Datum (dem „struggle for life“) bei weitem nach? Und geht deshalb nicht wiederum die Logik, geradeso wie auch Moral und Recht, keinen Schritt weiter, als ihre Füfse sie faktisch tragen? Ist nicht der Umfang auch ihres Gültigkeitsbezirks innerhalb jenes Entwicklungsstadiums beschränkt, das ihre Anerkennung thatsächlich als eine seiner speziellen Früchte zur Reife kommen sieht?“ Gewifs, so könnte man fragen; so könnte man, dem Faden der logischen Konsequenz nachgehend, den Wert derselben anzweifeln lernen, die Logik in ihrem eigenen Namen entseelen! Hier aber ist denn auch der Punkt erreicht, wo diese naturalistische Allweisheit, die nur von „Erscheinungen“ weifs, an dem völligen Unsinn ihres letzten Schlusses die Einseitigkeit ihrer Voraussetzung verrät. Hier ist der Augenblick, Powers und seine Genossen auf eine zweite geistige Haltung aufmerksam zu machen, die neben seinem Naturalismus, wo, aufser ursächlich verketteten „Erscheinungen“, sonst nichts der Mühe des Erkennens wert heifst, ja selbst vor diesem Naturalismus ihr gutes Recht bewahrt. Wir meinen diejenige Haltung des Geistes, die, weit entfernt, alles, was geschieht, einschliefslich eigener Erkenntnisse, eigener Urteile, nach aufsen zu projizieren und als Objekte in ihrer Kausalverknüpfung zu erfassen, jenes Eigene im Gegenteil, als Inneres erfafst und festhält, die sich Rechenschaft zu geben sucht von seiner Art, von seinem Sinne, und dann besonders die stillen Vorurteile kennen möchte, deren Wahrheit jener Sinn unweigerlich impliziert. Kurz: es ist an der Zeit, die Naturalisten daran zu mahnen, dafs es, aufser ihrer Beschreibung des Werdeganges der Dinge, auch noch so etwas, wie eine Kritik der Erkenntnis, giebt.

Der Erkenntniskritiker redet Herrn Powers also an: „Sie schmähen, lieber Herr, die Logik und spenden dagegen dem Kampfe ums Dasein Ihr überschwengliches Lob. Was, meinen Sie, giebt Ihnen das Recht dazu? Lassen Sie mich es Ihnen sagen, so heftig Sie dagegen sich sträuben mögen. Es ist ganz einfach die Überzeugung, der Glaube, das Vertrauen, dafs Ihre Beweisführung, womit Sie den besagten Schlufs begründeten, die Ihnen, so wie uns verfügbaren Data, in pünktlicherer Treue an die Normen der . . . Logik verarbeitet hat, als wer sonst etwas anderes lehren sollte. Da haben Sie denn, — wenn wir jetzt einmal jene Dinge nicht länger blofs im Lichte der Kausalität betrachten, sondern auch auf ihre Rechtmäfsigkeit prüfen, — da haben Sie, im Rechte der Logik auf die Führerrolle bei unserer Denkthätigkeit, das Urprimäre in Ihrer eigenen

Arbeit ergründet, dasjenige, ohne welches Ihre „primäre Thatsache“ (der Kampf ums Dasein) gar nicht einmal in Ihrer Sprache eine „Thatsache“ heifsen dürfte. Die Patagonier und die Kamtschadalen kennen wahrscheinlich diese Logik nur noch zum kleinsten Teil. Die Chamberlain und die Mac Kinley werden, so wie Sie, dieselbe verachten. Dennoch, so weit wir fehlerfrei zu denken wünschen, läfst diese Logik keinen von uns, am wenigsten einen Gebildeten unter ihren Verächtern, los. Sie handhabt ihre Autorität selbst über die, die sie nicht kennen oder schmähen, wie eine Königin, die weifs, dafs sie Anerkennung verdient, auch wo sie solche nicht findet, und die den Gewalthabern, sie seien Staaten oder Einzelne, die Energie der Mäfsigung zumutet, wenngleich thatsächlich ihre Macht sich in Despotenherrschaft auszutoben strebt.“

Die Frage: woher Powers die Berechtigung nahm, sich von dem, was er schrieb, überzeugt zu halten bringt ihn daher, mit seinen eigenen Schlufsfolgerungen in Widerspruch. Nicht weniger thut das eine zweite —: die Frage nach dem Zwecke seiner Schriftstellerei. Wozu schrieb er seinen Artikel? Wohl nicht lediglich, um sich gedruckt zu sehen? Gewifs auch, um zu überzeugen und damit die Politik seiner Landsleute zu beeinflussen. Was aber setzt nun wieder jener Zweck, diese Erwartung voraus? Zum Mindesten dieses: dafs Logik eine Macht ist. Es mag sonstige Mächte neben ihr geben, Mächte, die sie manchmal an Stärke der Überzeugungskraft überragen und folglich aufser Kraft setzen. Eine ganz und gar zu vernachlässigende Gröfse ist die Logik keinenfalls; denn, wäre sie das, was hätte da der Powers'sche Aufsatz zu bedeuten? Mit dieser einfachen Betrachtung glauben wir zugleich eine Modetheorie der Jetztzeit widerlegt zu haben, die auch im fraglichen „Plaidoyer“ Blatt für Blatt um die Ecke guckt: den Wahn, demzufolge Gedanken, Überzeugungsgründe, Lehrsätze kein eigenes Leben führen, eine eigene Macht nicht üben, sondern einzig die Bewufstseinskehrseite bilden an einem Prozefs, wo greifbare gesellschaftliche Notwendigkeiten, Machtverhältnisse, Betriebsformen die wirklich treibenden Kräfte sind. „In den dunklen Tiefen, wo blinde, elementare Mächte durcheinander wühlen, dort“ (also reden uns die Prediger dieses Wahnes seinen Hauptinhalt ein) „dort wird die Menschheitsgeschichte bestimmt gemacht. Die leuchtende Ideenoberfläche ist Luxuszugabe, Nebenprodukt und weiter nichts.“ Gewifs, indem wir gegen jene Unterschätzung der Ideen Protest erheben, geziemt es uns zugleich auch gegen die conträre Einseitigkeit uns zu verwahren. Wir sollen uns thunlichst hüten vor jener

Ideolatrie Hegelscher Observanz, welche sich die Weltgeschichte ausschliefslich durch die Triebfeder einer immanenten Dialektik fortbewegt dachte. Und traun: eine Zeit, wie unsere Gegenwart, ist wenig dazu angethan, uns im Ernste einer solchen Illusion auszusetzen. Wo die hehren Wappentiere gewisser „demokratischer“ Grofsmächte allmählich die Gestalt gemeiner Schackale und Aasvögel annehmen, da ist wohl die Gefahr nicht grofs, dafs wir unter den Triebfedern des Weltlaufs die materiellen Motive übersehen könnten. Doch, Verwahrung einlegen wollen wir nicht weniger gegen das andere Extrem: die Verkennung dieser Wahrheit, dafs jede „praktische“ Idee den Anstofs, den Anlauf zu einer Handlung bildet. Halbwahr und folglich eine halbe Lüge ist es, zu behaupten, dafs unser Bewufstsein unser ganzes Sein bestimme. Aber die umgekehrte Behauptung wäre gleichfalls eine halbe Lüge. Zwischen Bewufstsein und Sein, Denken und Thun findet im Menschheits- nicht weniger, als im Menschen-Leben, eine Wechselwirkung statt. Wer könnte bei einem unbefangenen Blick auf die Geschichte das leugnen? Wenn zum Beispiel die mittelalterliche Königsmacht ein Jahrtausend hindurch sich schwereren Prüfungen gewachsen gezeigt hat, als die waren, welche die Heldendynastieen des alten Griechenlands gestürzt hatten, wie sollte man da das machtvolle Nachwirken der monarchischen Idee verkennen, wie sie fünf Jahrhunderte römischen Imperatorentums den Völkern ins Herz gepflanzt haben mufsten? Und wenn Historiker des Völkerrechts[1] einstimmig einen Gewinn an Menschlichkeit in der Kriegsführung verzeichnen, so oft sie zwischen Tillys und Prinz Eugens Zeiten die Parallele ziehen, wem wäre es da zweifelhaft, ob nicht wenigstens ein Teil der Ehre der überzeugenden Logik de Groots[2] am Schlusse seines Hauptwerks gebührt?

Ein Cynismus, wie der Powers'sche (mit dieser Bemerkung machten wir den Anfang), enthält für uns eine zwiefache Warnung. Erstens mahnt er uns zur Vorsicht den Prinzipien gegenüber, von denen der Verfasser ausgeht. Zweitens aber weckt er in uns auch ein heilsames Mifstrauen hinsichtlich der Gesinnung, die sich in solcher Schriftstellerei verrät. Über

---

[1] Bernard, „Growth of the law of nations“ (Oxford-essays for 1856 pp. 100 seq.); Laurence, „The principles of international law“, sec. ed. p. 53.

[2] Hugo de Groot (Grotius 1583—1645) schrieb unter vielen andern hervorragenden Werken über Natur-, Staats- und Völkerrecht, die noch heute Autorität haben: „De jure belli et pacis“ (Paris 1625, deutsche Ausgabe von Kirchmann Berlin 1869/70).
Anm. d. Red.

die erste Warnung ist genug gesagt worden. Über die zweite noch ein Wort zum Schlufs.

Wir werden wohl daran thun, uns nicht der Illusion hinzugeben, dieser „wissenschaftliche“ Lobredner des Jingoismus sei in der Jetztzeit eine alleinstehende Erscheinung. Weit gefehlt! Maximen, wie die seinigen, erfüllen unsre geistige Atmosphäre. Dafür zeugen schon die mannigfachen Punkte, wo die Ideen dieses Amerikaners sich mit den Aphorismen Friedrich Nietzsches berühren, ein Zusammentreffen, das um so beredter wäre, falls Powers' Schweigen über seinen deutschen Gesinnungsgenossen uns zu dem Schlufs berechtigte, dafs dieser ihm unbekannt geblieben. Und in der That: unsere Zeit ist nicht dazu angethan, einer Lebensanschauung chauvinistischer Färbung neue Schwungkraft zu verleihen. Wo immer die politische Überflügelung des „liberalen“ Bürgertums von der Massendemokratie segensreiche Früchte gezeitigt haben möge, die Sache der Gerechtigkeit im Völkerleben hat keine Ursache, dieses Wandels froh zu sein [1].

Wir wollen der Mittelklasse keine hehren Tugenden nachrühmen. Sie war und ist nicht fehlerfrei. Allein in Sachen der internationalen Politik darf die Vergangenheit, wo die „Bourgeoisie“ tonangebend war, neben der Jetztzeit, wo die Masse der öffentlichen Meinung die Parole zu geben anfängt, sich ruhig sehen lassen. Wer die führenden Gedanken der heutigen internationalen Praxis mit denen aus den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts zusammenhält, kann sich dem Eindrucke nicht entziehen: jene Politik ist zusehends entgeistigt, materialisiert worden. Damals war das Nationalitätsprinzip die Losung: der Gedanke, dafs jede durch Stamm- und Sprachverwandtschaft gekennzeichnete Gruppe berechtigt sei, sich zur politischen Einheit zu krystallisieren. Gewifs, die hochtönenden Reden verdeckten manche gleisnerische Heuchelei. Dennoch war in den Gründen, womit jener Gedanke sich empfahl, in der Stimmung seiner Verfechter der Oberton eine uneigennützige Begeisterung für ideelle Güter. Man schwärmte für die eigenartige Aufgabe, die jeder Nation in der allgemein menschlichen Kulturarbeit zugemutet wurde. Man ereiferte sich für nationale Selbstbestimmung, das Hauptmittel, wodurch ein jedes Volk seinen eigenen „Geist“ ganz frei und ohne Schranken würde bethätigen können. Da halte man einmal mit jener verhältnismäfsig idealistischen Parole aus unserer

---

[1] Die Socialdemokratie verficht in erster Reihe die Abschaffung des Krieges und die „Verbrüderung der Völker“, und die Gewerkschaftsverbände der verschiedenen Länder unterstützen sich in den grofsen Lohnkämpfen. Anm. d. Red.

bürgerlichen Vergangenheit das Schlagwort jetziger internationaler Staatskunst: das Geschrei um Gründung neuer Kolonialreiche, zusammen. Es ist nichts Höheres, es will nichts Höheres sein, als eine Forderung der reinen Geldgier. Wer könnte ohne Lächeln von einer „Aufgabe“ der kolonisierenden Mächte reden? Wer wünschte ernsthaft, dass dieselben die Eingeborenen der occupierten Gebiete zu einem höheren Niveau des Kennens, Könnens und Wollens (des Glaubens lieber ganz zu schweigen!) emporheben sollen, sowie der ältere Bruder es mit dem jüngeren thut? Nein: Ausdehnung des Absatzgebietes für die heimische Industrie, Erhöhung des Gesamttonnenmafses der nationalen Schiffahrt, blos darauf — man gesteht es ganz offen — kommt es schliefslich an. Oder — noch ärger! — hierauf allein: einen Nachbarn an derselben Expansion zu hindern.

Und dem Kontrast der Theorieen entspricht der Gegensatz der Praxis. Noch im Jahre 1826 veranlafste die Tragödie zu Messolunghi Frankreich und Grofsbritannien zur thatkräftigen Stellungnahme zu Gunsten der Hellenen. Englands unverhüllte Sympathie war für die Gründer des Königreichs Italien eine keineswegs zu unterschätzende Stütze. Das fast einstimmige Mitleid der Franzosen mit den zertretenen Polen verführte Napoleon III. zu diplomatischen Schritten, die ihm die wertvolle Freundschaft des Zaren raubten. Jetzt aber, wo die Ungerechtigkeiten sich häufen, wo die Armenier zum mindesten eine nicht geringere Tyrannei erdulden, als ehemals die Hellenen, wo Boeren und Philippinos sich eines Unrechts zu erwehren haben, das alle österreichischen und bourbonistischen Gewaltthaten in Italien in den Schatten stellt, wo Rufsland wiederum ein Volk, das finnländische, zertritt, das sich ja viel mehr, als das polnische, seiner Selbständigkeit würdig zeigte! jetzt widmet das offizielle Europa jenen Angelegenheiten blofs die Aufmerksamkeit, die Wölfe und Geier einem blutigen Kampfe entgegenzubringen gewohnt sind. Wird vielleicht etwas für uns zu erhaschen sein? Nur darum scheinen die unbeteiligten Mächte sich zu kümmern. Dafs den verbrecherischen Regierungen seitens der breiten Masse ihrer eigenen Unterthanen nur eine winzige Opposition entgegentritt, dafs namentlich aus der so wundervoll organisierten Armee der britischen Arbeiterscharen anfangs blofs „the Independent Labour party“ und die Sozialisten gegen das offizielle „da capo“ des offiziösen „Jameson raid“ ihre Stimme erhoben haben, das erregt schon Ärger genug. Jedoch, wo möglich noch viel enttäuschender ist die Haltung besonders jener Neutralen, wo die Regierung in ihrer äufseren, kaum weniger, als in der inneren Politik, der öffentlichen

Meinung nicht zu trotzen wagen könnte, eine Haltung, der ein französischer Minister in den Worten Ausdruck gab, dafs Frankreich schon zu viel für andere gethan und fernerhin beabsichtige, nur seinen eigenen Interessen zu leben.

In einer solchen geistigen Atmosphäre ist das Emporschiefsen Darwinistischer Staatsphilosophie wohl erklärlich. Solange noch Länderraub und Völkerschacher in dem Halbdunkel ministerieller Kabinette zum Abschlufs kamen, liefs sich das träge öffentliche Gewissen durch mysteriöse Wichtigthuerei noch vielfach imponieren. Ein leise geflüsterter Hinweis auf heimliche Motive der Staatsklugheit genügte, es zu beschwichtigen. Seitdem aber die modernen Demokratieen auf räuberische Abenteuer ausgehen, macht sich das Bedürfnis nach einem Räuberkatechismus fühlbar, wo, unter grofsem Aufwand „naturwissenschaftlicher" Gründlichkeit, Infamieen, wie Amerikas Wortbruch den Philippinos gegenüber oder der Raubmord zweier Republiken in Süd-Afrika, beschönigt werden sollen. Anstatt ein Unikum zu sein, ist also das Powers'sche Lob der Gewaltthätigkeit im Völkerleben vielmehr ein Zeichen der Zeit, dessen Motive weniger glücklich freilich, als es der Amerikaner machte, schon häufig von andern vorgebracht sind. Und auf die räuberische Gesinnung, die ihr das Leben gab, wirkt jene Verherrlichung des Raubes natürlich stärkend zurück.

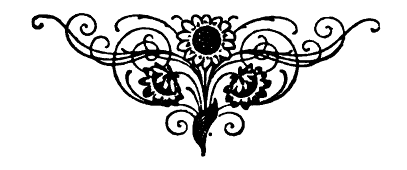
Werden die kleineren Völker das finstere Mahnwort beherzigen, das in dergleichen Äufserungen ihnen entgegenklingt? Werden sie thatsächlich den Beweis liefern, dafs sie den beschämenden Ernst jenes einzigen wahren Wortes im Powers'schen Aufsatz, sein „Wehe dem Schwächling", verstehen? Es fehlt nicht an günstigen Zeichen. Wir gedenken blofs im Vorübergehen der sympathischen Stimmen, die ab und zu die aufser dem „Konzerte" der Grofsmächte stehenden Nationen dazu auffordern, sich zu einer neuen kollektiven Grofsmacht zusammenzuschliefsen. So wohlgemeint jene Aufforderungen auch sein mögen, das Zukunftsideal, auf das sie hinweisen, liegt jedenfalls noch in sehr weiter Ferne. Ein andres glückliches Zeichen hat aktuelleren Wert. Es wird wohl nicht blofs ein holländisches Symptom sein, dafs die Unheilsbotschaften, die jüngst, gleich schnell aufeinander folgenden Donnerschlägen, die zivilisierte Welt aus der Fassung brachten, die Vergewaltigungen des Rechtsgefühls gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts (nennen wir die Namen: Dreyfus, Finnland, die Philippinen und Süd-Afrika) zum mindesten diesen Segen erwirkt haben: der naivoptimistischen Schlaffheit des nationalen Selbstbewufstseins, die man zum

Teil als eine Erbschaft des 48er Liberalismus bezeichnen könnte, ein jähes Ende zu bereiten. Etliche von uns hatten seit Jahr und Tag es unterlassen, sich ernsthaft Rechenschaft zu geben darüber: Was es auch für ein kleines Volk heifst, seiner Selbständigkeit würdig zu bleiben. Damit berühren wir ja die dunkelste Schattenseite einer gesicherten sozialen Ordnung mit Justiz und Polizei. Indem sie uns der Verteidigung unserer köstlichsten Güter enthebt, kann sie allmählich uns das Bewufstsein rauben, dafs wir doch schliefslich nur das, wofür wir ein Opfer zu bringen bereit sind, in der That zu behalten verdienen. Erklärt nicht auch das allein die zähe Lebenskraft des Zweikampfs? Man fühlt es tief im Herzen: es giebt Güter, (unsere eigene Ehre und diejenige unserer Weiber, Mütter, Töchter, Schwestern) so wertvoll und so höchst-persönlich zugleich, dafs es, um unsern Anspruch auf ihre dauernde Unversehrtheit zu erhärten, nicht genügt, einen Fremden um ihre Handhabung anzugehen. Hier thut der durch die That zu liefernde Beweis uns Not, dafs wir bereit sind, erforderlichenfalls selbst unser Leben für jene Güter einzusetzen. Nun denn: wenn dieses schon in einer Gesellschaft, wo Richter und Polizeidiener über unsere Rechte die Wache halten, von einigen äufserst kostbaren Gütern gilt, wie viel mehr mufs es da nicht in jener Staatengesellschaft gelten, die der Richter und der Polizeidiener entbehrt. Gewifs dürfen dort nur die Völker den Nachbarn Achtung vor ihrer Freiheit zumuten, die den Beweis erbringen, Selbstachtuug genug zu hegen, um, wenn es sein soll, jenes Kleinod bis aufs äufserste zu verteidigen, allen bösen Chancen zum Trotz. Dort, in der Völkerfamilie, sind blofs diejenigen Mitglieder des Lebens wert, die sich vor dem Tode nicht fürchten. Dort dürfen einzig solche ihr Wort mitreden, die, wo der Daseinskampf ihnen aufgebürdet wird, nicht fragen, ob es geht, sondern vielmehr sagen: „ob es geht oder nicht, es soll."

Lafst uns es nur gestehen, dafs viele von uns jene einfachen Wahrheiten während eines halben Jahrhunderts zum mindesten mifsachtet haben. Zu lange schlummerten sie fort im süfsen Wahne, als brauchte nur die ganze Christenheit vom König bis zum Bettler „liberal" zu werden, um für einmal und auf immer „die rohe Gewalt" aus der Geschichte hinauszuweisen. Da schofs ein Blitzstrahl auf Helsingfors nieder. Ein zweiter, kurz nachher, fiel auf Manilla. Ein dritter wieder etwas später auf Pretoria. Und dann kommen zuguterletzt die Powers und Konsorten, der Menschheit die Berechtigung, ja die Wohlthätigkeit jener zerstörenden Gewitterstürme „naturwissenschaftlich" zu erweisen. Sollte da nicht endlich selbst der

leibhaftige Kandide aus seinem vertrauensseligen Schlummer auffahren, den Schlaf sich aus den Augen reiben und sich zum ersten Mal in der Welt umsehen mit offenem Sinn auch für die düsteren Seiten ihrer wirklichen Beschaffenheit?

Das also ist am Ende der Segen, den wir von unserer Auseinandersetzung mit einem Denker Powers'schen Schlages heimbringen können, dafs er mit seinem „Vae effoeminatis" uns Bürgern kleiner Länder eine Entnüchterung bereitet, wodurch „in unserem Innern ein festerer Geist erneuert wird". Wir meinen jenen Geist, der auch für Völker das bedeutungsvolle Wort geschrieben erachtet: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht; der Übel gröfstes aber ist die Schuld." Den Geist, der weifs und fühlt, dafs, was immer wahr sein möge am Powers'schen Konzept einer „constructiven aggression", es jedenfalls im Leben eines Volkes etwas geben mufs, wie „constructive defence". Den Geist, der einsieht und bekennt, dafs es in der Geschichte Niederlagen gegeben hat (Thermopylae, St. Jakob, ja, fügen wir nur ruhig Paardeberg hinzu), wodurch die Völker, die sie erlitten, wie im Feuer zusammengeschweifst wurden, dafs aber der Lohn der nationalen Niedertracht auf ewig kein anderer sein kann, als der nationale Tod. Den Geist kurzum, der thöricht genug ist vor den Menschen, doch, hoffen wir, weise genug vor Gott, um dem Schicksal des lebendigen Hundes das Loos des toten Löwen vorzuziehen. Wenn dieser Geist von Powers in uns gestärkt würde, so könnten wir uns schliefslich mit einem Worte des Dankes von ihm verabschieden.



Finnische Textilornamentik.

(Mit 23 Illustrationen auf 5 Tafeln.)

Von

J. J. Tikkanen.



I.

Die ethnographische Forschung der letzten Jahrzehnte hat uns das Vorhandensein, einer finnischen Volkskunst nachgewiesen, die bei den Karelen — jenen selben Karelen, denen wir die Kalevala verdanken — blühte und noch heute wenigstens in entfernteren Gegenden besteht. Es handelt sich hier allerdings nicht um Bilder aus der Natur und dem Leben, noch um Darstellungen des Ideals, nicht um eine Kunst in gewöhnlichem Sinne, eine Kunst, die nie und nirgends von dem eigentlichen Volke mit Erfolg geübt worden ist. Nur im Ornament kann der Schönheitstrieb desselben einen in seiner Art vollendeten Ausdruck finden, und es ist der Tribut, den das finnische Volk dem unübersehbaren dekorativen Formenschatz der Nationen geliefert hat, der in dem Folgenden beleuchtet werden soll.

Es giebt namentlich zwei verschiedene Arten von Kunstfleifs, worin die Karelen Vortreffliches geleistet haben, einerseits in der weiblichen Handarbeit, der Textilkunst, und zwar hauptsächlich in der Stickerei, und andererseits in der Holzschneidekunst, der Handarbeit der Männer.

Da es nicht gut möglich ist, diese beiden Kunstarten gleichzeitig zu besprechen, wenden wir uns hier den Stickmustern zu, den einzigen Erzeugnissen karelischer weiblicher Handarbeit, die einigermafsen vollständig

und nach wissenschaftlichen Grundsätzen herausgegeben worden sind[1]. Sie wurden gleich den alten finnischen Heldengesängen noch in letzter Stunde für die Nachwelt gerettet, denn im karelischen Volksstamm sind sie im Begriff, vollständig zu verschwinden, ebenso wie überhaupt die volkstümliche Textilkunst in den wenigen Teilen von Europa, wo sie bis auf unsere Tage ausgeübt worden ist.

Indessen ist diese Art des ländlichen Kunstfleifses keineswegs ausschliefslich karelisch. Technik und Muster derselben finden sich auch bei andern Stämmen der finnisch-ugrischen Völkergruppe, weshalb man sie eine Rassenkunst nennen und als besonderes Erb' und Eigentum dieser Stämme ansehen möchte. Eine Grundlage für vergleichende Studien auf dem Gebiete finnischer Textilornamentik in weiterem Sinne hat uns Dr. Heikel in seinem Prachtwerk über die Trachten und Muster der Mordvinen geliefert[2].

Hinsichtlich der Formenschönheit dürften die karelischen und mordvinischen Muster den besten geometrischen volkstümlichen Mustern zur Seite gestellt werden können. Inwiefern dasselbe auch vom Kolorit gilt, liefse sich nur durch einen unmittelbaren Vergleich zwischen den Originalmustern entscheiden. Nach verschiedenen Abbildungen zu urteilen, scheinen die Erzeugnisse des ländlichen Kunstfleifses in Skånen, die in jüngster Zeit auch aufserhalb Schwedens ein berechtigtes Aufsehen erregt haben, den Vorzug einer lebhafteren und gesättigteren Farbenwirkung zu haben. Die Beschränkung auf hauptsächlich abstrakt geometrische und dabei beinahe ausschliefslich geradlinige Figuren verleiht allerdings der karelisch-mordvinischen Ornamentik eine gewisse Einförmigkeit. Um so bewundernswerter aber ist die Abwechselung, die sich innerhalb dieser engen Grenzen geltend macht. Die geschmackvollsten Muster und die feinsten Farbenkombinationen dürften sich unter den karelischen Stickereien finden; in Erfindungsreichtum aber, sowie in Mannigfaltigkeit der Stickereimethoden und in dem Ausnützen der rein technischen Wirkungsmittel erscheinen die Mordvinerinnen ihren karelischen Schwestern überlegen zu sein. Während (besonders in einigen Gegenden in Karelen) diese letzteren sich öfters mit

---

[1] Th. Schwindt, Suomalaisia koristeita. I. Ompelukoristeita. — Finnische Ornamente. I. Stickornamente. Suomalaisen kirjallisunden seura. Helsingissä 1894—1895.

[2] Axel O. Heikel, Mordvalaisten pukuja ja kuoseja. — Trachten und Muster der Mordvinen. Suomalais-ugrilainen seura. — Helsinki 1896—1899.

den bequemen, künstlerisch unbedeutenden Stickarten, wie Kreuz- und Quadratstichen, begnügen, legen die ersteren ein so grofses Gewicht auf die Stichbehandlung, dafs das Muster in ihren Arbeiten bisweilen gänzlich fehlt, und die künstlerische Wirkung durch die verschiedene Richtung der dichtaneinandergereihten Fäden erzielt wird. Ein durchgängiger Vorzug beider ist, dafs das Muster dem Platz, dem Material und der Technik in stilgemäfser Weise angepafst wird. Wie bei vielen andern Naturvölkern findet man nämlich auch bei den Karelen und ihren Verwandten an der Wolga einen volkstümlichen Kunstsinn, der sich im Verlauf von Jahrhunderten ausgebildet und sich von Generation auf Generation vererbt hat. Denn das Volk selber ist es, kann man sagen, das sich durch seine namenlosen Künstler seine Kunst erschafft.

Namenlos aber sind sie nur in dem Sinne, dafs wir sie weder kennen, noch nach ihnen fragen, und dafs ihre Namen in keinem Geschichtswerk verzeichnet sind. In ihrem eigenen Kreise aber waren sie bekannt genug und setzten ihre Ehre darein, neue Muster zu finden. Dieses wird ausdrücklich von Dr. Heikel bestätigt, der erzählt, dafs die mordvinischen Frauen nicht nur einander Muster entleihen, sondern bewufst neue Ideen suchen, z. B. in den Figuren in morsch gewordenem Eise. Dieses klingt ja recht eigentümlich; irre ich mich aber nicht, hat Leonardo da Vinci die Künstler aufgefordert zu ähnlichem Zwecke die Flecken und Ritzen zerfallener Mauern zu beobachten! Diesem Erfindungstriebe verdanken die mordvinischen Muster ihre grofse Verschiedenartigkeit, während andererseits die Tradition, welche der Erfindung die Richtung giebt und ihre Freiheit beschränkt, ihnen allen ein gemeinsames Gepräge verleiht. Dr. Heikel weist nach, dafs sich unter den Mordvinen verschiedene Überlieferungen geltend machen, nicht nur unter den beiden sprachlich verschiedenen Hauptgruppen derselben, den Erzanen und Mokschanen, sondern auch auf einzelnen örtlichen Gebieten, ja sogar innerhalb verschiedener Dörfer, die ihre bestimmten, traditionell vererbten Eigentümlichkeiten, sowohl in betreff der Muster, als des technischen Verfahrens besitzen. Ein vollkommen gleichartiges Zerfallen der Volkstradition in Lokaltraditionen hat man, aufser in anderen Gegenden der Welt, auch in Karelen und Skånen gefunden, wo nicht nur einzelne Muster und Farbenkombinationen, sondern auch das technische Verfahren örtlich begrenzt ist.

Man glaube nämlich nur ja nicht, dafs die volkstümlichen Muster, wo sie immer herkommen, und wie sonderbar sie uns auch erscheinen mögen,

willkürlich erfunden seien, und dafs sie ihre Form einem zufälligen, planlosen Suchen, einer plötzlichen Eingebung, dem mehr oder weniger glücklichen Einfall eines einzelnen Menschen verdanken. Haben wir doch mit eigenen Augen gesehen, mit wie viel Schwierigkeiten unsere Zeit zu kämpfen hatte, wo es galt, einen neuen Stil für den höheren Kunstfleifs hervorzubringen. Noch viel weniger aber, als der gebildete Künstler, ist der Künstler aus dem Volke im stande, sich von dem Geschmacke seiner Umgebung, d. h. von der vom Volke mit zäher Ausdauer festgehaltenen Tradition zu befreien und etwas vollkommen Neues zu erfinden. Das Volk ist sich dessen vielleicht selber bewufst, dafs sein Musterschatz teilweise „sehr alt“ ist, teilweise auch von andern Gegenden, sogar von Nachbarvölkern geliehen ist. Was es aber nicht weifs, ist, dafs sein ganzes Mustersystem, wie auch ein grofser Teil seiner Ornamenttypen vielleicht uralt ist, dafs es sich im Laufe von Jahrhunderten allmählich entwickelt hat, dafs einzelne seiner Motive Jahrtausende lang bestanden haben und Ländern entstammen, von denen es sich nie hat träumen lassen.

Die ältesten erhaltenen mordvinischen Stickereien stammen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Die karelischen Muster aber können wir bis in einen noch weit entlegeneren Zeitraum verfolgen. In den Jahren 1885 bis 1888 fand nämlich Dr. Schwindt in der Gegend von Kexholm beim Ausgraben verschiedener aus der letzten Periode des Heidentums stammender Gräber, aufser mehreren, durch ihre Verzierungsart höchst interessanten Arbeiten von Metall und Baumrinde, auch Überreste von Wollengeweben, deren Ornamente wir teilweise in den modernen karelischen Leinenstickereien wiederfinden (vergl. Taf. V, Fig. 16). Das Eigentümliche an diesen alten Mustern ist, dafs sie weder genäht noch gewebt sind, sondern aus kleinen, auf das Zeug befestigten oder darin eingefädelten, metallenen Ringen oder Spiralröhren zusammengesetzt sind. Zahlreiche Funde aus dem sogenannten späteren Eisenalter beweisen, dafs diese Verzierungsart bei den finnischen Stämmen zu beiden Seiten des finnischen Meerbusens gebräuchlich war; bei den Finnen in Ingermanland hat sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Die meisten der gefundenen Stoffreste weisen indessen andre, der eigentümlichen Technik besonders angepafste Ornamentformen auf, weshalb es bis auf weiteres unmöglich ist, die Entwicklung der karelischen Stickereimuster in diesen alten Zeiten zu beurteilen. Dieselben Mustermotive aber, wie die in den alten karelischen Gräbern, sehen wir auch in gleichzeitigen Funden aus Livland. Sie bestehen hauptsächlich aus eigentümlichen

Varianten des Hakenkreuzes, die ich sonst nirgends anders, als in den karelischen und mordvinischen und in den (mit den finnischen nahe verwandten) lettischen Volksmustern gefunden habe.

Aufser diesen direkten Beweisen für das Alter unserer zwei Gruppen von Stickereimustern giebt es aber andere Umstände, die uns noch weiter in die Vergangenheit zu führen scheinen. Ich will hier gleich hervorheben, dafs diese Muster selber von einem gemeinsamen Ursprunge Zeugnis tragen. Denn erstens sind alle bei den Karelen vorkommenden Arten von Kunststickerei auch bei den Mordvinen bekannt, die aufserdem noch andere, bei den Karelen ungebräuchliche Techniken benutzen. Zweitens bildet das streng geometrische Mustersystem der Karelen auch eine zahlreiche Gruppe bei den Mordvinen. Drittens sind eine Menge der einzelnen Motive, ja sogar gewisse charakteristische Zusammenstellungen bei den beiden Völkern genau dieselben. Schliefslich sind die Muster und Motivtypen beider mit Namen versehen, und zwar sind diese Namen zum Teil identisch, jedenfalls gleichartig, und bezeichnen teilweise dieselben oder doch verwandte Formen.

Die wesentlichste Übereinstimmung dieser Muster findet sich schon, wie gesagt, in dem technischen Verfahren. Unter den mannigfachen Arten weiblichen Kunstfleifses ist, sowohl bei den Karelen, als bei den Mordvinen, die Stickerei, die bei weitem wichtigste und verbreitetste. Das Muster wird mit einfarbiger, in solchem Falle meistens blauer oder roter, noch öfter aber mit verschiedenfarbiger Stickwolle, meistens auf ungefärbte Leinwand genäht. Eine ebenso wichtige Übereinstimmung finden wir in der Verwendung von beinahe nur geradlinigen geometrischen Figuren. Die Karelen ziehen jedoch geschlossene Vierecke, „Höfe" und „Zäune" vor, die Mordvinen dagegen strahlenförmige, kreuzähnliche Figuren. Eigentümlich, besonders für die Muster der erzanischen Mordviner, sind gewisse, reich entwickelte, mit einfachen Fäden genähte, gitterartige Zusammenstellungen gerader Linien (vergl. Taf. III, Fig. 7), die in Karelen nicht vorkommen. Die Mordvinen sind, wie schon gesagt, weit selbständiger in der Erfindung, während die Karelen meistens an dem wahrscheinlich ursprünglichen Schema der Quadrate und Rhomben festhalten.

Zu den interessantesten Umständen, die zur Beurteilung der gegenseitigen Verwandtschaft der karelischen und mordvinischen Muster dienen können, gehören die Namen, mit denen die beiden Völker ihre Muster benennen, und die ihrerseits zeigen, welchen Wert sie selbst ihrer Kunst beimessen.

Dr. Heikel giebt uns leider nur wenige mordvinische Beispiele; um so reichhaltiger aber ist die karelische Verzeichnung Dr. Schwindts. Diese Namen bezeichnen entweder den Ort oder die Gegend, wo die Muster herstammen — z. B. Rautu, Sorttala, Walamo, Olonetz, Russland, Estland —, oder auch die Erfinderin desselben, wovon wir nur ein Beispiel, den russischen Namen Tatjana, haben, oder schliefslich den Gegenstand, den die Figur vorstellen oder dem sie wenigstens ähnlich sein soll; so finden wir z. B. Kreuze, Kirchen, Kesselträger, Kohlhackeisen, Butterstösseln, Siebböden, Feuerstähle, Schlüsselbärte, Ankerarme, Äpfel, Tannenbäume, Tieraugen, Fuchsschnauzen, Froschköpfe, Bienenfüfse, Hühnerzehen, „Baumkletterer“, Menschenbilder, ja sogar Weltbilder. Bald ist der Name recht treffend, bald wiederum willkürlich, nur nach einer entfernten Ähnlichkeit gewählt. In dem Menschenbilde lassen sich Kopf und Rumpf unterscheiden. diesem letzteren ist aber unten nochmals ein Kopf angehängt, wogegen von Armen und Beinen nur rudimentäre oder gar keine Spuren zu sehen sind. Das Weltbild (Taf. IV, Fig. 14) ist ein mit Ornamenten ausgefülltes, kurzarmiges Kreuz, das wahrscheinlich, ähnlich wie bei den Indianern Nordamerikas, die vier Himmelsgegenden oder die vier Hauptwinde vorstellen soll. Hierin liegt ja ohne Zweifel eine Art von Symbolismus.

Stassoff[1] berichtet, dafs auch die russischen Bauern ihre Stickereimuster mit ähnlichen Namen, wie die karelischen und mordvinischen, benennen. Wie weit sich aber diese Ähnlichkeit erstreckt, läfst sich nicht aus den wenigen Beispielen, die er uns mitteilt, schliefsen. Neben Motiven ganz anderer Art, wie z. B. naiv stilisierten Nachbildungen von Kirchen, Menschen, Tieren und Pflanzen, finden wir unter den genannten Mustern eine zahlreiche Gruppe, die derjenigen, die uns hier zunächst beschäftigt, vollkommen ähnlich ist, nur dafs sie ärmer an Motiven ist und sich in der Regel durch einfarbige, meistens rote Stickwolle kennzeichnet. Nun stellt sich von selber die Frage ein, ob vielleicht sowohl Karelen, als Mordviner den Russen ihre Muster verdanken. Verschiedene Umstände sprechen indessen dafür, dafs das Gegenteil der Fall ist, wie auch Stassoff ganz bestimmt annimmt. Die betreffenden Muster gehören nämlich zu den Trachten der finnischen Stämme, und verschwinden nun allmählich mit denselben. Ihr rein geometrischer Charakter scheint auch mit der Verschlossenheit des finnischen Volkscharakters im Einklange zu stehen, wie

---

[1] L'ornement national russe, 1872.

andererseits die Naturmotive mit der lebhaften Offenheit des russischen Charakters gut übereinstimmen. Mit dieser Offenheit hing übrigens von jeher eine grofse Empfänglichkeit für fremde Einflüsse zusammen, auch dieses ein Gegensatz zu dem in sich gekehrten Konservatismus der Finnen. Während sowohl die Karelen, wie die Mordvinen, obwohl Jahrhunderte lang von ihren russischen Nachbarn abhängig, sich für die nationell russische Ornamentart: Blumen, Vögel, Sirenen, Pferde, Menschengestalten u. s. w. sehr wenig empfänglich erwiesen, haben sie mit zäher Beharrlichkeit an der andern Mustergattung festgehalten und dieselbe zur gröfsten Mannigfaltigkeit entwickelt. Es ist ja auch nicht anzunehmen, dafs zwei einander so vollkommen entgegengesetzte Ornamentsysteme, wie es die Naturmotive und die geradlinigen, geometrischen Figuren sind, in derselben Technik von einem und demselben Volke stammen könnten. Schliefslich mag auch erwähnt werden, dafs, Dr. Heikels Angaben gemäfs, die mordvinischen Mädchen wegen ihrer Fertigkeit in der Musterstickerei in den russischen Klöstern sehr gesucht sind.

Wir haben oben die Musterstickerei als eine finnisch-ugrische Rassenkunst bezeichnet, weil ähnliche oder nahe verwandte Muster auch bei andern Stämmen dieser Völkergruppe zahlreich vorkommen. Den Magyaren scheinen dieselben freilich fremd zu sein; denn ihre Stickereien tragen ein gänzlich verschiedenes Gepräge, sowohl was die technische Behandlungsweise, als auch die Motive anlangt, zu welchen letzteren die Ideen dem Pflanzenreiche entliehen sind[1]. Um so deutlicher aber läfst sich die Verwandtschaft mit den finnischen Mustern in den Stickereien eines andern ugrischen Volkes spüren, nämlich der auf den fernen sibirischen Tundren nomadisierenden Ostjaken (vergl. z. B. Taf. VI, Fig. 17). In den historischen Sammlungen des finnländischen Staates wird ein ostjakisches Gewand aufbewahrt, dessen in Quadratstichen ausgeführte Ornamente den Mustern der Karelen so täuschend ähnlich sind, dafs man sie beim ersten Blick diesem Volke zuschreiben möchte. Andere ostjakische Muster von auffallend finnischem Charakter hat C. v. Pulszky in seinem Bilderwerke „Ornamente der Hausindustrie Ungarns" veröffentlicht. Unter den Wolgafinnen findet man eine ähnliche Ornamentik auch bei den Tscheremissen (vergl. Taf. I, Fig. 2), unter den Westfinnen auch bei den Esten.

Da wir noch eine ziemlich unvollständige Kenntnis von der Verbreitung

---

[1] Huszka: Magyarische Ornamentik, deutsche Übersetzung 1900.

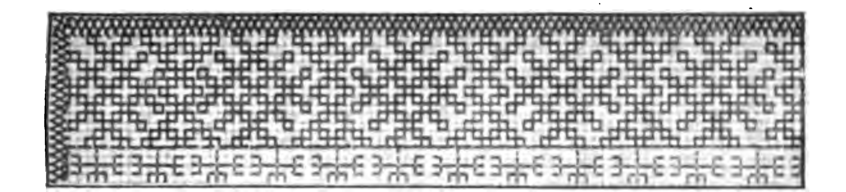


Fig. 1. Karelische Borte.



Fig. 2. Tscheremissische Borte.

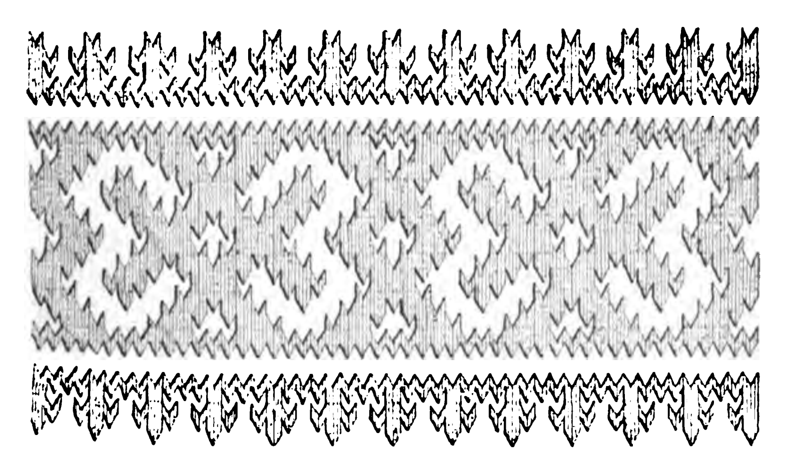


Fig. 3. Borte von einem wollenen karelischen Handschuh.

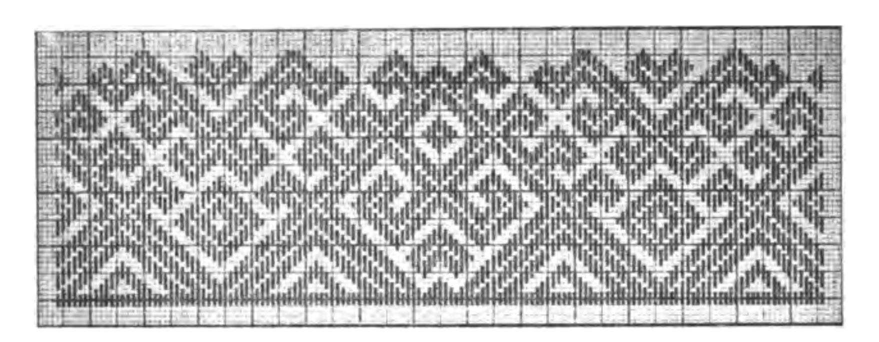


Fig. 4. Mordvinische Borte.

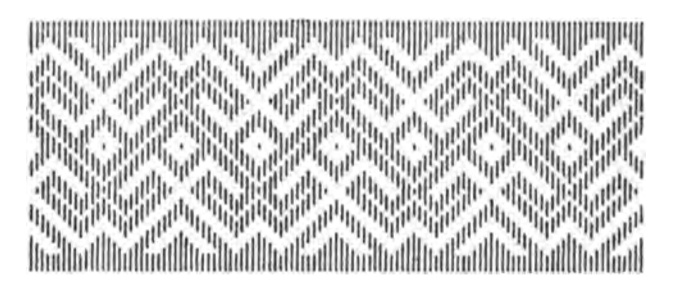


Fig. 5. Karelische Borte.

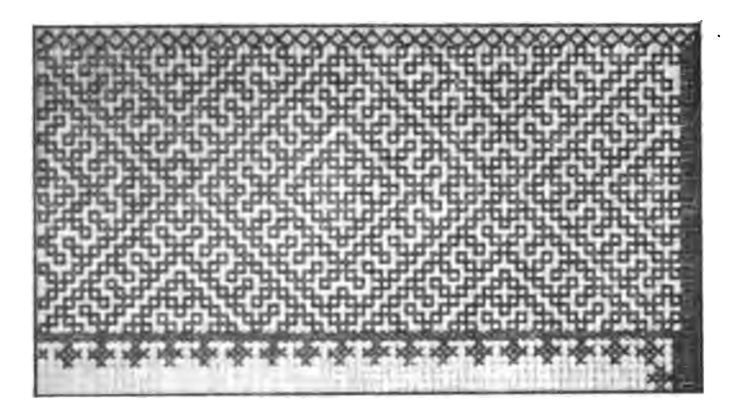


Fig. 6. Karelische Borte.

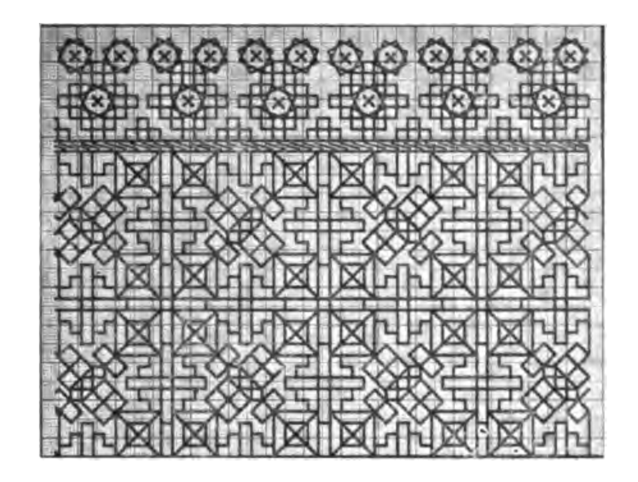


Fig. 7. Mordvinisches Muster.



Fig. 8. Karelisches Muster.



Fig. 9. Tscheremissisches Muster.



Fig. 10. Ostjakisches Muster.



Fig. 11. Mordvinisches Muster. (Mitte d. XVIII. Jahrh.).



Fig. 12. Karelisches Muster.

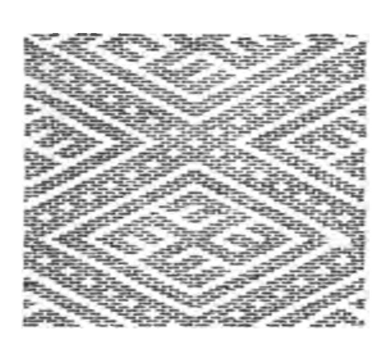


Fig. 13. Karelisches Muster.

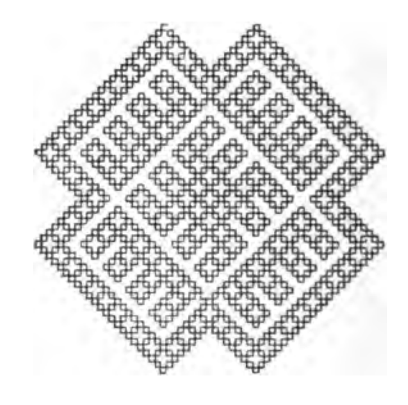


Fig. 14. Karelisches Motiv.

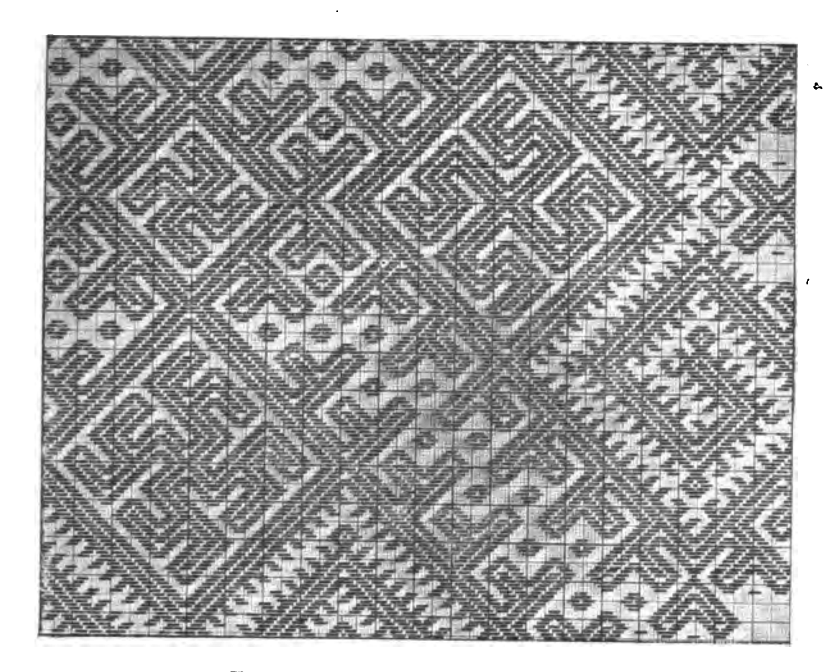


Fig. 15. Mordvinisches Muster.

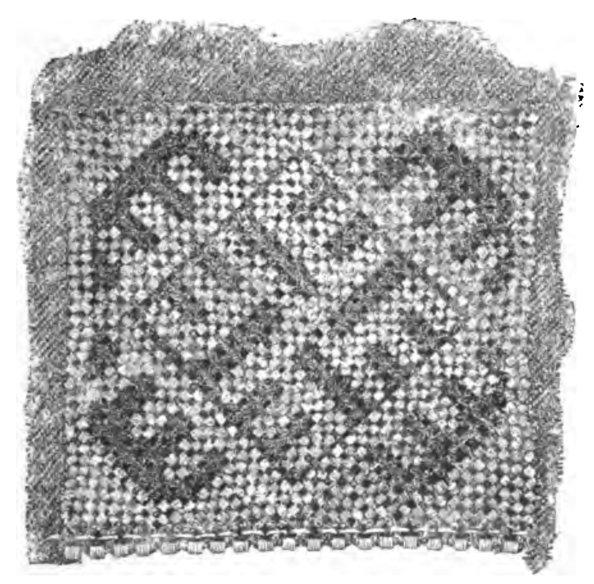


Fig. 16. Altkarelisches Muster (etwa XIII. Jahrh.).

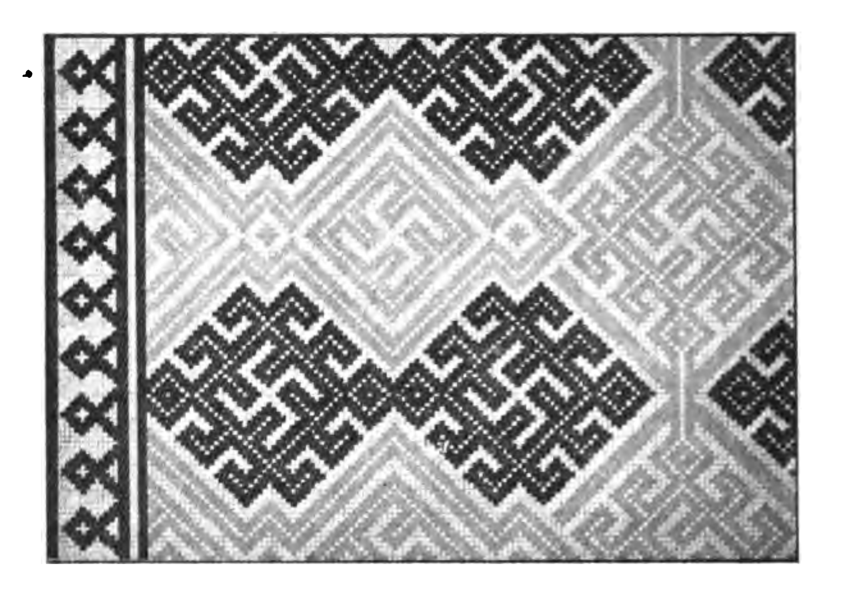


Fig. 17. Ostjakisches Muster.



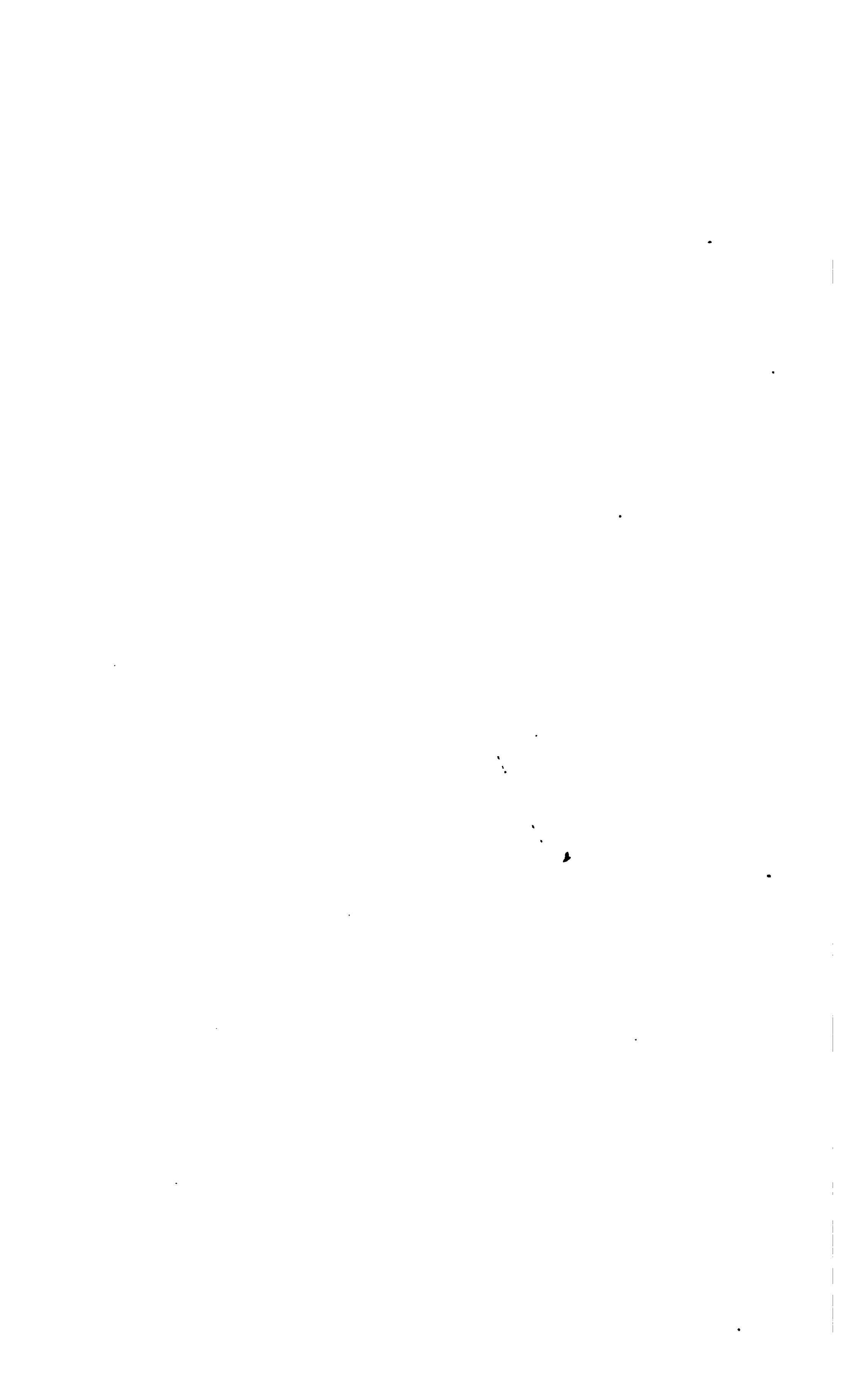
Fig. 18. Tscheremissisches Muster.



Fig. 19—21. Karelische Muster.

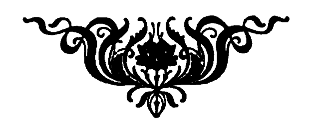


Fig. 22 u. 23. Karelische Muster.



der finnischen Stickereiornamentik unter den verwandten Völkerstämmen besitzen, müssen wir uns zunächst auf die allgemeine Bemerkung beschränken, dafs sowohl die Muster der Tscheremissen, wie die der Ostjaken, ebenso wie die der Mordvinen und der Karelen je eine besondere Gruppe bilden, ohne jedoch ihre Verwandtschaft mit dem finnischen Urtypus zu verleugnen, vielmehr mit Beibehaltung mehrerer gemeinsamer Motive. Den ostmordvinischen und tscheremissischen Mustern ist die Vorliebe für strahlenförmig auslaufende Kreuze gemeinsam. Die Figuren der letztgenannten bekommen aber durch eine reichere Verzweigung ein pflanzenähnliches Aussehen, was ihnen einen orientalischen Anstrich verleiht (vergl. z. B. Taf. VI, Fig. 18). Thatsächlich waren die Tscheremissen einem stärkeren asiatischen Einflusse, als andere finnische Stämme, ausgesetzt. Es ist jedenfalls überraschend, unter ihren Mustern dieselbe Borte wiederzufinden, die den orientalischen Fufsteppich auf Holbeins berühmtem Madonnabilde vom Jahre 1526 ziert. Schliefslich mufs noch erwähnt werden, dafs die Perlenstickerei eine den Ostjaken, Tscheremissen und Mordvinen gemeinsame Kunst ist.

Wie ist nun eine solche technische und formelle Ähnlichkeit in der Kunst verwandter, aber weit von einander ansässiger Völkerstämme zu erklären, eine Ähnlichkeit, die weit gröfser zu sein scheint, als die Übereinstimmung der Sprachen? Seit tausendfünfhundert Jahren haben Karelen und Wolgafinnen kaum irgend welche Berührung mit einander gehabt, und unabsehbar scheinen die Zeiten, wo die Finnen zuletzt mit ihren entfernten sibirischen Verwandten in Verkehr gestanden hätten. Sollten vielleicht diese Muster der Urzeit entstammen, wo diese Stämme noch Nachbarvölker waren? Schon eine solche Frage stellen, scheint kühn genug, sie beantworten wollen, wäre gegenwärtig eine Vermessenheit.



Studentenleben in Finnland.

Von

Civis.

Mitte September, wenn der Wind mit dem welken Laube auf der Esplanade spielt und der Sammlungsschrei der fortziehenden Kraniche die Luft durchschneidet, beginnen die Studenten nach Helsingfors zu ziehen, um ihre Studien wieder zu beginnen. Vier Monate haben sie draufsen auf dem Lande verbracht und sich ausgeruht, gefaulenzt und Gesundheit und Kräfte gesammelt in unschuldsvollem Vergessen aller Lockungen der Wissenschaft. Nun tauchen sie überall mit ihren weifsen Mützen auf, schlendern ohne besonderes Ziel auf den Strafsen umher, drücken alten Bekannten die Hände und zerbrechen sich den Kopf, wie sie am besten ihre Studien beginnen sollen.

Wenn ein richtiger Helsingforser einer solchen Schar auf der Esplanadenstrafse im Centrum der Stadt begegnet, leuchtet sein Gesicht auf, als träfe er alte Freunde, und wenn die Jungen ihn respektwidrig im Rinnstein gehen lassen, wenn er vorbeikommen will, flucht er nur ganz, ganz wenig. Denn für ihn gehören die Studenten zum Bilde von Helsingfors — diese Auffassung lebt in ihm seit alten Zeiten — und darum hat seine geliebte Stadt erst nun ihr rechtes, saisonmäfsiges Aussehen bekommen.

Aber die jungen Leute bekommen bald genug davon, das schlechte Pflaster der Strafsen zu treten, und wenn sie festgestellt haben, dafs die Stadt und die Menschen ganz unverändert sind, beginnen sie, sich ernsten Dingen zu widmen. Die Studien kommen in Gang, die Vorlesungen und Übungen beginnen. Mit der ganzen im Sommer angesammelten Kraft

faſst man den schönen Entschluſs, fleiſsig und „solid“ zu sein und studiert ganz wild . . . . wenigstens die ersten Wochen.

Die Wege, die zu den Höhen der Wissenschaft führen, sind wohl überall ziemlich gleich, sodaſs sie hier nicht dargestellt zu werden brauchen; aber mehr Interesse wird vielleicht das eigentliche „Studentenleben“ erregen, da dieses überall seine Eigenart hat.

Es entwickelt sich hauptsächlich in den „Verbänden“ (die früher „Nationen“ [„Landsmannschaften“] genannt wurden). Schon seit der Begründung der finnländischen Universität vor mehr als zweieinhalb Jahrhunderten, haben diese Verbände dort bestanden und sind noch immer wirksam und lebenskräftig. Je nach seinem Geburtsort schreibt sich der neue Student bei einem der sechs Verbände ein. Hier findet er seine nächsten Landsleute und ältere Kameraden. Einmal wöchentlich kommt jeder Verband zu einer Versammlung zusammen, die von einem vom Verbande gewählten Kurator — einem Dozenten oder älteren Verbandsmitglied — geleitet wird. Die Fragen, die da behandelt werden, sind verschiedener Art: teils ökonomische Fragen, besonders über die Verwaltung des Leih- und Stipendienfonds (die meisten Verbände haben solche), teils Disziplinarsachen, denn die Verbände haben durch die Universitätsstatuten ausgedehnte Gerichtsbarkeit über ihre Mitglieder erhalten; teils werden allgemeine Fragen verschiedener Art diskutiert: litterarische, künstlerische, philosophische und soziale.

Aber die Verbände beschränken sich nicht auf solche bloſsen Diskussionen. Sie haben auf ihrem Programm auch Arbeiten, die zu positiveren Resultaten führen. So haben sie lange Zeit ein ethnographisches Museum aufrecht erhalten, für das die Studenten Sammlungen machten und dessen Verwaltung ebenfalls von ihnen besorgt wurde. Auch als es Staatsinstitut wurde, haben einige Verbände ihre Thätigkeit dafür fortgesetzt. Durch sie ist ein bedeutendes volkloristisches und ethnographisches Material gesammelt und teils durch sie, teils durch passende Personen und Vereine bearbeitet und herausgegeben worden. Ferner haben einige Verbände Enquêten über Sprach- und Ansiedelungsverhältnisse in ihrer Heimat veranstaltet, auch „Albums“ litterarischer und populärwissenschaftlicher Studien herausgegeben.

Aber noch wichtiger ist ihre Thätigkeit für die Volksaufklärung. Der rasche Aufschwung, den diese Bewegung in Finnland in den letzten zwanzig Jahren genommen hat, ist wesentlich ihr Verdienst. Mit dem Enthusiasmus

der Jugend haben sie diese ihre Ideen in Umlauf zu setzen gesucht; meistens haben sie dann die von ihnen in Gang gebrachten Unternehmen nach einiger Zeit besonders dafür gestifteten Vereinen oder Gesellschaften übergeben, die sich ganz dieser Arbeit widmen konnten und daher gröfsere Autorität und umfangreichere Thätigkeit, als die Studenten, auszuüben vermochten. Aber sie haben immer wieder neue Gebiete gefunden, auf denen sie ihre Initiative bethätigen können.

In der ersten Zeit dieser Bewegung war eine der Hauptsorgen, eine geeignete Litteratur für das Volk zu schaffen; etwas später fingen die Studenten an, Elementarkurse, besonders für die Bevölkerung der Städte, einzurichten. Als dann andere Institute dies übernahmen, widmeten die Verbände eine Zeit lang ihre Arbeit der Errichtung von Volkshochschulen. In jüngster Zeit sind während der Wintermonate Fortbildungskurse auf dem Lande für Schüler angeordnet worden, die eine Volksschule durchgemacht haben.

Durch den Streit über die schwedische und finnische Sprache war das Interesse für Volksbildung mächtig emporgeblüht: es begann ein Wetteifer zwischen beiden Parteien und besonders wurden die Bemühungen den Bezirken zwischen den beiden Sprachgebieten zugewendet, wo oft Konflikte bei den Versuchen, die eine oder andere Sprache zu verbreiten oder zu erhalten, entstanden. Aber noch lebhafter wurde die Volksbildungsthätigkeit durch die russischen Unterdrückungsversuche. Allen war es klar, dafs die Erhöhung der Volksaufklärung eine starke Waffe gegen die Russifizierung war, und alle Kräfte wurden daher auf dieses Ziel gerichtet. Die gegenseitigen Anfeindungen hörten auf, und beide Parteien vereinigten sich zum gemeinsamen Wirken.

Die Hauptbedeutung liegt jedoch bei der Volksbildungsarbeit der Studentenverbände weniger in der Verbreitung von Kenntnissen, als vielmehr in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, dem Vertrauen, das hierdurch zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten gebildet wird. Das hat sich besonders unter den gegenwärtigen Verhältnissen vielmals deutlich gezeigt. —

Aber das Leben in den Studentenverbänden beschränkt sich nicht nur auf diese ernste Thätigkeit. Den offiziellen Versammlungen folgt geselliges Beisammensein, wo die Zügel der geordneten Diskussion fortgeworfen werden und man nach Herzenslust plaudern kann und wo ungestörte Freude herrscht. Hierbei werden Kameradschaftsverhältnisse und Freund-

schaftsbande geknüpft, die dann für das Leben währen. Auch ältere und jüngere Verbandsmitglieder treffen sich dort in vertraulichem Verkehr, wodurch die ständige Fortdauer des Verbandslebens erhalten und das Gemeinsamkeitsgefühl erzeugt wird, das die notwendige Bedingung für die Erfüllung ihrer Aufgabe ist. Nur dies kann ihnen die Kräfte verleihen, die für diese grofsen Unternehmungen erforderlich sind, nur dies den Verbänden die erzieherische Bedeutung geben, die ein wichtiger Teil ihrer Aufgabe ist. Dafs sie wirklich alle Erwartungen erfüllt haben, scheint am besten daraus hervorzugehen, dafs infolge ihrer so grofsen Disziplinarmacht über ihre Mitglieder seit lange keine andere Behörde Veranlassung gehabt hat, einzugreifen.

Eine Veränderung im Verbandsleben ist in den letzten Jahren durch den wachsenden Hinzutritt weiblicher Studenten verursacht. Die erste Studentin wurde 1870 bei der Universität eingeschrieben, aber erst seit etwa 1890 begann ein stärkeres Hinzuströmen. Jetzt beläuft sich ihre Zahl auf fast 400 (die Gesamtzahl der bei der Universität eingeschriebenen Studenten beträgt gegenwärtig 2500). Lange Zeit nahmen die Studentinnen eine Ausnahmestellung ein, da sie nicht offiziell in die Verbände aufgenommen wurden; sie wurden aber bald zu den Versammlungen zugelassen und jetzt sind sie völlig gleichgestellt mit den männlichen Mitgliedern. Von mehreren Seiten wurde ihrem Beitritt mit wenig freundlichen Augen entgegengesehen. Man fürchtete eine Schwächung des Kameradschaftsgeistes in den Verbänden; aber diese Besorgnis erwies sich als unbegründet, wenigstens im grofsen Ganzen. Dennoch sind gewisse Veränderungen eingetreten. Es war natürlich, dafs das neue Element nicht ohne weiteres in den Kameradenkreis aufgenommen werden konnte. Es gab da alte Traditionen, mit denen gebrochen werden mufste, alte Anschauungen, die besiegt werden mufsten, und das konnte nicht mit einem Schlage vor sich gehen. Wie alle Wandlungen, erforderte es Zeit. Andererseits mufsten auch die weiblichen Studenten sich an manches gewöhnen, was vielleicht nicht ganz mit ihren bisherigen Anschauungen übereinstimmte. Es war ein gegenseitiger Anpassungsprozefs erforderlich, der noch nicht auf allen Gebieten abgeschlossen ist. Die meisten Veränderungen sind Verbesserungen: viel Rohheit und Brutalität, die noch als Reste aus lange verschwundenen Zeiten der Bachusverehrung in dem Studentenleben übrig waren, sind nun daraus verschwunden, sodafs es nicht allzusehr darauf ankommt, dafs auch Gutes vielleicht mit draufgegangen ist.

Jeder Verband hat seinen Festtag, den er gewöhnlich an dem Geburtstag einer für ihn bedeutsamen Person feiert. Diese Jahresfeste sind die grofsen Ereignisse im Verbandsleben. Da versammeln sich frühere und gegenwärtige Mitglieder; es werden die Ehrenmitglieder der Verbände eingeladen und Personen, denen sie aus irgend einem Grunde eine Ehrung erweisen wollen. Und da werden in den Reden Zukunftshoffnungen der Jungen ausgesprochen und Erinnerungen an das Vergangene erweckt, „Hochs" auf das Vaterland und die Heimat ausgebracht. Die Älteren künden ihnen, zu welchen Resultaten sie gekommen und was sie gewirkt haben, was besonders in erregten Zeiten von Bedeutung ist, da es auf die jungen Studenten beruhigend und tröstend wirkt, die Gedanken der Leiter des Volkes kennenzulernen, und diese bekommen wieder einen Einblick in die Gefühle und Gedanken des jungen Geschlechts, das einmal ihr Nachfolger werden soll.

Die Verbände sind den höheren Universitätsbehörden gegenüber fast völlig unabhängig. Die Disziplinarmacht ist schon erwähnt; aber auch sonst können sie ihre Angelegenheiten selbständig ohne Einmischung höherer Autoritäten ordnen. Zwar hat jeder Verband einen „Inspektor" — stets ein Professor — dem die „Oberaufsicht" über den Verband übertragen ist; aber dieser hat keine Art von Polizeiaufsicht über die unter den Studenten herrschenden Ideen auszuüben; sondern es hat sich die Praxis ausgebildet, dafs die Studentenverbände selbst ihre Inspektoren wählen, da zwischen diesen und den Verbänden ein reger Verkehr und meist völlige Übereinstimmung in wichtigen Fragen besteht. Dafs der Inspektor oft zu den Versammlungen kommt, um sie zu leiten, wird stets mit lebhafter Zustimmung begrüfst und seinen Aussprüchen bei der Diskussion die gröfste Bedeutung beigelegt. Dieses Vertrauen hat oft drohende Konflikte zwischen den Studenten und den höheren Autoritäten verhindert. —

Die Studentenverbände sind Zentralherde des Studentenlebens; aber die gesamte Studentenschaft bildet eine Korporation, die ein paar Mal im Jahre zu allgemeinen Versammlungen zusammenkommen. Auch in äufserer Weise kommt diese Vereinigung in dem „Studentenhause" zum Ausdruck, das das finnländische Volk der Studentenschaft geschenkt hat — „spei suae patria dedit", steht mit goldenen Buchstaben auf der Façade. Während mehrerer Jahrzehnte wurde das Geld auf verschiedene Arten gesammelt; Gaben flossen reichlich ein, und 1870 war der Bau fertig. Es sollte ein

Heim für die Jugend werden, die zu dem, wie man schon damals meinte, von Versuchungen erfüllten Grofsstadtleben der Hauptstadt hinkam, wo das Kameradschaftsgefühl gebildet und entwickelt wurde, Bekanntschaften angeknüpft wurden u. s. w.

Das waren schöne, helle Zukunftsträume, und der warme Sonnenschein der Hoffnungen fiel in vollen Strömen über das neue Haus bei seiner Einweihung. Dafs es damit ging, wie mit so vielem anderen, dafs sie nur teilweise verwirklicht wurden, das ist allerdings wahr. Der Raum erwies sich bald, trotz mehrerer Anbauten, als zu klein, und ein Verband hat auf seine Kosten ein eigenes Haus errichtet. Aber das „Studentenhaus" bildet doch ein Vereinigungsband unter den Studenten: es werden hier noch alle Jahresfeste gefeiert, die meisten Verbände halten da ihre Versammlungen ab und die allgemeinen Versammlungen der Studentenschaft finden darin statt.

Das sind die grofsen politischen Ereignisse in der Studentenwelt. In den Tagen des Sprachstreites über das Vorrecht der schwedischen oder der finnischen Sprache, in den achtziger und Anfang der neunziger Jahre, wurden hier die wildesten und heifsesten Fehden ausgefochten. Jede Frage wurde damals zur Sprachenparteifrage gemacht. Die Agitation wurde mit grofsem Eifer betrieben und die Leidenschaften in jeder erdenklichen Weise entflammt, sodafs bei den Versammlungen der ganze Saal von einer streitlustigen, erregten Jugend erfüllt war, die mit deutlichen Ausdrücken ihrer Billigung oder Mifsbilligung nicht sparten. Oft erstickte der schwache Laut der Präsidentenglocke in diesem allgemeinen Sturm. Allmählich wurde die Majorität der finnischen Partei gröfser und das Interesse der Gegenpartei erschlaffte. Immer weniger gelang es den Parteiführern, ihre Scharen hinzulocken. (Gegenwärtig ist das Verhältnis der schwedischsprachlichen zu den finnisch-sprachlichen in der Studentenschaft ungefähr 3:4.)

Seit der politische Horizont nach Rufsland hin sich verdunkelt hat sind die Studentenparteien, wie die politischen, versöhnlicher geworden, obgleich die alte Leidenschaftlichkeit noch bisweilen auflodern kann.

Der gröfste Festtag der Studenten ist der 1. Mai zur Feier der Frühlingsfreude. Sie versammeln sich morgens um 8 Uhr vor dem Studentenhause, weifse, mit einer goldenen Lyra geschmückte Mützen auf dem Kopf, das einzige, übrigens nicht vorschriftsmäfsige, studentische Abzeichen, das an diesem Tage zum ersten Male nach dem Winter getragen wird. Jeder

hat einen Straufs aus Rosen oder Frühlingsblumen. Dann ziehen sie nach den Parkanlagen in der Nähe der Stadt hinaus, die Schweden zum „Kaisaniemi“, die Finnen zum „Tiergarten“ — ein Versuch vor einigen Jahren, das Fest gemeinsam zu feiern, erwies sich als nicht durchführbar. Oft liegt noch Schnee auf den Feldern, das Wasser der Buchten ist noch mit grauem, durchlöchertem Eise bedeckt, die Bäume haben nur einen leichten grünen Schimmer. Bisweilen fallen kalte weifse Flocken über die Frühlingsstimmung; aber sie bricht immer wieder jubelnd hervor, und die frischen Studentengesänge künden von lachender Maisonne, wie nebelig und grau auch alles erscheint. Später am Tage, wenn die Sänger müde und heiser geworden, zerstreuen sich die Studenten über die ganze Stadt, in die ihre weifsen Mützen neues Leben bringen, und niemals ruht über ihr eine solche Jugendstimmung und solcher Optimismus, wie an diesem Tage. Der Frühling kommt spät zu uns, desto herzlicher ist unsere Huldigung.

Ist das Maifest eins der Lebensfreude, so giebt es auch ein hochfeierliches, ernstes: das der Promotion, eine uralte akademische Feier, die schon im 17. Jahrhundert in Schweden und Finnland begangen wurde und jetzt ungefähr jedes vierte Jahr gefeiert wird. Durch sie erhalten die Glücklichen, die die erste Stufe auf der Wanderung zu den Höhen der Wissenschaft erstiegen haben, den philosophischen Magister- oder Doktorgrad. Ende Mai versammeln sich die Teilnehmer in dem bald ganz gefüllten grofsen Saal der Universität: die Honoratioren (höhere Beamte und die Universitätslehrer), ferner Angehörige der Studenten aus den verschiedenen Teilen des Landes und schliefslich in weifsen Kleidern mit grofsen Sträufsen in frohem, jugendlichem Farbenkontrast zu den dunklen Uniformen und Fracks der Honoratioren, die Damen der Magister und Doktoren. Denn die Hauptfeierlichkeit bei der Promotion ist die Austeilung des Symbols der Gelehrsamkeit, des Lorbeerkranzes an die Magister, und damit jedem dieser Kranz so lieb ist, wie er es ihm sein soll, wählt jeder Promovend unter seinen Bekannten eine junge Dame, deren schöne Hände den Kranz für ihn winden. Paarweise unter den Tönen der Musik und dem gespannten Flüstern der Menge stellen sich die Kandidaten um das Katheder, um das einige Lorbeerbäume als Symbole des Parnasses stehen. Der Promotor, ein Professor, hält eine längere Rede, die nur mit erzwungener Geduld angehört wird, der Primus der Kandidaten hält einen noch gelehrteren Vortrag, und dann tritt einer der Promovenden nach dem anderen zum Promotor vor, der den Lorbeerkranz auf seinen Scheitel setzt

und einen Ring an seinen Finger steckt unter feierlichen Klängen der Musik und stolzem Schwellen der Herzen der Angehörigen.

Wenn alle Magister bekränzt sind, folgt die Promotion der Doktoren. Diese hochgelahrten Herren erhalten einen Hut und einen Degen. Es folgen noch einige Reden, und dann zieht die Schar hinaus aus dem Saale zur Kirche, wo die Promovierten die Kühle geniefsen und die müden Glieder ruhen nach der mehrere Stunden dauernden Ceremonie, indem sie die Predigt anhören.

Damit ist der feierliche Teil beendigt. Es wird sowohl an den Tagen vorher, als nachher getafelt; es werden Ausfahrten gemacht und schliefslich wird getanzt, wobei denn all' der Staub der Gelehrsamkeit, der sich über die Geister gelagert, davonwirbelt.

Vielleicht findet man, dafs dies alles wenig für den heiligen Ernst der Wissenschaft pafst; aber diese Promotionsfeier hat noch feste Wurzeln in der öffentlichen Meinung; sie ist ein Überbleibsel früherer Zeiten, das mit Ehrfurcht betrachtet wird, eine von den wenigen alten schönen Traditionen, die sich in unserer nüchternen Zeit erhalten haben. Und darum ruht darüber noch ein poetischer Schimmer, vor dem die kalte Kritik das Haupt senken mufs. —

Wenn die Studenten in der gegenwärtigen Lage sich auch mit den politischen Tagesfragen beschäftigen und Stellung dazu nehmen, so spielen sie jetzt doch nicht die politische Rolle, wie in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, besonders um 1848, wo die Studenten auch bei uns eine die Aufmerksamkeit erregende Stellung einnahmen; denn es herrschte damals eine Erschlaffung im politischen Leben und die kleinen Verhältnisse bewirkten, dafs eine Korporation, wie die Studentenschaft, schon durch ihre Zahl von gewisser Bedeutung war. Auch bewiesen die höchsten Behörden ihnen gegenüber eine Wachsamkeit, die fast lächerlich ist. Als einmal etwa zehn Studenten sich auf einem Ball bei dem Vicekanzler der Universität, ihrem höchsten Leiter, mit dem man unzufrieden war, nicht einfanden, hätte dies beinahe zur Schliefsung der Universität geführt.

Und Anfang 1850 wurden die Verbände, um dadurch das Gemeinsamkeitsgefühl in der Studentenschaft zu vermindern, aufgelöst, was jedoch nicht das gewünschte Resultat hatte; denn sie setzten alle, anfangs im Geheimen, ihre Thätigkeit fort, bis sie Ende 1860 wieder gesetzlich bestätigt wurden. Aber da herrschten unter der Regierung Alexander II. freiere Strömungen im Lande und das konstitutionelle Leben

erwachte wieder, sodafs die Studenten nicht mehr in demselben Grade, wie früher, das Centrum aller idealen Bestrebungen waren. Ein reiches Leben spriefste auch neben ihnen auf, und sie nahmen jetzt mit Eifer und Interesse selbst am Leben draufsen teil. Dagegen haben sie sich nicht auf Demonstrationen bei den Ereignissen der letzten Zeit eingelassen, da sie wohl einsahen, dafs der Generalgouverneur nichts sehnlicher wünschte, als Gelegenheit zum Eingreifen zu bekommen.

Auch haben immer die obersten Behörden, sogar wiederholentlich die Thronfolger in ihrer Eigenschaft als Universitätskanzler, ihre höchste Anerkennung und Zufriedenheit mit der Haltung der Studenten ausgesprochen. Vor einigen Jahren sprach der damalige Rektor in einer offiziellen Rede vom Recht und der Pflicht der Studenten, sich mit sozialen und politischen Fragen bekannt zu machen und sie zu diskutieren, und dafs sie hierbei eine grofse Mission zu erfüllen hätten. Die Universitätsbehörden haben niemals versucht, der Freiheit der Studenten in dieser Hinsicht Fesseln anzulegen, woher stets gesunde Ansichten unter den Studenten geherrscht haben und niemals revolutionäre oder nihilistische Strömungen entstanden sind. Freilich scheint sich auch hier der neue Geist der Unterdrückung geltend zu machen, da der gegenwärtig stellvertretende Kanzler v. Plehwe neulich dem Rektor anempfohlen, eine genauere Kontrolle über die Volksbildungsarbeit der Studenten zu üben. Auch hat man gerade in allerletzter Zeit einige, nach russischer Ansicht verdächtige Professoren ihrer Stellung als Inspektoren der Verbände enthoben, was natürlich sehr viel Unwillen bei den Studenten erregt hat.

Aber das politische Interesse können reaktionäre Gebote in ihnen nicht töten und werden sie Gelegenheit finden, es auch in Thaten zum Ausdruck kommen zu lassen.

Wenn die Studenten Finnlands auch nicht träumen, dafs sie in der Zukunft auf wissenschaftlichem Gebiet den Wettkampf mit dem, was die an Hilfsmitteln soviel reicheren grofsen Kulturländer leisten, aufzunehmen im Stande sind, können sie doch wenigstens hier daheim ihren Beitrag zur Erhaltung und zum Fortschritt der Kultur dadurch liefern, dafs sie, nach Vermögen, für ihres Landes Entwicklung und Freiheit arbeiten.



Aus den Februar- und Märztagen des schwarzen Jahres.

Von

Z. Konrad.

1. Der Staatsstreich und seine Wirkung.

Sonnabend, den 18. Februar 1899, bot der Senatsplatz zu Helsingfors vormittags ein ungewöhnliches Bild dar. Schweigende Menschengruppen drängten sich vor dem Gebäude des Senats. Man sprach kaum, flüsterte höchstens. Man blickte zur „Senatsburg“ hinauf, scheu und feierlich, wie zu den Fenstern eines Hauses, in dem ein grofser und geliebter Toter aufgebahrt liegt.

Was wollten diese Menschen? Diese Frage hätten sie wohl selber nicht beantworten können. Sie hatten nur das dunkle Gefühl, dafs in diesem Hause an diesem Tage das Schicksal ihres Landes entschieden wurde. Die Eingeweihten unter ihnen wufsten aber folgendes: Der Generalgouverneur Bobrikoff war am Morgen des 15. Februar von einer Reise nach St. Petersburg zurückgekehrt und hatte ein Manifest des Kaisers, das er noch am Vormittag desselben Tages dem Prokurator und dem Vizevorsitzenden des Senats vorlas, mitgebracht. Nach diesem Manifest und den dazu gehörigen „Grundbestimmungen“ sollten Fragen, die nach der Ansicht des Kaisers ein sog. „Reichsinteresse“ berührten, nicht nach finnländischem Gesetz, sondern in einer eigens dafür vorgeschriebenen Weise behandelt werden. Dafs damit die vom Kaiser beschworene Verfassung des Landes so gut wie aufgehoben oder zum mindesten in Frage gestellt war, leuchtete jedem sofort ein.

Noch am Abend desselben Tages war das Manifest den übrigen Senatoren mitgeteilt worden. Donnerstag, den 16., hatte die erste nicht offizielle Sitzung des Senats stattgefunden, und hatten sich dabei äufserst abweichende Ansichten darüber geltend gemacht, ob sich der Senat zu einer Promulgierung dieser einen offenbaren Rechtsbruch enthaltenden Urkunde verstehen sollte oder nicht. Freitag, den 17., war der Senat zu einer zweiten nicht offiziellen Sitzung zusammengetreten, und hierbei war eine Probeabstimmung veranstaltet worden, die 15 Stimmen für und 5 Stimmen gegen eine unmittelbare Promulgierung des Manifestes ergab.

Diese ängstliche Haltung des Senats hatte zur Folge gehabt, dafs man in aller Eile eine allgemeine Bürgerversammlung in den Festsaal des Athenäums berief und hier Deputationen wählte, welche am folgenden Morgen die einzelnen Senatoren aufsuchen und ihnen mitteilen sollten, dafs die öffentliche Meinung einstimmig gegen eine Promulgierung sei. An demselben Abend versammelte sich der Senat zum dritten Mal zu einer privaten Beratung.

Am Sonnabend, dem 18., besuchten früh morgens die am vorhergehenden Tage ausersehenen Deputationen die Senatoren, und in einer vierten nicht offiziellen Sitzung des Senats teilte der Prokurator des Senats mit, dafs er, falls eine Promulgierung beschlossen würde, gegen einen derartigen Beschlufs eine Reservation einlegen würde. Man schritt zu einer zweiten Probeabstimmung: sie ergab das überraschende Resultat von 12 Stimmen gegen und 8 Stimmen für die Promulgierung.

Zwischen 12 und 3 Uhr erfolgte endlich die entscheidende offizielle Sitzung, der die schweigende Menschenmenge auf dem Senatsplatz bis zu Ende entgegengeharrt hätte, wenn sie nicht von der Polizei aufgefordert worden wäre, auseinander zu gehen. Die Abstimmung ergab nun 11 Stimmen für und 9 gegen die Promulgierung. Infolgedessen diktierte der Prokurator seine Reservation zu Protokoll. Unmittelbar darauf erklärte ein Senator, dafs er durch die vom Prokurator angeführten Gründe überzeugt worden sei und infolgedessen nunmehr gegen die Promulgierung stimme. Das endgültige Ergebnis war also 10 gegen 10 Stimmen. Laut Reglement entschied die Stimme des Vizevorsitzenden, und dieser hatte für die Promulgierung gestimmt. Am Abend desselben Tages wufste das ganze Land von dem vom Monarchen begangenen und von der einheimischen Regierung sanktionierten Rechtsbruch.

Allerdings gab man noch nicht alle Hoffnung verloren. Man hielt den

Monarchen für hintergangen, man gab sich dem Glauben hin, er werde, sobald er über den rechten Sachverhalt aufgeklärt worden, die ungesetzliche Urkunde rückgängig machen oder für nichtig erklären. Das hatten frühere Kaiser in ähnlichen Fällen gethan. An der Wort- und Verfassungstreue eines Kaisers wollte man nicht zweifeln.

Zum Kaiser! ward plötzlich die Losung, und wie ein Lauffeuer verbreitete sie sich im ganzen Lande. Aber wie? Auf welche Weise? Durch wen? Am Montag, dem 20., hatten sich Deputationen aus dem Senat und dem Landtage nach St. Petersburg begeben; das wufste man. Aber man hatte das Gefühl, dafs das nicht genügte, dafs etwas anderes geschehen mufste, wodurch die Stimme des ganzen Volkes unmittelbar zum Ohr des Monarchen dränge. Der rechte Weg würde sich schon finden. Und der ausgestreute Samen fiel auf fruchtbaren Boden. Noch im Verlauf des Montags beschlofs man, an demselben Abend eine Bürgerversammlung im Athenäum abzuhalten.

2. Die Vorbereitung des Protestes.

Selten hat man wohl eine Versammlung von mehr als fünfhundert Menschen so pünktlich eröffnen können, und selten sind wohl fünfhundert Menschen so schnell in ihrem Beschlufs einig geworden. Man mufs hierbei in Betracht ziehen, dafs in Finnland zwei Sprachenparteien, die schwedische und die finnische, in scharfem Kampf um die Macht einander gegenüberstehen; angesichts des bedrohten Vaterlandes vergafs man aber der inneren Zwistigkeiten, und die noch Tags vorher bittere Feinde gewesen waren, schlossen sich nun zu gemeinsamem Schutz und Trutz fest aneinander. Die Versammlung beschlofs, dafs ein Komitee eingesetzt werden sollte, das den Auftrag erhielt, die Frage zu prüfen und zu entscheiden, ob und in welcher Weise dem Volke die Möglichkeit gegeben werden könnte, sich in dieser Frage Gehör zu verschaffen.

Das aus zwölf Personen bestehende Komitee hielt seine erste Sitzung am Dienstagabend, dem 21. Februar, ab, bei welcher Gelegenheit mehrere Mitglieder desselben sich zum ersten Mal sahen. Keiner von ihnen hatte jemals eine Bewegung dieser Art mitgemacht, so dafs es an jeglicher Erfahrung fehlte, in welcher Weise der dem Komitee gewordene Auftrag am praktischsten auszuführen sei. Darum war aber auch niemand in der Lage, all die mannigfaltigen Schwierigkeiten nachzuweisen und zu berechnen, auf die man bei der Ausführung des weitausschauenden Unternehmens ohne

Zweifel stofsen mufste, sondern alle waren von demselben Glauben erfüllt, die Hindernisse überwinden zu können, und von demselben Eifer beseelt, dem Volk die Möglichkeit zu bereiten, zu zeigen, was eine Nation thun kann, wenn ihre teuersten Interessen auf dem Spiele stehen.

In der Hauptsache war deshalb auch keine Meinungsverschiedenheit vorhanden: das finnländische Volk sollte sich selbst unmittelbar mit einer Adresse an den Kaiser wenden, worin es um die Aufhebung des verfassungswidrigen Manifestes bat, und diese Adresse sollte von einer Massendeputation, die aus je einem Vertreter sämtlicher fünfhundert Gemeinden des Landes bestand, dem Kaiser persönlich überreicht werden. Diesem Plan stellte sich aber schon in der ersten Sitzung des Komitees ein scheinbar unübersteigbares Hindernis entgegen. Man hatte nämlich aus Petersburg die Nachricht erhalten, der Kaiser beabsichtige sich mit seiner Familie nach Nizza zu begeben, um dort ein paar Monate zuzubringen. Gegen den von einigen Komiteemitgliedern vorgeschlagenen Ausweg, in solchem Fall alle fünfhundert Mann nach Nizza zu schicken, wandten andere ein, dafs es dem Komitee schwierig fallen dürfte, die dazu erforderlichen Geldmittel aufzubringen. Einer von ihnen war nämlich auf Grund einer ungefähren Berechnung zu dem Ergebnis gekommen, dafs für eine derartige Reise 200—250 000 Finn. Mark zusammengebracht werden müfsten. Da aber dasselbe Mitglied zugleich sich anheischig machte, von Cooks Reisebureau in London auf telegraphischem Wege genaue und bestimmte Angaben darüber zu verschaffen, wie viel die Reise per Extrazug von Stettin nach Nizza, ein fünftägiger Aufenthalt daselbst nebst Rückreise kosten würden, und da mehrere Mitglieder des Komitees erklärten, sie seien fest überzeugt davon, dafs die nötige Summe aufgebracht werden könne, so erhielten drei Mitglieder des Komitees den Auftrag, bis zur nächsten Sitzung am folgenden Tage die nötige Garantie für alle möglichen Kosten zu beschaffen.

Die erste Sitzung des Komitees dauerte bis halb 12 Uhr nachts, weshalb der Finanzausschufs erst jetzt daran gehen konnte, die Garantiezeichnungen zu sammeln. Die drei Mitglieder desselben begaben sich direkt in die Speisesäle des Hotels „Societetshuset". Der erste, dem die Liste vorgelegt wurde, zeichnete 10 000 Mark und versprach aufserdem, mit dem ersten Zuge am folgenden Morgen nach Tammerfors zu fahren, um von dort Garantieen zu verschaffen. Zwanzig Minuten später waren weitere 40 000 Mark gezeichnet, um 12 Uhr am folgenden Tage war

die Summe auf 220 000 Mark gestiegen, drei Stunden später traf ein Telegramm aus Tammerfors ein: „Siebzig Säcke voll“, und um 7 Uhr abends, als das Komitee sich wieder versammelte, konnte der Finanzausschufs demselben mitteilen, dafs der gezeichnete Garantiefond 460 000 Mark betrug. Wenn eine Million nötig gewesen wäre, hätte ohne Zweifel eine Million binnen achtundvierzig Stunden aufgebracht werden können. Das Komitee konnte ohne alle Sorgen um die finanzielle Seite der Sache an seine Aufgabe schreiten.

Für die mannigfaltigen praktischen Mafsregeln wurde ein besonderer Ausschufs gewählt, und ein anderer erhielt den Auftrag, den Wortlaut der zu unterzeichnenden Adresse festzustellen, sowie einen kurzen erläuternden Vortrag auszuarbeiten, der von den Sammlern der Unterschriften vorgelesen werden sollte oder ihnen sonst nötigenfalls zur Richtschnur dienen konnte. Die Einwohner jeder Gemeinde sollten zu einem bestimmten Tage — dem 5. März — zu allgemeiner Versammlung berufen werden, und bei dieser Gelegenheit die Unterzeichnung der Adresse erfolgen. Zur Unterzeichnung sollten nur schreibkundige, wohlbeleumdete und erwachsene Personen zugelassen werden. Spätestens den 13. März — am Todestage Kaiser Alexanders — sollten sämtliche Vertreter der Gemeinden mit den Adressen sich in Helsingfors versammeln.

Die erste praktische Schwierigkeit bot die Frage dar, wie man alle notwendigen Nachrichten und Mitteilungen im Lande verbreiten sollte. Um ein Mifslingen des Unternehmens zu verhindern, mufste es möglichst geheim gehalten werden. Den Telegraphen durfte man infolgedessen nicht anwenden; der Post mifstraute man. Es blieb nichts anderes übrig: man mufste Boten im Lande umhersenden, die persönlich für die Sache wirken sollten. Sobald dieser Beschlufs in den eingeweihten Kreisen bekannt geworden, meldeten sich sofort einige hundert Personen, die sich bereit erklärten, diese Botendienste zu versehen. Eine zweite Schwierigkeit bereitete die Vervielfältigung der nötigen Schriftstücke. An Druckereien konnte man sich nicht wenden, da diese ohne die Genehmigung des zuständigen Censors nichts aus ihren Offizinen ausliefern dürfen. Man war also auf Handarbeit angewiesen. Sofort stellten sich über hundert junge Männer und Frauen aus den besten Kreisen der Hauptstadt dem Komitee zur Verfügung und arbeiteten eine Woche lang abwechselnd Tag und Nacht. Mit gröfserer Begeisterung und Opferwilligkeit ward selten eine Idee erfafst. Der Generalgouverneur hatte an die europäische Presse telegraphieren

lassen: „Alle vernünftigen Leute in Finnland sind mit dem Manifest zufrieden". Jetzt hiefs es, nicht nur dieses Telegramm Lügen strafen, sondern zugleich der Anschauung des Volkes einen solchen Ausdruck zu verleihen, dafs sie durch keine Unwahrheiten verunstaltet werden konnte.

Freitag, den 24., waren alle Vorbereitungen fertig, und die ersten Boten, welche die entferntesten Gegenden besuchen sollten, machten sich auf den Weg. Montag, den 27., verliefsen abends die letzten Helsingfors, und die jungen Damen und Herren, welche die ganze gewaltige Schreibarbeit verrichtet hatten, konnten sich nun die wohlverdiente Ruhe gönnen.

Die gröfste Schwierigkeit beim Sammeln der Unterschriften bereitete die Hauptstadt Helsingfors. Es fehlte an einem genügend grofsen Lokal; andererseits wollte man aber gröfsere Volksversammlungen vermeiden, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Das Komitee wandte sich deshalb an die Frauen der Stadt. Etwa vierzig Damen wurden zu einer Sitzung berufen, jede derselben erhielt einen bestimmten Bezirk zuerteilt und den Auftrag, nach Bedarf Hilfskräfte zu werben und mit ihnen für die Beschaffung der Unterschriften in den betreffenden Bezirken zu sorgen.

3. Wie die Unterschriften gesammelt wurden.

Mit welchem Eifer nun die Sammlung der Unterschriften im ganzen Lande erfolgte, davon zeugen eine Unzahl charakteristischer Züge, teils humoristischer, teils ernster Art[1]. Hier mögen nur einige beleuchtende Beispiele Erwähnung finden. So hatte das Komitee keinen Boten nördlicher als bis zum Kirchdorf Rovaniemi gesandt, das am Polarkreise liegt, weil man es für unmöglich hielt, innerhalb der festgesetzten kurzen Zeit noch weiter nach Norden Nachricht s nden zu können, zumal man nicht sicher war, ob es im Winter nördlich von diesem Dorf noch fahrbare Wege gab.

Aber dort oben im hohen Norden weifs man sich auch ohne Wege zu helfen, und die Rovaniemileute hielten es für Unrecht, dafs ihre nächsten Nachbarn in Kittilä — 150 Kilometer weiter nördlich — nicht auf der Adresse sein sollten. Sie beschlossen, einen Boten hinaufzusenden, und einer ihrer besten Skiläufer meldete sich sofort zu dem Auftrage — mitten im Winter die 150 Kilometer durch unbewohnte Einöden zurückzulegen. In unglaublich kurzer Zeit durchlief er die Strecke und benachrichtigte die Einwohner des Kirchdorfs Kittilä von dem grofsen Unternehmen.

---

[1] Einen rührenden Fall der letzteren Art schildert u. a. Juhani Aho in der kleinen Skizze „Eine Mutter", die wir in unserm ersten Heft veröffentlichten. Die Red.

Von dort wurden Skiläufer nach verschiedenen Richtungen ausgesandt, um die Leute zusammenzubringen, und bald darauf versammelte man sich im Kirchdorf und setzte ein Schreiben auf, worin die Kittiläleute erklärten, sie hätten von dem Plane gehört, eine Volksadresse an den Kaiser zu senden, und wollten ihrerseits mit dabei sein. Jeder der Anwesenden unterzeichnete diese Urkunde, worauf ein Delegierter gewählt wurde, der sofort seine Ski anschnallte und sich auf den Weg machte. Am Sonntag Abend, gleichzeitig mit den übrigen Delegierten, war er in Helsingfors, wo seine Geschichte bald bekannt und er selbst Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit wurde.

An einem anderen Orte, im südlichen Teile des Landes, hatte ein Fabriksherr persönlich die Versammlung eröffnet, die zum grofsen Teil aus seinen Arbeitern bestand. Nachdem er ihnen die Sache erklärt hatte, fügte er hinzu, dafs nur erwachsene Männer und Frauen, die die Adresse lesen und ihre Namen schreiben konnten, dieselbe unterzeichnen durften. Unmittelbar nach der Versammlung fand sich bei ihm ein alter Arbeiter ein, der sein Leben lang auf der Fabrik gearbeitet hatte, und fragte, ob nicht ihm, der nie schreiben gelernt hatte, gestattet würde, wenigstens ein Kreuz, statt des Namens, unter die Adresse zu setzen. Als ihm dies verweigert wurde, füllten sich seine Augen mit Thränen. Da bot sich der Fabrikherr selber an, ihn seinen Namen schreiben zu lehren, und seine Niedergeschlagenheit verwandelte sich nun in Freude. Und als es ihm nach ein paar Stunden emsiger Anstrengungen wirklich gelang, in lesbaren Buchstaben seinen Namen unter die Adresse zu zeichnen, da erfüllte ihn ein Stolz, wie noch nie vorher in seinem Leben.

Zu der Bevölkerung in dem ausgedehnten Inselbereich, das sich westlich von Helsingfors stellenweise meilenweit ins Meer hinauserstreckt, waren keine Boten gesandt worden, weil man hier die Schwierigkeiten für zu grofs hielt. Aber junge Leute in der Hauptstadt beschlossen, dafs die Fischerbevölkerung nicht ausgeschlossen werden sollte und bildeten eine „fliegende Kolonne“, die auf ihren Ski von Insel zu Insel, von Klippe zu Klippe eilte, die Adresse zur Unterschrift vorlegte und mit mehr als tausend Namen heimkehrte.

In einem grofsen und wenig bevölkerten Bezirk im Nordosten des Landes hatte der Hausherr eines entlegenen Einödehofes nur zufällig, durch einen Knecht, der am Sonntag dem 5. März in der Kirche gewesen war, von der Adresse erfahren. Mit Familie und Hausgesinde nach dem

Kirchdorf zu eilen, war bereits zu spät, und dafs niemand mit der Adresse seinen abgelegenen Hof aufsuchen würde, sah er wohl ein. Aber er wufste sich zu helfen. Er setzte sich hin und schrieb selbst auf einem halben Bogen gelben Konzeptpapiers — offenbar dem einzigen Blättchen Papier im Hause — eine Bitte an den Kaiser-Grofsfürsten, dafs er den Schritt zurücknehmen möge, den er gethan, um Finnlands Verfassung aufzuheben. Dann unterschrieb er die Petition und nach ihm sämtliche Mitglieder seiner Familie und das Hausgesinde, worauf sich ein Knecht mit dem besten Pferde des Hofes aufmachte, um den Delegierten der Gemeinde aufzusuchen und ihm das Dokument zu übergeben. Der Delegierte wurde noch rechtzeitig eingeholt und empfing das Schriftstück, das in Helsingfors zu den übrigen Adressen gelegt und mit ihnen zusammen eingebunden wurde.

Überall war der Eifer gleich grofs, überall war jedermann bereit, alles zu thun, was er konnte, um die gemeinsame Sache zu fördern; überall fühlte man sich als Brüder, die mit geeinten Kräften eine gemeinsam drohende Gefahr abzuwehren hatten. Die von Helsingfors ausgesandten Boten hätten mit dem besten Willen nicht mehr, als einen Bruchteil von dem ausführen können, was gethan werden mufste. Aber es war auch nicht von Nöten, denn sobald die Nachricht von dem Unternehmen einen Hof oder ein Dorf erreichte, so nahmen die Einwohner die Sache selbst in die Hand und trugen die Nachricht weiter nach allen Richtungen. An mehr als einem Ort kam es vor, dafs der Hausherr, nachdem er mitten in der Nacht vom Boten aus der Hauptstadt geweckt worden und erfahren, worum es sich handelte, anspannen liefs und unverzüglich sich aufmachte, um Nachbarn und andere Bewohner des Bezirks zu benachrichtigen.

4. Die Volksadresse.

Sonntag den 5. März wurden, wie verabredet, im ganzen Lande, in Städten und Dörfern, auf Gütern und Höfen, die Versammlungen abgehalten. Wo keine anderen genügend grofsen Lokale zur Verfügung standen, wurden die Kirchen benutzt. Im östlichen Teile des Landes diente sogar eine russische Kirche als Ort der Versammlung, die der Priester der russisch-orthodoxen Gemeinde mit einem Gebet eröffnete, worauf er den Anwesenden die Bedeutung der Adresse erklärte und sie aufforderte, dieselbe zu unterzeichnen. Auch an den meisten anderen Orten wurden die Versammlungen mit Gebet und dem Absingen eines

Chorals eröffnet, worauf der für diesen Zweck ausgearbeitete erläuternde Vortrag und dann die Adresse selbst verlesen wurde. Die letztere hatte folgenden Wortlaut[1]:

Grofsmächtigster, Allergnädigster Kaiser und Grofsfürst!

Das Manifest Euer Kaiserlichen Majestät vom 3./15. Februar d. J. hat überall in Finnland Trauer und Bestürzung hervorgerufen.

Das uralte Recht des finnländischen Volkes, durch seine Vertreter, die Stände, an der Gesetzgebung teilzunehmen, wurde für ewige Zeiten von Kaiser Alexander I. bestätigt, dessen Andenken wir segnen. Dieses Recht ist unter den hochseligen Kaisern Alexander II. und Alexander III. weiter entwickelt und genauer geregelt worden.

Aber gemäfs den Grundbestimmungen, die nebst dem Manifest erlassen wurden, würden die Stände zu solchen Fragen, von denen festgestellt wird, dafs sie auch die Interessen des Reiches berühren, an der Gesetzgebung nicht mehr mit dem Beschlufsrecht teilnehmen dürfen, das ihnen nach den Grundgesetzen Finnlands zukommt. Damit wird der Eckstein unserer ganzen gesellschaftlichen Ordnung erschüttert.

Die unterzeichneten finnländischen Mitbürger aus allen gesellschaftlichen Klassen bitten unterthänigst, dafs Eure Kaiserliche Majestät unsern Worten Gehör zu schenken geruhten, indem wir vor dem Thron unserm tiefen Kummer über das Schicksal Ausdruck geben, das unserm Vaterlande droht, wenn der Bestand seiner Grundgesetze untergraben wird.

Allergnädigster Kaiser!

Unter dem Zepter hochgesinnter Herrscher und im Schutz seiner Gesetze ist Finnland ununterbrochen in Wohlstand und geistiger Kultur fortgeschritten. Das Volk hat seine Pflichten gegen seine Monarchen und das Russische Reich treu zu erfüllen gesucht. Wir wissen, dafs unser Land in letzter Zeit Feinde in Rufsland gehabt hat, die bestrebt gewesen sind, durch Schmähungen Mifstrauen gegen die Treue und Redlichkeit des finnländischen Volkes hervorzurufen. Wir wissen aber auch, dafs diese Schmähungen nur Früchte der Unwahrheit sind. Es giebt kein Land, wo die Achtung vor der Obrigkeit und dem Gesetz tiefer wurzelte, als in Finnland. Während der neunzig Jahre seiner Vereinigung mit dem mächtigen Rufsland ist die gesellschaftliche Ordnung in Finnland nie zum Wanken gebracht. Umsturzlehren haben hier keine Nahrung gefunden. Das Gefühl der Sicherheit und des Glücks haben immer mehr die Bande befestigt, die Finnland zu einem unzertrennlichen Teil des Russischen Reichs gemacht haben, und die dessen Volk dennoch gestatten, seinen eigenen nationalen Charakter zu bewahren und zu entwickeln, der diesem Volk von Gott gegeben worden und durch keinen Zwang verändert werden kann.

---

[1] Trotzem dieselbe seiner Zeit die Runde durch die europäische Presse machte, geben wir sie der Vollständigkeit halber hier wieder.

Wir können nicht glauben, dafs es die hohe Absicht Eurer Kaiserlichen Majestät gewesen, durch das Manifest die Rechtsordnung und innere Ruhe Finnlands zu gefährden. Wir glauben vielmehr, dafs Eure Majestät gnädiglich den Eindruck, den das Manifest hervorgerufen hat, beherzigen und verordnen wollen, dafs die Bestimmungen desselben mit den finnländischen Grundgesetzen in Übereinstimmung gebracht werden. Wir können in unserm Herzen keinen Zweifel an der Unverbrüchlichkeit des Kaiserwortes hegen. Wir wissen es ja alle, dafs unser allergnädigster Monarch es ist, der der ganzen Menschheit verkündigt hat, dafs die Gewalt das Recht respektieren müsse. Und das Recht eines kleinen Volkes ist ebenso heilig, wie das der gröfsten Nation, seine Vaterlandsliebe ist vor dem Allmächtigen Gott eine Tugend, von der es nie weichen darf.

Mit tiefster Ehrfurcht und Treue verbleiben

Grofsmächtigster, allergnädigster Kaiser und Grofsfürst, Euer Kaiserlichen Majestät unterthänigste und treupflichtigste Unterthanen.

Die Delegierten, die unmittelbar nach Verlesung der Adresse gewählt wurden, erhielten eine vom Vorsitzenden und Schriftführer der Versammlung unterzeichnete Vollmacht und wurden mit einem Pafs, der auch für das Ausland Gültigkeit hatte, versehen. Da man für eine Reise nach Nizza bereit sein mufste, hatte auch das Komitee alle nötigen Abmachungen mit dem erwähnten Reisebureau in London getroffen, so dafs nur ein Telegramm genügt hätte, um die Fünfhundert mit einem Extrazuge von Stettin an die Küste des Mittelmeeres zu befördern.

Freitag den 10. März begannen die Listen in dem vom Komitee zu diesem Zweck eingerichteten Bureau einzulaufen, und damit begann zugleich die schwierigste Arbeit für die vielen Freiwilligen, die sich zur Verfügung gestellt hatten. Junge Frauen und Männer aus der Helsingforser Gesellschaft lösten einander Tag und Nacht in der Arbeit ab, die darin bestand, die Unterschriften zu zählen und die Listen zu ordnen und zusammenzustellen, während in einem Nebenzimmer eine in aller Eile errichtete Buchbinderei unter Hochdruck arbeitete, um die nach Ortschaften, Stadtteilen u. s. w. geordneten Adressen mit dauerhaften roten Ledereinbänden zu versehen.

Schon nach den ersten zwei Tagen war es offenbar, dafs alle Erwartungen hinsichtlich der Anzahl der Unterschriften übertroffen werden würden. Nicht einmal die Hoffnungsvollsten unter den Komiteemitgliedern hatten auf mehr als 300 000 Unterschriften rechnen zu können geglaubt, während andere der Ansicht waren, dafs 100 000 Unterschriften alles sei,

worauf man hoffen konnte, und auch in der That schon als ein grofsartiges Ergebnis betrachtet werden mufste in einem so wenig bevölkerten und mit Verkehrsmitteln so dürftig versehenen Lande, wie Finnland. Das Zählen der Unterschriften wurde deshalb mit gröfster Spannung verfolgt, und je mehr die Gesamtsumme stieg, desto höher gingen die Wogen der Freude und Aufregung nicht nur unter den Nächstbeteiligten, sondern auch in dem Teil der Bevölkerung, der von den Zahlen Kenntnis erhielt. Schon am Sonntagmorgen, dem 12. März, war die Zahl 100 000 erreicht und überschritten. Am Abend desselben Tages war es ziemlich sicher, dafs die Prophezeiung von 300 000 Unterschriften nicht zu hoch gewesen war. Montagabend wufste man, dafs auch diese Ziffer längst überschritten war, und einen Tag später erfuhr man, dafs die thatsächliche Gesamtzahl viel mehr betrug, als selbst die Kühnsten zu hoffen gewagt, nämlich 524 931 Unterschriften.

Das Ergebnis war ebenso überraschend, wie glänzend, hauptsächlich dank der grofsartigen einmütigen Begeisterung, mit der der Plan allerwärts gefördert wurde, der Opferwilligkeit, vor der keiner, der irgendwie bei der Ausführung desselben behilflich sein konnte, zurückscheute, und der Vaterlandsliebe, die Reich und Arm, Hoch wie Niedrig bis hinab in die untersten Schichten der Bevölkerung beseelte. Ohne die Mitwirkung solcher Faktoren wäre ein derartiges Ergebnis undenkbar gewesen, am wenigsten von seiten eines Dutzends mehr oder weniger zufällig zusammengekommener Männer, denen jegliche Erfahrung in Bezug auf ein solches Unternehmen mangelte und die selbst keine politische Bedeutung besafsen. Aber ihre Aufgabe war nicht gewesen, eine öffentliche Meinung zu schaffen sondern nur dem Volk die Möglichkeit zu bereiten, seiner klaren und festen Anschauung einen Ausdruck zu verleihen. Darauf beruhte der Erfolg.

Den 27. Februar verliefsen die letzten Boten Helsingfors, am 12. März waren die meisten Listen bereits eingelaufen. Innerhalb vierzehn Tagen hatten also, trotz der ungeheueren Entfernungen, trotz der mangelhaften Verkehrsstrafsen, trotz des grimmigen Winters mit seinen Schneestürmen, trotz Schwierigkeiten aller Art, mehr als eine halbe Million erwachsener finnländischer Bürger und Bürgerinnen, hatte mehr, als ein Fünftel der Gesamtbevölkerung Finnlands Gelegenheit gefunden, sich in einem grofsartigen Protest gegen die Vergewaltigung ihrer Verfassung zu einigen. Von den Klippen weit draufsen in der Ostsee bis zu den Einöden

jenseits des Polarkreises, von den Grenzbezirken vor den Thoren St. Petersburgs bis zu den wenige Stunden von der schwedischen Küste liegenden Inseln, waren alle, die es konnten, herbeigeeilt, um unzweideutig zu zeigen, was das Volk selbst dachte und wünschte. Das finnländische Volk hatte einen imponierenden Beweis aufgeklärten, einmütigen Bürgergeistes gegeben, brennender Liebe zu Freiheit und Unabhängkeit, entschlossenen Willens, Recht und Gesetz gegen jeden Angriff zu schützen.



Lars Stenbäck[1].

Ein finnländischer Dichter.

Von

Alpha.

1.

Der allseitige kulturelle Aufschwung, den das finnländische Volk im 19. Jahrhundert erlebte, beginnt mit den dreifsiger Jahren, wo J. L. Runeberg durch seine ursprüngliche, grofs angelegte Dichtung und Elias Lönnrot durch die Veröffentlichung des finnischen Volksepos „Kalevala“ einem selbständigen literarischen Leben in Finnland den Grund legten. Diese überraschenden litterarischen Erscheinungen bereiteten der nationalen Bewegung den Weg, die der Philosoph, Publizist und Staatsmann J. W. Snellman seinerseits in der Mitte der vierziger Jahre einleitete. Durch die publizistische Thätigkeit des letzteren entwickelte sich, trotz des Druckes der Censur, die ausschliefslich litterarische Bewegung zu einem bewufsten Streben die im Lande herrschenden Zustände in sozialer, wirtschaftlicher und politischer Beziehung umzugestalten und die überlieferten Formen des öffentlichen Lebens mit einem kräftig pulsierenden nationalen Leben zu erfüllen. Neben der nationalen Bewegung hatte aber eine religiöse Bewegung pietistischer Art mächtig um sich gegriffen und gewifs nicht weniger, als die litterarische, einem wachen Nationalbewufstsein vorgearbeitet. Ein wenn auch flüchtiger Blick auf die Entwicklung

---

[1] Eine ausführliche Biographie über diesen Dichter ist neulich in schwedischer Sprache erschienen. Lars Stenbäck, tecknad af Eliel Aspelin, Helsingfors 1900. Verlag von Otavas. 584 S. 8°.

dieser pietistischen Bewegung wird nicht ohne Interesse sein, zumal der Dichter, dem dieser Aufsatz gilt, der edelste Vertreter jener Richtung war.

Die Wellen des Aufklärungszeitalters hatten sich — teils über Schweden, teils über Deutschland — auch bis zur nordöstlichen Ecke von Europa erstreckt, und infolge des rationalistischen Zeitgeistes hatte die lutherische Geistlichkeit Finnlands begonnen, ihren Zuhörern floskeln- und blumengeschmückte Moralpredigten zu bieten, statt der einfachen biblischen Lehre von der Erlösung durch den Glauben an Christus. Das Volk, das weder durch Schulen noch durch Zeitungen Kenntnis von den draufsen herrschenden Kulturströmungen erhielt, fühlte sich von seinen Seelsorgern enttäuscht und verlassen, die auch durch ihre weltliche Lebensweise Anstofs erregten. So entstand eine von ungelehrten Männern geleitete religiöse Bewegung und „Erweckung", die sich allmählich über den gröfseren Teil des Landes verbreitete.

Der berühmte Apostel dieser Erweckung war ein Bauer, der wohl lesen konnte, aber niemals in irgend eine Schule gegangen war, Paavo Ruotsalainen aus der Landschaft Savolaks im Innern Finnlands[1]. Nachdem er schon in seinem Jünglingsalter „erweckt" worden war und viel Not und Elend ausgestanden hatte, begann er in seinem vierzigsten Jahre um 1820, seine Lehre zu verkündigen, deren Hauptinhalt war, dafs der Mensch täglich von neuem zerknirscht und reuevoll vor dem Gnadenthron niedersinken mufs, auf dafs er um Jesu Christi willen Vergebung seiner Sünden erhalte. Trotz Warnungen und strenger Mafsregeln, die von den kirchlichen und weltlichen Behörden ausgingen, verbreitete sich dieser „Reue-Pietismus" bald über den gröfseren Teil des Landes und fand besonders unter der lebhaften und entwickelten Bevölkerung der Landschaft Österbotten zahlreiche Anhänger.

Diese Reaktion gegen den Rationalismus und die religiöse Gleichgiltigkeit ging, wie man sieht, ursprünglich vom Bauernstande aus; um die Mitte der dreifsiger Jahre begann die Bewegung sich aber auch in den höheren Klassen zu verbreiten. Trotzdem behielt sie aber ihren volkstümlichen Charakter bei. Die von ihr ergriffenen jungen Geistlichen betrachteten Paavo Ruotsalainen als einen zweiten Paulus oder Luther, vor dessen Erfahrung sie sich beugten, und die „Erweckten" aus den gebildeten Ständen vereinigten sich in gemeinsamen Andachtsstunden mit dem Volk.

---

[1] Dieser Volksprediger kommt in der unten S. 241 folgenden Novelle „Das Kreuz" von Aho vor.

Den hochkirchlich Gesinnten war diese „Erweckung“ ein Greuel, und sie suchten dieselbe im Bunde mit der weltlichen Macht auf alle mögliche Weise zu unterdrücken. Sie wuchs aber im Gegenteil nur um so stärker. Erst in der Mitte der vierziger Jahre veranlafste eine starke evangelische Richtung ein Schisma innerhalb des Pietismus selbst, wodurch das Interesse für denselben allmählich abkühlte und erlosch.

Aber, fragt der Leser, was hat dies alles mit der nationalen und politischen Bewegung zu thun? Direkt nichts oder wenig; indirekt dagegen sehr viel. Gemeinsame Überzeugung in religiösen Fragen und gemeinsame Andachtsübungen brachten unzählige Personen aus den verschiedenen gesellschaftlichen Klassen in nahen Verkehr miteinander, und so wurde einer übereinstimmenden Auffassung auch in vaterländischen und sozialen Fragen der Grund gelegt. Aber noch wichtiger war die geistige Entwicklung, die der Pietismus unter den Bauern hervorrief. Die unablässige Beobachtung der Erscheinungen des Seelenlebens und der lebhafte Austausch an Erfahrungen auf dem religiösen Gebiet, die zur Natur des Pietismus gehörten, bildeten in bemerkenswerter Weise die natürliche Intelligenz des Volkes aus, ganz zu schweigen von der Wirkung, die die Bewegung in sittlicher Beziehung ausübte. Natürlich ermangelte auch der finnländische Pietismus nicht der Schattenseiten, wie andere ähnliche Bewegungen, aber die Lichtseiten waren doch überwiegend, und als später das Leidenschaftliche in der Erweckung nachliefs und die Abgeschlossenheit sich verminderte, zeigte sich beim Volke eine Empfänglichkeit für jede Art Wissen und besonders eine nationale Erweckung, die bald Wurzel fafste und sich zu einem wachen Nationalbewufstsein entwickelte.

2.

Als die pietistische Bewegung um die Mitte der dreifsiger Jahre in den gebildeten Kreisen um sich zu greifen begann, zeigte sich besonders die Jugend für dieselbe empfänglich. Zu dieser gehörte auch Lars Stenbäck, der, erst dreiundzwanzig Jahre alt und Student, doch schon ein vollentwickelter Dichter war, als die Erweckung über ihn kam.

Er war 1811, zwei Jahre nach der Trennung Finnlands von Schweden, in der Landschaft Österbotten geboren, wo sein Vater Pfarrer in einer ländlichen Gemeinde war. Trotz des schwedischen Namens war das Geschlecht rein finnischen Ursprungs: der Urgrofsvater, ein finnischer Bauernknabe, erhielt nämlich beim Eintritt in die Schule, wie es ehemals Brauch

war, einen neuen Namen, statt des ursprünglichen. Auch war die Gegend, wo der künftige Dichter die ersten zwölf Jahre seines Lebens zubrachte, in sprachlicher Beziehung ganz finnisch. Später siedelte die Familie aber nach einem Küstenbezirk über, dessen Bevölkerung schwedisch sprach. Dieser Umstand, sowie die schwedische Schule hatten zur Folge, dafs das Schwedische die Dichtersprache Lars Stenbäcks wurde.

Die Kindheit des Dichters wäre in jeder Beziehung glücklich gewesen, wenn nicht zweimal schwere Krankheit seinen von vornherein zarten Körper noch mehr geschwächt hätte. Die liebevolle Pflege, die Mutter und Schwestern ihm zu Teil werden liefsen, hatte zur Folge, dafs er sich daran gewöhnte, seinem lebhaften und empfindsamen Temperament nur zu leicht die Zügel schiefsen zu lassen. Die Folgen dieser Erziehung zeigten sich nachher in einer rücksichtslosen Aufrichtigkeit gegen Freunde und Fremde, die wohl für den Augenblick verletzen konnte, aber keinen bitteren Eindruck hinterliefs; denn seine Wahrheitsliebe war mit etwas liebenswürdig Kindlichem verbunden; er kränkte nie absichtlich.

Sechzehn Jahre alt wurde Stenbäck Student an der Universität zu Abo, ein paar Monate vor der Zerstörung der Stadt durch eine Feuersbrunst und der Verlegung der Hochschule nach der neuen Hauptstadt Helsingfors. Im Herbst desselben Jahres ging er zum ersten Mal zum Abendmahl und erfuhr bei dieser Gelegenheit eine starke religiöse Erweckung, die, obgleich sie während der zunächst folgenden Jahre verflüchtigt zu sein schien, nichtsdestoweniger auf seine ganze Lebensrichtung bestimmend einwirkte. Die Erinnerung an diesen ersten Wendepunkt in seinem Seelenleben hat der Dichter in einem der Mutter gewidmeten Gedichtcyklus „Gebete bei meinem ersten Abendmahlgange“ festgehalten, der durch die Tiefe des Gefühls und die beinahe tadellose Form überrascht. Andere dichterische Versuche aus derselben Zeit zeigen jedoch, wie unvollendet er im Grunde noch als Dichter war. Die ungewöhnliche Innigkeit des Gefühls hatte ihn hier Töne und Formen finden lassen, in denen er seiner eigenen Entwicklung vorausgeeilt war.

Seinen natürlichen Anlagen gemäfs widmete sich Stenbäck zunächst litterarischen und ästhetischen Studien. Aufser den zeitgenössischen schwedischen Dichtern las er mit Begeisterung deutsche Klassiker und Romantiker, wie Goethe, Jean Paul, der eine zeitlang sein Lieblingsschriftsteller war, Novalis, Tieck u. a., und eine Menge Aphorismen, teils eigene, teils Citate, zeigen, wie lebhaft er von neuromantischen Ideen und Stim-

mungen durchdrungen war. In einer jugendlich schwärmerischen Sprache giebt er einer Lebensauffassung Ausdruck, in der Poesie, Freundschaft, Liebe und alle edlen Bestrebungen des Lebens sich mit dem Übersinnlichen, Himmlischen verschmelzen; aber immer ist die Begeisterung, oder eher Leidenschaftlichkeit, mit einer seltenen Reinheit der Sinne verbunden, die den Zweck des Lebens im Suchen nach der Wahrheit und dem Göttlichen sieht.

Stenbäcks Studienjahre in Helsingfors wurden durch einen zweijährigen Aufenthalt an der Universität Upsala unterbrochen. Die bemerkenswerteste Frucht dieses Aufenthaltes war ein Cyklus von vier künstlerisch bereits reifen Gedichten, „Wandererinnerungen“, in denen sich seine Enttäuschung darüber ausdrückt, dafs er in Schweden nicht die Gröfse der Dichtung und des Lebens vorfand, die er erwartet und ersehnt hatte.

Nach Helsingfors zurückgekehrt, schlofs er sich froh und glücklich einem Kreise junger, begabter Männer an, die sich mit Erfolg bestrebten, das Studentenleben von den flüchtigen Vergnügungen des Augenblicks zu einer ernsten Arbeit für das nationale Kulturleben zu erheben. Dieser Kreis, aus dem später u. a. der geniale Begründer der finnischen Sprachforschung M. A. Castrén hervorging, stand den etwas älteren Litteraturgröfsen Runeberg, Snellman und Lönnrot nicht fern. Aus dieser Zeit, besonders aus dem Jahre 1834, stammen die schönsten Dichtungen Stenbäcks.

Dieses Jugendleben wurde indessen plötzlich unterbrochen. Stenbäck und fünf seiner nächsten Freunde wurden nämlich im Dezember 1834, weil sie in eigenmächtiger Weise die Studenten zu einer Versammlung berufen hatten, auf ein halbes Jahr von der Universität verwiesen. Stenbäck begab sich in Gesellschaft eines vertrauten Freundes nach seiner Heimat in Österbotten, und hier trat der wichtige Wendepunkt in seinem Leben ein: der Dichter mit seinem Freunde wurden von der religiösen Bewegung ergriffen.

Stenbäck gehörte zu jenen leidenschaftlichen Naturen, die keinen Mittelweg kennen, sondern nur dem Wahlspruch folgen: alles oder nichts. Zu dem Strengen und Finstern, das seine Lebensauffassung während des ersten Jahrzehnts nach seiner Erweckung kennzeichnet, trug ohne Zweifel der Tod des obenerwähnten Freundes bei, der einige Zeit nach ihrer Rückkehr nach Helsingfors erfolgte. In einem Brief an seinen Vater und in dem Gedicht „Eine Nacht“ [1] gab der Dichter seiner Trauer einen ergreifenden Ausdruck. Nach dieser Zeit hielt er sich fern vom Umgange

[1] Siehe „Gedichte“ von Stenbäck.

mit den religiös gleichgültigen Kameraden, um sich nur seinem neuen Leben mit Gleichgesinnten zu widmen. Unter den Studenten und jüngeren Lehrern an der Universität gab es nämlich nicht wenig Pietisten, die sich einmal wöchentlich zu gemeinsamen Andachten versammelten, und unter ihren Führern war Stenbäck einer der feurigsten.

Indessen war der Übergang zum neuen Leben unendlich schwer; denn dazu gehörte, dafs er dasjenige aufgab, was ihm bisher das Liebste gewesen: die Dichtkunst. Es war ein langer, aufreibender Kampf, und er dauerte über ein halbes Jahrzehnt.

Die ästhetischen Studien gab Stenbäck auf, um sie mit den theologischen zu vertauschen. Aber noch ehe er diese beendigt hatte, trat er öffentlich auf, um seinen Glauben und seine Überzeugung zu bekennen. Höchst bemerkenswert in dieser Beziehung war eine Polemik mit Runeberg, in der er der grofsartig freien und edlen Lebensauffassung des letzteren, die eine Verschmelzung antiker und christlicher Elemente bildete, seine ausschliefslich und eng christliche gegenüberstellte, für die das finstere Erdenthal kein anderes Licht hat, als den Glauben und die Hoffnung auf das Künftige. Noch wichtiger war aber, dafs er 1839—41 eine wöchentliche Zeitschrift „Evangelisches Wochenblatt“, das einzige Organ des Pietismus, herausgab, worin er mit feuriger Überzeugung gegen den vulgären Rationalismus und den religiösen Indifferentismus kämpfte. Diese Zeitschrift, die auch beim gebildeten Publikum in hohem Ansehen stand, hatte einen ununterbrochenen Kampf mit der hochkirchlichen Censur zu bestehen, die schliefslich ein obrigkeitliches Verbot gegen die Herausgabe derselben veranlafste — das erste seiner Art in Finnland!

Schon in seiner Polemik mit Runeberg hatte Stenbäck die Poesie „ein feines Gift“ genannt; aber nichtsdestoweniger konnte er selbst nicht ganz der Kunst des Gesanges entsagen. Allerdings waren seine Gedichte meist religiöser Art; aber auch nicht immer. Hin und wieder erklingt ein schönes Gedicht weltlichen Charakters, und im Jahre 1840 giebt er zum 200jährigen Jubelfest der Universität eine Sammlung seiner Gedichte heraus. Aber seine Leier verstummte kurz darauf, und die Ursache dazu lag, wie man aus einem Artikel in seiner Zeitschrift schliefsen kann, weniger darin, dafs er alle Poesie überhaupt verworfen hätte, als vielmehr in dem Umstande, dafs die Furcht vor der Weltlichkeit derselben die Freiheit des Dichters beeinträchtigte, sowie offenbar auch in der Unfähigkeit der Freunde, seine Dichtung nach Gebühr zu schätzen.

Stenbäcks späteres Leben bietet wenig des Interessanten dar. Doch mag erwähnt werden, dafs ihm, infolge seiner pietistischen Richtung, ein Lehrstuhl an der Universität verweigert wurde, dafs er darauf Jahre lang als einer der hervorragendsten Pädagogen des Landes mit Erfolg thätig war, bis er schliefslich zum Professor der Pädagogik ernannt wurde, welchen Posten er jedoch aus Gesundheitsrücksichten bald aufgab, um als Pfarrer in einer ländlichen Gemeinde in Österbotten zu wirken, und dafs er während seiner letzten Lebensjahre — nachdem seine pietistische Auffassung sich gemildert hatte — sich mit Psalmendichtung beschäftigte und einen von mafsgebender Seite sehr hochgeschätzten Entwurf eines Gesangbuchs herausgab[1]. Nach langwieriger Krankheit, die den Dichter zwang acht bis neun Monate des Jahres das Zimmer zu hüten, starb er 1870.

Stenbäcks Gedichte bilden ein kleines Heft von etwa zehn Bogen; aber es wiegt schwer, weil es alles echte Lyrik ist. In jedem Gedicht hat er sich selbst in voller Unmittelbarkeit gegeben, und darum verspürt man wenig von einer Einwirkung anderer Dichter. Die obenerwähnten „Wandererinnerungen“ gemahnen, wenn auch schwach, an Uhland, den Stenbäck liebte und von dessen Romanzen er einige meisterhaft übersetzt hat. Eine schöne Ballade („Das Meer“) erinnert vielleicht an Goethe, und von Rückerts Ghaselen lernte er eine Form, die er in einer Anzahl religiöser Stimmungsgedichte („Accorde“) anwandte. Dies ist ungefähr alles, was er von andern empfangen hat. Sonst ist er vollkommen original: Romantiker darin, dafs sein Original weit jenseit der Wirklichkeit dämmert, aber Klassiker in der durchsichtigen Klarheit und Realist in der Wahrheit des Gefühlsausdrucks. Dazu kommt ein ungewöhnlich feiner musikalischer Sinn, der sich im vollen Klang der Verse und der Vorliebe für refrainartige Wiederholungen einzelner Worte und Verse, wie sie in der Volkspoesie vorkommen, verrät. Wenn wir noch den Reichtum an treffenden Bildern und Metaphern und das Persönliche in der Wortwahl erwähnen, so

---

[1] Dieses Werk wurde dadurch veranlafst, dafs Stenbäck zum Mitglied eines Komitees gewählt worden war, das den Auftrag hatte, das im Lande übliche alte schwedische Gesangbuch aus dem 17. Jahrhundert umzuarbeiten. Über seinen Anteil an dieser Arbeit mag hier nur gesagt werden, dafs er sich prinzipiell dessen enthielt, neue Psalmen zu dichten (nur ein halbes Dutzend solcher sind vorhanden). Indem er teils die alten Übersetzungen verbesserte, teils aus den deutschen Kirchenliedern der Reformationszeit noch unbekannte Schätze aufsuchte und übersetzte, war er im Gegenteil bestrebt, dem Inhalt den rein lutherischen Charakter zu erhalten und zugleich in der Form den strengsten Forderungen gerecht zu werden.

sind damit die wichtigsten äufseren Züge der Stenbäckschen Dichtung angegeben.

Natürlich beruht die Ursprünglichkeit, die wir hervorgehoben, auf dem temperamentvollen Seelenleben des Dichters. Das Leidenschaftliche in seiner Persönlichkeit verbindet sich in ganz einziger Weise mit der kindlichen Reinheit der Phantasie. Er spricht von seinem „wilden Herzen“ und sucht nach den glühendsten Worten, um seine Gefühle auszudrücken; zugleich aber sehen wir, dafs er nicht einen Augenblick seinen Kindesglauben an Gott und dessen schützende Engelschar verliert. Weder Gedichte, noch Briefe enthalten ein Zeichen dafür, dafs er jemals von Zweifeln geplagt worden wäre. Die erotischen Gedichte sind Ausnahmen; zahlreicher sind diejenigen, welche die Freundschaft behandeln, die er höher, als die Liebe, stellte, weil diese ihm geeignet schien, vom Suchen nach der Wahrheit abzulenken, während der Kampf für das Hohe und Ideale an der Seite eines treuen Freundes mit verdoppelter Kraft ausgefochten wird. Doch auch das irdische Vaterland vergifst er nicht. Durch und durch demokratisch gesinnt, liebt er es in seinem einfachen Volke, soweit es von der Eitelkeit der Zeit unberührt geblieben (Gedicht S. 232: „Mein finnisches Vaterland“). In ihm sieht er die Kraft und die Zukunft des Landes, und in einer hochgestimmten Festrede an Runeberg weist er zum erstenmal darauf hin, dafs der Ruhm der Nation nicht in kriegerischen Heldenthaten zu suchen ist:

— — — — — — — — — — —

Das wilde Spiel der Kraft gedeiht hier nicht und nicht
des glänzenden und hohen Ringens Lorbeerkranz.
Doch ach, was thut's? Ward uns auch nicht die Feuerglut,
die des Franzosen heifses Blut erhitzt, und nicht
der stolze Mut, der frei des Briten Brust durchglüht,
ward doch des innern Lebens Reichtum uns verliehn,
und öffnet sich dafür vor uns des Geistes Welt
und bietet uns zu Eigentum ihr lichtes Land,
wo helle Blumenpracht in ew'gem Lenze blüht.
O, kennten jene Welt wir recht und wüfsten wir,
wie reich sie ist, vom Licht der Ewigkeit beglänzt,
bewässert von des Lebens Strom und immerdar
vom freien Hauch des heil'gen Geistes sanft erfrischt,
so sehnten wir uns nimmermehr, von dort hinab-
zustürzen in des Lebens wirren, eiteln Lärm,
wo jedes menschliche Gefühl erlischt und stirbt.

In diese Welt, zu diesem Leben hat Natur
uns hingewiesen; glücklich, wer sie recht versteht!
Ihm, Brüder, wächst in lichten Zügen dort empor
der Schönheit unvergänglich Bild; ein frischer Mut,
der den Gefahren trotzt und nimmer weichen kann;
und edle Kraft, die dunkle Lügenmacht zertritt,
sie atmet frei dort, wie der Wind auf Finnlands Höhn.
Noch steht uns offen jene Welt; lafst sie uns froh
mit treuer Hand erobern, und dann baun wir dort
ein freies königliches Reich für unsern Geist. —
Hegt nicht des Finnen Brust noch heute Mannesmut,
der kämpft und duldet, und uralte zähe Kraft,
die in der Tiefe ruht, gleich einem Grund von Erz?
Schlägt nicht in seinen stillen Gauen manches Herz,
das, von der Gnade Ruf geweckt, vom Schlaf erwacht
und nun, mit offnem Blick des Lebens Licht erschauend,
im Evangeliumglauben für des Lebens Krone kämpft?
Und ach, schlägt nicht, der feurigen Empfindung voll,
sein treues Herz noch für der Dichtung edle Kunst,
die seinen schneebedeckten Pfad mit Blumen streut
und ihre goldnen Morgenwolken seinem Blick
enthüllt, auf jedem Wölkchen einen Engelkopf?
Wir sind nicht arm, verloren ist nicht alles uns,
o, Brüder, wenn wir uns nur selber endlich nicht
verlieren und die innre Welt in unsrer Brust.

— — — — — — — — — — —

Stenbäck hat selbst seine Gedichte in zwei Gruppen eingeteilt, weltliche und religiöse. Der letztgenannten Abteilung hat er das untenstehende Sonett S. 238 vorangestellt.

Wir sehen, unter welchem Druck er dichtete, und doch konnte er es nicht lassen. In einem „Nachtstücke“ benannten Cyklus (aus den Jahren 1835 und 1836) hat er besonders den aufreibenden Kampf gegen die Sünde und die „Träume der Dichtung“ geschildert, den die Erweckung hervorrief. Von gewaltsamer, heifser Reue und leidenschaftlicher Klage über den Verlust jener Welt der Schönheit, die er geliebt, geht die Entwicklung zu resignierter Trauer und Entsagung, bis der neue Morgen ihn mit der lichten Freude der Versöhnung empfängt. Aus diesem Cyklus sind die hinten folgenden Gedichte „Orgien“, „Seufzer“, „An das Leid“ und „Gute Nacht“ übersetzt. Auch „Seufzer des Erweckten“, das aus einer späteren Zeit stammt, gehört hierher. Kein einziges Volk dürfte in seiner

lyrischen Dichtung etwas vollkommen Entsprechendes aufzuweisen haben; aber vielleicht meint man, dafs dieser Seelenkampf rein religiösen Charakters etwas für die Poesie Fremdes sei. Darauf möchten wir erwidern, dafs, was den Lyriker zum Lyriker macht, gerade darin liegt, dafs er sich mit voller Wahrheit als das giebt, was er ist. Und das ist hier der Fall. Nach den „Nachtstücken" folgt eine Serie „Accorde", in denen der Dichter den Sieg und den Frieden schildert, den er errungen. Auch von diesen geben wir ein Ghasel wieder.

Von den übrigen religiösen Gedichten folgt hinten „Frühlingsmorgen".

Ein paar Jahre vor seinem Tode fügte Stenbäck zur dritten Auflage seiner Gedichte einen „Epilog an meine Freunde" hinzu, worin er zuerst in ergreifenden Worten gesteht, wie bitter ihm der Verzicht auf „des Gesanges Lenz und Freude und Pracht" geworden, und dann das Recht und die Pflicht des Dichters verkündet, seine Gabe anzuwenden und „frei aus dem Herzen zu singen", höher aber als des Dichters Sang, sagt er, ist doch die Majestät der Wahrheit Gottes:

> die heilig geht den stillen Gang
> und greift die Menschenherzen
> und löst sie von des Todes Zwang.

Das Herz, das von dieser Wahrheit ergriffen wird, geht in Anbetung auf und findet keine Worte dafür. — Mit dem Epilog gab er der Poesie, was ihr gebührte, indem er zugleich erklärte, dafs er schliefslich Trost und Leben in seinem Glauben gefunden.



Gedichte

von

Lars Jakob Stenbäck[1].



Eine Nacht.

(Nach dem Tode seines Freundes. 1835.)

Zurück war schon das schweigende Geleit,
und längst verstummt der Glocken Grabgeläut.
Der Erde hatten sie geweiht den Toten.
Und als der Erde sie geweiht den Toten,
kam still die Nacht und senkte auf das Land
ihr dunkles Sterngewand.

Doch einsam seinen Weg er wieder nahm
zum Grabe aus dem Trubel — und er kam
und hielt, wo ihm der Freund tief unten ruhte.
Er hielt, wo ihm der Freund tief unten ruhte,
und stand auf seiner letzten Ruhestatt
vernichtet, stumm und matt.

Vernichtet stand er und blickt lang hinab;
und immer schwärzer ward die Nacht ums Grab,
und selbst der Mond und alle Stern' erloschen.
Und als der Mond und alle Stern' erloschen,
brach er zusammen und in heifser Glut
strömt seine Thränenflut.

Der Sturm, der sich in seinem Innern brach,
was die gebrochene Stimme stammelnd sprach,
ward nur von Gott und von der Nacht vernommen.

---

[1] Übersetzt von J. Wilhelm, mit Ausnahme des „Mein finnisches Vaterland", das von P. J. Willatzen übertragen ist.

Von Gott und von der Nacht ward nur vernommen,
was er verloren, was im dunkeln Schofs
das stumme Grab umschlofs.

Und als der langen Nacht Gewölk verschwand,
der Morgensonne erster Strahl noch fand
den Trauernden, ans Kreuz gelehnt, am Grabe.
Der Trauernde, ans Kreuz gelehnt, am Grabe
safs da und von der Wang die Thräne lind
küfst ihm der Morgenwind.

Die Vögel sangen in der Luft voll Lust,
und Frieden zog ihm wieder in die Brust: —
im Morgenlichte brachte Gott ihm Tröstung.
Im Morgenlichte brachte Gott ihm Tröstung;
versöhnt und frei erhob er seinen Blick
und sprach in stillem Glück:

„Du, der du durch des Todes dunkles Thal
den Wandrer führst in deinen lichten Saal,
hab Dank! — Er ruht nicht in dem finstern Grabe.
O nein, er ruht nicht in dem finstern Grabe;
an deine Brust gelehnt hört er gleich mir
den holden Ruf von dir."

Er ging und lebte, wie in alter Zeit,
und trug sein Leben lang sein schweres Leid.
Kein einzger Mensch vernahm je seine Klage.
Kein einzger Mensch vernahm je seine Klage;
doch in ihm lebte ewig hell und mild
des Freundes teures Bild.

Mein finnisches Vaterland[1].

Mit düsterm Blick, indefs die Lippe schwieg,
aufs Bergesjoch der junge Sänger stieg —
da lag das schöne Finnland ihm zu Füfsen;
doch Lieb und Harm sein Herz bedrängten schwer:
Umsonst mit stillen Seufzern suchte er
Finnland, sein Vaterland.

---

[1] Übersetzt von P. J. Willatzen für seine Sammlung „Neuerer Lyrik des Nordens": „Nordlandsharfe". Bremen 1889. — In der letzten Verszeile haben wir eine geringfügige Änderung an der Übersetzung vorgenommen. Die Red.

Im Stadtgewühl, wo er sich umgeschaut,
welch fremd Gebahren rings, welch fremder Laut!
Das tolle Treiben engte ihm den Busen.
Im bunten Wirrsal dessen, was er sah,
fand alles er, nur fand er nimmer da
Finnland, sein Vaterland.

In manchem Herrensitz, der prunkend lag, —
Wie war so schön Gehöft und Park und Jagd;
doch der Verbildung Luft dort barg Verderbnis.
Da war nicht mehr des Finnen schlichter Sinn;
in Weichlichkeit fand er gesunken hin
Finnland, sein Vaterland.

So zog er hin denn über Berg und Thal;
in seiner Brust erglommen Lieb' und Qual.
Durch tiefe Wälder ging es in die Ferne.
Horch, in den Wipfeln rauscht des Sturmes Mär!
Was singt er wohl? Will auferwecken der
Finnland, sein Vaterland?

Fort ging's — und friedevoll, doch keck und wach
fand er in Hütten unterm Rasendach
ein Volk, dem Biedersinn strahlt aus den Augen,
fand Sitte er, fand Treue sonder Mafs,
und er erkannte, dafs er noch besafs
Finnland, sein Vaterland.

Da lebte auf das Lied in seiner Brust.
Dem Vogel gleich, verspürt er Sangeslust,
Die grauen Berge hörten sein Entzücken!
„Mein Vaterland, gefunden hab ich's doch!
Im Schatten niedrer Hütten lebet noch
Finnland, mein Vaterland!"

Aus „Nachtstücke" (1835—1836).

I.

Orgien.

Gieb mir den blanken
Becher nun wieder,
reich mir den warmen
Wein noch einmal!

Tropfen der Tiefe
möchte ich trinken;
Freude, so sagt man,
wohnt auf dem Grund.

Prost, du vergrämtes,
blutendes Herze!
Deine Gesundheit,
wertester Freund!
Volle Pokale
winken uns freundlich;
Bacchus und Venus
laden uns ein.

Sie, die in Liedern
weithin besungen,
sie, denen alle
Huldigung streun.
Leicht, wie ein Wölkchen,
wird uns das Leben;
Seele, die aufwacht,
schläfern sie ein.

Sieh, bei gefüllten
Bechern, die funkeln,
sitzen dort drüben
Menschen, wie ich.
Trinken und klingen,
klingen und trinken, —
prost, du mein Herze! —
Menschen, wie ich.

Schlank kommt ein Mädchen
schwebenden Schrittes,
rosig die Wangen,
schwellend die Brust.
Setz dich zu mir, du
lieblichstes Mädchen!
Komm auf mein Knie, du
minnigste Maid!

Himmel, wie blickst du
keck mir ins Auge!
Himmel, wie klopft nun
Herz uns an Herz!
Ach, so vertraulich
schloſs mich auch einstmals
Mutter in frommer
Liebe ans Herz.

Schloſs mich ans fromme
Herz meine Mutter —
Schlange im Arm mir,
heb dich hinweg!
Bin ich ein Teufel,
frech und verhärtet,
bin ich ein Frevler,
hart und verhaſst?

Tötlicher Sünde
brennende Zeichen
trägt deine Stirne
minnige Maid.
Ach, und rings um mich
irrende Stimmen,
Lachen des ganzen
Höllengeschlechts.

Fort zu des Himmels
ewigen Sternen!
Fort zu der zorn'gen
Stürme Geheul!
Bin ich ein Teufel,
frech und verhärtet,
bin ich ein Frevler,
hart und verhaſst?

II.

Seufzer.

Wie ist dies Haus des Todes voller Graun,
für immer that mein Himmel sich mir schlieſsen.
Sein golden Licht, das kann ich nicht mehr schaun,
und nie mehr werd ich Freude hier genieſsen.

Und wie ein Schatten über Feldern wandert,
So wandr' ich friedlos irrend voller Leid,
der bleiche Schatten einer bessern Zeit.

Die Menschenkinder stehn und staunend sehn:
wer ist der Schatten, den sie klagen hören?
Doch niemand kann den Wanderer verstehn,
und niemand seine stumme Qual erklären.
Er stört ihr kleines Leben nur, das stille,
und schreckt den gellen Laut der Freudenschar.
O, Menschenkind, das ist recht hart, fürwahr!

O, warum haben je mein Herz durchglüht
ein grofses Ahnen und ein hell Entzücken?
und warum lauscht ich je dem frohen Lied?
und warum liefs ich trunken mich berücken
von seinem Licht, dafs meines Herzens Tiefen
und rings die Welt beschien ein Strahl von Glück
nur einen, ach, zu kurzen Augenblick?

Der Strahl, er drang in meines Herzens Grund;
er war mein Leben in vergangnen Zeiten;
das Leben sah ich blütenreich und bunt
sich sonnbeglänzt vor meinen Blicken breiten.
Doch überall sank öde Nacht hernieder;
verheert und leer steht meines Herzens Schrein
gleich einem frech beraubten Tempelhain.

Und zeigen sich auch manchmal engelgleich
verklärte Bilder wie in alten Tagen,
so ist's ein Irrlicht nur aus fremdem Reich,
gefallne Engel, die in Sehnsucht klagen.
Und wenn ich sehnend weinen will mit ihnen,
dann fliehn auch sie von meiner Seite sacht,
und stumm versink ich wieder in die Nacht.

O, Armut meiner Seele, leergebrannt,
wo kalte Leichen frührer Freuden wohnen!
O schweres Erbteil, das so früh ich fand,
bist du die Gabe feindlicher Dämonen?
Wie? oder bist du eine Himmelsstrafe,
die ich nach unerklärlichem Beschlufs
in Demut und Geduld ertragen mufs?

Geduld, Geduld! Wie wenig weifs ich, ach!
von dieser Tugend, deren Lob sie singen.

Ich will nicht dumpf und träge meinen Tag,
mit der Geduld als einz'gem Trost verbringen;
ich kann's nicht ansehn, dafs von all dem Frühling
nur diese finstere Erinnrung bleibt,
und diese Unruh, die mich ziellos treibt.

Noch aber täuscht und lockt die Hoffnung mich,
die gaukelnde, die auftaucht und verschwindet.
Und blitzgleich zeigt in Wetterwolken sich
das Bild des Mannes, der sich qualvoll windet
in bitterm Streit und in verborgnen Kämpfen,
bis er versöhnt und frei, in Heiterkeit
der Welt den Reichtum seines Innern beut.

III.

An das Leid.

Der Nächte bleiche Schwester, mildes Leid,
mach deines Sternpalastes Thore weit;
die bösen Geister stürmen hinter mir!
Find ich vielleicht des Friedens Ruh bei dir,
o milde Mutter Leid?

Du schlägst zurück den Schleier wunderbar,
die Krone glänzt in deinem dunklen Haar;
doch hoch und huldvoll reichst du deine Hand
und winkst mich freundlich in dein stilles Land,
o milde Mutter Leid.

Sieh, über Land und Wassern schläft die Nacht,
die Sterne wölben drüber ihre Pracht;
es liegt die ganze Welt in tiefer Ruh.
Ich wache nur und mit mir wachst nur du,
o milde Mutter Leid.

Erkläre mir — vielwissend wie du bist —
was meiner Seele öd und dunkel ist;
sag alles mir, erleucht mir mein Geschick
in diesem einz'gen stillen Augenblick,
o milde Mutter Leid.

Du bist des Erdenlebens Königin,
gebrochner Herzen stete Trösterin;
du sangst an meiner Wiege schon den Sang
von meines Erdenlebens Schicksalsgang,
o milde Mutter Leid.

Zu Boden sinkt all irdisches Begehr,
die wilden Stimmen höre ich nicht mehr,
und blick ich auf, seh ich in seligem Licht
von Glorie umstrahlt dein Angesicht,
o milde Mutter Leid.

Die Wolke reifst entzwei, und glanzerhellt
liegt vor mir eine himmlisch klare Welt,
und ew'ge Hoffnung, einem Blitze gleich,
füllt meine Brust an holder Tröstung reich,
o milde Mutter Leid!

Du blickst so mild, du scheinst so zart und klar,
du breitest aus dein weifses Flügelpaar.
Ja, aufwärts! Führ an deiner Freundeshand
mich in des Lichts, des goldnen Lichtes Land,
o milde Mutter Leid!

IV.

Gute Nacht.

Schönes, heiliges Land, in deiner Wälder Gebraus
zwischen dem Birkengezweig giefst sich die Sonne aus
über mein Mutterhaus.
Gute Nacht!

Schon ihr Abendgebet beteten Grofs und Klein,
beteten auch für mich; ruhig im Sternenschein
schlummern nun alle ein.
Gute Nacht!

Himmel, entschleierten Blicks siehst du erhaben und hehr,
wie auf des Redlichen Grab lächelt der Engel Heer.
Himmel und Erde und Meer,
gute Nacht!

O, wie in Abendruh schweigend die Schmerzen entfliehn,
sich vor dem friedlichen Blick himmlischer Sterne verziehn.
Einst wird der Morgen erglühn.
Gute Nacht!

V.

Seufzer des Erweckten.

Mein Herz ist eine Stätte rauchender Ruinen,
wo wild und wirr und heulend knirschen Sturmlawinen
und selten flüchtig nur die Sonnenstrahlen schienen.

Doch wenn auch drauf die himmlisch klaren Strahlen schienen,
und knirschten heulend drüber auch die Sturmlawinen,
es blieb doch eine Stätte rauchender Ruinen.

Die Sünde ist es, die in ew'gen Sturmlawinen
umwirbelt meines Herzens rauchende Ruinen,
wo flüchtig nur der Gnade Sonnenblitze schienen.

Doch beb ich auch voll Schrecken vor den Sturmlawinen,
freu ich mich auch der Gnadenstrahlen, die mir schienen,
so lieb ich dennoch nur die rauchenden Ruinen.

Ghasel aus „Accorde“.

Wie reich ist doch der Herr an Gnad und Macht:
Beständig giebt auf mich sein Auge acht;
beständig mit dem lichten Flügelpaar
umschwebt mich schützend seiner Engel Macht.
Und Kraft des Geistes und des Friedens Ruh
hat er dem scheuen Herzen selbst gebracht.
Drum sag mir nicht, dafs dieses Leben schwer,
dafs dieses Erdenthal nur dunkle Nacht;
denn Kraft und Licht giebt denen immer Gott,
die seine Freunde sind, wie er gesagt.
Und gab er ihnen reichlich alles hier,
so giebt er schliefslich seines Himmels Pracht.

Sonett.

(Einleitungsgedicht der religiösen Gedichtsammlung.)

Kann denn die Dichtung nie von trüben Wirren
befreit, versöhnt, zum Kinde Gottes werden?
Soll, fern vom Vaterhause, sie auf Erden
nur als gefallner Engel ewig irren?

Wann wird sie sich aus diesem Dunkel heben,
aus irrlichtgleichem Rausche und Geniefsen,
wann wird ihr Blick dem Lichte sich erschliefsen,
wann Christi Glaube still ihr Herz beleben?

Was lieb dem Menschen hier im Erdenleid,
das will ihm stets den Gnadenhimmel schwärzen
und ihn berauben seiner Seligkeit.

O, hast du Augen, wirst du sehn mit Schmerzen:
wenn auch der Dichter trägt ein christlich Kleid,
so sitzt ihm doch der Heide in dem Herzen.

Frühlingsmorgen.

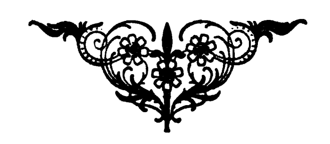
Der junge Lenz kam herangerauscht
mit Sonne und Vogelsang,
und staunend hat die Erde gelauscht
des Frühlings freundlichem Gang.
Und alles — sah man nur recht genau —
ward rosenrot und so himmelblau.

Da wachte ich auf einst in früher Stund,
als Sonne lächelnd umspann
mit strahlendem Blick der Erde Rund
und just ihren Lauf begann.
Da fühlt ich mich eng und voll Bangigkeit,
ich wollte fliegen so weit, so weit.

Da schritt ich dem Gipfel des Berges zu
und blickte mich um zumal:
da schlummerte alles in knospender Ruh,
da klang es in Höh und in Thal.
Da safs ein Vogel und sang in dem Blust
in atembefangener Lust.

Da dacht ich bei mir: wie gut und wie schön
ist Gottes grünende Erd;
sie sendet ihr Morgengebet zu den Höhn,
ob ihr auch kein Laut beschert.
Hier möcht ich dem Glück und der Ruh mich vertraun,
hier möchte ich Hütten baun.

Doch unten am Berge, da stand in dem Tann
des Menschen winziger Bau;
da öffnete grade die Thür der Mann
und zankte mit seiner Frau.
Es stiegen gen Himmel zur Morgenstund
die Flüche aus seinem Mund.



Das Kreuz.

Erzählung von

Juhani Aho[1].



Er eilte auf einem schmalen Waldstege, der von den Aufsenfeldern[2] des Pfarrhofs zum Kirchdorf führte, hin. Der alte Mann hatte es so eilig, dafs er bisweilen von Stein zu Stein sprang, und wenn auf seinem Wege eine Brücke über ein Moor führte, setzte er so behende hinüber, wie ein Stockflöfser. Erst als er zu dem Darrhaus des Pfarrhofs gekommen war, begann er langsamer zu gehen, um unbemerkter vorbeizukommen.

So leicht zu Fufs, wie nun, war er nicht gewesen, seit er als junger Freier in hellen Sommernächten dieselben Wege zu dem Mädchen wanderte, das auf ihn in ihrer Hütte wartete, die einzige Tochter des Häuslers, die ihres Bräutigams, des Pfarrerknechts, harrte.

Aber warum fiel ihm das nun ein? Die Zeiten sollten doch vergessen sein . . . .

Aber gerade das war ja der Anfang zu all' diesem Elend gewesen. Hätte er sich damals besser vorgesehen, hätte er damals den boshaften Schimmer in dem bösen Auge des Weibes gesehen, würde nun alles anders gewesen sein. Aber nun sollte das ein Ende haben! — endlich! Es gab doch noch einen Gott im Himmel.

---

[1] Autorisierte Übersetzung von Ernst Brausewetter.
[2] Im Walde angelegte Weideplätze und Äcker. Anm. d. Übers.

Es war schrecklich, nur daran zu denken! Wenn er nun nicht aufgewacht wäre! Wenn er und das Kind zusammen erstickt wären! Aber sieh, er erwachte! Es gab also doch einen, der auch ihn beschützte.

Und indem er sich dem Pfarrhof näherte, der so schön durch die grofsen Birken in der Morgensonne hindurchschimmerte, hatte er das ganz wunderliche Gefühl, zu wissen, dafs er unter Gottes unmittelbarem Schutze gestanden hatte .... Gott hatte ja seinen Vogel singen lassen, um ihn aus seinem tiefsten Schlaf aufzuwecken und ihn, wie durch ein Wunder, vor des Todes gähnendem Schlunde zu erretten!

Im Pfarrhof schliefen noch alle, aufser dem Probst, der gerade sein Schlafkammerfenster aufschlug und dann kam und die Thüre öffnete.

Der Alte ging sogleich hinein; denn er hatte keine Zeit zu verlieren. Er atmete tief auf, wünschte guten Morgen und beeilte sich, zu sagen:

„Nun hat sie es gethan! Nun hat sie es gethan!“ .... und da der Probst nicht gleich zu verstehen schien, was er meinte, fügte er hinzu: „Das, was sie immer zu thun drohte — das hat sie nun gethan!“

Der Probst stopfte sich seine Pfeife, that einige Züge daraus und fragte:

„Redest Du von Deiner Frau, Antti?“

„Ja, gewifs, von ihr red' ich! Ich hab' ja schon oft genug über sie geklagt. Es ist ja nicht das erste Mal, dafs ich zum Herrn Probst komme. und wir haben genug Ratschläge und Schelte bekommen; aber das half natürlich nichts; es wurde nur immer schlimmer .... einmal hat sie mich mit einem Holzschlägel totschlagen wollen, ein ander Mal hat sie versucht, mir Rattengift zu geben .... aber seht, Herr Probst, nun war sie im Begriff, mich lebendigen Leibes zu verbrennen ....“

Der Probst, der in behaglicher Stellung auf seinem Schaukelstuhl seine Pfeife schmauchte und bereit war, Anttis alte gewöhnliche Klage über die Böswilligkeit der Frau anzuhören, wurde nun so erstaunt, dafs ihm der Pfeifenschlauch aus dem Munde fiel.

„Was sagst Du? Dich lebendigen Leibes verbrennen?“ fragte er.

Da es klang, als wenn er zweifelte oder glaube, Antti übertriebe, beeilte sich dieser, in einem Atemzuge zu erzählen, was geschehen war:

„Ja, gewifs, mich lebendig verbrennen, so wahr ich .... die Hütte und alles hätte sie verbrannt, und ich und das Kind wären mit d'raufgegangen, wenn es nicht Einen gegeben hätte, der uns beschützte. Sie hatte einen Haufen altes Reisig in der Vorbauecke aufgestapelt, und das



steckte sie in Brand und ging selbst in den Wald oder sonstwohin. Die Thüre hatte sie von aufsen zugebunden, und da wären wir beide in Rauch aufgegangen, wenn nicht Gott der Herr hätte einen Vogel sein Nest unter dem Futterbrett bauen lassen .... Der begann in seiner Angst für die Jungen so gellend zu piepsen, dafs ich aufwachte, den Rauchgeruch merkte und das Prasseln des Feuers hörte. Ich stürzte auf die Thüre zu; aber sie ging nicht auf, und da war ich genötigt, das Fenster zu zerschlagen und hinauszukriechen, um zu löschen!"

„Konntest Du das Feuer löschen?"

„Gewifs konnte ich es löschen, obgleich die Wand angesengt war; aber hätte nur das Birkenrindendach Feuer gefangen, wäre wohl nichts von der Hütte übrig geblieben. Das Wasser, das im Flur war, hatte sie ausgegossen; aber in der Stube fand sich ein halber Eimer, und mit dem löschte ich die wildesten Flammen!"

Der Probst hatte ernst Anttis Bericht gelauscht und fragte nun:

„Na, und was gedenkst Du nun zu thun?"

„Ja, ich kam gerade her, darnach zu fragen. Ob ich es nicht dem Lensmann anzeigen sollte?"

„Kannst Du Beweis erbringen, dafs es Deine Frau war, die es that?"

„Ob ich das kann?" rief Antti fast froh. „In mehrerer Zeugen Anwesenheit hat sie gedroht, dafs sie mich loswerden wollte, und sollte sie Feuer unter dem Holzstapel anlegen — und übrigens sind ja die verkohlten Brände noch auf dem Platz, die jeder sehen kann, der will — und was sagt Ihr davon, Herr Probst?"

Antti grub aus der Tasche ein schmutziges Bandstück hervor:

„Damit war die Thüre zugebunden, und das ist ihr Strumpfband!"

Es blieb kein Zweifel, dafs die Sache sich so verhielt, wie Antti berichtet hatte. Ein offenbarer Versuch zu Mordbrand lag vor.

Der Probst hatte eine Weile nachdenklich dagesessen und sich in seinem Schaukelstuhl hin- und hergewiegt. Nun liefs er Antti seine Meinung wissen:

„Das Verbrechen mufs bestraft werden, die Schuldige dem Gesetze überliefert, selbst wenn es Deine Frau ist; und es ist nicht nur Dein Recht; es ist sogar Deine Pflicht, sie der Gesetzesmacht zu überliefern, Deine Pflicht vor Gott und Menschen!"

Anttis Brust hob sich vor Freude, und seine Augen funkelten. Er hatte fast gefürchtet, dafs der Probst vielleicht wieder, wie schon so

manches Mal früher, ihn zur Versöhnung und Verzeihung ermahnen würde. Er wollte sich schon bedanken, besann sich aber und fragte:

„Welche Strafe wird sie wohl bekommen?"

„Wahrscheinlich lebenslängliches Zuchthaus."

„Das war es gerade, was ich mir gedacht hatte," sagte er. Aber bei sich im Stillen berechnete er, dafs sie, selbst wenn sie nur für kürzere Zeit eingesperrt würde, doch nicht mehr lebend herauskommen würde, die alte Schachtel!

„Aber wer soll dann Dein Kind warten?" fragte der Probst.

„Man bekommt wohl jemand, der es wartet, man bekommt immer jemand, der es viel besser macht, als sie es that .... schlecht hat sie es versorgt .... es geschlagen und gottlose Dinge gelehrt!"

Antti sah den Probst forschend von der Seite an. Es sah wohl so aus, als wenn er noch immer an seiner Meinung festhielt und Antti recht gab, obgleich er nichts sagte.

„Und wie konnte sie so hartherzig sein!" fügte er, der Sicherheit halber, hinzu, und der Probst antwortete, noch immer zustimmend:

„Wenn der böse Feind einmal einen richtig in seine Gewalt bekommen hat, dann ...."

Es war also entschieden, dafs Antti seine Frau beim Lensmann wegen versuchten Mordbrandes anzeigen sollte.

Als der alte Mann den grofsen Landweg an der Kirche vorbei zum Lensmann eilte, war er noch leichter zu Fufs, als vorher.

Der Weg war eben und leicht zu gehen, der Morgen klar und still, und der See lag wie ein Spiegel. Für Antti war er, wie der Morgen zu einem neuen Leben; — nun würde der Friede in sein Haus einziehen, seine alte Schwester, die auch eine „Erweckte"[1] war, würde gern zu ihm kommen und die Wirtschaft und das Kind versorgen. Die Tage würden unter redlicher Arbeit und gutem Einverständnis und in Einigkeit verfliefsen und das Kind ein göttliches Leben führen lernen. Er würde nun seine Freunde zu sich einladen können, Andachtsstunden abhalten, vielleicht würde selbst der alte Paavo[1] kommen und Gebet mit ihnen abhalten.

---

[1] So nennen sich die Anhänger pietistischer Sekten in Skandinavien, die privaten Gottesdienst pflegen und ein heiliges Leben fordern. Nach Finnland ist diese Bewegung durch den hier vorkommenden Paavo Ruotsalainen verpflanzt und hat in Österbotten weite Verbreitung gefunden.

rande, ein Stück vom Landweg. Wenn er nun dort herumginge und ihm seine Freude mitteilte, dem klugen Alten, der aller verirrten Seelen Ratgeber war und von dem er soviel Trostworte in dieser Leidenszeit empfangen hatte .... wenn nur nicht der Lensmann sich inzwischen anderswohin begab!

Paavo safs draufsen vor seiner Hütte und befestigte eine Schneide in seiner Sense. Antti ging gerade auf ihn zu, sagte froh guten Tag und schüttelte kräftig seine Hand.

„Na, wohin des Wegs, Antti?“ fragte Paavo.

„Ich hatte ein kleines Geschäft beim Lensmann, und da nahm ich die Gelegenheit wahr, ein wenig hier anzusprechen!“

„Gehst Du mit guter Botschaft, da Du so froh aussiehst?“

„Wie man es nun nehmen will . . . , so traurig ist es wohl nicht!“

Paavo stellte weiter keine Frage und hätte es auch nicht können; denn er hatte gerade ein Weidenband zwischen den Zähnen.

Antti liefs auch nicht Zeit, ausgefragt zu werden; sondern berichtete in einem Atemzug alles, was geschehen war.

Als er zu Ende war, fragte Paavo trocken:

„Und Du bist froh darüber, dafs Deine Frau ins Gefängnis kommt?“

„Froh? Froh bin ich ja nicht .... aber was sollte ich denn nach Deiner Meinung thun?“

„Warum fragst Du mich darnach, nachdem der Probst Dir bereits einen so guten Rat gegeben hat?“

Antti wurde ein wenig unruhig und begann sich zu verteidigen:

„Es ist doch ein Verbrechen begangen worden gegen göttliches und menschliches Gesetz, und das Verbrechen erfordert Strafe, wer auch der Verbrecher ist, da es Recht und Gesetz ist .... Recht und Gesetz!“

Paavo hämmerte mit dem Messerrücken einen Keil zwischen die Sense und den Sensenring, versuchte dann, ob die Schneide gut fest säfse, und da sich zeigte, dafs sie fest verbunden war, hängte er die Sense an einem Haken auf.

„Also darum, dafs das Verbrechen seine Strafe haben und das Gesetz seinen Lauf nehmen soll, bist Du jetzt auf dem Wege zum Lensmann?“

Antti wurde etwas verlegen und vermied Paavos Blick. Dieser fuhr aber fort:

„Du scheinst es selbst nicht recht zu wissen; aber ich weifs, dafs

dies nur ein Vorwand ist, und dafs Du im Schutz desselben versuchst, Dich von dem Kreuz zu befreien, das Dir auferlegt ist! Deine Frau ist ja nicht bei Verstand, und wenn sie böse wird, macht sie Thorheiten. Es ist nie des einen Fehler nur, wenn zwei uneins sind! Wohl hat sie schuld, aber ob Du selbst ganz unschuldig bist? Ich glaubte, Dich besser zu kennen, Dich, der hier für einen alten, erprobten Christen galt; aber Du bist ein blinder und herzloser Heide! Du warst im Begriff, etwas wie einen Mord mit lächelndem Munde und leichten Herzens zu begehen. Geh' nur zum Lensmann, wenn es Dein Gewissen Dir erlaubt; aber komm' nicht her und versuche, mir allerhand Gründe für das, was Du thun willst, einzubilden!"

„Aber sie wollte doch mich und das Kind und bei dem trocknen Wetter vielleicht auch das ganze Dorf verbrennen!"

„Aber sie verbrannte Euch nicht . . . . wenn es Gottes Wille gewesen wäre, dafs Du verbrennen solltest, so wärst Du verbrannt."

„Aber bedenke, wenn sie es wieder thut?"

„Na, und dann? Wenn Du nicht glaubst, dafs Gott Dich schützen kann, dann schütze Dich selbst!"

Antti setzte sich still auf einen Stein und verbarg den Kopf in den Händen . . . .

„Warum soll just ich aller Welt Kreuz und Leid tragen?" klagte er.

„Trage das Kreuz, das Dir auferlegt ist," sagte Paavo mit milderer Stimme.

Schwermütigen Sinnes verliefs Antti Paavos Hütte und richtete seine Schritte heimwärts. Diesmal ging er nicht den Landweg entlang, am Pfarrhause vorbei, sondern in den Wald hinein; durch wegloses Dickicht wanderte er, ohne zu wissen, wohin er ging. Schwer war sein Gang, der Kopf hing herab, und die Füfse stiefsen oft an Wurzeln und Baumstümpfe.

Aber er war jetzt nicht deshalb so betrübt, weil der Alte ihn gehindert hatte, zum Lensmann zu gehen, auch nicht deshalb, dafs sein Lebensabend nun von einer noch dunkleren Wolke beschattet wurde, als jemals früher, nein, auch nicht darum, dafs er nun nicht von seinem „Kreuz" befreit werden würde; sondern er trauerte darüber und war betrübt, dafs sein Gewissen so blind gewesen und sein Herz so verstockt, dafs er nahe daran gewesen, seine eigene Frau umzubringen, und dafs er es gethan haben würde, wenn er nicht beizeiten daran verhindert

und gerechten Christen gehalten hatte, dessen Gewissen ihm immer sagte, was recht wäre, und der that, was recht war? Um seiner eigenen Freude und seines Glückes willen war er im Begriff gewesen, einen andern ums Leben zu bringen, und hatte sich noch eingebildet, dafs dies eine Gott wohlgefällige That wäre! Was war seine jahrelange Arbeit an seiner eigenen Besserung wert, was bedeutete nun das, dafs er täglich Gottes Wort gebrauchte und unter den Ersten in der Gemeinde der Gläubigen gewesen? Dies war also die Frucht all' seines Strebens!

Ein umgestürzter Baum lag quer über seinen Weg. Er setzte sich auf denselben und starrte auf einen Mooshügel hin. Er safs da lange und lauschte; aber still war alles um ihn und still auch alles in ihm.

Da war es ihm, als hätte der Geist in ihm zu reden begonnen:

„Du hast ein Verbrechen begangen, und mufst Strafe leiden für Dein Verbrechen! Lege ein noch schwereres Kreuz auf Deine Schultern! Geh heim und lafs' niemand ahnen, was Du gesehen hast! Lafs' auch Deine Frau nicht ahnen, dafs Du ihre Absicht durchschaut hast! Stelle Dich, als wenn Du glaubst, dafs ein Funke vom Herd hinausgeflogen sei! Sei demütiger und geduldiger, als früher, und freue Dich über jede neue Prüfung, die Dir auferlegt wird!" — — —

Er fühlte eine Erleichterung in der Brust; es war, als wäre ein Licht angezündet. Er stand von dem Baumstamm auf, auf dem er gesessen, stieg über die Zweige, die auf seinem Wege lagen, und fand einen schmalen Steg.

Schwer war noch sein Fufs und mühsam sein Gang. Aber in der Brust fühlte er eine Erleichterung, und die frische Morgenluft wirkte wie reines Wasser in einer Wunde, die aufgehört hat zu bluten.



Ewige Blumen[1].

Skizze von

Juhani Aho.



Schön ist eines ganzen Volkes Dankbarkeitsopfer, herrlich ist der Ausbruch seines unmittelbaren Gefühls.

Mitten im kältesten Winter, aus Schneewehen und treibendem Schnee werden die schönsten Blumen hervorgezaubert.

Sie sammeln sich zu einem Trauerkranz auf dem Grabe der Erinnerungen, sie werden dem Gedächtnis des grofsen Wohlthäters geweiht.

Und doch legt man die Blumen nicht dorthin mit dem Gedanken an Trauer um das, was uns getötet, und sie werden nicht dem Gedächtnis allein zugeeignet. Sie sind im Ölgarten der Hoffnung gepflückt, und sie duften nach Vertröstung auf bessere Tage.

Darum erfrieren sie nicht, wenn sie auch auf der kalten Klippe niedergelegt werden, sie welken nicht und verschwinden auch nicht unter dem Schnee. Darum bilden sie jede Nacht neue Schöfslinge und öffnen jeden Morgen neue Blüten.

Jeder neue Morgen findet neue Blüten am Fufs des Denkmals, und doch sind es dieselben heute, die es gestern waren. Sie sind, wie das heilige Feuer auf den Tempelaltären des Altertums, das niemals erlöschen durfte, damit nicht grofses Unheil das Vaterland treffen sollte. Es flammt dort bald rot, bald blau, bald gelb, und die Töchter des Volkes unterhalten es und stehen Wacht darum, wie ehemals die Priesterinnen der Vesta. Erlösche es, würde ein grofses Unglück über das Land kommen; denn

[1] Autorisierte Übersetzung von Ernst Brausewetter.

Volkes geschwunden.

Darum sollten wir niemals diese unsere Blumenglut erlöschen lassen. Möge sie hier von Tag zu Tag schimmern, möge sie von Jahr zu Jahr duften, bis alles wieder ist, wie es einst gewesen. Möge sie uns zur Erinnerung an das werden, was wir einmal besafsen und dessen wir beraubt wurden.

Lafst uns darum dorthin des Lenzes erste Anemone und des Herbstes letzte Heidekrautblüte tragen; lafst uns dort die duftenden Faulbaumblüten unserer Sommerhaine, unserer Wiesen Blumenpracht und unserer Seestrände Zauberschmuck niederlegen, und lafst uns den Winter lang am Fenster der kleinsten Hütte eine .... Kaiserblume pflegen.

Und möchten wir alle, wenn wir von der Heimat fortgehen, ein Blumensträufschen binden, um bei der Ankunft es der Göttin des Gesetzes zu opfern.

Auf dafs unsere Hoffnung niemals welken und die Erinnerung an das Vergangene niemals erbleichen und unsere Vertröstung auf kommende bessere Tage niemals ihre Frische verlieren mögen.



Kleine Notizen.



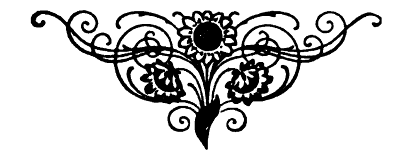
Noch immer harrt die das politische Leben Finnlands beherrschende Wehrpflichtfrage der endgültigen Entscheidung durch den Monarchen. Die Episode, die in der Beratung der Frage im russischen Reichsrat bestand, hat jedoch in jüngster Zeit ihren Abschlufs gefunden. Eine rechtliche Bedeutung kann dieser Episode nicht zuerkannt werden, da sie sich auf das bekannte Manifest vom 15. Februar 1899 stützt; ihre moralische Bedeutung dürfte jedoch hoch genug angeschlagen werden. Das geheimnisvolle Dunkel, in das sich die Verhandlungen des russischen Reichsrats hüllten, gestattet allerdings noch kein bestimmtes Urteil. So viel scheint jedoch festzustehen, dafs die vom Generalgouverneur Bobrikoff vertretenen finnlandfeindlichen Bestrebungen im Reichsrat eine empfindliche Niederlage erlitten haben. Wenigstens wurden die meisten der Kuropatkin-Bobrikoffschen Forderungen zurückgewiesen, und während der Diskussion kamen Äufserungen und Reden vor, in denen die in den letzten Jahren gegen Finnland befolgte Politik aufs bestimmteste verurteilt wurde. Aber auch diese Thatsache hat an sich keine rechtliche Bedeutung. Das einzige Objekt für etwaige rechtlich in Betracht kommende Beschlüsse des Monarchen sind nur die Antwortschreiben des aufserordentlichen finnländischen Landtages von 1899, die laut Grundgesetz entweder unverändert sanktioniert werden müssen, wo sie Gesetz werden, oder aber in Bausch und Bogen abgelehnt werden, in welchem Fall das bis jetzt gültige Wehrpflichtgesetz von 1878 in Kraft bleibt, bis ein neuer Landtag in der vom Grundgesetz vorgeschriebenen Form die nötigen Veränderungen beschlossen hat. Auf diese endgültige Entscheidung des Monarchen auf die erwähnten Antwortschreiben der finnländischen Stände harrt nun das finnländische Volk mit spannender Unruhe. Man hat Grund, anzunehmen, dafs der Monarch trotz der obenerwähnten Haltung des russischen Reichsrats, noch immer unter starkem Einflufs jener Kreise steht, die von dem Kriegsminister, dem Generalgouverneur Bobrikoff und dem finnländischen Ministerstaatssekretär Plehwe geleitet werden, und wo man offenbar noch nicht die Hoffnung aufgegeben hat, den Monarchen zu einer neuen Gewaltmafsregel zu bewegen und Finnland ein Wehrpflichtgesetz aufzuzwingen, das nicht in jedem Punkt mit den Beschlüssen des aufserordentlichen Landtages übereinstimmt.

Die Verfolgungen gegen die Presse werden mit unverminderter Kraft fortgesetzt. Seit Anfang dieses Jahres sind bis zum 1. Juli im ganzen vier Zeitungen für immer verboten worden, zwei auf vier Monate, zwei auf drei Monate, vier auf zwei Monate, eine auf fünfzehn Tage. Das Recht, neue Zeitungen herauszugeben, wird nach wie vor verweigert.

Nachschrift.

In letzter Stunde erhalten wir die Nachricht, daſs die Wehrpflichtfrage nunmehr (den 11. Juli) — soweit es auf den Monarchen ankommt — ihre endgültige Lösung gefunden hat, und zwar in einer ebenso überraschenden, wie mit dem geltenden Recht im Widerspruch stehenden Weise. An dem genannten Tage unterzeichnete nämlich der Monarch ein neues Wehrpflichtgesetz und ein Manifest, deren Hauptbestimmungen, soweit sie uns bekannt geworden, in folgendem bestehen: Die Wehrpflicht bleibt bestehen, aber sämtliche acht Armeescharfschützenbataillone (eins für jede der acht Provinzen Finnlands) werden aufgehoben; das ganze finnländische Militär besteht demnach nur aus dem Gardebataillon und dem Dragonerregiment. Das Jahreskontingent wird auf 500 Mann herabgesetzt. Die Reserve wird aufgehoben. Die übrig bleibenden Truppen dürfen in Kriegs- wie in Friedenszeit auſserhalb des Landes gebracht werden. Die finnländischen militärischen Behörden und Stäbe werden aufgehoben und die finnländischen Truppen dem russischen Militärstab in Finnland unterstellt. Russische Offiziere dürfen an den finnländischen Truppen angestellt werden, wodurch sie finnländisches Staatsbürgerrecht erhalten. Russen, die Grund und Boden in Finnland besitzen, dürfen ihre Wehrpflicht bei finnländischen Truppen abdienen.

Sobald das neue „Gesetz“ in seinem Wortlaut bekannt geworden, werden wir näher darauf zurückkommen.



Bibliographie.



Werke in deutscher Sprache.

I. Landeskunde und Geschichte.

Finnland im 19. Jahrhundert. In Wort und Bild dargestellt von finnländischen Schriftstellern und Künstlern. Zweite, revidierte Auflage. Helsingfors 1899. G. W. Edlunds Verlag. 404 + VIII S. 4⁰ mit 36 Vollbildern in Heliogravüre, Autotypie und Photolithographie und 290 Illustrationen im Text, sowie drei Karten. In Leinwand gebunden mit Wappenpressung. 50 Fmk.

[Enthält folgende Artikel:
Einleitende Worte von Z. Topelius.
Kap. I. Das Land. Von Z. Topelius.
Kap. II. Das Volk. Von Z. Topelius.
Kap. III. Politische Übersicht. Von L. Mechelin.
Kap. IV. Der Nationalhaushalt. — A. Das Münz-, Bank- und Versicherungswesen. Von Emil Schybergson. — B. Landwirtschaft, Industrie und Handel. Von L. Mechelin. — C. Die Kommunikationen. Von Felix Heikel.
Kap. V. Das öffentliche Unterrichtswesen. — A. Die Universität. Von Th. Rein. — B. Die höheren Schulen. Von August Ramsay. — C. Das Volksschulwesen. Gesellschaften für Volksbildung. Von G. Lönnbeck.
Kap. VI. Wissenschaftliche und litterarische Gesellschaften. — A. Die Finnländische Sozietät der Wissenschaften. Von L. Lindelöf. — B. Societas pro Fauna et Flora fennica. Von Fredr. Elfving. — C. Die Finnische Litteraturgesellschaft. Von E. G. Palmén. — D. Die Schwedische Litteraturgesellschaft in Finnland. Von Axel Lille. — E. Die Finnisch-Ugrische Gesellschaft. Von E. N. Setälä. — F. Der Finnländische Historische Verein und der Finnländische Altertumsverein. Von Joh. Rich. Danielson. — G. Die Gesellschaft für die Geographie Finnlands und der Geographische Verein. Von R. Hult. — H. Die Finnländische Ärztegesellschaft. Von J. W. Runeberg. — J. Der Juristische Verein. Von R. Montgomery.
Kap. VII. Die wissenschaftliche Litteratur. — A. Geschichte. Von M. G. Schybergson. — B. Rechtswissenschaft, Nationalökonomie und Statistik. Von Wilhelm Chydenius. — C. Die Theologie. Von Herman Råbergh. — Die Philosophie. Von Th. Rein. — E. Die Philologie. Von E. N. Setälä und A. Heikel. — F. Mathematik und Naturwissenschaften. Von Selim Lemström und Fredr. Elfving. — G. Die medizinischen Wissenschaften. Von M. W. af Schultén.

Kap. IX. Die periodische Litteratur. Von V. Vasenius.
Kap. X. Die Kunst. Von J. J. Tikkanen, R. F. von Willebrand und Werner Söderhjelm.]

Ernst Brausewetter. Finnland im Bilde seiner Dichtung und seine Dichter. Kalevala- und Kanteletar-Proben, Novellen, Gedichte, Schilderungen, Charakteristiken und 14 Porträts. Berlin und Leipzig 1899, Schuster & Löffler. VIII + 456 S. 8°. 6 Mk.

Gustaf Retzius. Finnland. Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Kultur und seinem heutigen Volksleben. Autorisierte Übersetzung von Dr. phil. C. Appel. Mit 93 Holzschnitten und einer Karte von Finnland. Berlin. Georg Reimer, 1885. VIII + 159 S. 5 Mk.

Dr. Friedrich-Carl Witte. Russische Reiseeindrücke mit besonderer Berücksichtigung des kaufmännischen und wirtschaftlichen Lebens. Finnland, Land und Leute. Zwei Vorträge. Rostock. In Kommission der Stillerschen Hof- und Universitäts-Buchhandlung (G. Nusser), 1899. 78 S. gr. 8°. 1 Mk.

Dr. August Ramsay. Finnland. Handbuch für Reisende. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Max Seiling. Herausgegeben vom Finnländischen Touristenverein. Helsingfors, 1896. Kommissionsverlag der Woseniusschen Buchhandlung. XIX + 186 S. 8°. Geb. 3 Mk.

M. G. Schybergson. Geschichte Finnlands. Deutsche Bearbeitung von Fritz Arnheim. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1896. S. 8°, XXIV + 663 S. 12 Mk.

[Auch unter dem Titel: Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert, W. v. Giesebrecht und Karl Lamprecht. LVII. Lieferung. I. Abteilung.

Die Arbeit reicht bis zur Thronbesteigung von Nikolaus II. im November 1894.]

Yrjö Koskinen. Finnische Geschichte von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Autorisierte Übersetzung. Leipzig, Duncker & Humblot, 1874. VIII + 636 S. 8°.

Joh. Rich. Danielson. Finnlands Vereinigung mit dem Russischen Reiche. Anläfslich der Arbeit von K. Ordin: „Finnlands Unterwerfung". Übersetzung der zweiten Auflage des schwedischen Originals. 8°, 4 + 199 S. Helsingfors, 1891. Weilin & Göös. 4 Fmk.

II. Staatswesen.

L. Mechelin. Das Staatsrecht des Grofsfürstentums Finnland. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1889.

Enthalten in: Das Staatsrecht des Russischen Reiches. S. 245—342. Preis der ganzen Abteilung 13 Mk.

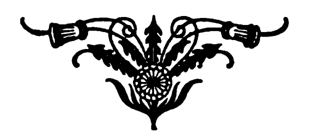
[Auch unter dem Titel: Marquardsens Handbuch des öffentlichen Rechts, Bd. IV, Halbband I, Abteilung 1. (S. 245—342. Preis der ganzen Abteilung 13 Mk.). Enthält: I. Geschichtliches. Rechtsquellen. II. Die Elemente des Staates: Land und Volk. III. Die Organisation des Staates: Der Kaiser und Grofsfürst. Die Staatsbehörden und Beamten. Die Volksvertretung. IV. Die Funktionen des Staates:

rechtliche Stellung Finnlands zum Kaisertum Rufsland.]

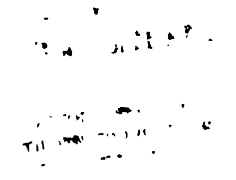
Karl Willgren. Die Staatsfonds und das Budgetwesen Finnlands. Helsingfors, 1896. S. 8°.

[Sonderabdruck aus: Finanzarchiv, herausg. v. G. Schanz XIII, I, S. 177—209.]

Karl Willgren. Das Staatsbudget, dessen Aufgaben und Verhältnis zur Staatsrechnung. Akademische Abhandlung. 8°, X + 137 S. Helsingfors, 1899. 4 Fmk.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Friedrich Fröbel als ein Vorkämpfer innerer Kultur.

Von

Rudolf Eucken.



Einer Zeit, die einen harten Kampf für eine Aufrechterhaltung innerer Kultur gegenüber drohender Veräufserlichung und Mechanisierung des Lebens zu führen hat, müssen Männer besonders wertvoll sein, deren Leben einen festen Glauben an die Überlegenheit des Inneren bekundet und deren Arbeit diese Überlegenheit zu stärken geeignet ist. Ein solcher Mann war Friedrich Fröbel. Als Begründer der Kindergärten ist er in aller Munde. Dafs aber dieses Werk nur ein Ausschnitt aus einem viel weiteren Streben war, und dafs dies Streben eine eigentümliche Lebensanschauung in sich trägt, das ist trotz einzelner vortrefflicher Darstellungen der Sache noch immer viel zu wenig bekannt. Diese Lebensanschauung enthält keine bahnbrechenden Ideen und umwälzenden Erneuerungen, aber sie ist wertvoll dadurch, dafs sie uns Leben und Arbeit bedeutender macht, auch scheinbar Kleines und Alltägliches innerlich erhöht, indem sie es in grofsen Zusammenhängen sehen lehrt, dafs sie ein Problem und eine Tiefe in dem aufdeckt, was meist als selbstverständlich hingenommen wird.

Fröbel teilt jene Weltanschauung, die den deutschen Denkern und Dichtern der klassischen Litteraturepoche um so mehr gemeinsam scheint, je weiter wir uns von ihnen entfernen. Es ist die Weltanschauung, die vielleicht am treffendsten der Krausesche Ausdruck „Panentheismus“ bezeichnet. Die Welt getragen und zusammengehalten von einer lebendigen Einheit, ein Reich der Vernunft, ein grofser Organismus; darin eine unermefsliche Mannigfaltigkeit, die an jedem Punkt das Alleben neu und

eigentümlich gestaltet; Natur und Menschenleben unter denselben Bildungsgesetzen, aber der Mensch eine neue Stufe, sofern bei ihm eine Erhebung zur Bewufstheit und Selbständigkeit erfolgt. Alles Böse verschwinde, sobald sich die Betrachtung vom Teil zum Ganzen erhebt. Alles in allem eine freudig vertrauende, in aller eifrigen Thätigkeit innerlich ruhige Denkweise. Diese Denkweise ist uns unter mannigfachen neuen Eindrücken und Aufgaben schon in eine weite Ferne zurückgewichen, aber aus ihrer reichen Innerlichkeit und ihrem frischen Lebensmut können nicht nur wir, sondern noch lange Zeiten schöpfen. — Innerhalb jenes umfassenden Rahmens bleibt viel Platz für eigentümliche Gestaltungen. Fröbel steht dabei Pestalozzi und Krause am nächsten, aber auch ihnen gegenüber ist er kein blofser Schüler, sondern ein selbständiger Fortbildner. Hier sei nur in kurzem bemerklich gemacht, wie er an wichtigen Punkten zur Verstärkung der Innerlichkeit gewirkt hat.

Fröbels Grundgedanke ist der der Thätigkeit, einer Bildung durch Selbstthätigkeit. Das Verlangen nach Bethätigung erscheint dabei nicht als ein blofser Naturtrieb, wie bei manchen andern Denkern, sondern es begründet sich im Ganzen einer geistigen Weltordnung, zuletzt in Gott. Wie Gottes Wesen vor allem im Schaffen und inneren Beleben besteht, so teilt sich dieses in fortlaufendem Strom der ganzen Ausdehnung der Welt mit. Jedes Wesen wirke nach dem Mafs seines Vermögens zur Weiterführung dieses Lebens; jede Einheit sei ein eigentümlicher Quellpunkt neuen Schaffens. Vor allem erscheint der Mensch mit der gröfseren Bewufstheit und Freiheit seines Lebens als ein schaffendes Wesen, ein Schöpfer in seinem Wirkungskreise. In produktiver That wurzelt daher alle Entwicklung echten Lebens. Auch das Wissen hat hier seinen natürlichen Anfangspunkt. Die Natur kann der Mensch nicht verstehen, „ohne sie auf eine ihm eigentümliche Kunstweise gleichsam von neuem in und aus sich zu schaffen.“ Die Thätigkeit, wie sie hier verlangt wird, ist in erster Linie nicht ein Wirken nach aufsen hin, ein Verfolgen äufserer Zwecke, sondern ein Streben zu sich selbst, eine innere Sammlung, eine volle Herausarbeitung des eigenen Wesens; sie ist nicht ein zerstreutes Nebeneinander, sondern ein Streben, sich selbst zu einem Ganzen zu gestalten, die in jedem Wesen angelegte Einheit zur vollen Entwicklung zu bringen. Ein solches gegen sich selbst gekehrtes Wirken ist nicht sowohl extensiver als intensiver Art; es erringt seine Stärke nicht durch ein Zurückdrängen und Unterdrücken anderer, sondern durch eine innere Er-

höhung seiner selbst, die dem andern das gleiche Recht läfst. Solche innere Bildung hat zur Voraussetzung, dafs der Mensch von Haus aus nicht leer, sondern eine lebendige Kraft ist. Als eine solche hat ihn auch die Erziehung zu behandeln. Sie darf nicht von aufsen her in ihn hineinwirken, gar von aufsen her ihm Selbständigkeit einflöfsen wollen, sondern sie kann nur wecken und stärken, was von innen aufstrebt, sie mufs „genetisch-entwickelnder“ Art sein. Immer sei dabei der Mensch als Selbstzweck geehrt und gemäfs seiner Eigentümlichkeit behandelt. „Gott pfropft und okuliert nicht, und so soll auch der menschliche Geist als göttlicher Geist nicht gepfropft werden.“ Die mannigfachen Bildungsstoffe aber seien daraufhin geprüft, ob sie die Belebung des ganzen Menschen fördern, ob sie nicht sowohl der Schul- und Gelehrtenbildung als der Geistes- und Menschenbildung dienen. Gewöhnlich überflutet uns eine Mannigfaltigkeit von Dingen, die nicht ins tiefste Wesen gehen, und es wird vergessen, dafs das Lehren und Mitteilen einer Vielheit die Schule noch keineswegs zur Schule macht. „Die höchste und schwierigste aller Künste ist, bei aller Abschweifung, Störung und Hemmung den Mittel- und Beziehungspunkt der Lebensbahn festzuhalten.“

Diese Voranstellung der inneren Bildung besagt aber für Fröbel keineswegs eine Zurückziehung des Individuums von der gesellschaftlichen Umgebung und von der Aufsenwelt. Vielmehr kann nach seiner Überzeugung der Mensch seine Individualität nur entwickeln in Verbindung und Wechselwirkung mit anderen, und er hat von Natur einen Trieb zur Gesellschaft. Andererseits ist die Gesellschaft nur wertvoll, weil sie die Entwicklung des Individuums fördert. In diesem Sinne, nicht in dem einer verflachenden Abschleifung, soll der Kindergarten das Kind aus der Vereinzelung zum geselligen Umgang mit Altersgenossen führen. — In eine abgesonderte Innerlichkeit kann sich aber der Mensch vornehmlich deswegen nicht einspinnen, weil er sein eignes Wesen erst durch die Darstellung, durch ein Gegenständlichmachen voll zu gewinnen hat; er bedarf des Werkes, der Werkthätigkeit, um die Seele herauszubilden und gänzlich zu eignem Besitz zu machen. Da andererseits fortwährend das Äufsere in das Innere aufzunehmen ist, so entsteht eine entgegengesetzte Bewegung, und durch sie vornehmlich entfaltet sich menschlich-vernünftiges Leben. „Innerliches äufserlich, Äufserliches innerlich zu machen, für beides die Einheit zu finden: dies ist die allgemeine äufsere Form, in welcher sich die Bestimmung des Menschen ausspricht.“

Wie diese Überzeugung Fröbel zur Einführung werkthätiger Arbeit auch in die Schule führte, ist bekannt. An dieser Stelle liegt uns mehr an der inneren Erhöhung, welche das Ganze der Arbeit damit erfährt. In diesen Zusammenhängen erscheint die Arbeit als der Höhepunkt des ganzen Lebens. „Durch Fleifs und Arbeitsamkeit, durch Wirken und Thun, welches der lichte Gedanke, oder auch nur die leiseste Ahnung, ja nur das unmittelbare lebendige Gefühl begleitet, dafs wir dadurch Innerliches äufserlich darstellen, Geistigem Körper, Gedachtem Gestalt, Unsichtbarem Sichtbarkeit, Ewigem, im Geist Lebenden äufserliches, endliches und vergängliches Dasein geben: dadurch werden wir wahrhaft Gott ähnlich.“ So verstanden, kann die Arbeit nicht an erster Stelle des äufseren Ertrages halber geschehen. Wohl werden Brot, Wohnung, Kleidung durch Arbeit erworben, aber nicht sie, sondern die seelische Bildung ist bei ihr die Hauptsache: „Der Mensch schafft ursprünglich und eigentlich nur darum, damit das in ihm liegende Geistige, Göttliche sich aufser ihm gestalte, und er so sein eignes, geistiges, göttliches Wesen und das Wesen Gottes erkenne.“ Bei solcher inneren Erhöhung gewinnt die Arbeit das engste Verhältnis zur Religion, beide scheinen notwendig auf einander angewiesen „Religion ohne Werkthätigkeit, ohne Arbeit läuft Gefahr, leere Träumerei, nichtige Schwärmerei, gehaltloses Phantom zu werden, sowie Arbeit, Werkthätigkeit ohne Religion den Menschen zum Lasttier, zur Maschine macht. Arbeit und Religion sind ein Gleichzeitiges.“ Eine Arbeit in diesem Sinne kann nicht die Seele unterdrücken und den Menschen zum Sklaven äufserer Zwecke machen, wie das die heutige Gestaltung der Arbeit so oft in gröberer und feinerer Weise thut; hier streben Arbeit und Seele zu einander, statt sich gegenseitig Abbruch zu thun.

Dafs sich aber bei Fröbel Religion und Arbeit, ins Innerste zurückgreifende und nach aufsen strebende Bewegung zur Einheit verbinden, das giebt dem Leben eine innere Selbständigkeit und eine sichere Überlegenheit gegen alle äufseren Schicksale. Die Religion wird dann nicht die Lehre voranstellen, dafs es dem Guten gut gehen müsse, sondern sie wird dahin aufklären, dafs derjenige, der wahrhaft das Gute will, „notwendig im äufseren Druck leben müsse; denn Entsagung, Entbehrung, Sinkenlassung des Äufseren, um das Innere zu gewinnen, dies ist die Bedingung zur Erreichung der höchsten Entwicklung.“ „Der Mensch soll früh gewöhnt werden, das Gefühl, der menschlichen Würde gemäfs gelebt zu haben, als den höchsten Lohn seines Handelns zu betrachten.“ Solche

Gesinnung gestaltet sich bei Fröbel keineswegs zu einer matten Resignation, sondern treibt zu thätiger Überwindung des Feindlichen: „eben die Besiegung oder vielmehr diese Durchdringung und so Vernichtung der äufseren Hemmnisse des Lebens durch die eigene Willens-, durch die gesteigerte Thatkraft, diese ist es, welche dem Menschen im eigenen Bewufstsein Frieden, Freude und Freiheit gewährt."

So ist das hier geschilderte Leben nicht ohne ein Element männlicher Thatkraft. Aber wenn nach aufsen hin eine sichere Unabhängigkeit gewonnen wird, im Innern bleibt eine grofse Zartheit und Weichheit. Unmöglich hätte sich ohne sie Fröbel mit solcher Wärme des Kindes und des Kindeslebens annehmen können. Er thut das aber, indem er im Kinde mehr sieht, als das blofse Kind. Er sieht in ihm das ganze Menschenwesen auf einer besonders wichtigen Stufe seiner Entwicklung, auf der Stufe, wo der Mensch sich selbst am nächsten ist, wo die belebende und vereinende Kraft der Seele in höchster Blüte steht, während sie mit der späteren Wendung des Lebens zu äufserer Wirkung und Leistung unvermeidlich abnimmt. Wenn uns so das Kind die seelische Innerlichkeit des Menschen besonders zugänglich macht, so wird die Beschäftigung, der Verkehr mit ihm dem Ganzen des Lebens eine frischere Anschauung und einen reicheren Inhalt zuführen; sie wird der Fremdheit einer künstlichen Bildung entgegenwirken und gegenüber allem Schein mehr Wahrheit in unser Dasein bringen. Die Haupttriebkraft in Fröbels pädagogischen Lehren und Schöpfungen war die Hoffnung, damit einer Verjüngung des gesamten Kulturlebens zu dienen. Das machte ihm auch das Familienleben so bedeutend, dafs er meinen konnte: „Von dem stillen, verborgenen Heiligtum der Familie kann nur zunächst das Wohl des Menschengeschlechts uns wiederkommen."

Fröbels Theorien gehen ins Weite und bisweilen auch Grenzenlose, seine Arbeit fand in den Kindergärten einen festen Angriffspunkt. Aber dieses Werk erscheint in seiner vollen Bedeutung erst, wenn es aus dem Zusammenhang der Überzeugungen verstanden war, mit denen wir uns beschäftigten. Sie enthalten nichts Überraschendes und Blendendes, ihr Kern ist so schlichter und einfacher Art, dafs er dem äufserlichen Beobachter leicht als unbedeutend erscheinen mag. Aber das Grofse in diesen Dingen besteht nicht sowohl darin, gänzlich Neues zu entdecken, als darin, alten und ewigen Wahrheiten in eindringlicher Weise zu neuer Wirkung zu verhelfen. Grofs ist bei diesen rein menschlichen Aufgaben vor allem

das, was das Leben auf seine einfachen und natürlichen Grundlagen zurückführt, was das Wesentliche und Notwendige gegenüber allem Nebensächlichen und Überflüssigen neu belebt, womit eine flache Geschäftigkeit die Hauptsache zu verdunkeln pflegt. Insofern waren die grofsen Wendungen im Geistesleben nicht Erweiterungen, sondern Vereinfachungen, Konzentrationen auf den Mittelpunkt des Ganzen, Befreiungen von schädlichem Ballast.

Fröbels besondere Art wird sich nach den seitdem erfolgten Wandlungen des Lebens nicht einfach festhalten lassen. Die Gegensätze haben sich schroffer, die Verwicklungen schwerer gezeigt, als dafs jene optimistische Lebensanschauung mit ihrer Verwandlung der ganzen Welt in ein Reich der Vernunft ihnen gewachsen wäre. Aber bei allem Anschwellen der Widerstände können wir den Grundgedanken eines selbständigen Wertes der Innerlichkeit und einer Bildung des Menschen von innen her unmöglich aufgeben. Wir können ihn nicht einmal zurückstellen, ohne damit einer geistigen Leere, einem bei aller Betriebsamkeit substanzlosen Leben zu verfallen. Ist nicht das heutige Hasten und Jagen nach äufseren Erfolgen, das leidenschaftliche Verlangen nach Expansion oft nur der Ausdruck einer inneren Leere, die sich nach aufsen wenden mufs, weil sie bei sich selbst nichts zu thun findet, der Ausdruck geistiger Flachheit, die eine Gröfse in der Erhebung über die anderen sucht, weil ihr die Unendlichkeit in der eignen Seele mit ihren grofsen Aufgaben verschlossen ist? Wir beginnen jetzt den Mangel deutlicher zu empfinden, und solche Empfindung ist selbst schon der Beginn einer Gegenwirkung. Aber wie viel ist zu thun, damit solche Bewegung nur in rechten Flufs komme! So sei alles willkommen geheifsen, was dazu nützen kann!

Und zum Schlufs noch Eins. Fröbels Verlangen nach einer inneren Kultur und nach Anerkennung jeder lebendigen Individualität geht gemäfs der Art seiner Zeit zunächst auf die einzelnen Menschen; sollten aber die Ideen und die Wertschätzungen, die sich dabei entwickelten, nicht auch für die Völker, die Volksindividualitäten gelten? Auch hier müfsten sie hart zusammenstofsen mit der vorwiegenden Richtung auf die äufsere Leistung und Expansion, auch hier müfsten sie zu mehr Anerkennung des Selbstwertes jeder Volksart, zu gröfserer gegenseitiger Achtung und Gerechtigkeit wirken.





No. 1. Geflochtene Schüssel aus Tibet.

Finnische Textilornamentik.

Mit 5 Textillustrationen. — 23 Illustrationen auf 8 Tafeln in Heft III mit Text.

Von

J. J. Tikkanen.



II.

Ehe wir weitergehen, mag hervorgehoben werden, dafs die finnisch-ugrischen Muster, obgleich sie gegenwärtig überall ausschliefslich oder vorzugsweise in Stickerei ausgeführt werden, ihren Formen nach von der Flecht- oder Webetechnik herzustammen scheinen (vgl. obige Abbildung). Mit Ausnahme etwa einer Gruppe gitterartiger Muster bei den erzanischen Mordvinen (Fig. 7[1]) und gewisser spitzenartiger Randmotive, die dem finnisch-ugrischen Mustersystem überhaupt angehören, wird der Faden nicht, wie man es in einer primitiven Stickereikunst erwarten würde, dazu verwandt, um Linienornamente zu erzielen, sondern — wie in der Weberei — zur Ausfüllung von Flächenfiguren.

Trotz seines primitiven Charakters ist das finnisch-ugrische Mustersystem selbstverständlich das Produkt einer langen, historischen Entwick-

---

[1] Die Hinweise „Fig.“ mit Nummerangabe beziehen sich auf die Tafeln in Heft III.

lung, für welche einerseits das Annehmen neuer Stickmethoden und andrerseits fremde Einflüsse nicht ohne Bedeutung bleiben konnten. Durch Dr. Schwindts Zusammenstellung der karelischen Muster wird uns ein Überblick über den Einflufs dieser Umstände auf die verschiedenen Sticharten ermöglicht. Wir sehen indessen ähnliches auch an den mordvinischen, den tscheremissischen und ostjakischen Stickereien, und zwar dürften ihre, teilweise sehr wesentlichen Abweichungen von dem ursprünglichen Schema davon herrühren, dafs besonders die freieren Muster erst vorläufig mit einem Faden aufgezeichnet wurden, genau so, wie man sich von jeher bei andern Völkern eines Farbenstiftes, eines Pinsels, einer Feder, ja sogar eines Klischees bedient hat, um das Muster auf den Stoff zu übertragen. Dafs die Methode dennoch zu keiner völligen Lossagung von der alten Stickart führte, dürfte wohl seine technische Erklärung in dem Umstande finden, dafs bei dieser Konturnaht die Fäden des leinenen Grundes immer gezählt wurden, so dafs man beim Bilden der Figuren auch fernerhin von dem zwischen Kette und Schufs bestehenden rechtwinkligen Verhältnis ausging. Wenigstens haben wir in den italienischen und deutschen Stickereien aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert treffende Beweise für die Zähigkeit, mit der Sticharten, die sich nach dem leinenen Grunde richten, an den alten Mustern — in dem erwähnten Falle an denen der Renaissance — festhalten, auch nachdem diese in andern Näharten, wo die Motive frei gezeichnet werden, verworfen sind.

Es sind nämlich die kreuzweise gelegten, Quadrate bildenden Fäden des Gewebes, die überall bei dem Herausbilden der primitiven Textilornamentik bestimmend gewesen sind. Berücksichtigt man diesen Einflufs des Materials und der Technik auf die Erfindung der Muster, und ferner den Umstand, dafs die geometrischen Grundformen sowohl dem Gestaltungstriebe des Menschen, als der Natur im allgemeinen zu Grunde liegen, so ist es schliefslich weniger unbegreiflich, als überraschend, dafs man öfters bekannte ornamentale Motive in Gegenden und Zeiten antrifft, bei denen jegliche Möglichkeit an einen historischen Zusammenhang ausgeschlossen zu sein scheint. Diese nur allzu wohl bekannte Thatsache müfste uns, wenn es eine Schlufsfolgerung gilt, zu der gröfsten Vorsicht mahnen. Denn es ist ja, und zwar nicht ohne Grund, gesagt worden, dafs eine vollkommene Übereinstimmung der Formen an und für sich ebenso wenig eine Identität des Ursprungs beweist, als dieses in der Etymologie betreffs der Lautähnlichkeit der Fall ist. Sehr häufig findet man ja einander entsprechende

Trachten, Hausgeräte, Werkzeuge, Waffen, Sitten und Vorstellungen bei Völkern, die, wie es scheint, unmöglich je irgendwelche Berührung miteinander haben konnten. Uralte europäische und asiatische Motive, darunter auch solche, die wir in den finnisch-ugrischen Mustern wiederfinden, kommen so oft, sowohl in der vorcolumbischen, als in der modernen Ornamentik der amerikanischen Völkerstämme vor, dafs heute noch, wo man doch schon allerhand phantastische Theorien über Bord geworfen, mancher ernste Forscher annimmt, dafs entweder über die Südseeinseln, die Beringstrafse oder über das vom Ozean verschlungene, sagenhafte Atlantis, eine Verbindung mit der alten Welt bestanden haben mufs.

Die erwähnte Erscheinung ist so gewöhnlich, dafs man im voraus annehmen kann, bei einer so streng geometrischen, so primitiven, zugleich aber so reich entwickelten Textilornamentik, wie es die finnisch-ugrische ist, müssen eine Menge Motive dieser mehr oder weniger universellen Art vorkommen, und daneben auch solche, die zufälligerweise hier und da, bei andern Völkern und zu andern Zeiten auftreten. So ist beispielsweise die Einteilung in Quadrate und die kreuzförmige Ausstrahlung der Teile durchaus nicht charakteristisch nur für die finnisch-ugrischen Muster, ganz abgesehen von den einfachsten Motiven geometrischer Art. Solche Ähnlichkeiten bieten dem Forscher keine sonderlichen Schwierigkeiten. Geradezu rätselhaft erscheint aber bisweilen die Übereinstimmung in mehr komplizierten Motiven. Treten sie nur hie und da vereinzelt auf, dürfte wohl die Gleichheit von einem reinen Zufall herrühren; je zahlreicher und allgemeiner sie aber in verschiedenen Gegenden vorkommen, mit um so gröfserer Wahrscheinlichkeit ist dann eine historische Zusammengehörigkeit anzunehmen. Wenigstens ist dies vorläufig das Einzige, worauf wir uns bei der Beurteilung der ursprünglichen Verwandtschaftsverhältnisse der Motive stützen können. Wie leicht man auch in einzelnen Fällen in einen Irrtum geraten kann, scheint es doch unleugbar, dafs einige derselben eine Wanderungsfähigkeit und eine Lebenskraft besitzen, die sonst wohl nur in den Sagenideen der Völker ihr Nebenstück haben. Finden wir ein gewisses Motiv auch bei einem Nachbarvolke, so haben wir es hier mit einer Erscheinung, die den Lehnwörtern einer Sprache gleichkommt, zu thun. Dabei bleibt es aber nicht. Die Motive pflanzen sich von Land zu Land fort, ja nicht einmal das Weltmeer scheint ihre Wanderung hemmen zu können. Oft haben sie vielleicht eine symbolische Bedeutung gehabt, die ihnen einen besonderen Wert verliehen, aber auch in ihrer Form haben diese Muster

etwas, das sich dem Gedächtnis einprägt und ihnen in dem „Kampf ums Dasein“ vor andern weniger charakteristischen Mustern einen unverkennbaren Vorzug zusichert.

Abgesehen von den einfachsten Motiven obenerwähnter Art, enthalten die finnisch-ugrischen Muster noch eine Menge anderer, die wir hauptsächlich in der asiatischen und europäischen Textilornamentik antreffen, und zwar besonders in orientalischen Flechtarbeiten und gewebten Teppichen, in den koptischen, byzantinischen, sarazenischen und auch in den abendländischen Geweben des Mittelalters, ferner in den Stickereien der Renaissance, in den litauischen, lettischen, den südslavischen und skandinavischen Volksmustern, in den Mustervorlagen unserer Zeit, in modernen Möbelstoffen, Tisch- und Bettdecken u. s. w., kurz in Gegenständen, die bei uns ganz allgemein vorkommen. Besonders mufs erwähnt werden, dafs eine, der finnisch-ugrischen auffallend ähnliche, geometrische Textilornamentik sich bis auf unsere Zeit in den gewebten Erzeugnissen des bäuerischen Hausfleifses in Skånen[1], sowie in den slavischen und rumänischen Stickereien und den Geweben auf der Balkanhalbinsel und in Ungarn[2] erhalten hat. Auch wirkt es überraschend, die mit einfachem Faden genähten, spitzenartigen, finnisch-ugrischen Borten- und Ergänzungsmotive hier und da in den deutschen, italienischen, südslavischen, spanischen und sogar in den persischen Kunststickereien aus dem sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert wiederzufinden; ja sie treten uns noch in den Produkten des modernen, schwedischen Hausfleifses, sowie in den französischen, den deutschen und schwedischen Mustervorlagen der jüngsten Zeit entgegen.

Da die Frage von dem Verhältnis der finnisch-ugrischen Muster zu den Ornamenten anderer Völker und Zeiten noch gänzlich unerforscht geblieben, scheint mir ein weiteres Besprechen derselben verfrüht. Mannigfache Hypothesen liefsen sich ja zum Erklären der erwähnten Übereineinstimmungen aufstellen. Unter allen diesen will ich nur eine der kühnsten anführen. Es liefse sich nämlich denken, dafs in uralten Zeiten eine weit verbreitete, primitive Textilornamentik existiert hätte, die bei den Völkern Asiens und teilweise auch bei denen Europas die ursprüngliche Grundlage der Musterbildung gewesen wäre, und die sich in einzelnen, mehr oder weniger spärlichen Überresten bis auf unsere Zeit erhalten hätte.

---

[1] G. J: son Karlin, Skånsk textil konstslöjd, 1886.

[2] F. Lay, Ornamente südslavischer nationaler Haus- und Kunstindustrie. — C. v. Pulszky, Ornamente der Hausindustrie Ungarns, 1879.

Aus diesem ursprünglichen Mustervorrate nun hätten in vergangenen Zeiten das Kunstgewebe und die Kunststickerei sich einzelne Motive angeeignet, und hätten damit bis in die neueste Zeit fortgefahren, wo man ja seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eifrigst bemüht gewesen ist, seine Vorbilder in der volkstümlichen und vor allem in der orientalischen Textilornamentik zu suchen. Fischbach vermutet, dafs die von Tacitus erwähnte Leinenstickerei der alten Germanen mit der „finnländischen und südslavischen" verwandt sei[1].

Glückliche Funde und bedeutend umfassendere Studien, als sie diesem Aufsatze zu Grunde liegen, werden vielleicht einmal zur Lösung dieser schwierigen Frage führen. Für uns gilt es, hier aus der Menge der finnisch-ugrischen Muster beispielsweise einige auch bei andern Völkern vorkommende Motive auszuwählen, und zwar wollen wir erst einige solche nennen, die für jene Muster als besonders charakteristisch gelten können.

Hierher gehört u. a. eine Zusammensetzung von vier (oder sechs) quadratisch kreuzweise gelegten Stäbchen (Fig. 20), die nicht nur in den karelischen, esthnischen, mordvinischen, tscheremissischen und ostjakischen, sondern auch in den russischen, südslavischen und skandinavischen Mustern vorkommt; ja hin und wieder kann man sie auch bei andern Völkern antreffen. Dagegen habe ich bis jetzt die von solchen Figuren gebildete Borte (Figg. 1—3, 8, 19 u. 20), aufser in den finnischen Textilarbeiten, nur in den litauischen und lettischen Bandmustern gefunden, die in der That dieselbe Verwandtschaft mit jenen aufweisen, wie die geometrischen Stickereien der Russen. Bei den Russen, Südslaven und Skandinaven kommen ferner noch, wie bei den Finnen, nicht nur eine Variante des obenerwähnten Motives vor, die durch eine hakenförmige Einbiegung der Spitzen der vier Stäbchen entstanden ist (Fig. 19), sondern auch die in der finnisch-ugrischen Ornamentik besonders beliebten Zähne und Haken, die in Reihen die Seiten der schrägegestellten Winkel oder Quadrate zieren (Figg. 4, 6, 14, 15—17).

Die Hakenreihe ist an und für sich eine sehr allgemeine Erscheinung; denn man findet sie in Geweben der alten Peruaner Südamerikas, bei den Griechen vor den Perserkriegen, bei den Kopten, den Byzantinern und den Chinesen, ferner auf Perlen- und Flechtarbeiten aus Borneo, massenhaft auf asiatischen und auch skandinavischen Teppichen, auf nordischen Metallbeschlägen aus der Zeit der Völkerwanderung, und allgemein ist sie end-

[1] Die Geschichte der Textilkunst, S. 32 u. 33.

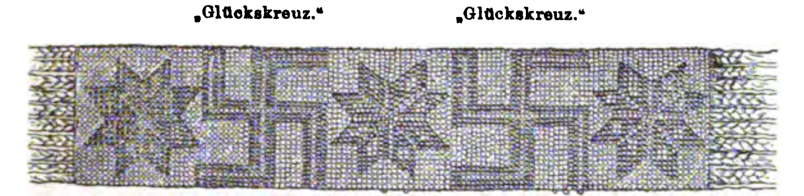
lich auch in der textilartigen Ornamentik, die uns auf österreichischen irdenen Gefäfsen aus der Hallstattperiode (erste Hälfte des letzten Jahrtausends vor Christus) entgegentritt. Der Haken, sowohl der einfache, als der in mehrere rechte Winkel spiralförmig gebrochene, ergiebt sich mit Leichtigkeit aus dem Quadratennetze, und ist offenbar ein technisches Motiv textilen Ursprungs. Er findet sich nicht nur in verschiedenen Gegenden, sondern auf Grund des eben Erwähnten ist es durchaus nicht unmöglich, dafs er bei verschiedenen Völkern selbständig erfunden worden ist. Dieses könnte selbstverständlich auch bei der Hakenreihe der Fall sein; diese kommt jedoch so häufig vor, dafs wohl auch der Verkehr unter den verschiedenen Völkern nicht wenig zu ihrer Verbreitung beigetragen haben dürfte.

Mit der Hakenreihe nahe verwandt ist auch der Mäander, das sogen. „à la grecque"-Muster, das augenscheinlich ebenfalls dem Quadratennetze entsprungen ist, und das sowohl in der neuen, wie in der alten Welt, heimisch ist. Bei den Chinesen heifst dieses Motiv das „Gewittermuster", und auch andere Völker haben ihm eine symbolische Bedeutung zuschreiben wollen. In den finnisch-ugrischen Stickereien findet es sich indessen höchst selten, eigentlich nur bei den Mordvinen. Ob es hier selbständig erfunden oder nur entliehen ist, dürfte schwer zu entscheiden sein.

Wenn sich nun also die winkelrecht gebrochene Linie mit Leichtigkeit aus der Textiltechnik ergiebt, so ist infolge hiervon das sogen. „Hakenkreuz" — auch unter dem sanskritischen Namen „Svastika" bekannt — unzweifelhaft ein typisches Textilmotiv. So unscheinbar auch diese wirbelförmige Zusammenstellung von vier Haken aussieht, prägt sie sich dennoch mit aufserordentlicher Leichtigkeit dem Gedächtnis ein und scheint zu einem symbolischen Träger mystischer Ideen besonders geeignet. Auch giebt es nur wenig andere Motive, die diesem an Alter gleichkommen und ebenso allgemein sind[1]. Es ist also kein Wunder, dafs es dem Scharfsinn mehrerer Forscher als Experimentalobjekt gedient hat. Während der eine darin nur das Bild eines flatternden Storches sieht, fafst der andere das Hakenkreuz als eine Darstellung der vier Himmelsgegenden mit dem zum Einlassen der vier Winde offenen Horizonte auf. Einige nennen es „Buddhas Herz", andere wiederum finden darin eine Bezeichnung verschiedener,

[1] Th. Wilson, The Svastika, the earliest known symbol, and its migrations; Washington 1896.

indischer, römischer oder skandinavischer Götter, ein Symbol des Lebens, des Wassers, des Feuers oder der Sonne, oder halten es auch für ein glückbringendes Amulet, was in Indien, China und Japan noch heute der Fall ist. Aber auch unter den Indianern Nordamerikas wird es als heilig angesehen und trägt dort den Namen „Glück" oder „gut Glück" (s. Abbildung No. 2. Dies indianische hat ganz genau die Form des „Sanskrit-Svastika"). Es ist höchst zweifelhaft, ob das Motiv in den finnisch-ugrischen Mustern irgend eine symbolische Bedeutung hat, oder auch nur je eine solche gehabt hat; die Karelen benennen das einfache Motiv mit dem prosaischen Namen „Schiefhaken". Was uns jedoch auffällt, ist



No. 2. Indianisches Perlenband von Cook County (Kansas) Reservation.

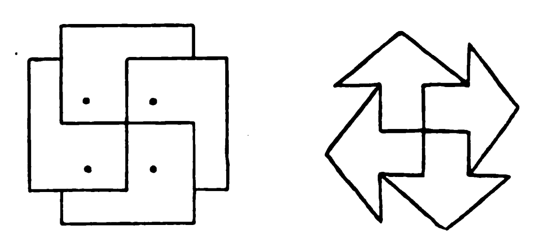


Fig. 3. Finnische Hakenkreuzformen.

der Umstand, dafs eine Variante desselben in dem karelischen „Weltbilde" (Fig. 14) vorkommt. In mehreren Gegenden Finnlands und auch in Lappland findet man verschiedenes Hausgerät mit geschnitzten, hakenkreuzähnlichen Figuren verziert (s. Abbildung No. 3), ja, man sieht solche sogar in Felsenwände eingehauen. Da sie im Volke den Namen „Walrofsherzen" tragen, dürfte ihnen eine abergläubische Bedeutung wohl kaum fremd gewesen sein.

Wie dem auch sei, steht es immerhin fest, dafs dieses Motiv in allen finnisch-ugrischen Mustergruppen sehr häufig vorkommt, ja sogar häufiger und in zahlreicheren Varianten als ich es anderswo habe finden können. Dieser Umstand, wie auch das Vorkommen derselben Variantformen bei verschiedenen Stämmen dieser Völkergruppe ist uns ein Beweis für den gemeinsamen Ursprung der finnisch-ugrischen Muster. So z. B. finden wir

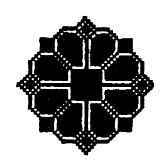
die Form Fig. 12 schon in den altkarelischen und altlivländischen, wie auch in den neukarelischen und mordvinischen Mustern. Die altkarelische Form Fig. 16 wiederum in den modernen mordvinischen und lettischen Stickereien. Ein dem letzteren verwandtes Motiv, bei den Karelen „Schlüsselbart“ benannt (Fig. 13 u. 21), ist auch den Ostjaken und Mordvinen nicht fremd. Auch die Variante, welche die Mitte des karelischen „Weltbildes“ einnimmt (Fig. 14), findet sich bei den ebenerwähnten Völkern. In der unter Fig. 15 abgebildeten mordvinischen Stickerei sehen wir, aufser den einfachen Haupttypen, zwei Entwicklungsformen, von denen die mit den verzweigten Armen versehene unter den Karelen den eigentümlichen Namen „auf den Baum steigender Haken“ trägt. Dafs sie alt ist, ersehen wir daraus, dafs sie auf den in Livland gefundenen Stofffragmenten aus der Heidenzeit vorkommt, und sie lebt noch heute in den Bandmustern der Letten fort. Nur die zweite Variante, in Fig. 15, die mit den doppeltgebogenen Armen, habe ich unter den finnisch-ugrischen Mustern ausschliefslich bei den Mordvinen angetroffen, doch kommt sie auch auf norditalienischen irdenen Gefäfsen, etwa aus der Zeit 1000 v. Chr., vor. Ein bei den Mordvinen und Tscheremissen gebräuchliches Motiv mit einwärtsgebogenen Armen (Fig. 11) findet sich häufig als gemalte Verzierung auf griechischen Vasen aus der Zeit vor den Perserkriegen, wie auch hie und da auf mittelalterlichen Gegenständen, sowohl in Asien, als in Europa.

Unter den Motiven ausgeprägteren Charakters giebt es nur eins, das ebenso allgemein, wie das Hakenkreuz, in den verschiedensten Weltgegenden vorkommt, ein Motiv, das in allen finnisch-ugrischen Mustergruppen beinahe ebenso häufig auftritt, und das bei den Karelen den Namen „Sporenrad“ trägt (Fig. 8).

Es tritt beinahe überall auf, wo das Hakenkreuz vorkommt, und gleich diesem findet sich der Typus unverfälscht auch in Amerika (s. Abbildung No. 2). Dagegen ist es mir bis jetzt noch nicht gelungen, es weiter zurück, als bis in die altpersische Kunst zu verfolgen. Danach ist es mir erst wieder in den spätrömischen Fufsbödenmosaiken in Bosnien und weiter nach Westen hin bis nach Frankreich und England begegnet. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs das Sporenrad als Textilmotiv von der koptischen Gewebekunst an bis auf unsere Zeit fortgelebt hat. Die Behauptung dürfte nicht zu kühn sein, dafs kein anderes Motiv, sei es in den volkstümlichen oder in den modern geometrischen Mustern, eine ähnliche Rolle spielt; denn es findet sich ebenso häufig auf asiatischen Teppichen, Stoffen und

Flechtarbeiten bis nach Ceylon und auf den ostindischen Inseln, wie in den finnisch-ugrischen, russischen und südslavischen Stickereien und in den Geweben aus Skånen. Es gehört zu den wenigen Ornamenten, die im westlichen Finnland ebenso allgemein sind, wie in Karelen, und werfen wir nur einen Blick auf unsere nächste Umgebung zu Hause, begegnen wir ihm auf Schritt und Tritt.

Von einer ausgeprägten Blumenform und somit noch wahrscheinlicher, als das Sporenrad, ein Fremdling, der sich in den karelischen, mordvinischen und tscheremissischen Mustern eingebürgert hat, ist die achtblättrige Rosette (s. Abbildung No. 4), wieder eines dieser kleinen Motive, die vielleicht hie und da selbständig erfunden worden sind, die aber hauptsächlich durch historische Überlieferung, d. h. durch Tradition und internationalen Ideenaustausch Jahrtausende hindurch fortgelebt und sich über weite Länderstrecken verbreitet haben. Denn genau dieselbe Form hat die Rosette schon in der Kunst der alten Egypter, der Assyrier und der Phönizier, und sie findet sich ebensowohl in Japan und Indien, wie in Europa.



No. 4. Karelisches Motiv.

Von ganz unverkennbar fremder Herkunft sind schliefslich die nur in sehr geringer Anzahl vorhandenen Tiermotive, die uns in den tscheremissischen und ostjakischen Stickereien überraschen. Den letzteren scheint nur ein einziges bekannt zu sein, das sich aber um so öfter wiederholt — nämlich zwei an einem pflanzenähnlichen Ornament oder in dessen Zweigen symmetrisch aufgestellte „Auerhähne“ (Fig. 10). In den tscheremissischen Mustern sind es wiederum Vierfüfsler, allem Anscheine nach Löwen, Greife oder Pferde, auch diese immer paarweise in symmetrische Gruppen gegeneinander gekehrt, bisweilen in ähnlicher Weise zu beiden Seiten einer pflanzenähnlichen Figur (Fig. 9). Die Geschichte der Ornamentik scheint darzulegen, dafs es nicht so sehr auf die Art der Tiere selbst, als vielmehr auf die Art ihrer Zusammenstellung ankommt, und deshalb dürfen wir wohl die tscheremissischen und ostjakischen Formen als Abarten desselben Motivs ansehen, das seit seinem ersten Auftreten auf der Nord- und Ostküste des Mittelmeeres — z. B. auf dem Löwenthor zu Mykene —, das wenigstens um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christi stattfand, ununterbrochen bis auf den heutigen Tag fortgelebt hat, und im Verlaufe der Zeit sich allmählich bis ans Atlantische Meer im Westen und im Osten bis nach Indien oder noch weiterhin verbreitet hat. Es

liefse sich ja denken, dafs sowohl die Tscheremissen, als auch die Ostjaken das Motiv von den Russen entliehen hätten, obgleich freilich die Formen, in welchen sie uns auf Stassoffs Abbildungen erscheinen, wohl kaum eine solche Voraussetzung zu rechtfertigen scheinen. Übrigens wäre es ja nicht unmöglich, dafs die zwei finnisch-ugrischen Stämme das Motiv direkt aus Asien erhalten hätten, von wo ehemals Handelswege längs der Wolga, des Irtysch und über den Ural führten. Wann und wie aber auch unsere Stammverwandten an der Wolga und in Sibirien sich dasselbe angeeignet haben, so ist hiermit noch ein anderes wichtiges Interesse verknüpft. Wir sehen darin nämlich ein Beispiel jener allmählich fortschreitenden Verwandlung des Naturmotivs in ein blofses Ornament, was wir bei mehreren Urvölkern in verschiedenen Teilen der Welt beobachten können.

Es ist wohl nicht zweifelhaft, dafs es der Forschung dereinst gelingen wird, die historische Verwandtschaft der Ornamentstile verschiedener Völker darzulegen, ebenso wie den Austausch von Motiven in seinen Hauptrichtungen zu verfolgen. Doch dürfte man noch lange auf die Ergebnisse der hierzu nötigen Einzeluntersuchungen warten müssen; denn nur das Vorhandensein einer allgemeinen Ähnlichkeit oder das Auftreten eines gewissen Motives in verschiedenen Gegenden feststellen, heifst noch nicht viel erreicht haben. Alle hierauf bezüglichen Umstände müssen berücksichtigt und sorgfältig geprüft werden. Wie aus dem Obenerwähnten zur Genüge hervorgeht, haben wir die Schwierigkeiten einerseits in der Vorliebe der primitiven Ornamentik für einfache, geometrische Figuren, andererseits in dem entscheidenden Einflufs der Technik auf die Musterbildung zu suchen. Auch nachdem der primitive Standpunkt schon längst überschritten und die technische Fertigkeit kaum noch irgendwelche Grenzen kennt, bilden im allgemeinen die Gewebemuster mit ihren eigentümlichen Formen in der Entwicklung der Ornamentik eine Gruppe für sich, die ihre eigene Geschichte hat.



V

Die finnländische Wehrpflichtfrage[1].

Von

A. Werner.



Rückblick.

Die reaktionäre bureaukratische Partei mit nationalistischem Anstrich, die seit der Thronbesteigung Alexanders III. in Rufsland ans Ruder kam, hatte — gehässig gegen alle liberalen Institutionen und jegliche Kontrolle — schon Anfang der achtziger Jahre die Vernichtung der staatlichen Autonomie und Konstitution Finnlands und die Russifizierung des Landes in ihr Programm aufgenommen. Davon zeugte ein in etlichen reaktionären russischen Blättern unter offenkundiger Protektion von einflufsreicher Seite unternommener Feldzug gegen Finnland. Die in der Reformperiode der sechziger Jahre in Rufsland selbst zustande gekommenen Schöpfungen — die Befreiung der Bauern, die kommunale Selbstverwaltung, die neuen Gerichte u. s. w. — boten indessen zunächst noch im eignen Lande den russischen Reaktionären genügend Stoff zu Kritik und Angriff. Noch einige Zeit, bis zum Ende der achtziger Jahre, blieb Finnland verhältnismäfsig verschont. Seitdem hat sich die Zeitungsfehde

---

[1] Das dritte Heft der Finnländischen Rundschau lag bereits druckfertig vor, als die ersten Nachrichten eintrafen, dafs der Zar seine längst erwartete Entscheidung in der finnländischen Wehrpflichtfrage getroffen. Infolgedessen konnte nur eine kurze und mangelhafte Notiz über die Frage in das genannte Heft aufgenommen werden. Wir geben nun in dem Folgenden eine möglichst gedrängte und erschöpfende Darstellung dieser Frage sowie der Umstände, die mit derselben in unmittelbarem Zusammenhang stehen.
Die Redaktion.

allmählich in einen offenen, wenn auch unblutigen Eroberungskrieg verwandelt, den die russischen Machthaber selbst gegen Finnland führen.

Zu denjenigen finnländischen Institutionen, gegen die zu allererst der Angriff gerichtet wurde, gehört auch das finnländische Heerwesen, wenn auch der Angriff lange Zeit im Geheimen vorbereitet wurde, und in der Unterminierungsarbeit manchmal lange Pausen vorkamen.

Nachdem das finnländische Heerwesen lange Zeit nach einem altertümlichen schwedischen System eingerichtet gewesen, wurde 1878 vom Landtag ein Wehrpflichtgesetz angenommen, dessen Hauptbestimmungen in folgendem bestehen: jeder Finnländer ist nach vollendetem 21 Jahr zur Verteidigung des Thrones und des Vaterlandes wehrpflichtig; die Aufgabe der finnländischen Truppen ist, Finnland zu verteidigen und dadurch auch zur Verteidigung Rufslands beizutragen; sie dürfen nicht aufserhalb des Landes gebracht werden; die Offiziere müssen Finnländer sein; das Heer besteht aus den aktiven Truppen, der Reserve und der Landwehr. Die durchs Loos für den Dienst in der Aktive bestimmten müssen daselbst drei Jahre dienen, darnach werden sie zwei Jahre zur Reserve und dann bis zum vierzigsten Jahre zur Landwehr gezählt; die übrigen werden unmittelbar der Reserve auf fünf Jahre zugezählt, nehmen während der drei ersten Jahre im ganzen 90 Tage an Übungen teil und gehen dann zur Landwehr über. Die Reserve hat also einen milizartigen Charakter. Die aktiven Truppen bestehen aus einem Gardebataillon, acht Armeescharfschützenbataillonen und einem Dragonerregiment, im ganzen eine Friedenspräsenzstärke von 5600 Mann. Sonstige Waffengattungen, obgleich im Gesetz vorgesehen, waren noch nicht eingeführt worden, als die neuen Winde zu wehen anfingen. Diese Organisation findet ihre Erklärung in der rein defensiven Aufgabe des finnländischen Militärs. Diese sollte nun im Namen der Uniformität vernichtet werden. Und um den Monarchen für seine Pläne zu gewinnen, scheute man sich nicht, ohne jeglichen Anlafs die Finnländer zu verdächtigen, ihre Absichten mit dem nationalen Militär seien nicht loyaler Art.

Die Maske wird abgeworfen.

Für die Uneingeweihten fiel endlich der Blitz wie aus blauem Himmel. Im August 1898 entbot Kaiser Nikolaus die Regierungen zur Friedenskonferenz, wo der Wahrheit zum Siege verholfen werden sollte: „dafs es die Prinzipien des Rechts und der Gerechtigkeit sind, die die Grundlage

der Sicherheit der Staaten und des Wohlstandes der Völker bilden". Einen Monat früher war das finnländische Volk zu seiner grofsen Überraschung zu einem aufserordentlichen Landtag berufen worden, um den Entwurf eines neuen Wehrpflichtgesetzes zu behandeln, dessen Zweck offenkundig weniger militärische Reformen waren, als vielmehr ein Angriff gegen die politische Selbständigkeit des Landes. Dieser Zweck trat mit ungeschminkter Klarheit zu Tage, als kurz nach Eröffnung des Landtages der Kaiser sich von seinen Ratgebern dazu verleiten liefs, das weltbekannte Staatsstreichmanifest vom 15. Februar 1899 auszufertigen.

Der aufserordentliche Landtag von 1899.

Der Landtag ging trotzdem an eine leidenschaftslose Prüfung der Regierungsentwürfe, verwarf dieselben, beschlofs aber zugleich, um sich den Militärforderungen gegenüber möglichst entgegenkommend zu zeigen, gewisse Änderungen im Wehrpflichtgesetz von 1878. Man ging darauf ein, die Reserveinstitution abzuschaffen und das Heer in der Hauptsache nach demselben System, wie in Rufsland, zu organisieren, und erhöhte zu diesem Zweck für diejenigen, die in der Aktive gedient hatten, die Zeit für den Dienst in der Reserve bis auf sieben Jahre. Ferner gab man zu, dafs die finnländischen Truppen in Kriegszeit, wenn sie nicht zur Verteidigung Finnlands nötig waren, auch aufserhalb des Landes gebracht werden konnten. Schliefslich bewies der Landtag seine Opferwilligkeit, indem er auf eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke von 5600 auf 12 000 Mann einging. Dagegen konnte man natürlich nicht das autonome finnländische Verteidigungswesen und den Charakter des finnländischen Militärs als einer Nationalinstitution aufgeben, man konnte nicht darauf eingehen, dafs der Befehl andern als Finnländern anvertraut wurde, und ebenso wenig konnten die Stände auf das Recht des finnländischen Volkes verzichten, an der Gesetzgebung betreffend die Wehrpflicht und an der Regelung des Militärbudgets teilzunehmen.

Gleichzeitig sah sich der Landtag gezwungen, in seiner Antwort eine eingehende Widerlegung der in den Regierungsentwürfen vorkommenden Terminologie und Behauptungen zu geben, die darauf hinausliefen, Finnland die Autonomie und die eigene Verfassung abzusprechen. Sie hoben hervor, dafs nach der finnländischen Verfassung Gesetze nur unter Mitwirkung der Volksvertretung gegeben werden können; dafs das Februarmanifest, das auf andere Weise zustande gekommen, infolgedessen in Finn-

land nicht die Gültigkeit eines Gesetzes haben könne, und dafs weder das Wehrpflichtgesetz von 1878 aufgehoben, noch ein neues geschaffen werden könne ohne übereinstimmenden Beschlufs des Monarchen und der Volksvertretung[1].

Der aufserordentliche Landtag beendigte seine Arbeiten im Anfang Juni 1899. Darauf folgte, wenigstens für diejenigen, die nicht hinter die Kulissen blicken konnten, eine Zeit des Stillstandes, die anderthalb Jahre dauerte.

In der Erwartung.

Welche Stellung wird der Monarch einnehmen? das war die grofse Frage. Wird er den gewichtigen Gründen des Landtages Gehör schenken und seine Handlungsweise in loyaler Weise darnach richten, oder wird er auf dem Wege des Staatsstreiches weiter schreiten? Beiderseits waren Kräfte in Thätigkeit, um die Entscheidung in der erwünschten Richtung herbeizuführen, aber in diesem stillen Kampfe hatten die russischen Machthaber alle Vorteile auf ihrer Seite, nachdem der Monarch durch die ungesetzliche Ernennung (August 1899) eines Russen zum finnländischen Ministerstaatssekretär von aller persönlichen Berührung mit einsichtsvollen und kompetenten Finnländern vollständig abgeschnitten worden war.

Die Rücksichtslosigkeit mit der der Generalgouverneur und der Ministerstaatssekretär in ihrer Amtsthätigkeit finnländisches Recht und Gesetz mit Füfsen traten, wuchs jedoch progressiv und liefs auch hinsichtlich der endgültigen Entscheidung in der Wehrpflichtfrage nichts Gutes erwarten. Vergebens beschwerte sich der Landtag von 1900 über das neue System: seine Klage wurde in hochmütiger und verletzender Weise behandelt. Es folgte der Sommer 1900 mit der erzwungenen Promulgation der grundgesetzwidrigen Verordnungen über die Versammlungsfreiheit, die Anwendung der russischen Sprache in den Regierungsbehörden und die Gewerbefreiheit der russischen Hausierer. Schliefslich erfuhr man, dafs die Wehrpflichtfrage gemäfs dem Februarmanifest dem russischen Reichsrat übergeben worden war, wo sie im Februar 1901 zur Behandlung gelangte. Hinsichtlich des materiellen Inhalts der Frage gerieten hier die schlimmsten Antagonisten Finnlands in mehreren wichtigen Punkten entschieden in die Minorität, und während der Diskussion wurden von seiten der in ganz unerwarteter Weise relativ

[1] Die Antwort des aufserordentlichen Landtages ist auch in deutscher, englischer und französischer Sprache erschienen.

„oppositionellen" Majorität Äufserungen gefällt, die die gegen Finnland eingeschlagene Zwangspolitik nichts weniger als guthiefsen. Die Behandlung im russischen Reichsrat wurde indessen aufs strengste geheim gehalten, und die dunklen Gerüchte, die über die Haltung der Majorität ins Publikum drangen, wurden von vielen in Finnland bedeutend überschätzt. Es zeigte sich später, dafs sie sich gar nicht darauf bezog, was vom finnländischen Standpunkte das Wichtigste war, nämlich auf das Principielle des verfassungsmäfsigen Verfahrens in diesbezüglichen Gesetzgebungsfragen. Der russische Reichsrat beendigte seine Behandlung der Frage Anfang Juni; sie ergab zwei Entwürfe, einen der Majorität und einen der Minorität, die jedoch beide in ihrer Fassung vollständig von dem Beschlusse des aufserordentlichen finnländischen Landtages abwichen, wenn auch derjenige der Majorität seinem materiellen Inhalt nach sich in mehreren wichtigen Punkten diesem näherte.

Der Monarch fafst seinen Entschlufs.

Nach der finnländischen Verfassung konnte sich die Entscheidung des Monarchen nicht auf ein Gutachten des russischen Reichsrats beziehen. Nicht dem russischen Zaren, sondern dem Grofsfürsten von Finnland kam die endgültige Entscheidung zu; und vom Standpunkte des Gesetzes gab es für ihn nur zwei Wege: entweder den Beschlufs des aufserordentlichen Landtages unverändert zu sanktionieren, der dadurch zum Gesetz wurde, oder seine Sanktion zu verweigern, wodurch jener als verworfen zu betrachten war und das Wehrpflichtgesetz von 1878 seine Gültigkeit behielt, bis eventuell neue Änderungsvorschläge von einem neuen Landtag angenommen worden. Für einen europäischen Leser sind das prima principia. In Rufsland ist man noch weit von dieser Einsicht. Kaiser Nikolaus bestätigte als „Gesetz" für Finnland den Entwurf der russischen Reichstagsminorität, der beinahe vollständig mit den dem aufserordentlichen Landtag von 1899 übergebenen und von ihm verworfenen Regierungsvorlagen übereinstimmte. Ja, er ging noch weiter, indem er aufserdem beschlofs, beinahe das ganze finnländische Militär aufzulösen. Dieser Beschlufs des Monarchen ward in einem Manifest und einem neuen sogen. Wehrpflichtgesetz für Finnland formuliert.

Der Charakter der kaiserlichen „Verordnungen".

Es wäre zu weitläufig, diese umfangreichen Aktenstücke hier abzudrucken. Sie enthalten nichts anderes, als das in Rufsland geltende Wehr-

pflichtgesetz, das hiermit in Finnland eingeführt wird, während das finnländische Militär als autonome nationale Institution aufgehoben und zugleich dem Volk das Recht genommen wird, an der Gesetzgebung hinsichtlich des Heerwesens und an der Aufstellung des Militärbudgets teilzunehmen.

Nach der neuen Verordnung sollen die Finnländer der Wehrpflicht als „russische Unterthanen“ unterworfen sein. Obgleich es nicht ebenso offen, wie in den vom aufserordentlichen Landtage verworfenen Entwürfen gesagt wird, so geht aus dem Wortlaut dennoch hervor, dafs man dem Worte Vaterland eine andere Bedeutung zu geben wünscht, als die, welche es für die Finnländer hat. Ferner: finnländische Wehrpflichtige dürfen russischen Truppenteilen zugeteilt werden. Auch die finnländischen Reserve- und Landwehrmänner dürfen aufserhalb des Landes gebracht und zur Komplettierung russischer Truppen verwandt werden. Die Landwehr kann aufgeboten werden, auch wenn kein feindlicher Einfall in Finnland vorliegt. Jeder Unterschied zwischen finnländischen und russischen Truppen wird aufgehoben; es ist nicht einmal mehr vom finnländischen Militär die Rede. sondern nur von Truppen, die „vorzugsweise durch Finnländer komplettiert werden“, worunter die letzten Reste des finnländischen Militärs, d. h. das Gardebataillon und das Dragonerregiment zu verstehen sind. Diese werden den russischen Militärstäben in Finnland unterstellt und können russische Offiziere erhalten. Die Reserve erhält dieselbe Bedeutung und Organisation, wie in Rufsland. Die Dienstzeit in der Reserve und in der Landwehr wird zu derselben Höhe verlängert, wie in Rufsland. Nur die Dienstzeit in den aktiven Truppen verbleibt dieselbe, wie bisher, nämlich drei Jahre; der Kriegsminister ist jedoch berechtigt, dieselbe, wenn nötig, mit jedesmaliger besonderer Erlaubnis des Monarchen mit höchstens sechs Monaten zu verlängern. Was der Dienst in russischen Truppen — auch abgesehen von den Verschiedenheiten in Sprache, Sitten und Religion — für einen finnländischen Wehrpflichtigen bedeutet, wird man leicht einsehen, wenn man den ungeheuren Abstand in Betracht zieht, der zwischen dem ganzen Rechtssystem und der Rechtsauffassung der beiden Länder besteht. Der finnländische Bürger würde dadurch für längere oder kürzere Zeit der bürgerlichen Gerechtsamen und des Schutzes beraubt, den ihm seine eigenen Gesetze und seine Verfassung gewähren, und dem russischen Willkürsystem unterworfen.

In Anbetracht alles dessen verdient das Gerede von „Linderung“, das in dem „Manifeste“ vorkommt, eine nähere Betrachtung, und diese braucht

nicht besonders tief zu sein, um nachzuweisen, wie grob jesuitisch dieses ganze Aktenstück ist. Man wird dann sofort finden, dafs es seinen besonderen Charakter durch das immer wieder vorkommende Wörtlein „vorläufig“ erhält. Dieses Wort wird auch im Zusammenhang mit der „Linderung“ gebraucht, die die offizielle russische Lüge als Benennung für die schimpfliche Auflösung der acht finnländischen Armeescharfschützenbataillone gewählt hat. In der That hat diese „Linderung“ nur eine Erhöhung der Kriegslasten zur Folge, denn sie benimmt den finnländischen Wehrpflichtigen die Aussicht ihren Militärdienst im eigenen Lande und in einheimischen Truppen zu absolvieren.

Wie das neue „Gesetz“ entgegengenommen wurde. Die Promulgation. „Alles ist in Ordnung.“

Sobald der Inhalt des neuen Gesetzes bekannt wurde, erhob sich im ganzen Lande ein Schrei der Erbitterung gegen diesen neuen Grundgesetzbruch des Monarchen. Die Entscheidung kam für die meisten überraschend, denn gerüchtweise verlautete es, dafs sie nicht vor dem Herbst zu erwarten war. Der Senat stand wieder vor der Frage: promulgieren oder nicht promulgieren? Nach den Erfahrungen der letzten Jahre hegte indessen nunmehr kaum jemand Hoffnungen auf eine festere Haltung des Senats, nachdem er seiner Zusammensetzung nach noch homogener geworden ist, als früher. Die Promulgation fand auch thatsächlich Ende Juli statt. Eine kleine Minorität von vier Senatoren hatten jedoch noch ein lebendiges Pflichtgefühl gegenüber der Verfassung und widersetzten sich der Promulgation. Sie wurden infolgedessen Anfang September vom Kaiser ihrer Ämter entsetzt, „weil sie den Befehlen seiner Majestät nicht Folge geleistet hatten“. Gleichzeitig mit der Promulgation beschlofs der Senat, den Kaiser zu bitten, „er möge dem finnländischen Volk eine neue Versicherung darüber abgeben, dafs er auch für die Zukunft die Institutionen desselben aufrecht erhalten wolle“ — eine höchst inkonsequente Bitte, da ja eine derartige Erklärung durch eine Reihe der offenkundigsten Handlungen, zu deren Verwirklichung der Senat selbst mitgewirkt, als eine cynische Lüge gestempelt würde. Für diese Seite der Frage scheint indessen der Monarch gefühllos gewesen zu sein, denn als seine Antwort mehr als einen Monat darauf eintraf, war sie allerdings ablehnend, hatte aber laut Mitteilung des Ministerstaatssekretärs v. Plehwe folgenden Wortlaut: „Seine Majestät findet es gegenwärtig nicht geeignet dem finnländischen Volke

eine neue Versicherung über die Aufrechterhaltung seiner lokalen Institutionen abzugeben. An den guten Absichten seiner Majestät in dieser Beziehung zweifeln seine treuen Unterthanen nicht, und beunruhigende Befürchtungen, die von übelgesinnten Menschen unter der Bevölkerung verbreitet werden, beweisen die Notwendigkeit, dafs die Ordnung durch administrative Mafsregeln noch besser sichergestellt werde."

Gleichzeitig arbeiteten das in Helsingfors erscheinende russische Organ des Generalgouverneurs Bobrikoff, „Finlandskaja Gaseta", und ein paar ihm nahe stehende russische reaktionäre Blätter, „Moskowskija Wjedomosti" und „Svjät", mit Eifer daran, die Fiktion aufrechtzuerhalten, dafs das finnländische Volk vollkommen ruhig und mit dem neuen „Gnadenbeweis" des Monarchen, dem neuen Wehrpflichtgesetz, herzlich zufrieden war.

Der Protest des finnländischen Volkes.

Indessen versammelte sich im August eine Menge früherer Landtagsabgeordneter in Helsingfors, um die Lage zu beraten. Auf die im ganzen Lande herrschende Stimmung gestützt, einigte man sich darüber, dafs zunächst von seiten des finnländischen Volkes eine offene Erklärung darüber abgegeben werden sollte, dafs es die neuen grundgesetzwidrigen Verordnungen nicht als Gesetz anerkannte und gegen diese Kränkung seines Rechtes zu Selbstverwaltung und Autonomie protestierte. Es wurde eine Delegation gewählt, die alle Anordnungen treffen sollte, um diesen Beschlufs ins Werk zu setzen. Abschriften des Protestes wurden nach allen Richtungen versandt, und im Verlaufe des Septembers ging das Sammeln der Unterschriften vor sich. Den 30. September wurde der Massenprotest dem Senat eingereicht, um an den Monarchen weiterbefördert zu werden. Er war mit 473,363 Unterschriften versehen.

Dieser Protest, der alle Behauptungen über die Zufriedenheit des finnländischen Volkes mit diesem „Gnadenbeweis" Lügen straft, hat folgenden Wortlaut:

Grofsmächtigster, Allergnädigster Kaiser und Grofsfürst!

Der Beschlufs Euer Kaiserlichen Majestät in Betreff der Änderung des finnländischen Wehrpflichtgesetzes hat überall in diesem Lande Bestürzung und tiefe Trauer hervorgerufen.

Die Verordnungen, welche von Euer Kaiserlichen Majestät am 12. Juli (29. Juni) dieses Jahres als Manifest und Wehrpflichtgesetz bestätigt wurden, bilden eine durchgreifende Verletzung der Grundgesetze des Grofsfürstentums,

sowie der teuren Gerechtsamen, die kraft der Gesetze dem finnländischen Volk und den einzelnen Bürgern des Landes gehören.

Laut Grundgesetz können Bestimmungen hinsichtlich der Verpflichtung der Bürger, das Land zu verteidigen, nicht anders, als mit Zustimmung der Stände ausgefertigt werden. In Gemäfsheit hiermit ist das Wehrpflichtgesetz von 1878 durch übereinstimmenden Beschlufs Kaiser Alexanders II. und der Stände zu stande gekommen. Unter der Regierung Alexanders III. wurden verschiedene Veränderungen dieses Gesetzes vorgenommen, aber nie ohne Mitwirkung der Stände. Jetzt ist dagegen ohne Zustimmung der Stände erklärt worden, dafs das Gesetz von 1878 aufhören soll zu gelten, und die statt desselben ausgefertigten neuen Verordnungen weichen vollkommen von dem Beschlufs des aufserordentlichen Landtags von 1899 ab.

Eine der wichtigsten Gerechtsamen, die dem finnländischen Bürger zukommen, besteht darin, unter dem Schutz der finnländischen Gesetze zu leben und zu wirken. Jetzt sollen tausende und aber tausende finnländischer Bürger dieser Gerechtsame beraubt werden, indem die neuen Wehrpflichtverordnungen sie verpflichten bei russischen Truppen zu dienen. Und die Erfüllung der Wehrpflicht wird für jene Söhne des Landes, die zum Eintritt bei Truppen gezwungen werden, wo Sprache, Religion, Sitten und Lebensgewohnheiten ihnen fremd sind, zum Leiden werden.

Durch die neuen Verordnungen wird alle gesetzliche Begrenzung des Umfanges des jährlichen Aufgebots aufgehoben. Aufserdem fehlt in ihnen jegliche Anerkennung des laut Grundgesetz den Ständen zukommenden Rechtes, an der Regelung des Militärbudgets teilzunehmen.

Sogar die Landwehr wird, im Widerspruch mit den Grundgesetzbestimmungen des Gesetzes von 1878, ganz und gar von den Verfügungen des Kriegsministeriums abhängig gemacht.

Der Eindruck solcher Bestimmungen wird nicht durch die im Manifest bekannt gegebenen Erleichterungen während einer vorläufig unbestimmten Übergangszeit gemildert, da der zeitweiligen Verminderung des Aufgebots eine unbegrenzte Ausschreibung für russischen Kriegsdienst folgen soll.

Das finnländische Volk hat keine Linderung seiner gegenwärtigen Militärlast verlangt. Die Stände, die die Gedanken des Volkes ausgesprochen, haben ihre Bereitwilligkeit an den Tag gelegt, nach Mafsgabe ihrer Kräfte den Beitrag Finnlands zur Verteidigung des Reiches zu erhöhen, wofern die rechtliche Stellung des finnländischen Militärs als finnländische Institution erhalten bleibt.

Im Gegensatz hierzu bestimmen die neuen Verordnungen, dafs die finnländischen Truppen zum gröfsten Teil aufgelöst werden sollen, dafs an den wenigen übrigbleibenden Truppenabteilungen russische Offiziere angestellt werden dürfen, dafs auch die Unteroffiziere an denselben die russische Sprache beherrschen sollen, wodurch finnländische Wehrpflichtige, besonders die aus dem Bauernstande, von diesen Plätzen ausgeschlossen werden, dafs diese Truppen russischen Ver-

waltungsbehörden unterstellt werden sollen, sowie dafs sie auch in Friedenszeit aufserhalb Finnlands verlegt werden können.

Diese Verordnungen, die nicht eine Reform enthalten, sondern eine Vernichtung des finnländischen Nationalmilitärs bezwecken, verraten ein Mifstrauen, zu dem das finnländische Volk während einer bald hundertjährigen Vereinigung mit Rufsland in keiner Weise Anlafs gegeben hat.

In den neuen Wehrpflichtverordnungen kommen auch Ausdrücke vor, die eine Leugnung der Thatsache enthalten, dafs das finnländische Volk ein eigenes Vaterland hat, und dafs diejenigen, die diesem Lande angehören, finnländische Bürger sind. Die Absichten, die hierin zu Tage treten, sind unvereinbar mit dem unbedingten Recht des finnländischen Volkes in der Vereinigung mit Rufsland die politische Stellung beizubehalten, die im Jahre 1809 Finnland unwiderruflich zugesichert ward.

Schwerer Kummer hat sich während der letzten Jahre über unser Land gehäuft. Wiederholt hat man erfahren müssen, dafs Bestimmungen in den Grundgesetzen des Landes verletzt wurden, teils durch gesetzgeberische Mafsregeln, teils durch Besetzung wichtiger Ämter mit Russen. Die Verwaltung ist in einer Weise geleitet worden, als wäre es ihre Aufgabe, Ruhe und Ordnung zu stören, allgemein nützliche Bestrebungen zu hindern und Feindschaft zwischen Russen und Finnländern hervorzurufen.

Das schwerste Unglück ist jedoch das, welches das Land mit den neuen Wehrpflichtverordnungen betroffen hat.

Die Stände haben in ihrem unterthänigen Antwortschreiben vom 27. Mai 1899 ausführlich dargelegt, was nach den finnländischen Grundgesetzen bei der Schaffung eines Wehrpflichtgesetzes beobachtet werden mufs, und haben dabei hervorgehoben, dafs, falls ein neues Wehrpflichtgesetz in anderer Weise zu stande kommt, ein solches Gesetz, auch wenn es infolge äufseren Zwanges befolgt werden sollte, nicht als rechtsgültig anerkannt werden kann, sondern für das finnländische Volk nur die Bedeutung eines Machtspruches haben wird.

Was die Stände solchermafsen ausgesprochen, ist auch heute noch die Rechtsauffassung des finnländischen Volkes, die durch keinen Machtspruch verändert werden kann.

Von Verordnungen, die mit den Gesetzen des Landes im Widerspruch stehen, sind besonders bedenkliche Folgen zu befürchten. Für Beamte und Behörden entstehen peinliche Pflichtkollisionen, da ihnen ihr Gewissen verbietet, derartigen Verordnungen nachzukommen. Die Scharen arbeitstüchtiger Bürger des Staates, die schon früher aus Furcht vor den drohenden Veränderungen zur Auswanderung getrieben wurden, werden sich noch weiter vermehren, wenn die jetzt ausgefertigten Verordnungen zur Anwendung kommen.

Die neuen Wehrpflichtverordnungen und andere Mafsregeln, die gegen das Recht des finnländischen Volkes auf ein eigenes politisches und nationales Dasein gerichtet sind, können nicht umhin, das Vertrauen zwischen Monarch und Volk zu erschüttern, und zeitigen zugleich eine wachsende Unzufriedenheit, ein all-

gemeines Gefühl des Druckes und der Unsicherheit und ungeheure Schwierigkeiten für die Gesellschaft und den Einzelnen in der Arbeit für das Wohl des Landes. Dagegen giebt es keine anderen Hilfsmittel, als dafs die genannten Verordnungen durch ein unter Mitwirkung der Stände geschaffenes Wehrpflichtgesetz ersetzt werden, und die Grundgesetze auch sonst in der Regierung des Landes vollständige Beachtung finden.

Das finnländische Volk kann nicht aufhören, ein Volk für sich zu sein. Durch gemeinsame Schicksale, Rechtsanschauung und Kulturarbeit zusammengehalten, wird unser Volk in der Liebe zu seinem finnländischen Vaterlande und seiner durch Gesetz normierten Freiheit treu verbleiben und wird nicht in seinem Streben schwankend werden, den anspruchslosen Platz in der Reihe der Nationen, die die Vorsehung diesem Volke angewiesen, in würdiger Weise auszufüllen.

Und ebenso fest, wie wir an unser Recht glauben und die Gesetze, die unser Staatsleben stützen, achten, ebenso gewifs sind wir davon überzeugt, dafs die mächtige Einheit Rufslands keinen Abbruch dadurch erleiden wird, dafs Finnland nach den Grundsätzen regiert wird, die im Jahre 1809 festgestellt wurden, sodafs dieses Land sich glücklich und ruhig in seiner Vereinigung mit Rufsland fühlen kann.

In sämtlichen Gemeinden und in allen Volksklassen des Landes hat man es als eine vaterländische Pflicht empfunden, sich an Eure Kaiserliche Majestät mit einer wahrheitsgemäfsen und ungeschminkten Darstellung der Sachlage zu wenden. Wir haben besonders hervorgehoben, dafs die jüngst ausgefertigten Verordnungen über die Wehrpflicht, da sie mit den feierlich bekräftigten Grundgesetzen in Widerspruch stehen, nicht als rechtsgültiges Gesetz anerkannt werden können. Indem wir hinzufügen, dafs die Militärlast als solche für das finnländische Volk weniger wiegt, als der Verlust fester Rechtsnormen und gesetzlicher Sicherheit in dieser wichtigen Angelegenheit, bitten wir unterthänigst, Eure Kaiserliche Majestät möge den in dieser Darstellung berührten Fragen die Aufmerksamkeit schenken, die sie durch ihre ernste Beschaffenheit verdienen.

Wir verharren etc.“

Auch der Generalgouverneur ergriff Mafsregeln, durch die er, offenbar ohne es selbst einzusehen, indirekt seine Fabel von der Zufriedenheit des finnländischen Volkes Lügen strafte. Obgleich die Zensur jede offene Aussprache in der brennenden Tagesfrage unmöglich machte, wurden nämlich Ende August trotz alledem noch 6 Zeitungen für immer verboten und 3 auf drei Monate, woneben 3 Zeitungen sogen. Warnungen erhielten — das alles natürlich nur, weil sie in dunklen Andeutungen eine andere Ansicht zu Tage treten liefsen, als sie der Generalgouverneur dem finnländischen Volke aufoktroyiert haben wollte.

Der Unwillen des Volkes über die Wehrpflichtverordnungen suchte sich auch in anderer Weise einen Ausdruck. Zu der Promulgierung der Gesetze in Finnland gehört nicht nur, dafs sie in den offiziellen Zeitungen und in der Gesetzsammlung veröffentlicht, sondern dafs sie auch in den Kirchen verlesen werden, was durch die zuständigen Geistlichen geschehen mufs. Als die neuen Verordnungen vom Senat den Pastoren zugesandt wurden, um in den Kirchen verlesen zu werden, erklärten eine Menge von ihnen, dafs ihnen Gewissen und bürgerliche Pflicht verböten, die grundgesetzwidrigen Aktenstücke zu verlesen, und in vielen Kirchen, wo sie verlesen wurden, protestierte die Gemeinde dagegen, wobei in vielen Fällen eine thatsächliche Verlesung dadurch unmöglich gemacht wurde, dafs sich die Zuhörer gleich im Anfang entfernten und die Kirchen leer stehen liefsen.

Angesichts der Thatsachen, die die neueste Geschichte Finnlands von der Massenadresse vom Jahre 1899 bis zum Massenprotest im September 1901 darbietet, dürfte sich wohl kaum jemand durch die von offizieller russischer Seite ausgehenden Versuche verwirren lassen, die darauf ausgehen, der Menschheit einzubilden „alles sei in Ordnung". Die Verurteilung, die das finnländische Volk der russischen Politik angedeihen läfst, ist ebenso einstimmig, wie scharf. Nur in Bezug auf die Taktik, die man dem Andrang eines dem Aussehen nach übermächtigen Feindes gegenüber anwenden soll, sind verschiedene Meinungen vorhanden.

Was das Resultat dieser neuen Verletzungen der Grundgesetze sein wird, ist natürlich schwer zu sagen. Dafs eine Menge Personen sich den Forderungen eines Gesetzes entziehen werden, dessen Gültigkeit niemand anerkennt, kann als selbstverständlich betrachtet werden, zumal es sich um ein Gesetz handelt, das verhängnisvolle Folgen für diejenigen Individuen haben kann, die von demselben betroffen würden. Eine starke Vermehrung der Auswanderung ist deshalb vorauszusehen, besonders sobald das neue „Gesetz" in seinem ganzen Umfang zur Geltung kommen soll. Dafs ein Zustand, wo im Namen der Regierung ungesetzliche Verordnungen ausgefertigt und ungesetzliche Mafsregeln ergriffen und von den untergeordneten Beamten, manchmal mit Hilfe von demoralisierenden Lockmitteln, ungesetzliche Handlungen gefordert werden, zu weitgehenden Verwicklungen führen und die ganze Verwaltungsmaschinerie des Landes der Auflösung nahe bringen wird, ist ebenfalls leicht einzusehen. Wie Finn-

land diese Krisis bestehen wird, das wird wesentlich von der Intensität der Widerstandskraft abhängen, die seine Verwaltungsmaschinerie während einer jahrhundertelangen von den Gesetzen normierten Thätigkeit erhalten und davon, inwiefern die Demoralisation, die einen Hauptfaktor in aller russischen Regierungskunst bildet, von den breiten Schichten des Volkes und nicht zum mindesten der gebildeten Klassen ferngehalten werden kann.



Aus den Februar- und Märztagen des schwarzen Jahres.

Von

Z. Konrad.



5. Die grofse Deputation.

Das Komitee, das den Auftrag hatte, die Volksadresse zustande zu bringen, betrachtete seine Aufgabe als erledigt, sobald die Namenslisten geordnet und eingebunden worden waren und die Deputierten sich in Helsingfors versammelt hatten. Die Mitglieder der Deputation waren vom Volke selbst gewählt, sie repräsentierten in dieser Angelegenheit die ganze Nation, ihnen kam es also zu, alle weiteren Beschlüsse zu fassen. Pünktlich, nach Übereinkommen, trafen am Montag morgen, dem 13. März, die letzten Deputierten in der Hauptstadt ein, und so konnten sie alle der eigentümlich grofsartigen und rührenden Huldigung beiwohnen, die an diesem Tage an dem im üppigsten Blumenschmuck prangenden Denkmal Kaiser Alexanders II. stattfand. Etwa dreifsig bis vierzigtausend Menschen hatten sich an diesem 13. März — dem Todestage des Kaisers — auf dem Senatsplatz versammelt. Man glaubte, die Sängerchöre der Studentenschaft würden bei dem Denkmal ihre Huldigung darbringen. Aber die Studenten kamen nicht. Man wartete lange, stumm und geduldig, aber die Feier blieb aus. Schliefslich stimmte jemand in der Nähe des Denkmals den Choral „Eine feste Burg ist unser Gott“ an, die Zunächststehenden fielen ein, und in wenigen Augenblicken sang die ganze gewaltige Menschenmenge das alte Luthersche Lied. Unmittelbar darauf folgte die Nationalhymne „Unser Land“, die gleichfalls mit

brausender Gewalt von den vielen tausend Anwesenden gesungen wurde. Die Huldigung wurde auf diese Weise bei weitem grofsartiger, bei weitem volkstümlicher in ihrem Charakter, als wenn die Menge, wie gewöhnlich, nur dem Gesang der Studenten gelauscht hätte. Das Ausbleiben der Studenten war durch das Adressenkomitee veranlafst worden, dessen Mitglieder auf Grund verschiedener Mitteilungen, die ihnen gemacht worden waren, befürchteten, dafs eine offizielle Kundgebung der Studentenschaft den zahlreichen Agenten der Gendarmerie einen willkommenen Anlafs bieten würde, einen allgemeinen Tumult zu provozieren, was man unter den obwaltenden Umständen natürlich unter jeder Bedingung vermeiden mufste. Es mag dahin gestellt bleiben, ob diese Befürchtungen in Wirklichkeit genügend begründet waren.

Eine andere, noch weiter gehende Vorsicht, die an Ängstlichkeit streifte, wäre aber nahe daran gewesen, den Erfolg des ganzen, bisher so glänzend verlaufenen Unternehmens aufs Spiel zu setzen. Jemand hatte nämlich eine alte Kaiserliche Verordnung vom Jahre 1826 aufgestöbert, in der verboten wurde, ohne besondere Anmeldung bei den zuständigen lokalen Behörden solche Deputationen nach Petersburg zu senden, die im Namen „der Einwohner einzelner Kirchspiele" in verschiedenen „das Kirchspiel betreffenden Fragen" um persönliche Audienz beim Kaiser baten. Trotzdem diese höchstens durch ihr Alter Respekt einflöfsende Verordnung auf den gegenwärtigen Fall wie die Faust aufs Auge pafste, liefsen sich doch einige ängstliche und in ihrer Loyalität übertrieben pedantische Gemüter durch dieselbe einschüchtern, und es entspannen sich bei den nun folgenden Versammlungen der Deputation weitläufige und zeitweise äufserst hitzige Debatten darüber, ob der in jener kuriosen Verordnung vorgeschriebene Weg — vorherige Anmeldung und Einholung der Genehmigung des Generalgouverneurs — einzuschlagen sei oder sofortige Abreise nach St. Petersburg ohne alle Ceremonien. Nach zweitägiger heifser Diskussion siegte die Partei der Vorsichtigen und Pedanten. Dienstagabend, den 14. März, beschlofs man, am folgenden Morgen dem Generalgouverneur in corpore aufzuwarten. Dieser Beschlufs versetzte eine Menge Deputierte in heftigen Unwillen und Aufregung. Man konnte ja allerdings kaum darauf hoffen, dafs die Deputation vom Kaiser in Audienz empfangen werden würde, dafs aber die ganze Bewegung nicht weiter, als bis zur Thüre des Generals Bobrikoff führen sollte, war ein unerträglicher Gedanke. Denn dafs der Generalgouverneur nie und nimmer die Deputation nach

Petersburg reisen lassen würde, konnte sich ja jeder einigermafsen Denkende sagen.

In dieser verzweifelten Lage kam ein glücklicher Zufall den Kühnen und Entschlossenen zu Hilfe. Der Gouverneur der Provinz, General de Pont — ein seinem Lande ergebener Patriot — liefs nämlich, sobald er von der beschlossenen Aufwartung erfahren, ein Mitglied des Adressenkomitees zu sich bitten und teilte ihm mit, dafs verschiedene nicht mifszuverstehende Äufserungen des Generalgouverneurs über Volksansammlungen und dergleichen die Schlufsfolgerung nicht unwahrscheinlich erscheinen liefsen, dafs er eine Aufwartung in corpore nebst dem damit unvermeidlichen Volksauflauf als einen höchst willkommenen Anlafs betrachten würde, um das in den Kasernen konsignierte Militär in Bewegung zu setzen. Die Angaben über die möglichen Folgen einer Massenvisite beim Generalgouverneur wurden auch von dem allgemein geachteten Polizeimeister der Stadt bestätigt, der auf das bestimmteste von einer Aufwartung abriet. Diese Mitteilungen verfehlten nicht ihre Wirkung. Noch an demselben Abend und im Verlauf der Nacht waren die meisten Wankelmütigen bekehrt, und die einzelnen ängstlichen Stimmen, die noch am folgenden Tage vor der „Waghalsigkeit“ einer Reise zu warnen suchten, verhallten spurlos in den begeisterten Bravorufen, mit denen der Beschlufs begrüfst wurde, die Reise anzutreten, sobald günstige Nachrichten aus Petersburg eingetroffen.

Am Dienstagabend waren nämlich 16 Delegierte mit den 26 in dunkelrotes Maroquin gebundenen Adressenbänden nach Petersburg abgereist, um alle für die Ankunft der Deputation nötigen Vorbereitungen zu treffen. Aber die Situation begann nun einen Charakter anzunehmen, der es nicht einmal ratsam erscheinen liefs, die definitiven Nachrichten der „Avantgarde“ abzuwarten. Die Gefahr, dafs der Generalgouverneur von dem Vorhaben Kenntnis erhalten und es noch im letzten Augenblick zu nichte machen könnte, wuchs mit jeder Stunde. Statt durch wankelmütiges Zögern alles aufs Spiel zu setzen, beschlofs man, nun rasch zu handeln. Um sechs Uhr nachmittags am Mittwoch erfuhr die Deputation, dafs sie nach anderthalb Stunden sich auf dem Bahnhof einzufinden habe, um mit einem Extrazuge die Reise nach Petersburg anzutreten. Um die Form zu wahren, liefs man einen Ausschufs von fünf Delegierten in Helsingfors zurück, der am folgenden Morgen den Generalgouverneur besuchen und ihn von der Reise der Deputation und dem Zweck derselben offiziell benachrichtigen sollte.

Der Zeitpunkt der Abreise sollte geheim gehalten werden; dies war aber natürlich unmöglich. Schon eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges drängte sich eine dichte Menschenmenge auf dem Bahnhof; und je näher der Augenblick der Abreise kam, desto dichter, desto schweigsamer und feierlicher wurde die Menge, als scheute sich ein jeder, in geringster Weise die schwere und ernste Stimmung zu stören. Der letzte Augenblick war da. Lautlose Stille herrschte, und als der lange Zug sich langsam in Bewegung setzte und ins Dunkel hinausglitt, entblöfsten sich alle Häupter wie in stummem Gebet.

Bald nach der Abreise der Deputation ereignete sich in Helsingfors eine Episode, die in greller Weise darlegte, wie berechtigt die Befürchtungen gewesen waren, dafs der Generalgouverneur alles aufbieten würde, um die Reise zu verhindern. Zugleich verriet sie aber auch, wie mangelhaft sein Spionagesystem in Wirklichkeit organisiert war. Mindestens eine Million Menschen in Finnland wufsten von dem Adressenunternehmen, in der Hauptstadt war es Zehntausenden bekannt, dafs die grofse Deputation seit ein paar Tagen dort versammelt war, und mehrere Tausende wufsten genau auf die Minute, wann der Extrazug nach Petersburg abgehen sollte. Aber erst eine Stunde nach Abgang desselben erfuhr der Generalgouverneur, dafs sich eine Deputation auf dem Wege nach der Reichshauptstadt befand.

Er befahl sofort den Gouverneur de Pont zu sich und teilte diesem mit, dafs sich „vierhundert Bauern“ nach Petersburg begeben hätten, um beim Kaiser eine Audienz zu erwirken. General de Pont klärte ihn darüber auf, dafs auch er davon gehört habe und von der erfolgten Abreise wisse.

„Sie müssen sofort dem Stadthauptmann (Polizeichef) in Petersburg telegraphieren, dafs er die Deputation zurückschickt“ fuhr Herr Bobrikoff fort.

„Dazu habe ich kein Recht“, erwiderte General de Pont. „So viel ich weifs, sind sämtliche Mitglieder der Deputation mit ordnungsmäfsigen Pässen versehen und haben also volles Recht, zu reisen, wohin es ihnen beliebt.“

„Ich befehle Ihnen aber das Telegramm abzuschicken, da die Deputation ohne meine Erlaubnis und aus Ihrer Provinz abgereist ist. Übrigens hat der Chef der Gendarmerie bereits telegraphiert, aber die Ordre über die Zurücksendung der Deputation mufs von Ihnen als Gouverneur ausgehen.“

General de Pont wiederholte, dafs er weder das Recht hätte, noch gewillt wäre, eine derartige Ordre zu geben.

„Dann telegraphiere ich an Se. Majestät, dafs der Gouverneur der Provinz Nyland sich weigert, meinen Befehlen nachzukommen.“

„Das können Euer Excellenz thun und im übrigen auf eigene Verantwortung telegraphieren, was Ihnen beliebt. Ich kann nichts anderes thun, als den Stadthauptmann, General Clayhills, darüber benachrichtigen, dafs eine solche Deputation abgereist ist. Und von meinem Posten abtreten, wenn es nötig ist.“

Nachdem noch einige Repliken in demselben Ton gewechselt waren, sah der Generalgouverneur ein, dafs mit dem Gouverneur von Nyland nichts anzufangen war. Selbst wagte er aber auch nicht, die Verantwortung für eine etwaige polizeiliche Behandlung der Deputation zu übernehmen.

„Telegraphieren Sie dann, wie Sie wollen. Aber thun Sie es sofort, ohne sich mit irgend jemand zu beratschlagen.“

Diesen Rat befolgte aber der Gouverneur ebensowenig, da es ihm einfiel, dafs die von ihm vorgeschlagene Fassung des Telegramms möglicherweise vom General Clayhills als eine indirekte Aufforderung gedeutet werden könnte, gegen die Massendeputation einzuschreiten. Er liefs deshalb ein Mitglied des Adressenkomitees zu sich kommen, und nachdem er von diesem eine bestimmte Versicherung erhalten, dafs die Deputation sich zuerst an den finnländischen Ministerstaatssekretär wenden würde und dafs ihre weiteren Schritte ganz und gar von dem Rat und den Mafsregeln des letzteren abhängen würden, telegraphierte de Pont, dafs er „auf Befehl des Generalgouverneurs mitteilen wolle, dafs die finnländische Deputation nach Petersburg gekommen sei, um mit dem finnländischen Ministerstaatssekretär zu beratschlagen“. Nachdem er das Telegramm abgesandt, übergab er eine Abschrift desselben dem Generalgouverneur, indem er hinzufügte, dafs er es durch eine erläuternde Mitteilung, die er nachträglich erfahren, vervollständigt habe. Und Herr Bobrikoff mufste die bittere Pille hinunterschlucken, obgleich er wohl einsehen mochte, dafs nach solch einem Telegramm ein Eingreifen von seiten der Petersburger Polizei undenkbar war. Welche Wirkung dieses Telegramm hatte, zeigte sich thatsächlich später.

Der Generalgouverneur hatte indessen mit dem fahrplanmäfsigen Nachtzuge einen besonderen Boten, seine Gemahlin, nach der Reichshauptstadt entsandt, die dem Minister des Innern die notwendigsten

Instruktionen und Aufklärungen überbrachte. Damit begann der nächste und vorletzte Akt dieses spannenden Dramas.

6. In Petersburg.

Währenddessen waren in der russischen Reichshauptstadt patriotisch gesinnte Landsleute in fieberhafter Thätigkeit damit beschäftigt, alle Vorbereitungen für den Empfang der Deputation zu treffen. Mittwochabend, während man gerade im Begriff war, die Wohnungslisten für die fünfhundert zusammenzustellen, fand sich beim Leiter dieses vorbereitenden Komitees ein Beamter der finnländischen Bahn ein und teilte mit, dafs der Bahnhof von einem ganzen Schwarm von Detektiven, Polizeibeamten und Gendarmen überschwemmt sei. Um ein Uhr nachts begab man sich nach dem Bahnhof und erfuhr hier, dafs die Polizei den Befehl erhalten habe, der Deputation den Eintritt in die Stadt zu verweigern und sie zur Rückkehr zu zwingen. Nach kurzer Beratung beschlofs man, an einen der Deputierten, der sich im Extrazuge befand, ein Telegramm zu senden, worin man der Deputation anriet, vorläufig in Wiborg Halt zu machen und von dort im Verlaufe des Tages mit verschiedenen fahrplanmäfsigen Zügen die Reise fortzusetzen. Der erwähnte Deputierte, ein junger Architekt, der nicht zu den Ängstlichen gehörte, zeigte das Telegramm einem anderen gleichgesinnten Mitglied der Deputation, und das Ergebnis ihrer gemeinsamen Beratschlagung war, dafs das ominöse Telegramm den übrigen Deputierten ein Geheimnis blieb, weil man es für unmöglich hielt, das einmal festgestellte Programm zu ändern.

Wie die Ereignisse zeigten, wäre dies auch ganz überflüssig gewesen. Als der erwähnte Leiter der Vorbereitungsarbeiten um acht Uhr morgens wieder auf dem finnländischen Bahnhof erschien, erfuhr er nämlich zu seinem nicht geringen Erstaunen, dafs die ganze Polizeimacht plötzlich verschwunden war. Nur der Gehilfe des Stadthauptmanns, Baron v. Nolcken, schien auf dem Bahnsteig auf und ab zu wandern. Einer der Bahnhofsdetektivs wufste zu erzählen, dafs die Polizei um vier Uhr morgens den Befehl erhalten, den Bahnhof zu räumen, und sofort davongezogen sei. Gleich darauf wurde rapportiert, dafs Baron v. Nolcken mit jemand, der mit der Deputation in Verbindung stehe, zu sprechen wünsche. Einer der Herren stellte sich ihm zur Verfügung und versprach, ihm mit einem der Führer der Deputation eine Unterredung zu verschaffen, ehe die letztere den Bahnhof verliefs.

Bald darauf lief der Zug in den Bahnhof ein, und der erste Bekannte, der sichtbar wurde — ein Helsingforser Rechtsanwalt —, wurde aufgefordert, mit einigen andern ins Damenzimmer zu treten, um die Wünsche des Polizeipräfekten zu vernehmen. Es war nicht viel und wurde in höflichster Weise vorgebracht: blofs dafs die Deputation nicht in corpore in den Strafsen auftreten sollte, und dafs der Stadthauptmann sofort mit den Führern derselben Rücksprache zu nehmen wünsche. Dies erklärten die Herren aus praktischen Gründen für unmöglich, etwas später aber, etwa um ein Uhr, wollten sie dem Herrn Stadthauptmann ihre Aufwartung machen. Baron v. Nolcken — derselbe Mann, der einige Tage vorher den Kosaken den Befehl erteilt hatte, mit ihren Knuten auf die Studenten einzuhauen — mochte nicht wenig erstaunt gewesen sein, die Wünsche seines allmächtigen Chefs in so wenig respektvoller Weise behandelt zu sehen, nahm aber nichtsdestoweniger diese Antwort mit gröfster Verbindlichkeit entgegen und versprach sie seinem Chef zu übermitteln.

Diejenigen, denen das nächtliche Massenaufgebot der Polizei bekannt war, konnten sich das Verschwinden derselben und dieses unerwartete Entgegenkommen zunächst gar nicht erklären. Erst in Helsingfors erfuhren sie die Ursache. Das vom Gendarmeriechef in Helsingfors zuerst abgesandte Telegramm hatte den Stadthauptmann bewogen eine Ordre über Zurücksendung der Deputation zu geben. Als aber der Gouverneur de Pont „auf Befehl des Generalgouverneurs“ telegraphierte, dafs die Deputation nach St. Petersburg komme, „um mit dem finnländischen Ministerstaatssekretär zu beratschlagen“, glaubte der Stadthauptmann nicht mehr einschreiten zu dürfen. Die Polizei erhielt Gegenordre und wahrscheinlich zugleich den Befehl, den Mitgliedern der Deputation möglichstes Entgegenkommen zu zeigen. Der Stadthauptmann selbst nahm die Ausgesandten der Deputation, die ihm im Verlauf des Tages ihre Aufwartung machten, mit gröfster Höflichkeit entgegen und erlaubte der Deputation sogar in Gruppen von höchstens zwanzig Personen sich in den Strafsen zu bewegen, was sonst in St. Petersburg streng verboten ist. Nur auf eine Massenvisite beim finnländischen Ministerstaatssekretär wollte er sich nicht verstehen, dagegen verbot er der Deputation nicht, sich in der finnischen Kirche zu versammeln.

Es wurde nun zunächst ein Ausschufs gewählt, dem man die ganze Leitung übertrug. Als dieser Ausschlufs gleich darauf den Ministerstaatssekretär besuchte, gab dieser das bestimmte Versprechen der Deputation eine persönliche Audienz beim Monarchen zu erwirken.

Im Verlauf des Donnerstags waren aber andere Kräfte in Thätigkeit, und die Wirkung davon machte sich bald bemerkbar. Die Deputation sollte sich am Freitag morgen zum Gottesdienst und zur Beratschlagung in der finnischen Kirche versammeln. Aber der Pastor dieser Gemeinde, Hakkarainen, war so vollkommen bar jedes Gefühls für sein Vaterland, dafs er sich weigerte, seine Kirche für diesen Zweck herzugeben, obgleich er ganz genau wufste, dafs der Stadthauptmann es gestattet hatte. Ja, noch mehr: als der Pastor der schwedischen Gemeinde nun mit gröfster Bereitwilligkeit seine Kirche der Deputation zur Verfügung stellte, da erwirkte der genannte Hakkarainen beim Superintendenten der lutherischen Gemeinden ein Verbot gegen eine Benutzung der schwedischen Kirche. Alle Anstrengungen, dieses Verbot zu annullieren, waren fruchtlos.

An demselben Freitag vormittag traf eine zweite Hiobspost die Mitglieder der Deputation: der Ministerstaatssekretär Procopé hatte seinen Entschlufs, persönlich den Monarchen um eine Audienz für die Deputation zu bitten, geändert. Er war zum Minister des Innern gebeten worden und war vollkommen veränderten Sinnes von dort zurückgekehrt. Einige zufällig anwesende Mitglieder der Deputation boten alles auf, ihn zu bewegen, sein früher gegebenes Wort zu halten und nicht, wie er jetzt beschlossen, sich blofs schriftlich an den Monarchen zu wenden. Es half nichts. General Procopé hatte offenbar seine Verhaltungsmafsregeln vom Minister des Innern erhalten, der seinerseits vom General Bobrikoff instruiert worden war, von dem zugleich ein Telegramm an den Ministerstaatssekretär eingelaufen war, das von einer Audienz bestimmt abriet. So beschränkte sich General Procopé darauf, dem Kaiser in einem nichtssagenden Schreiben zu melden, dafs eine Deputation von etwa fünfhundert Finnländern als Vertreter sämtlicher Gemeinden des Landes nach Petersburg gekommen sei, um eine Adresse ungefähr ähnlichen Inhalts, wie das Schreiben des finnländischen Senats, dem Kaiser zu überreichen. Diesem seinem Schreiben legte General Procopé das soeben vom General Bobrikoff empfangene Telegramm bei. So wurde Finnland gerade von dem Manne verlassen, der in erster Reihe für sein Recht hätte eintreten müssen.

7. Der letzte Akt.

Der Ausgang war hiermit gegeben. Am Freitag abend erfuhr man, dafs auf das Schreiben des Ministerstaatssekretärs eine kaiserliche Antwort erfolgt war, und dafs General Procopé, der am folgenden Morgen die

Antwort dem Ausschufs der Deputation mitteilen wolle, keine Erwiderung von seiten desselben zu hören wünsche. Da man von dem Wortlaut der kaiserlichen Antwort Kenntnis erhalten, beschlofs man sofort, sich über diesen Wunsch des Ministerstaatssekretärs hinwegzusetzen, und forderte einen der Führer, Konsul Eugen Wolff, auf, im Namen der Deputation zu antworten. Konsul Wolff erklärte sich bereit und begab sich sofort in sein Hotel, wo er im Verlauf der Nacht die Rede niederschrieb, die später durch die Zeitungspresse der ganzen civilisierten Welt ging und dem Redner den unauslöschlichen Hafs des Generalgouverneurs Bobrikoff, wie den warmen Beifall aller Übrigen eintrug.

Sonnabend um zwei Uhr versammelten sich die Mitglieder des Ausschusses beim Ministerstaatssekretär, und dieser las ihnen nun die bekannten, dürren und wenig besagenden Worte vor:

„Teilen Sie den fünfhundert Männern mit, dafs ich sie natürlich nicht empfange, obgleich ich ihnen nicht zürne. Sie sollen nach Hause zurückkehren und können dann ihre Bittschriften den Gouverneuren einreichen, die sie dem Generalgouverneur einsenden sollen, dem es schliefslich obliegt, sie Ihnen zu übermitteln, um mir vorgelegt zu werden, falls sie eine Berücksichtigung verdienen. Erklären Sie der hier angelangten Deputation die Bedeutung des Manifestes vom 3./15. Februar, und mag sie dann in Frieden heimkehren.“

Der im letzten Satz enthaltenen Aufforderung kam General Procopé nicht nach. Er machte keinen Versuch, „die Bedeutung des Manifestes zu erklären“, vielleicht weil er hoffte und glaubte, dafs eine Verlesung der kaiserlichen Antwort stillschweigend aufgenommen, ein Vortrag über das Manifest dagegen eine Erwiderung hervorrufen würde. Er täuschte sich aber in dieser Hoffnung. Die Deputierten waren keineswegs gesonnen, eine stumme Rolle in der Schlufsscene zu spielen. Nach kurzem Schweigen trat Eugen Wolff vor und erwiderte zuerst in schwedischer, dann in finnischer Sprache folgendes[1]:

---

[1] Obgleich diese Rede vielfach abgedruckt worden ist, so u. a. in dem grofsen Werke von Eduard August Schroeder, „Das Recht der Freiheit“, S. 392—397 (Leipzig, Rofsberg & Berger, 1901), das auch alle übrigen das Manifest betreffenden Urkunden wiedergiebt, so glauben wir sie doch in diesem Zusammenhange unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, da sie ein Dokument von so ergreifender und schlichter Gröfse ist, dafs sie zum tieferen Verständnis der hier behandelten Ereignisse beinahe unentbehrlich erscheint.

„Dies ist also alles, was wir unsern daheim im tiefsten Kummer harrenden Landsleuten an Trost mitzubringen haben. Dies die einzige Antwort, die unser gnädiger Monarch zu geben vermag auf unser demütiges Gesuch, uns seiner hohen Person nahen zu dürfen, um vor ihm unsere Sorgen und unsern Kummer zum Ausdruck zu bringen, vor ihm, den wir nächst Gott als unsern stärksten Schutz und Schirm betrachten. Wir werden dem Gebote Sr. Majestät gehorsam in Frieden nach Hause zurückkehren; aber wir kehren anders zurück, als wir gekommen sind. In fester Zuversicht sind wir gekommen, enttäuscht kehren wir zurück. Ew. Excellenz! Bevor wir diesen Ort verlassen, glauben wir uns jedoch durch Pflicht und Gewissen gezwungen, auszusprechen, dafs wir fortdauernd der Meinung sind, dafs die Verordnung vom Jahre 1826 keine Anwendung findet auf die aufserordentliche Mafsnahme, welche unsere Wähler getroffen haben, als sie uns vertrauensvoll gesandt haben, um vor Sr. Majestät persönlich um Gerechtigkeit nachzusuchen.

Wir sind hier nur eine Handvoll Männer, die zu Ew. Excellenz reden im Namen der Hunderte, die hierhergekommen sind, im Namen der Hunderttausende, die uns aus allen Teilen unseres Vaterlandes gesandt haben. Ew. Excellenz! Indem wir sicher darauf rechnen, dafs Sie ohne Zögern unsere unterthänige Adresse überreichen werden, bitten wir sie gleichzeitig, Se. Majestät auch auf folgendes aufmerksam zu machen, was wir als eine teuerwerte Pflicht angesehen haben würden, selbst frei und offen auszusprechen, falls Se. Majestät in Gnaden geruht hätte, uns Gehör zu schenken, stark in dem Bewufstsein, dafs wir, vor unserm Kaiser stehend, auch vor dem allmächtigen Gott ständen, zu welchem in diesem Augenblick Millionen heifser Gebete um Erfolg unsres Auftrages von allen Heimstätten unsres Landes gerichtet werden, und von dem wir wissen, dafs er über uns richten wird, wenn wir das uns geschenkte Vertrauen täuschten. — Ew. Excellenz! Wir bitten Sie, im Hinweis auf die für uns kostbaren Zeugnisse, welche Se. Majestät selbst darüber abgelegt hat, wie treu Finnlands Volk seinen Herrschern gedient und deren Vertrauen gerechtfertigt hat, um ihnen dadurch die Regierung zu versüfsen, und die wiederholten Versicherungen in gleicher Richtung, die wir von seinem hohen Vater und seinem tiefbetrauerten Grofsvater entgegennehmen durften, wir bitten Sie, ihn zu fragen, ob er vor dem allmächtigen Gott und vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte die Verantwortung für den sittlichen Untergang eines ganzen Volkes auf sich nehmen will. Sagen Sie ihm, dafs wir gewohnt gewesen sind, harte Schicksalsschläge über uns ergehen zu lassen. Der Frost hat unzählige Male unsre kargen Felder verheert, und der Landmann sich binnen einer einzigen Nacht der Frucht der mühsamen Arbeit eines ganzen Jahres beraubt gesehen, aber wir haben demütig diese Prüfungen getragen, uns gegenseitig unterstützend und der Zukunft vertrauend; denn immer ist irgend einer von uns von diesen Verheerungen verschont geblieben. Eine solche Frostnacht, wie den 15. Februar, hat Finnlands Volk nie zuvor erlebt. Mit einem Federstrich ist damals das Kostbarste vernichtet worden, was wir besessen haben und das wir gehofft hatten, unsern Kindern unvermindert,

wenn nicht vermehrt, zu hinterlassen. Hier steht keiner unberührt. Hoch und gering, arm und reich, alle werden wir in gleichem Maſse getroffen von dieser Heimsuchung. Wir können die Folgen ihrer Verheerung gar nicht absehen; denn der Gedanke sträubt zurück vor den Perspektiven, die sich uns eröffnen. Unsere Kinder, denen wir ein sittliches Ideal, höher, besser, als das unsrige, zum Erbe zu überlassen wünschten, werden vielleicht, wenn sie die festesten Grundpfeiler unsers politischen Daseins wanken sehen, eine Schar von Heuchlern werden, mit Falschheit im Herzen. Der Ruf des finnländischen Volkes wegen seiner Treue und Redlichkeit wird vielleicht zu einer verklungenen Sage. Sei es mir, der auserwählt worden ist, unser aller Empfindungen auszudrücken, gestattet, hier eine schlichte Erzählung einzuflechten, eine unter tausenden, von loyaler, anspruchsloser Pflichterfüllung, weil sie charakteristisch ist für unser Volk und seine Art, die Sachen zu sehen. Möge sie hier ihre einfache Sprache reden. Es gab in den Tagen des Krimkrieges in einem der kleinen Orte von Österbotten einen Rheder. Im Hafen, der von einem englischen Kreuzer blockiert wurde, lagen seine vier Fahrzeuge im Winterquartier. Der blockierende Admiral sandte die Botschaft, daſs, wenn Segel und Takelwerk zu einer Brigg ausgeliefert würden, an der er Gefallen gefunden habe, die übrigen Fahrzeuge und seine Warenvorräte, Speicher etc. geschont werden sollten. Die kurze Antwort: „Ich unterhandle nicht mit Feinden.“ Die Folge: daſs alles vernichtet wurde. Er suchte nie, er erhielt nie eine Auszeichnung für seine Handlung. Das Bewuſstsein von der erfüllten Pflicht gegen Vaterland, Monarch und Reich war ihm Belohnung genug. Aber er ist nur einer unter tausenden, welche den Nachkommen solches Vorbild gegeben haben. Es giebt tausende von diesen anspruchslosen Helden bei uns. Sagen Sie Sr. Majestät, es giebt mehr als zwei Millionen loyaler Unterthanen in Finnland, welche ihre Pflicht zu thun wissen. Aber verhehlen Sie Sr. Majestät nicht, daſs wir über unsere Rechte nicht in Unkenntnis sind. Jener Mann, dessen beherzte Handlungsweise ich erwähnte, war ein Separatist in dem Sinne, den man hier jetzt diesem Worte beimiſst, denn er war der erste, der mir ein einfaches Heft zeigte, auf dessen Umschlag „Grundgesetze des Groſsfürstentums Finnland“ gedruckt stand, der erste, der meinem jugendlichen Geiste deren Bedeutung erklärte. Ich erinnere mich noch, wie er mit gerührter Stimme und thränenfeuchtem Auge von den unvergeſslichen Tagen von 1863 redete, als des Fürsten und des Volkes Herzen einander in der schönsten Harmonie entgegenschlugen. Fragen Sie Se. Majestät, ob er reich genug ist, die Zuneigung und Liebe eines solchen Volkes wegzuwerfen. Ew. Excellenz haben uns mitgeteilt, daſs Se. Majestät sich durch das Allerhöchste Manifest persönlich vorbehalten hat, in jedem einzelnen Falle zu entscheiden, welche Fragen der Reichsgesetzgebung und welche der inneren Gesetzgebung in Finnland zuzuweisen seien. Wir antworten hierauf, daſs das Leben Sr. Majestät, wie das unsrige, in der Hand des Höchsten steht. Die Liebe von Millionen konnte das teure Leben Alexanders II. nicht schützen gegen eine Handvoll Elender und jene, die ihn diesen auslieferten.

Wir sind während des letzten Jahrzehntes in einem Teil der russischen Presse den gröbsten Schmähungen ausgesetzt gewesen. Man hat uns da alles dessen beraubt, was den ehrlichen Bürger vom Banditen unterscheidet. Ruf, Glauben, Ehre, nichts hat man uns gelassen. Diese Beschuldigungen, so aufregend sie auch waren, haben uns kalt gelassen, denn wir haben andrerseits unter diesem edlen russischen Volke Freunde gehabt, deren Urteil die Schmähungen der Schmutzpresse mehr als aufgewogen haben, und wir wufsten vor allem, dafs wir das Vertrauen unsers hohen Herrschers genossen. Es bereitete uns daher den schwersten Kummer, als wir bemerken mufsten, dafs diese Schmähungen im Herzen Sr. Majestät Zweifel gegen unsere Redlichkeit wachgerufen haben. In einem, von einem der Ministerien Sr. Majestät ausgegangenen und auf seinen hohen Befehl unsern jetzt in Helsingfors auf einem aufserordentlichen Landtag versammelten gesetzlichen Repräsentanten kundgegebenen Dokument heifst es, unsere am Throne angestellten Vertreter hätten den unvergefslichen Grofsvater Sr. Majestät hintergangen. Ew. Excellenz, wir verlangen, dafs Sie Sr. Majestät offen sagen, dafs dies eine der schwersten Kränkungen ist, die ungerechterweise gegen ein treues Volk geschleudert worden. In Finnland ist der Mann nicht geboren worden, unserm Volke nicht entsprossen, der zu dem unerhörten Verbrechen imstande gewesen wäre, einen Herrscher, wie Alexander II., geflissentlich zu hintergehen, den wir im Leben liebten, dessen schreckliches Ende nirgends so aufrichtig beweint worden ist, wie in Finnland, und dessen Andenken wir wie das eines Heiligen verehren. Diejenigen Finnländer, denen die Gnade zu teil geworden ist, dem Throne nahe zu stehen, haben nimmermehr, wir sagen es, nimmermehr, solches begangen. Sie haben aus Liebe zu ihrem Lande, in Fällen, wo die Interessen des Reiches nicht darunter litten, demselben Vorteile erwerben können, die eine spätere Zeit geglaubt hat, abändern zu müssen. Aber Irrtümer sind keine Verbrechen. Sie können, ja sie werden von den Repräsentanten des finnländischen Volkes loyal abgeändert werden, wenn Se. Majestät geruht, zwecks eines dahinzielenden Beschlusses allerhöchste Vorschläge zu überreichen. Wer jene Männer angreift, vergifst, dafs der edle Fürst sein finnländisches Volk selbst aufrichtig liebte. Wir weisen diese Beschuldigung auf das bestimmteste zurück. Der Schimpf treffe den, der gewagt hat, dergleichen vorzubringen.

Wir bitten Ew. Excellenz, Sr. Majestät versichern zu wollen, dafs wir niemals unsre Zuflucht zu ungesetzlichen Mitteln nehmen werden. Darin liegt der Grund, dafs es für ein pflichttreues Volk so verletzend ist, sich auf Schritt und Tritt von Gendarmen umgeben zu sehen. Diese sind es nicht, die das Volk im Zaume halten. Vielmehr ist es die vererbte Achtung vor der Unantastbarkeit des Gesetzes. Wir sind keine Rebellen; aber wir wären unserer freien Institutionen unwürdig, wenn wir nicht offen und ohne Scheu, demütig, aber bestimmt protestierten gegen jede Kränkung unserer Grundgesetze, unserer von fünf Kaisern beschworenen und unter ihrem weisen Zepter weiter entwickelten Konstitution. Das ganze finnländische Volk sieht eine derartige Kränkung in dem Manifest

vom 15. Februar. Solches mögen die nun in den Städten und auf dem Lande umherschwärmenden Gendarmen gerne hören; es ist keiner unter uns, der seine Gedanken hierüber verhehlt. Wir bitten Ew. Excellenz, Sr. Majestät zu sagen, dafs, wenn wir gewagt haben, uns ihm zu nahen, so ist es geschehen, um ihn zu bitten, dieses Manifest gnädigst zurückzuziehen und der herabsetzenden Gendarmenüberwachung ein Ende zu machen.

Ew. Excellenz, Sie haben uns versichert, dafs Sie, sofern der gesetzliche Weg bei Hersendung der Deputation beobachtet würde, unbedingt die Absicht hegten, die von reichlich 500,000 Bürgern unterzeichnete Adresse Sr. Majestät mit der gleichen lauten Stimme vorzulesen, mit der Sie den Antrag des kaiserl. Senates betreffs der Frage vorgetragen haben, die gegenwärtig Gegenstand unsers Kummers ist. Freilich hat Se. Majestät seinen hohen Willen, wie mit dem Gegenstande unsers Wunsches verfahren werden soll, bereits kundgethan; aber da wir sehen, dafs von Ew. Excellenz bisher keinerlei Versuch gemacht worden ist, um bei einer persönlichen Audienz Sr. Majestät jene Adresse zu unterbreiten, die das finnländische Volk unter keinen Umständen dem gegenwärtigen Generalgouverneur von Finnland anvertrauen will, so müssen wir aus diesem Grunde, gestützt auf die vorerwähnten Versicherungen Ew. Excellenz, auf das ernsthafteste darum anhalten, dafs Ew. Excellenz noch jetzt, wenn nicht früher, so doch sobald sich die Gelegenheit dazu bietet, verlangen, dafs die Adresse, die von Ew. Excellenz in Empfang genommen wurde, Sr. Majestät durch Sie mitgeteilt werde.

Da es uns bekannt ist, dafs Adressen, die einen andern Zweck verfolgen, als die Ihnen hier von uns überreichte, wenn möglich, Sr. Majestät vorgelegt werden, belieben Sie deren richtigen Wert zu betonen. Wir bitten Sie, Sr. Majestät zu sagen, dafs es einmal einen Judas gegeben hat, der seinen Heiland für 30 Silberlinge verriet. Leider hat man auch bei uns Personen aufspüren können, die willig waren, ihr Vaterland um feiles Gold zu verkaufen.

Ew. Excellenz! Wir bitten Sie, diese unsere Empfindungen vor unsern gnädigen Kaiser zu bringen.

Gott erhalte Seine Majestät den Kaiser, Gott erhalte Ihre Majestät die Kaiserin!“ —

Die Rede machte auf die Zuhörer, Herren, wie Bauern, einen ergreifenden Eindruck. Die Beamten des Staatssekretariats, die sich an der offenen Thüre versammelt hatten, konnten ebensowenig, wie die Deputierten, die Thränen zurückhalten. General Procopé erwiderte kein Wort. Mit einer stummen Verbeugung, die ebenso stumm erwidert wurde, traten die Deputierten ab. Der Ausschufs versuchte noch, die Erlaubnis zu erwirken, am Sonntag nach Schlufs des Gottesdienstes die Antwort der in der Kirche versammelten Deputation mitteilen zu dürfen. Aber auch das wurde ver-

weigert. Höchstens durfte man eine Andeutung über den Inhalt und die Beschaffenheit der Antwort geben.

Unter solchen Umständen beschlofs man, die Rückreise noch an demselben Abend anzutreten. Ein Extrazug wurde bestellt, und um halb zwölf Uhr nachts verliefs die grofse Deputation Petersburg. Die Rückreise nahm lange Zeit in Anspruch. Ein heftiger Schneesturm hatte die Bahn derart verschneit, dafs der Zug mit den Deputierten erst am Sonntag um sieben Uhr abends in Helsingfors anlangte. Jetzt hatte man keinen Grund, den Zeitpunkt geheim zu halten, und eine nach Tausenden zählende Menschenmenge harrte deshalb am Bahnhof der Ankunft der Deputation. Niemand verspürte Lust, die Ankommenden in geräuschvoller Weise zu empfangen. Es herrschte Totenstille, als der Zug in den Bahnhof einfuhr. Ebenso lautlos blieb es, als die Deputierten durch die im Bahnhofsgebäude versammelte Menge schritten. Als aber die ersten Deputierten sich auf der Freitreppe zeigten, die auf den Bahnhofsplatz hinausführt, begann jemand unten die Nationalhymne „Unser Land“ zu singen, und die ganze ungeheure Menge stimmte ein, während sich alle Häupter entblöfsten und die Tausende ehrerbietig den Deputierten eine Gasse öffneten.

Damit war jedoch der Empfang noch nicht zu Ende. Schon einige Stunden vor Helsingfors hatte die Deputation ein Telegramm erhalten, worin sie von den Stadtbevollmächtigten von Helsingfors zu einem Festessen im Hotel Societetshuset eingeladen wurde. Hier versammelte sich die Deputation um acht Uhr. Das Fest, dem über tausend Personen beiwohnten, trug ein Gepräge erhabener vaterländischer Begeisterung. Ein paar Mitglieder der Deputation gaben in schwedischer und finnischer Sprache einen Bericht über die Reise, und als der eine von ihnen seine Rede mit der Aufforderung schlofs, jetzt, wo ein gemeinsamer äufserer Feind drohend vor den Thoren stand, die inneren Zwistigkeiten in der Sprachenfrage für immer zu begraben, da erreichte die herzliche und brüderliche Stimmung ihren Höhepunkt und fand in gegenseitigen vertrauensvollen und zukunftsfreudigen Ansprachen einen beredten Ausdruck.

Die Deputation versammelte sich noch zum letztenmal am 20. März, wo Eugen Wolff auf allgemeinen Wunsch noch einmal die Rede vorlas, die er dem Ministerstaatssekretär gehalten, und wo man beschlofs, den in der kaiserlichen Antwort angedeuteten Weg einzuschlagen und in jeder Provinz eine Abschrift der Adresse dem zuständigen Gouverneur einzureichen, um sie durch den Generalgouverneur und Ministerstaatssekretär an den

Monarchen gelangen zu lassen. Man erwartete ja nichts davon; aber man wollte auch das geringste Mittel nicht unversucht lassen. So kamen die Adressen auf „offiziellem Wege" nach Petersburg, wo General Procopé sie nebst den 26 Bänden mit den Unterschriften zum Kaiser schickte. Die allerhöchste Resolution lautete, dafs sie keine Berücksichtigung verdienten. Ein einziger von den 26 Bänden war aus der Kiste, in der sie verwahrt wurden, herausgenommen worden, ob vom Kaiser oder jemand anders, weifs man nicht.

Das war alles. Der letzte Akt der grofsen Volksbewegung war zu Ende. Sie hatte den Beifall aller gefunden mit Ausnahme derer, die in erster Reihe von dieser vertrauensvollen Appellation der Nation an den Edelmut und Gerechtigkeitssinn des Kaiser-Grofsfürsten hätten berührt werden sollen.



Jean Sibelius.

Ein finnländischer Tondichter.

Von

Karl Flodin.



Nur derjenige, der aus seinem eigenen Herzen die Tonbilder schöpft und im Stande ist, sie mit seinem eigenen Blut zu tränken, ihnen die Seele seines Volkes einzuflöfsen und die Farben der Natur seines eigenen Landes zu verleihen, ist ein wahrhaft nationaler Tondichter. Auch die Musik hat ihr Vaterland. Die moderne Nationalitätsbewegung hat in der Musik ihren höchsten Widerhall gefunden. Eine derartige exklusive Musik, die zum Dolmetsch der intimsten Eigenart eines bestimmten Volkes wird, kann aber zugleich Eigentum der ganzen Welt werden. Zu den urdeutschen Musikdramen Wagners in Bayreuth wallfahrten zwei Weltteile. Edvard Griegs norwegische Melodien hört man in allen Konzertsälen, und Tschaikowskis pathetische Symphonie rührt, wo sie erklingen mag, die Herzen.

Der finnländische Tondichter Jean Sibelius ist ein ähnlicher Dolmetsch der Eigenart seines Landes und Volkes. Es dauerte lange, ehe sein Name aufserhalb Finnlands bekannt wurde. Dieses beruhte jedoch auf äufseren, praktischen Umständen. Zu Hause in Finnland hatte man das lebhafte Vorgefühl, dafs sein ursprüngliches Schöpfergenie, besonders in seiner jüngsten, zu voller Reife gediehenen Entwicklung, unmittelbar und mit Macht sich auch anderswo einen Weg bahnen würde, wenn nur jene Werke draufsen in Europa zur Aufführung gebracht werden könnten. Dies ist nun geschehen; instrumentale und vokale Tonschöpfungen von Jean

Sibelius sind sowohl in Skandinavien, wie in Deutschland und Frankreich gehört worden. Die eigentliche Vorstellung des jungen finnländischen Tondichters erfolgte bei der europäischen Tournée des Helsingforser Konzertorchesters im Jahre 1900, wo das Programm zum gröfsten Teil aus Kompositionen von Sibelius bestand. In allen den Ländern und Städten, wo das Orchester unter Leitung des Kapellmeisters Robert Kajanus konzertierte, erregten die Kompositionen von Jean Sibelius das gröfste Aufsehen. Die Kritik, vor allem die deutsche, erkannte an, dafs man es hier mit einer tonschöpferischen Begabung zu thun hatte, die ebenso grofs und echt, wie eigentümlich und selbständig war. Dieses Urteil fand eine neue Bestätigung beim Musikfest des Allgemeinen deutschen Tonkünstlervereins in Heidelberg im Sommer 1901, wo Sibelius als Gast ein paar seiner vornehmsten Orchesterkompositionen dirigierte und allgemein bewundert wurde. Von nun an ist er Bürger in der internationalen Künstlerrepublik und gehört nicht Finnland allein.

In der ganzen Musikgeschichte kenne ich keinen, der in dem Mafse, wie Jean Sibelius, vom ersten Auftreten an seine musikalische Eigenart an den Tag gelegt hätte. Schon in den Kompositionen, die Sibelius als Schüler des Musikinstituts in Helsingfors ausführte, und die bei den Abendunterhaltungen des Musikinstituts aufgeführt wurden, trat seine ungewöhnliche Fähigkeit, Stimmungen wiederzugeben, deutlich zu Tage. Sein Lehrer war klug genug, die Ausbrüche dieser Eigenart nicht dämpfen zu wollen, was ihm übrigens auch schwerlich gelungen wäre. Denn Sibelius war sich von Anfang an seines Zieles und seiner Mittel deutlich bewufst, wenn auch seine Musik denjenigen, die sie zum erstenmal hörten, ungeordnet, leidenschaftlich und eruptiv erschien. Keine Regeln und Schranken konnten ihn fesseln, aufser denen, die die allgemeinen Schönheitsgesetze vorschreiben. Er ist immer seinen eigenen Weg gegangen, unbekümmert um Tadel oder Beifall, und wenn man in seinen letzten Tonschöpfungen einen neuen Stil, gröfsere Mäfsigung und gewisse Konzessionen an die überlieferten Formen bemerkt zu haben glaubt, so beruht dies auf einer notwendigen inneren Entwicklung des Tondichters, die ihn zu gröfserer Klarheit und Vollkommenheit im besten Sinne des Wortes drängt.

Was von Anfang an bei Sibelius auffiel, war die beinahe epische Breite in seiner Kompositionsweise nebst subjektiven Zügen von gröfster Originalität. Man empfand deutlich, dafs diese Musik, wie frei und gleichsam improvisiert sie auch schien, doch von Anfang bis zu Ende durchdacht

und durchgearbeitet war. Es lag eine bewufste Absicht in diesen weitausgesponnenen Motiven, in diesen eigensinnig wiederholten Accompagnementsfiguren, die den Zweck zu haben scheinen, den Zuhörer in eine halbdunkle, schwebende, beinahe hypnotische Stimmung zu versetzen. Diese Musik war im Geist ihres Schöpfers fertig, lange ehe er sie niederschrieb. Und das, was sie wiedergab, waren lauter Visionen, hellseherische Träume und Natureindrücke. In die streng geregelte Form des Streichquartetts versenkte der Komponist seine ganze revoltierende Inspiration, indem er dabei die Form sprengte und sie nach seiner Willkür weitete und umschuf. Man bekam schon damals eine Vorstellung davon, dafs die orchestrale Tonmalerei das eigentliche Gebiet von Jean Sibelius war, und dafs er sich erst hier mit seinen explosiven Gedanken und farbenschimmernden Naturstimmungen zur Genüge austoben konnte.

Aber auch ein anderes charakteristisches Element trat schon in diesen ersten Tondichtungen zu Tage: der ursprünglich finnländische Naturton, ein Ton, der nicht so sehr mit dem Volksliede verwandt war, als vielmehr mit den Schalmeitönen des Hirten, dem Rauschen der Kiefern, den geheimnisvollen Lauten der Einsamkeit und des Schweigens über meilenweiten Wassern. Und die scharfen und wilden Rhythmen des Volkstanzes ebenso, wie die eintönigen Griffe auf dem alten Nationalinstrument, der Kantele, erkannte man wieder in diesen eigentümlichen Sätzen, die so fremd und doch im Grunde so bekannt klangen. Dieser finnländische Ton war ihm angeboren; er erfüllte alles, was er schuf, und verlieh gleich im Anfang seiner musikalischen Dichtung ein eigenes Gepräge, das von jeder andern Musik verschieden war. Kein einziger Komponist, weder ein Klassiker, noch ein Moderner, hatte dieser urfinnischen Tondichtung als Muster gedient.

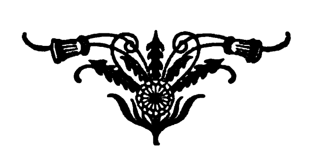
Sibelius studierte Kontrapunkt bei Albert Becker in Berlin und Orchestration bei Karl Goldmark in Wien. Hier verschaffte er sich die Meisterschaft in der Orchestration, die ihn vor allem auszeichnet. Er eignete sich alle modernen Errungenschaften auf diesem Gebiet an, und sein eigener, merkwürdig entwickelter Sinn für Klangschönheit schenkte ihm weitere neue und überraschende instrumentale Kombinationen. So ausgerüstet, schuf er seine erste grofse Orchester- und Chordichtung, den Zyklus „Kullervo“, wozu er den Stoff dem finnischen Nationalepos Kalevala entnahm. In dieser merkwürdigen Tondichtung gährten und wogten die Gedanken durcheinander; vieles erschien formlos, barock und zyklopisch,

aber lyrische Momente von hinreifsender Kraft und Schönheit brachen immer wieder durch, und zugleich staunte man über den episch breiten Griff im Stoff selbst. Eine sehr eigentümliche Rolle spielte der Chor; es war ein einstimmiger Männerchor, der in halb rezitierender, monotoner Weise den Text zu der wilden, uralten Sage sang, die das Orchester erzählte. In einem späteren Orchesterzyklus wählte Sibelius einen andern Helden der finnländischen Volkssage, Lemminkäinen, als Stoff für die musikalische Behandlung. Hier hat die Schilderungsgabe des Tondichters ihren Höhepunkt erreicht. Ohne Hilfe des Gesanges hat er hier eine blendend neue und koloristisch überraschende Charakteristik seines Helden und so eigenartige Stimmungsbilder gegeben, dafs sie für immer als die farbentreuesten, innigsten und genialsten Tonmalereien zu diesem Epos betrachtet werden können, das so reiche Schätze schönster Poesie birgt.

Fruchtbarer, als irgend ein anderer finnländischer Tondichter, hat Jean Sibelius eine Menge anderer Werke geschaffen, in denen sich seine für eine breite Kompositionsweise angelegte Natur ausspricht. In den früheren Kompositionen vermifste man zum Teil melodische Schönheit, oder nahm das melodische Element neben der schwellenden Energie des Ausdrucks einen untergeordneten Platz ein. Aber mit der neuen Entwicklung, die der Tondichter offenbar während der letzten Jahre durchgemacht hat, ist auch der holde Genius der Melodie ihm intimer entgegengekommen, und niemand kann nunmehr den ersten finnländischen Tondichter der Melodiearmut bezichtigen. Im Gegenteil, jede neue Dichtung, die er jetzt geschaffen, zeigt sich stärker, einfacher, wärmer und voller im Ton. Seine Melodik ist schwellend und breit wie sein epischer Wortreichtum. Ein Strom von unsäglicher Innigkeit und Einfachheit in den Ausdrucksmitteln zieht sich durch diese Melodien und schon ist eine von ihnen, der jugendfrische „Gesang der Athene“, mit den feurigen Worten des schwedischen Dichters Viktor Rydberg zu einem neuen Nationalgesang in Finnland, dem eigenen Gesang der Jünglinge und Mädchen, geworden.

So ausgerüstet mit allen Hilfsmitteln seiner Kunst, im Besitz einer stets brennenden und produktiven Phantasie, einer reichen Traumwelt und der süfsesten melodischen Schönheit steht Finnlands junger Tondichter vor uns. Er hat die Versprechungen, die er gegeben, in reichem Mafs erfüllt, ja übertroffen, er ist zum ureigenen Sänger seines Volkes geworden, der die Freuden und Schmerzen dieses Volkes, seine Sorgen und Hoffnungen

in Tönen wiedergiebt, und sein Leben ist schon jetzt, in seinem vierzigsten Lebensjahre, an Thaten reich. Mit Stolz haben wir in Finnland gesehen, wie Sibelius anfängt, auch draufsen im grofsen Europa Anerkennung zu finden. Seine Musik ist der Art, dafs ein jeder, der für die Offenbarungen der Schönheit empfänglichen Sinn hat, sie auch im fremden Gewande schätzen und von ihr ergriffen werden mufs. Denn wer aus der Seele seines Volkes schafft, der gehört seiner ganzen Zeit an.



Alexis Kivi.

Von

O. Manninen.



Es waren Frühlingskräfte, die während der beiden mittelsten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Finnland lebendig wurden, Kräfte, deren erneuernde Wirkungen schon das ganze westliche Europa durchflutet hatten und die nun endlich auch das ferne, vergessene Land der tausend schlummernden Seen erobern sollten. Nachdem es die letzte Probe seiner Treue gegen Schweden — von diesem allein auf dem Plan gelassen — im Kampfe gegen den übermächtigen Feind abgelegt, war dem finnischen Volk 1809 von dem edelmütigen Sieger der Ausdruck seiner Hochachtung zu teil geworden, dafs ihm die Berechtigung, als Nation unter Nationen ein selbständiges nationales Leben zu leben, zugestanden wurde. Und da begann, sobald sich das Land von der Erschöpfung nach dem Kriege erholt hatte und seine Wunden vernarbt waren, ein neues, frisches Leben auf allen Gebieten emporzukeimen, ein mehr und mehr bewufstes, ausgeprägt finnisches Kulturleben. Bis dahin hatte das Leben der gebildeten Kreise, die sich während der langen Vereinigung mit Schweden nach dem mittelalterlichen Latein allmählich die schwedische Sprache angeeignet hatten, nur einen Nebenzweig zu dem des Hauptlandes und dessen litterarischer Produktion ausgemacht — von einer andern Kunst ist noch keine Rede — und trotz einzelner Züge, in denen man mehr oder weniger deutlich das finnische Kolorit erkennen kann, nur einen, wenn auch zu seiner Zeit wichtigen Anhang zur schwedischen Litteratur dargestellt. Und auf der andern Seite war die finnische Sprache, deren Kultivierung

in der Litteratur bereits mit der Reformation beginnt, einstweilen mit unbedeutenden Ausnahmen in den Rahmen bloſser Erbauungslitteratur gebannt gewesen. Jetzt aber sollte, Schlag auf Schlag mit der ganzen Gewalt des nordischen Landes, all das seine Auferstehung feiern, was während des jahrhundertlangen Winterschlafes auf den erweckenden und belebenden Strahl der Sonne gewartet hatte. Das Gefühl, ein eigenes, mit teuerem Blute wiedererkämpftes Vaterland zu besitzen, erhielt seinen begeisterten Dolmetscher in Johan Ludvig Runeberg, dem groſsen Sänger von Finnlands letztem Krieg, dessen Poesie, ihrem Gewand nach schwedisch, von einem neuen, einem finnischen Geist durchglüht war. Dem neuerwachten nationellen Lebens- und Thatendrang wurde von dem Philosophen und Staatsmann Johan Vilhelm Snellman kräftiger Ausdruck verliehen und dadurch jene nationale Emanzipationsbewegung hervorgerufen, die unter dem Namen Fennomanie bekannt ist, und deren Errungenschaften in kultureller Hinsicht für Finnland vielleicht fruchtbarer gewesen sind, als irgendeiner seiner Kämpfe gegen den äuſseren Feind der Vergangenheit. Die ungeahnten uralten Schätze des finnischen Volksgeistes endlich zu entdecken, war das Verdienst von Elias Lönnrot's unermüdlichem Sammelfleiſs. Seine Hand schenkte Finnland die Kalevala, eine neue Welt voller Schönheit und Poesie, deren Gewalt für das finnische Geistesleben von schöpferischer Wirkung war. Aus dem Kontakt zwischen dem reichen ostfinnischen Dialekt dieser alten Gesänge in ihrer vollendet poetischen Diktion und der bis dahin in der Schrift angewandten finnischen Sprache entstand die moderne finnische Sprache und ihre Litteratur wie durch Zauberschlag. Und dieser befruchtende Einfluſs war eine der Ursachen, die in der jüngeren Litteratur das merkwürdige Phänomen hervorriefen, das sich uns in Alexis Kivi's Dichterschaft darbietet — in dem Poeten, der dazu bestimmt war, zu der phantasiedurchwebten Welt der Gesänge der Kalevala einen poetischen Ausdruck für den Geist des andern finnischen Hauptstammes, der Tavasten, zu schaffen.

Alexis Kivi wurde am 10. Oktober 1834 geboren im Nurmijärvi Kirchspiel, kaum ein halbes Jahr vor der Vollendung der Kalevala in ihrer älteren Form. Sein eigentlicher Familienname war Stenvall. Der Vater war ein armer Dorfschneider, ein wenig starken Getränken ergeben, die Mutter eine kluge, tiefreligiöse Frau, die einen nachhaltigen Einfluſs auf die seelische Entwicklung des Sohnes ausgeübt hat. Seine reichen Anlagen verrieten sich schon früh. In seiner Umgebung war er ein Wunder-

kind. Nachdem er den ersten Unterricht beim Dorfschulmeister in der Gemeinde erhalten, kam er als Achtzehnjähriger nach Helsingfors in die Schule und legte 1857 das Studentenexamen ab — damals 23 Jahre alt. Bereits während der Schulzeit hatte er seine litterarischen Anlagen auszubilden begonnen. Von diesen ersten Versuchen, bei denen er noch die Schulsprache, das Schwedische, verwandte, ist jedoch nichts erhalten. Erwähnt werden darunter die Anfänge einer Komödie „Bröllopsresan" (die Hochzeitsreise), die ersten Keime zu einem seiner nachmaligen Hauptwerke. der Komödie aus dem Volksleben „Nummisuutarit" („Die Dorfschuster"). Student geworden, gab er sich ganz seinem Dichterberuf hin. Seine frühen Eindrücke aus der Kalevala und der Poesie der heiligen Schrift bereicherte er durch eifriges Studium andrer Meisterwerke, der Werke Homers, Cervantes', Shakespeare's, die merklich auf seine Entwicklung eingewirkt haben. Sein erstes Auftreten als Dichter war darnach der kühne, wenn auch nur halb von Erfolg gekrönte Versuch, unter Einwirkung Shakespeare's die tragische Kullervo-Episode aus der Kalevala zu dramatisieren. Das im Blankvers geschriebene Trauerspiel, dem ein der finnischen Litteraturgesellschaft zur Verfügung gestellter Preis für die beste auf finnisch verfafste Tragödie zuerkannt wurde, erschien vier Jahre später, 1864, in Prosa umgearbeitet. Gegen Ende desselben Jahres hatte er die erwähnte grofse Volkskomödie „Nummisuutarit" fertig, und damit war eine Periode reicher Produktivität eingeleitet bei dem schwersten Kampf mit Not und Krankheit, die die allzu drückenden Lebensbedingungen herbeigeführt hatten, denen Kivi nur zu früh erliegen sollte. In seinem letzten Werk verspüren wir eine nervöse Überspannung, deren der Dichter schon nicht mehr Herr werden konnte, und die seinen Geist schliefslich mit der Nacht des Wahnsinns umschattete. Zwei Jahre später atmete er in der niedrigen Hütte seines Bruders im Kirchspiel Thusby seinen letzten Seufzer aus. Dort liegt er auch begraben. Mit den Worten: „Ich lebe!" beschlofs er seines zeitlichen Daseins langes Leiden. Er starb in der Neujahrsnacht 1872, achtunddreifsig Jahre alt. Eine Lebenstragödie, die so manch einem bahnbrechenden Genie zu teil geworden ist, und die in Finnland ihr fast gleichzeitiges Gegenstück in des schwedisch dichtenden J. J. Wecksell's düsterem Geschick hatte.

Nur der Ermutigung und dem Beistand einiger verständnisvoller Freunde haben wir es zu verdanken, dafs die Katastrophe nicht schon früher hereinbrach. Nur so war es Kivi möglich gemacht, sich bei der

Gleichgültigkeit und dem Mangel an Verständnis, dem er bei der grofsen Menge begegnete, oben zu halten zu einer Zeit, wo von einem finnischen litterarischen Publikum nicht die Rede war, und wo ein entwickeltes litterarisches Urteil zu den Ausnahmen gehörte. Nur so konnte er trotz allem in so überaus hohem Grade die Bahn verfolgen, die ihm sein Schaffensdrang und seine Eingebung steckten. Wir wollen hierbei nicht verabsäumen die Erinnerung an die edelmütige Dame, Fräulein Charlotte Lönnqvist wachzurufen, deren aufopfernde Fürsorge Kivi die Freistatt schenkte, in der er fast alle seine Werke verfafst hat.

Zu den bereits erwähnten Werken — „Kullervo" und „Nummisuutarit" — fügen wir noch hinzu: „Kihlaus" („Die Verlobung"), ein einaktiges Lustspiel aus dem Volksleben, „Karkurit" („Die Flüchtlinge"), Trauerspiel in fünf Akten, „Lea", Schauspiel in einem Akt mit biblischem Motiv (1869), der 1870 erschienene grofse Roman „Seitsemän veljestä" („Die sieben Brüder") und das letzte Werk, der Einakter „Margareta", beide mit demselben düstern Vorwurf, wie die Episoden „Bröderna" („Die Brüder") und „Sveaborg" in Runebergs „Fänrik Ståls Sägner".

Diese Aufzählung zeigt ein fast absolutes Überwiegen der dramatischen Dichtungsgattung, gewifs eine ungewöhnliche Erscheinung im Kindheitsalter einer Litteratur. Ist es aber schon bemerkenswert, dafs die ersten bedeutenden Anfänge der jungen finnischen Litteratur in der dramatischen Produktion liegen, so ist die Art dieser Produktion um so seltsamer. Wir haben durchweg eine naive Kunst vor uns, deren Urheber viel eher Natursänger ist, als Kulturdichter, ein Dramatiker, dem jede unmittelbare Bekanntschaft mit der Bühne abgeht — eine finnische Bühne war bis zum Ende von Kivi's Laufbahn nur ein kühner Zukunftstraum — wir stehen da vor einer Dramatik ohne die kulturelle Schule, die ja das Drama gegenüber den anderen Arten der Poesie voraussetzt, eine Dramatik, die nur jene gewaltige Institution und Eingebung gebar, die aus der eigenen, vom Naturinstinkt selbst geschaffenen Ästhetik heraus ihre Form manches Mal sicherer und tiefer fand, als eine Dichterkraft, die durch die Einflüsse der Kultur abgedämpft und geglättet war. Damit tritt allerdings zugleich eine Begrenzung des Gebiets ein, innerhalb dessen sich Kivi's Schaffensvermögen bewegte. Wenn es sich um Kivi's Dichterschaft handelt, so hat man dabei von solchen Werken abzusehen, in denen er sich nur unter Zuhülfenahme litterarischer Vorbilder in eine Welt hineinzudichten versucht, wo er nicht heimisch ist, wie in „Karkurit", wo sich die Handlung in

einem finnischen adligen Milieu bewegt, oder in „Canzio“, einem italienischen Morddrama mit Gift und Dolch, beides shakespearische Nachahmungen. Obwohl auch hier Details von hohem Schwung anzutreffen sind, hat der Dichter eine gewisse Unnatürlichkeit und Übertriebenheit im ganzen doch nicht zu vermeiden gewufst. Anders gestaltet sich das Ergebnis, wo er aus seiner eigenen Lebenssphäre in Poesie umsetzt. Da gelingt seiner Phantasie der Flug weit über die Umgebung der nächsten Wirklichkeit hinaus, die den Gegenstand seiner Beobachtung abgiebt. Da giebt er seinem Jugendtrotz Form in dem düstern Geschick eines Kullervo, der sich vom Hintergrund eines vorgeschichtlichen Nomadenlebens abhebt, da kleidet er die Erinnerung an seinen Kindheitsglauben in die verklärte Gestalt einer Lea im Rahmen einer herrlichen, mit morgenländischer Stimmung gesättigten Bühnendichtung.

Diese beiden Stücke sind aus den Eindrücken der Kalevala und der Bibel gewachsen, denn das finnische Heldenepos und die heilige Schrift sind zwei Ausgangspunkte der Kivischen Dichtung gewesen. Seine mächtige poetische Ader verspüren wir jedoch vor allem in seinen Gemälden tavastländischen Volkslebens mit finnischer Urwaldnatur als Hintergrund. So in der unsterblichen Komödie „Die Dorfschuster“, in „Die Verlobung“ sowie im Roman „Die sieben Brüder“. Hier steht Kivi in unüberwundener Gröfse da, hier tritt seine Stärke in der Charakterisierung und Objektivierung in ihrem ganzen Umfang hervor. Hier hat er Neues geschaffen, nicht nur in der jungen finnischen Litteratur, sondern in der Litteratur überhaupt. Wir haben da Schilderungen des Volkslebens von ganz anderer Art, als in dem konventionellen Dorfgeschichtenstil, Schilderungen ohne jenen Glanz sentimentaler Idealisierung, ohne überlegene Ironie. Der Dichter steht die ganze Zeit in, niemals über dem Leben, das er schildert, er unterscheidet sich von den Geschilderten blofs darin, dafs er das Vermögen besitzt, dieses ganze Leben zu veranschaulichen, und zwar mit einer Realität, die sich von all den realistischen und naturalistischen Naturphotographien unterscheidet, wie das Leben vom Bilde. Es liegt in der Schilderung ein unbestechlicher Realismus, dem nichts Menschliches fremd ist, ein Realismus, durch den die das Ganze tragende idealistische Lebensanschauung, ein in der Tiefe lebendig dahinfliefsender Strom des Glaubens an den Fortschritt und an die siegende Macht des Guten, mit doppelt überzeugender Kraft hindurchschimmert. Und in dieser Schilderung nicht ein einziger Schatten des qualvoll schweren Kampfes, unter dem sie entstanden! Ja

es scheint, als ob sich der Dichter gerade dadurch in den Feierstunden seines Schaffens siegreich über sein Schicksal emporschwang, als ob dieser sein versöhnter Ausblick auf das Leben durch die Leiden nur tiefer und gröfser geworden wäre.

Das Ganze wächst zu einem Kulturbild der patriarchalisch primitiven Welt aus, die mehr und mehr verschwindet, wo die höchsten eingreifenden Autoritäten als Probst, Küster und Lehnsmann auftreten, und eine Menge von Typen, Dorfhandwerker mit ihrem winzigen Standesstolz und Bauern in ihrem schweren Daseinskampf mit einer kargen Natur und ihrem zähen Streben, von Ignoranz und Verwilderung zu menschenwürdiger Kultur fortzuschreiten, alle mit einer Objektivität und psychologischen Intuition gezeichnet und charakterisiert, deren Wahrheit und Tiefe nur vom Kenner dieses Volkslebens vollständig bemessen werden kann. „Die Dorfschuster“ sind eine Charakterkomödie ersten Ranges — Fredrik Cygnæus, der bedeutendste finnische Kritiker seiner Zeit, vergleicht sie in einer umfangreichen Rezension mit „Figaros Hochzeit“ — und dieselbe überlegene Fähigkeit, dieses Volksleben lebendig wiederzugeben, tritt uns in der Erzählung von den „Sieben Brüdern“, Kivi's eigentümlichster und genialster Schöpfung, entgegen. In diesem Buch tummelt sich sein Dichtergeist auf den freiesten Bahnen. Bald fliefst die Schilderung in die Breite, hochepisches Pathos in einer Szenerie von Urwaldsleben und öder Landschaft, wunderbare Episoden und Märchen mit Einwebung von phantastischen Sagen und Traumgesichten ins Unendliche, bald in dramatischem Ausmalen von Situationen, die in Dialoge ausmünden, in denen jede Replique von psychologischer Treffsicherheit getragen ist, bald schmilzt sie in das lieblichste Idyll hin, zitternd von Poesie und Sonntagsstimmung. Alles, ohne dafs die Erzählung auf all den Abwegen auch nur einmal ihr Ziel vergäfse oder den festen Boden unter den Füfsen verlöre, nicht einmal da, wo sich ihre Helden in den schwindelndsten Labyrinthen seltsamer Philosophastereien über die unglaublichsten Dinge verlieren. Durch den Stil läuft eine ähnliche Skala hin, — eine epische Diktion von in mächtigem Rhythmus dahinrollenden Perioden mit homerischen Vergleichen, Epitheta's, Wiederholungen, eine besondere „Kividiktion“, die zur Erhöhung der Wirkung im reichsten Mafse von den Hilfsquellen der Sprache: der Onomatopoesie und Alliteration, ungewöhnlichen Wortstellungen u. m. Gebrauch macht, die in jeder Nachahmung gemacht und hohl klingen würden, von Kivi's Pathos getragen jedoch mit einem an die Sprache der

biblischen Propheten gemahnenden Effekt wirkt, ein dramatischer Dialog, der in seinem unverminderten Realismus direkt dem Munde der Typen abgelauscht ist, die zu seiner Schilderuug Modell gestanden haben.

Diese wenigen Andeutungen geben vielleicht schon einen Begriff von dem ureignen Charakter des Buches, das in seiner Art kaum ein Gegenstück in der Weltlitteratur hat, so wenig, wie es sich auch eigentlich in den Rahmen der gewohnheitsgemäfs „Roman“ genannten Dichtungsart einpassen läfst. „Die sieben Brüder“, wie „Die Dorfschuster“, sind zwei von den wenigen Büchern, die man immer von neuem mit unvermindertem Genufs lesen kann.

Dafs diese Schilderung des finnischen Volkslebens, das Epos des tavastländischen Stammes, dessen flugkräftiger Realismus sich in dieser Weise kühn über alle geltenden litterarischen Normen hinwegsetzte, etwas zu Grofses und Originelles war, um von der grofsen Menge mit der richtigen Auffassung seines Wertes aufgenommen werden zu können, ist nicht zu verwundern. Solche Litteratur zu verstehen, war zur Zeit ihres Erscheinens nur einer kleinen Minorität vergönnt. Es war der Dichter und Philolog A. Ahlqvist (Oksanen), der in seinen Kritiken das unversöhnlichste Anathema gegen Kivi aussprach, er, der in Kivi's Werken nur eine für das junge Leben der ganzen finnischen Litteratur gefährliche Richtung sah. Dieser Angriff, gewissermafsen ein Zusammenstofs zwischen den tiefen Gegensätzen der ost- und westfinnischen Temperamente, läfst sich wohl aus dem litterarischen Standpunkt Ahlqvist's erklären, der unter Runeberg's Stern die Waffen des Idealismus gegen einen schmutzigen Realismus zu führen vermeinte, und der bei seinem philologisch-poetischen Bestreben, die finnische Sprache in die Formen der Kulturpoesie zu bändigen, bei seinem Ideal, auch hier oben an den Sümpfen des Nordens einen Garten der Dichtung nach südlicheren Mustern erstehen zu sehen, kein Auge für die wilde Schönheit der Urwaldscenerien hatte, deren Poesie Kivi in die Litteratur eingeführt hatte. Zu beklagen aber ist die Gehässigkeit der Kritik, an der seine ausgeprägte Subjektivität die Schuld trägt. Denn wie sie die Existenz Kivi's äufserlich erschwerte und sein Ende beschleunigte, rief sie andererseits mit ihrer Autorität ein Vorurteil gegen Kivi wach, das blofs langsam gewichen ist.

So ist das eigentümliche Verhältnis zu erklären, dafs Alexis Kivi, vielleicht der reichstbegabte Dichtergenius, den Finnland hervorgebracht, und der in der bahnbrechenden Stellung, die er in der finnischen Litteratur

einnimmt, in noch gröfseren Dimensionen erscheint, von dem Platz hat ausgeschlossen bleiben können, der ihm von rechtswegen zukommt. Als Ersatz hierfür ist aber Alexis Kivi ein beneidenswerteres Los zu teil geworden, nämlich das Herz seines Volkes gewonnen zu haben, ein Los, das wenigen Dichtern im selben Mafse vergönnt worden ist. Er ist in der That unseres Volkes Lieblingsdichter — der einzige, der in die tieferen Schichten des finnischen Volkes gedrungen und von dem gesunden, unbestechlichen Instinkt des Volkes ganz anerkannt worden ist, ohne alle Vorurteile und Prüderie.

Über das Unrecht gegen Kivi's Dichtung aber mufs man sich damit trösten, dafs es nicht einmal der Kalevala in der Beurteilung anders ergangen ist, dafs aber die Schiefheit dieser Beurteilung ihre reichen Voraussetzungen in der Parteieinseitigkeit und der Vorherrschaft anderer Interessen vor den litterarischen hatte, die eine unvermeidliche Folge von Finnlands inneren, wie äufseren Verhältnissen war. Diesen Interessen hat auch die Litteratur ihren Tribut gezahlt. Aber trotz dieses scheinbaren Zurückstehens kann man Kivi's tiefe Einwirkung in der späteren Entwicklung der finnischen Litteratur verspüren, und sicherlich liegt auch ein Hauch seines erweckenden Einflusses über der jungen finnischen Kunst. Und die Kulmination dieser Schöpfungsthätigkeit liegt in der Zukunft. Während bei uns litterarische Neuigkeiten in Übereinstimmung mit dem herrschenden Zweisprachensystem fast regelmäfsig in einer gleichzeitigen schwedischen Übersetzung erscheinen, ist bisher keins von den Werken Kivi's übersetzt worden. Dies hat wohl zum Teil seinen Grund in den fast unüberwindlich erscheinenden Schwierigkeiten, die diese Aufgabe in sich schliefst. Um so erfreulicher aber ist es für die Freunde der Kivi'schen Dichtung, dafs eine deutsche Übersetzung seines Hauptwerks, des Romans „Die sieben Brüder", von Dr. Gustav Schmidt besorgt, zu Ende geführt ist. Ein Kapitel aus dieser Übersetzung folgt in diesem Hefte. Und so bleibt uns denn noch die Hoffnung auszusprechen, dafs die Verdeutschung bald in ihrem ganzen Umfang erscheinen möchte, um für Alexis Kivi zu sprechen.



Aus dem Roman „Die sieben Brüder“.

Von

Alexis Kivi.



Fünftes Kapitel.

Der Frühling war eingezogen, die Schneewehen waren geschmolzen, mild wehte der Wind, die Erde begann zu grünen, und zarte Blätter sprossen im Birkenhain.

Die Brüder befinden sich auf der Umzugsreise zwischen Jukola und dem Impivaara. Sie wandern den steinigen, sich schlängelnden Waldweg, die Büchsen auf der Schulter und die Rindentornister, in denen ihr Schiefsvorrat steckt, auf dem Rücken. Voran geht Juhani mit den beiden grofsen, bissigen Rüden von Jukola, Killi und Kiiski. Hinter ihnen schreitet, die Krippenraufe ziehend und ihr einäugiges Pferd, den alten Valko führend, Timo einher. Der Fuhre aber folgen mit ihren Büchsen die übrigen Brüder und helfen Valko an den schlimmsten Stellen des Weges. Ganz hinterdrein läuft Eero und trägt im Arme den stolzen Hahn von Jukola, von dem sich die Brüder nicht trennen mochten; sie nahmen ihn als Stundenweiser mit in die Einöde des Impivaara. Auf dem Wagen erblickt man eine Kiste, Fuchs- und Wolfseisen, einen Topf und darin zwei Eichenschüsseln, eine Kelle, sieben Löffel und andre Geräte der Kochkunst. Auf den Topf war als Deckel ein rauher, mit Erbsen gefüllter Sack gelegt, und darauf rüttelte und miaute in einem kleinen Beutel Jukolas alte Katze. — So zogen die Brüder aus ihrem alten Heim fort und wanderten still und niedergeschlagen den mühsamen, steinigen Weg. Der Himmel war klar, die Luft ruhig, und bergab eilte schon die Sonnenscheibe dem Westen zu.

Juhani. Der Mensch ist ein Seefahrer auf dem stürmenden Meer des Lebens. Ja, und so segeln auch wir jetzt aus den trauten Heimatswinkeln fort, segeln auf unserm Lastschiff durch die wirren Wälder der schroffen Insel Impivaara zu. Ach ja!

Timo. Es fehlt nicht viel, so wische ich Frosch mir auch Thränen von den Backen.

Juhani. Das wundert mich nicht, wenn ich in dieser kummervollen Stunde in meine eigne Brust schaue. Aber dabei ist auf dieser Welt nichts zu machen, sondern hart sei das Männerherz, wie weifser Quarz. Zum Wandrer ist das Menschenkind geboren, drum hat es keine bleibende Stätte hier.

Timo. Es spaziert hier kurze Zeit herum, schwankt und wankt, bis es zuletzt erstarrt und krepiert, wie die Ratte an der Wand.

Juhani. Richtig, das war furchtbar weise geschwatzt!

Simeon. Ja, wenn das nur alles wäre; aber dann!

Juhani. Kommt die Frage nach unsern Pfunden, wolltest Du sagen. Ja!

Timo. Dann mufs ohne List und Falsch gesagt werden: hier bin ich, und hier ist, o Herr, dein Pfund.

Simeon. Der Mensch sollte immer an sein Ende denken; aber er ist so verstockt.

Juhani. Verstockt, verstockt! ja, unleugbar. Aber, Herr Gott! so sind wir nun 'nmal alle unterm Himmel. Aber wir sollten versuchen, tapfer weiterzuleben, wie es sich für gottesfürchtige Männer schickt, da wir doch einmal hierher gekommen sind, um uns Hütten zu bauen, und da wir eine warme Ruhestätte erhalten haben. Lafst uns ein festes Bündnis schliefsen, Brüder, und alle sündhaften Einfälle, allen Hafs, allen Zank und alle Feindschaft aus diesem Vogelnest hier verbannen. Fort mit Hafs, Zank und Feindschaft.

Eero. Und Prunk.

Juhani. Ja!

Eero. Und den feinen, sündigen Kleidern.

Juhani. Ja!

Eero. Mit den wiegenden Kirchenkaleschen und all dem schönen Kirchenklimbim.

Juhani. Was? Was sagst Du da?

Simeon. Er stichelt wieder.

Juhani. Ich merke es wohl. Hüte Dich, ich kriege Dich im Genick, das heifst, wenn ich mich überhaupt um Dein dummes Gewäsch kümmerte; aber dann wäre ich ja wahrhaftig kein Mann. — Wie hältst Du denn den Hahn, Du verfluchter Teufelskerl? Warum kreischt denn das arme Tier?

Eero. Ich habe ihm nur den Flügel zurechtgelegt; der hing herunter.

Juhani. Wart, ich lege Dich auch gleich zurecht. Hüte Dich, ich kriege Dich gleich im Genick. Ihr müfst wissen, dafs dies der pflichttreuste Hahn im ganzen Gerichtssprengel ist; immer genau und zuverlässig. Zum erstenmal kräht er um zwei, zum zweitenmal um vier, und dann ist's die beste Zeit zum Aufstehen. Er wird uns hier in der Einöde viel Spafs machen. — Und dann die Katze hoch oben auf der Fuhre! Ach, du kleiner Matz! Da schaukelst du und wackelst und guckst durchs Loch zum Sack heraus und miaust so bekümmert. „O, armer Rappen, alter Lappen!" Du hast nicht mehr viele Tage hier herumzutrippeln. Deine Augen werden schon ganz matt, und rauh klingt dein Miauen. Aber vielleicht erholst du dich doch wieder, wenn du dich erst an den feisten Waldmäusen pflegen kannst. Hoffentlich. Ihr, Killi und Kiiski, thut mir aber von allen doch am meisten leid. Wie wir selbst seid ihr in Jukola empfangen, geboren und aufgewachsen, wie unsre eignen Brüder aufgewachsen. Ach, was schaut ihr mich so glühend an. Ja, Killi, ja, mein lieber Kiiski, ja! Und den Schwanz schwingt ihr so vergnügt! Ihr wifst ja nicht, dafs wir jetzt unser schönes Heim verlassen. Ach, ihr Ärmsten! Ich mufs weinen, ach ja, ich mufs.

Timo. Denk' daran, was Du eben selber geraten hast. Lafs Dein Herz stark, lafs es stark bleiben.

Juhani. Ich kann nicht, ich kann nicht, wo ich jetzt mein herzinniges Heim verlasse.

Thomas. Ja, dieser Tag lastet Einem schwer auf dem Herzen; aber der Impivaara wird bald unsre zweite und vielleicht ebenso teure Heimat sein.

Juhani. Was sagst Du, Bruder? Nirgends auf Erden und im Himmel giebt es ein so teures Fleckchen, wie das, an dem wir geboren und aufgewachsen sind und auf dessen Boden wir uns als kleine Milchbärte herumgesielt haben.

Aapo. Gewifs zerreifst uns die Abschiedsstunde das Herz; ist doch sogar Freund Lampe der Heimatsbusch teuer.

J u h a n i. Wie sprach die Hasenmutter, als sie sich wieder trächtig fühlte und ihr kleines Söhnchen von sich fortwies, um den Kommenden Platz zu machen?

T i m o. „Mache dich nun auf die Reise, liebes Söhnchen, süfser Kleiner, und merk dir stets, was ich sage: „wo es Ruten giebt, giebt's Schlingen, wo ein Loch, da eine Falle."

J u h a n i. Ja, und dann trippelte der Junge von dannen, trippelte und trollte über die Halde, an der Heide hin, die gescharteten Lippen unschuldig geöffnet. So zog er aus der Heimat fort, und sorgenvoll sah der Abend drein.

E e r o. Das war das Hasenhänschen.

J u h a n i. Meinetwegen. — So zog er aus der Heimat, und so ziehen auch wir davon. Lebe wohl, Heimat! Deine Treppe, deinen Düngerhaufen möchte ich jetzt küssen.

A a p o. Jawohl, mein Lieber. Aber nun wollen wir versuchen, den Trübsinn zu verscheuchen. Gleich geht's tüchtig an die harte Arbeit, dann krachen die Stämme, die Äxte schallen, und zum Himmel empor strebt eine prächtige Hütte auf der Impivaarahalde, mitten in den finstern Wäldern. Seht: wir sind ja schon im dichten Ödwald, im Brausen der Tannen.

So zogen sie redend durch den düsteren Wald. Allmählich aber stieg die Gegend an, und ihr Weg wand sich den hohen, waldigen Teerimäki hinauf. Hier und dort sah man bemooste Felsenhänge, Grabhügeln von Riesen gleich, und im Kreise um sie sausten niedrige, starkwurzlige Föhren. Heftig rüttelte der felsige Weg den Wagen und den Bug des alten Valko durcheinander, und kaum konnte das Auge die früheren Radspuren unterscheiden. Über den Hügel ging der Weg; denn zu beiden Seiten breiteten sich grundlose Sümpfe aus. Die Brüder aber thaten auch selbst alles Mögliche, um dem alten einäugigen Lastenzieher seine Bürde zu erleichtern. Endlich kamen sie auf dem Rücken des Hügels an und liefsen Valko eine Weile verschnaufen, während sie selber über die ebenen Gelände des Landes hinabschauten. Ihr Blick traf ferne Dörfer, Weiden, Äcker, blauende Seen und am Rande der Wälder gen Abend den hohen Kirchturm. Im Süden aber leuchtete vom Abhang einer Anhöhe der Jukolahof herüber, wie ein verlorenes gelobtes Land; und die verblassenden Gedanken erfüllten den Brüdern von neuem die Brust. Sie wandten aber ihre Augen schliefslich nordwärts, wo der hohe Impivaara emporragte, und

erblickten seine jäh aufsteigenden Wände, seine finstern Schluchten und in den Flanken die bärtigen, von Stürmen zerrissenen Tannen. Aber auf der Bergsohle sahen sie eine einladende, baumstumpfige Halde, ihre künftige Wohnstätte, und weiter unten ein Dickicht, das ihnen schlanke Stämmchen für den Bau der Hütte versprach. All das sahen sie, und zwischen den Kiefern schimmerte der klare Ilvessee und die lachende Sonne vor dem Untergange vom nordwestlichen Abhang des mächtigen Berges herüber; und ein lieblicher Hoffnungsschimmer leuchtete aus ihren Augen und hob ihnen wieder die Brust. Dann gingen sie vorwärts, und immer eiliger fuhren sie ihrem neuen Heim entgegen. Der Hügel neigte sich, und die Heide lenkte in einen Fichtendom ein, wo Heidekraut, Preiselbeerschäfte und welkende Gräser in buntem Reigen die widerhallende Erde verhüllten. Es kam ein sandiger, gebahnter Weg, der vom Gut Viertola zur Kirche führte; darüber hinweg verfolgten sie ihren Waldpfad, der über den Heiderücken lief.

Aapo. Dies ist die Heide, auf der, wie die alten Leute erzählen, vor langen Jahren einmal der Gerichtssaal der Schlangen stand. Da safs als Richter ihr König, eine von den seltenen weifsen Nattern, mit einer unvergleichlich kostbaren Krone auf dem Kopf. Diese Krone aber raubte ihm, wie die Sage geht, ein kühner Reiter. Und während sie über den Heiderücken nach dem öden Sompiosumpf hinabzogen, erzählte ihnen Aapo folgende Sage.

Es kam einmal ein Reiter, der sah auf der Heide den Schlangenkönig mit der funkelnden Krone auf dem Haupt. Da ritt er herzu, pickte mit der Schwertspitze dem König die Krone vom Kopfe, spornte sein Rofs und eilte wie die Wolken im Winde mit seinem Schatz hinweg. Die Schlangen aber zauderten auch nicht, sondern setzten sofort zornerfüllt dem frechen Räuber nach. Zischend schwebten sie dahin und wirbelten zu Ringen zusammengerollt zu Tausenden in den Spuren des Reiters, wie die Wurfscheibe auf der Landstrafse, von den Burschen geschleudert, dahinwirbelt. Bald hatten sie den Reiter eingeholt; schon scharten sie sich um die Füfse des Pferdes dicht zusammen, krochen ihm wie mit Geplätscher ins Kreuz hinauf, und da drohte dem Manne grofse Gefahr. In seiner Not warf er seinen Hut als Köder hinunter, doch zerstückelten sie ihn auf der Stelle und frafsen ihn in ihrer grimmen Wut auf. So half ihm das Mittel nicht lange, bald waren die Schlangen wieder hinter ihm, und der Sand stob hoch in die Höhe. Und immer toller spornte der Mann sein keuchendes

Rofs; in Strömen flofs dem stattlichen Hengst das Blut aus den zerfetzten Flanken und aus dem Maule drang ihm gischender Schaum. Der Reiter floh in den Wald, aber der Wald konnte den Zug seiner Feinde nicht hemmen. Ein Strom flofs durch das Thal, er warf sich hinein und ritt in die Strudel; und der Hengst trug ihn schnell hinüber. Auch den Schlangen trat der Strom entgegen; aber mit eines Wasserfalls Tosen stürzten sie sich in den Schofs der Wellen, schwammen mit Sturmeseile hindurch, dafs weifser Brodem hoch zum Himmel aufstieg. Der Reiter sprengte immer vorwärts, und immer verfolgte ihn das rasende Schlangenheer. Da erblickte er in einiger Entfernung vor sich einen lodernd flammenden Schwendenpark; in das Feuer spornte er sein Pferd, und in seinen vom Bade durchnäfsten Mantel gehüllt brach er mitten in die Flammen hinein; die Schlangen aber ruhten keinen Augenblick. So ist es, wenn der reitende Himmelsheld durch die vergoldeten Wolken schwebt. Noch einmal schlug er dem Hengst die Sporen in die Weichen, und noch einmal stürmte er vor; dann fiel das durchsprengende Tier, um für immer das heifse Spiel des Lebens zu vergessen. Der Mann aber stand in der freien Luft, gerettet aus dem Feuer, gerettet vor seinen schrecklichen Feinden; es hatte die Lohe die unzählbare Schar der Schlangen verzehrt. Da stand der Held mit jubelndem Blick und hielt in der Hand das kostbare Kleinod.

Aapo. Das ist die Sage von der Krone des weifsen Schlangenkönigs auf der Teerimäkiheide.

Juhani. Eine prächtige Sage und ein noch prächtigerer Kerl, dafs er dem König die Krone vom Kopfe wegschnappte und sie sich schliefslich auch erkämpfte. Ein famoser Kerl!

Timo. Selten sieht jemand hier die Schlange; aber wer sie sieht, wird, wie die alten Leute sagen, unvergleichlich weise.

Juhani. Es wird auch erzählt: wer im Frühling vor dem Kuckucksruf den Schlangenrichter fängt, kocht und verspeist, der versteht die Rabensprache und erfährt alles, was ihm später widerfahren wird.

Eero. Ja, und dann wird erzählt: wer all das im Frühling nach dem Kuckucksruf thut, der versteht die Rabensprache und erfährt alles, was ihm früher widerfahren ist.

Juhani. Ach, Brüderchen, was redest Du doch für dummes Zeug! Weifs das nicht jedermann, auch wenn er noch keinen Bissen Schlangenfleisch gegessenhat? Da hat Eero wieder einmal gezeigt, wie es eigentlich um seinen Verstand bestellt ist, der dumme Schöps. „Er erfährt, was

ihm früher widerfahren ist.“ Stammt so ein Gedanke aus einem Männerkopf? O weh, armer Junge!

Aapo. Lafs doch, Hans. Entweder hat er aus Dummheit so geredet, oder er wollte wieder einen faulen Witz machen, einerlei; jedenfalls hat er uns da einen beachtenswerten Gedanken hingeworfen. Lafst uns einmal seine Worte prüfen, ich glaube, wir können eine gute Lehre daraus entnehmen. Zu wissen, was einem widerfahren ist, ist in einer Hinsicht eine grofse Weisheit. Wenn Du genau berechnest, welcher Same in vergangenen Tagen nützliche und welcher schädliche Früchte gezeitigt hat, und dir darnach dein Leben, Arbeit und Geschäft einrichtest, dann bist du wirklich ein weiser Mann. Wären uns die Augen früher geöffnet worden, ich glaube, dann würden wir nicht als Auswanderer hier herumstreifen.

Juhani. Wie junge Wölfe unterm freien Himmel. Aber geschehen ist geschehen.

Thomas. Was wir in Jukola eingebüfst haben, das holen wir am Impivaara wieder ein. — Alle Mann hierher an die Fuhre und unserm Valko geholfen, soweit das Moor reicht. Alle hierher! Das Wagenrad sinkt ja mit jedem Schritt eine Spanne tief in den schlammigen Boden.

Sie waren redend die Heide hinabgestiegen, hatten das offene Plateau des Seunala-Matti und den dichten Fichtenwald durchquert und standen nun am Rande des Sompiosumpfs. Düster sah er aus; auf der weiten Fläche wechselten moorige, schlammige Lachen mit moosigen Höckern, dem Heim der Moosbeere, ab, und hier und dort stand eine niedrige, welkende Birke und nickte traurig mit dem Haupte im Abendwinde. Nach der Mitte zu war der Sumpf am schmalsten, und hier wurde das Land auch eher betretbar und fester. Es standen da kurze Kiefern in moosigem Gewande, und auf den Höckern dunkelgrüne, stark duftende Rauschbeerbüsche. Und über diese Enge lief der mühsame Pfad nach dem entgegengesetzten Rande des Morasts, wo wieder der finstere Ödwald begann. Auf diesem Wege setzten die Brüder hinüber. Die einen zogen neben Valko an der Deichsel, die andern schoben die Fuhre. Mit vieler Mühe erreichten sie den Rand und marschierten wieder auf trocknem Boden den wurzelüberzogenen Weg durch das Dickicht, der ungefähr 500 Schritt währte. Schliefslich aber glänzte die ebene Fläche der baumstumpfigen Halde vor ihnen, und sie standen an dem Bestimmungsort unten am klüftigen Berg.

Hier hatte einst der Grofsvater der Brüder, ein tüchtiger Anbauer, tapfer geschwendet und umfangreiche Kohlenmeiler zum Rauchen gebracht. Viele Stämme hatte er rings auf dem Berge gefällt und verbrannt, mit seiner Reisigegge manches Stück scharfen, besäten Landes bearbeitet und zuletzt die schweren Halme in seiner Scheuer geborgen. Die Trümmer auf der Halde bezeichneten noch den Platz, wo seine Waldscheune gestanden hatte, aus der er den fertigen Ertrag nach Hause gebracht, während er das Stroh auf die glatte Winterbahn warf. Eine Strecke von den Überbleibseln der Scheune entfernt, auf der Grenze der Halde und des Waldes, sah man die schwarze Sohle eines Meilers, mächtig grofs, wo er aus den Stämmen der Schwende zischende Kohlen gebrannt hatte. So hatte sich der tüchtige Jukolabauer hier manchen glühenden Tag abgemüht und geschunden und sich den perlenden Schweifs von der Stirne gewischt. In der Nacht aber hatte er als Wächter seines eignen Meilers in der Torfhütte geruht, die sich die Brüder jetzt zur zeitweiligen Wohnstätte ausersehen hatten.

Die baumstumpfige Halde hat eine gehörige Ausdehnung, doch kann man nicht über ihre Ränder hinaussehen; denn im Osten, Süden und Westen verschliefsen die Wälder den Ausblick, im Norden der hohe Berg. Wenn man aber einen jener spärlich mit Tannen gekrönten Rücken erklettert, so trägt das Auge weithin in alle Winde. Auf der Südseite sieht man unmittelbar zu Füfsen die mäfsig geneigte Halde liegen, weiter fort den finstern Wald, dahinter den Sompiosumpf, und am Horizont taucht der mattblauende Teerimäki auf. Gegen Norden fällt der Berg allmählich ab, und auf seinem leise geneigten Scheitel, wo früher auch geschwendet wurde, steht ein junger, dichter Birkicht, auf dessen graslosen Pfaden die Birkhühner hüpfen, und die Haselhühner klagend flöten. Im Osten erscheint die ebene Heide mit ihrem Fichtenwald, im Westen holperiges, moosfelsiges Gelände, hier und da auf der moosigen Höhe eine niedrige, aber dichte, schwertangelige Föhre. Hinter den Föhren blinkt der fischreiche Ilvessee, ungefähr 1000 Schritt von der Halde entfert. Sonst kann man kaum etwas erkennen, soweit man auch sehen mag. Mit Schären gesprenkeltes Meer flimmert von allen Seiten schwach herüber. Im Nordosten aber bemerkt man einen erlöschenden Glanz vom Viertolagut, und weit, weit fort am Rande des inselbedeckten Horizonts den grauen Kirchturm. So sieht die Gegend und ihre Umgebung aus, die sich die Jukolaner zum Wohnsitz gewählt hatten.

In der Mitte des Meilers aber hatten sich die Brüder an diesem Abend niedergelassen, hatten den müden Valko mit der Schelle am Halse aus der Deichsel gespannt, auf die Weide geführt und aus Baumstümpfen und Knütteln ein lustiges Feuer auf der Halde angemacht. Da briet Simeon Strömlinge, Rüben und Rindfleich zum gemeinsamen Abendessen, und die übrigen sprangen geschäftig um den Lastwagen, leerten die Fuhre und trugen jedes Stück und jedes Gerät an seinen Platz. Als dies besorgt war, und auch das Essen auf sie wartete, setzten sie sich zur Mahlzeit nieder; und die Sonne war hinterm Berge versunken.

Simeon. Dies ist also unsre erste Mahlzeit im neuen Heim; möge sie uns auch für alle andern Mahlzeiten hier Glück und Gottesfrieden bringen.

Juhani. Glück, reiches Glück möge hier bei allen Werken und Arbeiten, zu denen wir nur die Hand ausstrecken, unser einziger Gefährte sein.

Aapo. Ich möchte einen wichtigen Gedanken zum besten geben.

Juhani. Nun, so hauch' ihn aus dem Herzbeutel aus.

Aapo. Ein kopfloser Rumpf taugt nichts, sage ich.

Juhani. Der stöfst nur gegen die Wand wie eine kopflose Henne.

Timo. Wenn auch nicht einmal wie eine kopflose; sie braucht blofs toll zu werden, so fährt sie auf — siehst Du so! — und wankt in einem fort hin und her. So machten es ja Tannenmütterchens Hennen oft, und dann sagte die Alte, es flögen Zauberpfeile in der Luft herum.

Juhani. Aber sprich nun frisch von der Leber weg, Aapo.

Aapo. Mein Plan ist der: Wenn wir hier etwas Tüchtiges zustande bringen wollen, so mufs einer von uns immer der erste Mann sein, der Leiter der Beratungen und der Schlichter in Streitsachen. Kurz, es mufs einer da sein, dessen Stimme ordnungshalber an der Spitze marschiert.

Juhani. Da bin ich der Älteste.

Aapo. Du bist der Erstgeborene in Jukolas Schar, darum sollst du auch das Recht haben.

Juhani. Ja, ich bin der erste Mann in der Reihe und werde auch Gehorsam von Euch zu fordern wissen. Wenn ihr mir nur gehorcht.

Aapo. Das ist nur recht und billig. Aber trotzdem soll in gemeinschaftlichen Fragen eines jeden Wort gehört werden.

Juhani. Und besonders Deinem Rat will ich immer gern mein Ohr leihen. Aber ich bin der Erste.

Aapo. Ja! Welche Strafe soll aber den treffen, der sich halsstarrig und unverbesserlich widerhaarig zeigt.

Juhani. Den stecke ich dort in die Bergkluft und schiebe einen Haufen zentnerschwerer Steine als Riegel vor die Höhle. Dort kann er dann einen oder zwei Tage sitzen, je nachdem es die Sachen und Umstände erfordern. Ja, ja, dort mag er an seinen Klauen saugen und darüber nachdenken, was sich für seinen Frieden schickt.

Lauri. Das Urteil billige ich nicht.

Thomas. Ich auch nicht.

Timo. Bin ich denn ein furchenbackiger Dachs, der in einer muffigen Berghöhle haust? Fort damit!

Juhani. Ihr fangt an zu rebellieren.

Thomas. Der Strafparagraph taugt nichts, gar nichts.

Timo. „Das taugt nichts“, sagt das Sprichwort. Ich bin kein Dachs, sage ich.

Juhani. Darum betrag Dich immer anständig und artig, so wirst Du dem strafenden Schrecken meines Zornes entgehen.

Timo. Aber ich bin kein Dachs und kein Wolf. Heihei; ich bin kein Bär oder gar eine Ratte! Schäm' Dich ein bischen. „Schäm' Du Dich, sprach Jaakola-Juuti.“ Heheh!

Aapo. Darf ich ums Wort bitten?

Juhani. Gern. Was möchtest Du sagen?

Aapo. Dafs ich diesen Strafparagraphen auch nicht billige, den Du für uns festsetzen willst; ich halte ihn unter Brüdern für zu roh und viehisch.

Juhani. Ach, Du billigst ihn nicht? Billigst ihn nicht? Wirklich nicht? Dann sag uns doch einen weiseren Paragraphen, da ich niemals unterscheiden lerne, was recht und was unrecht ist.

Aapo. Ich sage 's nicht.

Juhani. Nenne den neuen gültigen Paragraphen, Du Seher von Jukola.

Aapo. Weit entfernt von der Seherwürde. Aber dieser ....

Juhani. Den Paragraphen, den Paragraphen!

Aapo. Dies ist also ....

Juhani. Den Paragraphen, den Paragraphen! Nenne den weisen Paragraphen!

Aapo. Bist Du denn verrückt? Schreist, wie wenn Du in brennenden Hosen dasäfsest. Warum gröhlst Du denn so und wackelst mit dem Kopfe, wie ein Uhu?

Juhani. Den Paragraphen! rufe ich immerzu. Den ganz neuen und alten, weisen Paragraphen! Nenne ihn, und ich will so ruhig zuhören, wie das Rotauge dem Froschgequake.

Aapo. Nun, so paſs auf, wie ich mir's gedacht habe: Derjenige, welcher die Ratschläge und Warnungen nicht beachtet und immer nur Mutwillen zur Schau trägt, indem er den Samen der Zwietracht unter uns aussät, der soll aus unserm Bunde austreten und fortgejagt werden.

Thomas. Das ist die richtige Verordnung.

Lauri. Einverstanden!

Timo. Ebenfalls.

Simeon. Damit sind wir alle einverstanden.

Juhani. Hm! Also abgemacht. Denkt daran: wer fürderhin irgendwie widerspenstig sein will, der hat den Laufpaſs in der Tasche, den Fuſstritt im Gesäſs und den Schlupfwinkel vor sich. — Was sollen wir morgen beginnen, ihr Mohren? Ich will Euch schon lehren.

Aapo. Ein bischen ärgerlich? Nun, das soll uns die Ruhe und die heitere Stimmung in dieser Abendstunde nicht trüben.

Juhani. Was sollen wir angreifen, wenn der Tag graut?

Aapo. Natürlich müssen wir uns zuerst eine Hütte bauen.

Juhani. So ist's. Morgen früh gehen vier Mann mit ihren Äxten in der Hand jeder an seine Ecke, und zwar sollen diese vier sein: ich, Thomas, Simeon und Aapo. Die übrigen behauen Balken und wälzen sie uns hinauf. Und wenn die Hütte und ein kleines Vorratskämmerchen fertig sind, dann sofort alle Mann ihre Bagage zusammengerafft und auf die Jagd- und Fischfahrt. Merkt Euch das!

Sie beendeten schlieſslich ihre Mahlzeit und begaben sich in die Köhlerhütte zur Ruhe. Es kam die Nacht, eine bewölkte, aber stille Maiennacht. Im Hage klagte der Uhu mit heiserer Stimme, auf dem Ilvessee schnarrten die Enten, und dann und wann tönte das scharfe Pfeifen des Bären von ferne her. Sonst herrschte Ruhe und tiefes Schweigen in der Natur. Die Brüder in der Torfkote verspürten jedoch keine Lust, den zartgeflügelten Schlafgott zu begrüſsen, stumm warfen sie sich von einer Seite auf die andre und grübelten über den Gang der Welt und die Unbeständigkeit des Lebens nach.

Aapo. Es hat ja wohl noch keiner ein Auge geschlossen.

Juhani. Timo schläft schön süſs, wir andern aber drehen und wenden uns, wie die Würste im schäumenden Kessel. Warum sind wir nur so belebt?

Aapo. Unser Lebensweg hat heute eine schroffe Schwenkung gemacht.

Juhani. Ja, und darüber ist mein Herz in Unruhe, arg in Unruhe.

Simeon. Meins ist in einer düstern Verfassung. Was bin ich denn? Ein verlorener Sohn.

Juhani. Hm! Ein im Ödwald verloren gegangenes Schaf.

Simeon. So haben wir also die Nachbarn und die christlichen Nächsten verlassen.

Thomas. Jetzt sind wir hier und bleiben hier, solange es frisches Fleisch im Walde giebt.

Aapo. Alles wird uns glücken, wenn wir stets vernünftig zu Wege gehen.

Simeon. Die Eule schreit im Dickicht, und ihr Ruf weissagt niemals Gutes. Er prophezeit Feuersbrunst, blutige Kämpfe und Mord, wie die alten Leute sagen.

Thomas. Im Walde ist das Schreien ihr Geschäft und ganz ohne Bedeutung.

Eero. Hier ist aber ein Dorf, der Torfhüttenhof Impivaara.

Simeon. Jetzt hat der Schreier sein Lager geändert; er ruft jetzt dort aus dem Bergrücken. Da betete, wie die Sage berichtet, einst die „bleiche Maid" um Vergebung ihrer Sünden, betete ganze Nächte winters wie sommers.

Juhani. Ja, und nach ihr hat dieser Berg seinen Namen Impivaara. Ich habe als Kind einmal die Sage gehört, aber sie ist mir schon zum gröfsten Teil wieder aus dem Gedächtnis verraucht. Bruder Aapo, erzähle Du sie uns zum Zeitvertreib in dieser langweiligen Nacht.

Aapo. Timo schnarcht wie ein Alter! aber lafst ihn ruhig schlafen; ich will Euch die Sage gern erzählen.

Es wohnte einmal in den Höhlen dieses Berges ein grausiger Geist, der Schrecken und Tod der Menschen. Zwei Begierden und Leidenschaften hatte er in seinem Dasein: in dem tiefen Versteck der Höhlen seine Schätze anzuschauen und zu betasten und Menschenblut zu trinken, nach dem ihn gewaltig dürstete. Aber nur bis auf neun Schritte vom Berge hatte er Recht auf gewaltthätiges Vorgehen, und deshalb mufste er auf seinen Fahrten mit List zu Werke gehen. Er konnte seine Gestalt wechseln, wie er wollte; und in der Gegend im Umkreis wurde er bald als schöner Jüngling, bald als liebliche Maid gesehen, je nachdem ihn nach Männer- oder Frauenblut

gelüstete. Gar manchen besiegte die teuflische Schönheit seines Blicks, manch einer mufste sein Leben in den grausen Höhlen des Geistes lassen. So lockte das Ungetüm seine unglücklichen Opfer an sich.

Es war eine milde Sommernacht. Auf der grünen Heide safs ein Jüngling und umarmte eine minnigliche Jungfrau, die schön wie eine erblühte Rose an seiner Brust ruhte. Es war ihr Lebewohlkufs; denn fort sollte der Knabe ziehen und sich einige Zeit von der Freundin seines Herzens trennen. — „Mein süfses Lieb", sagte der Jüngling, „jetzt scheide ich von Dir, aber kaum wird die Sonne hundertmal auf- und niedergegangen sein, so bin ich wieder bei Dir". — Da sprach die Jungfrau: „Die Sonne wirft ihrer Welt keinen so zärtlichen Abschiedsblick zu, wie ich meinem Liebling, wenn er fortzieht, und so hell strahlt nicht das aufgehende Himmelslicht, wie mein Auge strahlt, wenn ich Dir wieder entgegeneile. Und was die ganze Länge des hellen Tages mit meiner Seele erfüllen wird, das sind die Gedanken an Dich, und in der dämmernden Welt meiner Träume wandle ich an Deiner Hand." So die Jungfrau; der Jüngling aber flüsterte wiederum: „Wie schön Du sprichst; aber warum ahnt meine Seele Schlimmes? Mein süfses Lieb; jetzt lafs uns einander ewige Treue schwören, hier unter dem Antlitz des Himmels." Und sie schwuren sich einen heiligen Eid, schwuren vor Gott und dem Himmel, und atemlos lauschten Wälder und Berge ihren Worten. Als aber der Morgen graute, umarmten sie sich zum letztenmal und schieden von einander. Hinweg eilte der Jüngling, aber lange Zeit irrte die Jungfrau einsam im Dämmerlicht des Waldes umher und dachte an ihren schönen Liebling.

Und während sie im dichten Föhrenhain dahingeht, tritt ihr eine wunderbare Gestalt entgegen. Sie erblickt einen jungen Mann, edel, wie ein Fürst, und schön, wie dieser goldene Morgen. Wie Feuerflammen tanzt und flattert der Federbusch auf seinem Hut. Über den Schultern hängt ihm ein Mantel, blau, wie der Himmel, und wie der Himmel bunt von funkelnden Sternen. Sein Leibrock ist weifs, wie Schnee, und um den Leib trägt er einen purpurnen Gürtel. Die Maid schaut er an, und aus seinem Blick strömt flammende Liebesglut, und glückselig klingt seine Stimme, als er zum Mädchen spricht: „Fürchte Dich nicht vor mir, mein holdes Minnevöglein, ich bin ja Dein Freund und gebe Dir unermefsliches Glück, wenn ich Dich einmal nur umarmen darf. Ich bin ein mächtiger Mann, ich habe Schätze und Edelsteine ohne Zahl und Grenze und könnte die ganze Welt damit erkaufen. Werde mein Lieb! Ich will Dich in ein

prächtiges Schlofs führen und Dich neben mich auf den leuchtenden Hochstuhl setzen". So redete er mit verführerischer Stimme, und verwirrt stand die Jungfrau da. Sie gedachte des jüngst geschworenen Eides und bog sich weg; aber wieder bog sie sich dem Manne zu, und seltsame Unruhe ergriff ihr Herz. Dem Manne wandte sie sich zu und barg ihr Gesicht in der Hand, wie vor der blendenden Sonne; wieder wandte sie sich ab und warf doch noch einen Blick auf die wundersame Gestalt. Ein übermächtiges Entzücken strahlte ihr von da entgegen, und plötzlich sank sie dem schönen Fürsten an die Brust. Von dannen eilte er mit seiner Beute, die wie berauscht in seinen Armen ruhte. Über steile Berge, durch tiefe Thäler flogen sie unaufhaltsam dahin, und immer finstrer wurde der Wald um sie her. Bang klopfte dem Mädchen das Herz, und der Angstschweifs rann ihr von der Stirn; denn zuletzt gewahrte sie etwas Tierisches, Furchtbares in der lodernden Flamme seiner Augen. Sie schaute um sich, und schnell flogen die düsteren Tannen vorüber; eilig raste ihr Träger dahin; sie blickte dem Jüngling ins Gesicht, und kalte Schauer zerklüfteten ihr Inneres, aber trotzdem webte ein wunderbares Entzücken in ihrem Busen. Immer vorwärts ging der Weg, durch Wälder hindurch zum hohen Berge, zu den finsteren Höhlen; und da, als sie nur noch wenige Schritte vom Berge entfernt waren, geschah das Fürchterliche. Der Mann in dem königlichen Kleide verwandelte sich plötzlich in einen schrecklichen Geist: Hörner drangen ihm aus dem Kopf hervor, im Nacken raschelten steife Borsten, und nun fühlte das arme Mädchen schon die scharfen Krallen in ihrer Brust. Und da schrie die unglückliche Maid auf und rifs und raufte sich die Haare, aber vergebens. Unter widerlichem Brüllen schleppte sie der Geist in seine tiefste Höhle und sog ihr bis auf den letzten Tropfen das Blut aus dem Körper. Aber es geschah ein Wunder: das Leben wich der Jungfrau nicht aus den Gliedern, sie blieb am Leben, blutlos und schneeweifs, eine trauernde Totengestalt fern von des Todes Reich. Verwundert sah es der Geist, griff sein Opfer mit Klauen und Zähnen mit aller Kraft an, aber er konnte sie nicht töten. Endlich beschlofs er, sie für immer bei sich in der Nacht der Schluchten zu behalten. Aber was für Dienste konnte sie ihm leisten, was dem Geiste nützen? Er trug ihr auf, die Schätze und Edelsteine zu reinigen und unaufhörlich vor ihm aufzustapeln; denn er wurde nicht müde, sich an ihrem Anblick zu weiden.

So lebt die bleiche, blutlose Maid Jahre lang im Schofs der Berge

gefangen. In der Nacht jedoch sieht man sie, eine stumme Beterin, auf der Bergspitze stehen. Wer giebt ihr diese Freiheit? Des Himmels Macht! Jede Nacht, bei Sturm, bei Regen und in der bittersten Kälte steht sie auf dem Gipfel des Berges und betet um Vergebung ihrer Sünden. Blutlos, schneeweifs und unbeweglich und stumm wie ein Bild steht sie da, mit den Händen auf der Brust und den Kopf auf den Busen gesenkt. Die Arme wagt nicht, den Blick auch nur einmal zum Himmel zu erheben; immer sind ihre Augen auf den Kirchturm, auf den südlichen Waldesrand geheftet. Denn beständig flüstert ihr doch eine geheime Stimme Worte der Hoffnung ins Ohr, wenn auch in weiter Ferne, wohl wie tausend Meilen, diese Hoffnung leuchtet. So verbringt sie ihre Nächte auf dem Berge, und niemals tönt eine Klage von ihren Lippen; nicht einen Augenblick hebt und senkt sich ihr Busen. Die düstere Nacht vergeht, und beim Morgengrauen zerrt sie der erbarmungslose Geist in seine Höhlen zurück.

Kaum aber hatten hundert Sonnen das Land beleuchtet, da kam der Jüngling, der Geliebte der Jungfrau, fröhlich von der Reise nach Hause. Aber seine schöne Maid eilte ihm nicht zum Willkommensgrufs entgegen. Er fragte, wo sein Schönchen weilte, aber keiner wufste es zu sagen. Überall suchte er nach ihr Tag und Nacht unermüdlich, aber stets vergebens; die Jungfrau war spurlos, wie der Morgentau, verschwunden. Schliefslich gab er alle Hoffnung auf, vergafs alle Lebensfreude und ging als stummer Schatten noch eine Zeit umher. Und dann verdunkelte eines strahlenden Tages die Todesnacht seiner Augen Licht.

Aber schreckenslange Jahre verlebte die bleiche Jungfrau: den Tag über reinigte sie unablässig die Schätze in den Höhlen des Geistes und ordnete sie unter den Augen ihres grimmen Peinigers; die Nacht aber sah sie auf dem Bergfirst. Blutlos, schneeweifs und unbeweglich und stumm, wie ein Bild, stand sie da, mit den Händen auf der Brust und den Kopf auf den Busen gesenkt. Sie wagt nicht, die Stirn zum Himmel zu erheben; immer sind ihre Augen auf den Kirchturm und auf den südlichen Waldesrand geheftet. Sie klagt nicht und keinen Augenblick hebt und senkt sich ihr Busen.

Es ist eine helle Sommernacht. Auf dem Berge steht die Jungfrau wieder und gedenkt der Zeit, die sie in ihrer qualvollen Gefangenschaft verbracht hat; und Hunderte von Jahren sind seit dem Tage vergangen, wo sie sich von dem Freunde ihres Herzens trennte. Sie erschrickt, ihre Gedanken wirbeln durcheinander, und kalter Schweifs perlt von ihrer Stirn

auf den moorigen Boden, als sie sich die Länge der verflossenen Jahrzehnte ausmalt. Da wagte sie zum erstenmal einen Blick in die Höhe zu werfen, und nach einer Weile bemerkte sie ein wunderbares Licht, das sich ihr wie eine Sternschnuppe aus der fernen Unendlichkeit zu nähern schien. Aber je näher es herankam, um so mehr änderte sich seine Gestalt. Das war keine Sternschnuppe, das war ein verklärter Jüngling mit einem blitzenden Schwert in der Hand. Es glänzte eine liebe Vertraulichkeit in dem Gesicht, und wild begann der Jungfrau Herz zu schlagen, denn nun erkannte sie ihren Bräutigam. Warum aber kam er mit dem Schwert in der Hand? Das machte sie bedenklich, und sie sprach mit schmelzender Stimme: „Wird dieser Mann meiner Qual ein Ende machen? Hier ist mein Busen, junger Held, schlage hierher mit Deinem scharfen Stahl, und wenn Du's kannst, so schenke mir den Tod, nach dem ich mich, ach! so lange schon sehne.“ So sprach sie auf dem Berge; aber der Jüngling brachte ihr nicht den Tod, sondern des Lebens holden Odem, der schon wie ein fächelnder Morgenwind mit leisem Säuseln die bleiche Maid umspielte. Der traulich blickende junge Mann schlofs sie an seine Brust, küfste sie, und sofort verspürte die blutlose Maid des warmen Blutes Strom wie einen fröhlich sprudelnden Wasserfall in ihren Adern fliefsen; ihre Wangen erglühten wie die Wolken im Morgenrot, und Freude flammte auf ihrer heiteren Stirn. Und sie warf ihr lockiges Köpfchen dem Bräutigam über den Arm, schaute zur lichten Höhe empor und hauchte die Pein der Jahrzehnte aus ihrem Busen, und des Jünglings Finger irrten in ihren Locken umher, die lieblich im sanften Winde flatterten. Schön war die Stunde der Rettung, schön der Morgen der Befreiung. Die Vögel zwitscherten in den Tannen am finsteren Bergesrand, und im Nordosten tauchte die prangende Sonnenscheibe empor. Der Morgen glich jenem, an dem die Liebenden auf der grünen Heide auf lange Zeit von einander scheiden mufsten.

Da kletterte der grimmige Geist mit wutgeschwollenem Giftschweif den Berg herauf, um die Jungfrau in seine Klüfte zurückzuschleppen. Kaum streckte er aber die Krallen nach ihr aus, da durchbohrte ihm des Jünglings Schwert schnell wie ein Blitz die Brust; und auf den Berg rauschte das schwarze Blut. Die Maid wandte ihr Antlitz ab und lehnte ihre Stirn an die Brust ihres Freundes, als der Unhold schrecklich brüllend den Geist aufgab und vom Bergesrand hinabstürzte. So ward die Welt von dem entsetzlichen Ungetüm errettet. Der Jüngling und das Mädchen

aber schwebten im klaren Schofs einer silbernen Wolke zu den Gefilden der Höhe empor. Am Busen ihres Geliebten ruhte glücklich lächelnd die Braut, die Stirn an seine Brust gelehnt. Durch die Himmelsräume wurden sie getragen, und unter ihnen in ferner Tiefe blieben die Wälder, Berge und buchtigen Thäler. Und alles verlor sich schliefslich in einem bläulichen Dunst.

So erzählte Aapo in der ruhelosen Nacht von der bleichen Maid seinen Brüdern in der Torfkote auf der Impivaarahalde.

Juhani. Gerade wie die Geschichte zu Ende ist, wacht Timo auf.

Timo. Warum schlaft ihr denn nicht ruhig, Jungens?

Juhani. Hier wird kräftig erzählt. — Das war eben die Sage von dem Mädchen und dem bösen Geist.

Simeon. Man erzählt übrigens, der schreckliche Geist wäre noch am Leben. Die Jäger haben ihn gesehen; und er hat blofs ein Auge, das im Dunkel der Nacht wie eine glühende Kohle leuchtet.

Juhani. Wie war denn das, was vor einigen Jahren dem Alten von Kuokkala passierte, der jetzt im Grabe ruht? Als er in einem Frühling auf der Auerhahnbalz war und hier auf der Halde bei einem Holzfeuer die Mitternachtsstunde erwartete, sah er dort am Fufse des Berges denselben leuchtenden Schimmer und hörte eine Stimme unausgesetzt fragen: „Soll ich schmeifsen, soll ich schmeifsen?“ So ging es einige tausendmal, sodafs der Alte, der ja auch von echtem Schrot und Korn war, und dem das Herz nicht bei jeder Kleinigkeit pupperte, schliefslich gnatzig wurde und mit ärgerlicher Stimme entgegnete: „Zum Kuckuck, so schmeifse doch los.“

Timo. Und da war's gethan.

Juhani. Ja, erzähle doch, wie's weiter ging, Timo.

Timo. Da kam mit einemmal ein grinsendes Gerippe auf des Alten Feuer zu, dafs es nur so rasselte, kam wie von zehn Männerhänden geschleudert, und trat das Feuer bis auf den letzten Funken aus. Da nahm aber der Alte sein Gewehr unter den Arm und trippelte flugs aus dem Kreis des ganzen Berges fort, obwohl er, wie Juhani sagt, von echtem Schrot und Korn war, und sein Herz nicht bei jeder Kleinigkeit pupperte.

Simeon. Wir sind also hier in die Stadt der bösen Geister und Ungeheuer gezogen.

Aapo. Hier sind wir hergezogen und hier bleiben wir auch furchtlos wohnen. Wenn der Geist auch noch am Leben wäre, so ist er doch schon

vollständig machtlos; das zeigt eben sein Auftreten gegenüber dem Kuokkala-Alten. In seiner Wut vermochte er nur das Feuer auszulöschen, und selbst das nur mit der Erlaubnis des Mannes. Seine Macht hat das Schwert des heiligen Jünglings für immer gelähmt.

Juhani. Aber das Mädchen in der Finsternis der Bergschluchten thut mir furchtbar leid, das Mädchen bei dem verfluchten Borstennacken.

Simeon. Warum hat es der Versuchung nicht widerstanden.

Juhani. Ach, mein Lieber, sag doch das nicht! Wie möchte es wohl gehen, wenn zum Beispiel Dir in einem blumigen, friedlichen Thal eine Königstochter entgegenkäme, schön wie eine Rose und eine Blüte, wenn sie herbeigetrippelt käme in Seide, Shawls und Pomadenduft und flimmernden Goldfranzen, wie ein Pfau; träte ein solches Püppchen zu Dir heran und wollte Dich umarmen und küssen, wie würde es Deinem armen Herzchen gehen? Das frage ich Dich, Simeon.

Simeon. Ich würde um Kraft im Glauben beten.

Juhani. Hm.

Timo. Ich würde sie nicht bis zum Umarmen kommen lassen, oder gar bis zum Schmatzen. Zehn Schritt vom Leibe, würde ich sagen, Kanaille, zehn Schritt vom Leibe, sonst nehme ich einen Knüttel aus dem Busch und klopfe Dich durch, dafs Dein Buckel morgen bunter schillert, als die Flügel eines Rotschwänzchens. So machte ich's ohne jedes Erbarmen. Das würde schon helfen.

Juhani. O weh, Brüderchen! Ich glaube, Du sprächst ein bischen anders, wenn Du Dich etwas mehr in der Welt umgesehen hättest, wenn Du zum Beispiel einmal in Åbo gewesen wärst. Da bin ich gewesen, als ich einmal Ochsen vom Viertolagute hintrieb. Da habe ich mein blaues Wunder erlebt; da habe ich gesehen, wie Staat und Prunk den Menschenkindern den Kopf verdrehen kann. O weh! ach, du tosendes Dorf, ach, das flatterhafte Leben! Hier rasseln Wagen, dort rasseln Wagen, und in den Wagen sitzen die verflixten schnurrbärtigen Narren, oder Mädchen, zart wie Porzellanpüppchen, die auf hundert Schritt nach teuren Ölen und Salben duften. Und guck mal dort! Herrjesses noch mal! Da kommt nun solch ein nettes Schelmchen von Mamsell in Goldfedern oder so ein Fräulein oder sonst was Gutes angewatschelt. Und ihr Hals! Weifs wie Süfsmilch, die Backen knallrot, und die Augen brennen im Kopfe wie zwei Schmiedefeuer, wenn ihr solch ein Schwerenöter entgegenkommt, im Hut und schwarzpoliertem Schwalbenschwanz; und der blin .... ei, hol mich

der Henker! — blinzelt durch ein viereckiges Glas, das dem Schlingel vorm linken Auge baumelt! Und dann ..... – na, da sollte man doch gleich! — dann sucht man sich auf beiden Seiten; schau, das Weibchen zieht ihr Mäulchen zu einer Erdbeerschnute zusammen und zwitschert wie ein Schwälbchen in der Sonne auf dem Dach, und der Laffe vor ihr schwenkt seine Hand und seinen Schwanz, schwingt den Hut durch die Luft und schrammt mit dem Fufse, dafs die Steingasse Funken sprüht; ja, das ist ein Spafs. Ach, ihr Elstern, ihr! dachte ich armes Bübchen, als ich mit meinem Haufen frischer Ochsenhäute auf dem Rücken an der Strafsenecke stand und mit bittersüfsem Munde dem Birkhuhnspiel zuguckte.

Thomas. Die feinen Herren sind Narren.

Timo. Und kindisch wie die milchbärtigen Jüngelchen. Sie essen ja auch mit solchen Lappen auf der Brust und wissen dabei wahrhaftig nicht einmal, dafs man den Löffel ableckt, wenn man vom Tische aufsteht; das habe ich höchst erstaunt mit meinen eignen Augen gesehen.

Simeon. Aber den Bauer betrügen und prellen, das verstehen sie aus dem ff.

Juhani. Es ist wahr, dafs es in der feinen Welt viel Weibisches und Lächerliches giebt, das habe ich auf meiner Reise nach Åbo gesehen. Aber, wenn da so ein pomadisierter, fuchsschwänzelnder Gimpel mit flatterndem Shlipsknoten herankommt, dann mufs einem ja das Herz in die Höhe hüpfen. Ja, ja, Kinder! Die weltliche Lust verblendet gewaltig. das habe ich auf meiner Reise nach Åbo gesehen. Und ich sage euch noch einmal, mein Herz trauert um das Mädchen auf dem Berge. Die Zeit war für sie schon lange da, wo sie aus der Höhle hätte befreit werden und mit ihrem Freunde zum Hafen des Friedens hätte segeln können, wohin uns Gott auch schliefslich helfen möge. Mit der Hoffnung wollen wir nun einzuschlafen versuchen. Es giebt zwar von diesem Berg noch eine merkwürdige Sage, aber die mag bis zu einem andern Mal bleiben, jetzt wollen wir sehen, ob wir schlafen können. — Aber geh doch trotzdem mal hin. Simeon, und decke die Kohlenglut mit Asche zu, sonst mufs ich morgen früh erst mit dem Feuerstahl klimpern und ein Bündel Heu in Brand schwingen, und ich möchte doch gleich wie ein Buntspecht auf den Balken loshämmern. Bitte, geh!

Simeon ging hin; aber er kam sehr bald zurück, und die Haare standen ihm zu Berge und seine Augen standen weit offen im Kopfe. Stotternd brachte er etwas von einem seltsamen, funkelnden Auge draufsen beim

Lastwagen heraus. Darüber fuhren die andern in die Höhe, segneten sich Leib und Seele und traten zusammen aus ihrer Kote; und ihr Haar erinnerte an das Windnest in der Birke. Unbeweglich und stumm wie Bildsäulen standen sie da und glotzten in der Richtung von Simeons Finger in die Nacht; ohne sich zu rühren, lugten sie aus und erkannten auch hinter dem Wagen deutlich einen eigentümlichen Schein, der bald verschwand, bald wieder auftauchte. Sie hätten ihn für Valkos eines Auge gehalten, aber es zeigte sich sonst nichts Weifses, im Gegenteil war da etwas Schwarzes zu sehen, und dann hörte man auch nicht das Klingeln des Glöckchens. Da standen die Brüder sinnend und ohne zu mucksen; endlich aber sagte Timo mürrisch:

Timo. Was giebt's denn da?

Juhani. Um Gottes willen, fang nicht an, so barsch mit ihm zu quasseln. — Das ist er! Was sollen wir thun, Brüder? Ist er's? Was sollen wir ihm sagen?

Aapo. Ich weifs wahrhaftig nicht.

Timo. Jetzt würde ein Gesangbuchvers gut thun.

Juhani. Kann denn keiner ein Gebet auswendig? Sagt's her, Brüder; lafst alles los — in Gottes Namen thut's — alles, was Euch einfällt, was Euch in den Sinn kommt, irgend einen Bibelspruch, und wenn er auch noch so wenig zur Sache pafst. Sagt meinethalben etwas von der Nottaufe her, Brüder.

Timo. Ich habe den einen und den andern Abschnitt aus dem Gesangbuch gewufst, aber jetzt ist mir's, wie wenn ich einen furchtbaren Riegel vor dem Kopf hätte.

Simeon. Der Geist läfst Dich nicht mehr sprechen, wie mich.

Timo. Nein.

Juhani. Das ist schrecklich.

Aapo. Schrecklich!

Timo. Wirklich schrecklich!

Juhani. Was sollen wir thun?

Thomas. Ich glaube, das Beste ist, wenn wir ihm fest gegenübertreten. Wir wollen ihn fragen, wer er ist und was er will.

Juhani. Lafs mich fragen. — Wer bist Du? Wer bist Du? Wer bist Du und was willst Du von uns? — Keine Antwort, kein Ton.

Lauri. Dann nehmen wir die Feuerbrände.

Juhani. Wir nehmen die Feuerbrände und brennen Dich zu Braten,

wenn Du uns nicht sagst, wie Du heifsest, woher Du stammst und was Du willst.

Lauri. Nein, ich meinte, wir wollen gleich zu den Feuerbränden greifen.

Juhani. Wenn man das wagte!

Thomas. Einen Tod sind wir dem Herrn schuldig.

Juhani. Ja, einen Tod sind wir dem Herrn schuldig. Die Feuerbrände in die Fäuste, Jungens!

Sie standen schnell in einer Reihe da und hielten die Feuerbrände wie Waffen in den Händen. An der Spitze stand Juhani, und seine Augen waren rund wie Uhuaugen und stierten nach dem Auge hinter dem Lastwagen, welches ihn mit flammendem Glanz anblickte. Da standen die Brüder mit ihren sprühenden Waffen auf der nächtlichen Halde; die Eule klagte von den Tannen herab, der Ödwald unter ihnen knirschte schwer, und dunkle Wolken verhüllten das Himmelsgewölbe.

Juhani. Wenn ich sage: jetzt, Jungens! dann fliegen die Brände aus Euern Fäusten dem Ungeheuer in den Nacken.

Simeon. Wollen wir es nicht erst noch einmal mit etwas Beschwörung versuchen?

Juhani. Ja, gut! Erst noch etwas Beschwörung! Was soll ich ihm aber sagen? Flüster's mir zu, Simeon, denn ich bin in diesem Augenblick merkwürdig vernagelt. Flüster' Du mir die Worte zu, ich werfe sie ihm ins Gesicht, dafs der Wald widerhallt.

Simeon. Dann höre, was ich sage. — Hier stehen wir.

Juhani. Hier stehen wir!

Simeon. Wie die Helden des Glaubens mit den feurigen Schwertern in der Hand.

Juhani. Wie die Helden des Glaubens mit den feurigen Schwertern in der Hand!

Simeon. Weiche von hinnen.

Juhani. Entweiche in die Hölle!

Simeon. Wir sind getaufte Christen, Krieger Gottes.

Juhani. Wir sind getaufte Christen, Krieger Gottes, Soldaten Christi!

Simeon. Wenn wir auch nicht lesen können.

Juhani. Wenn wir auch nicht lesen können!

Simeon. Aber trotzdem glauben wir.

Juhani. Aber trotzdem glauben wir und vertrauen fest darauf!

Simeon. Geh jetzt hinweg.

Juhani. Geh jetzt hinweg!

Simeon. Gleich wird der Hahn krähen.

Juhani. Gleich wird der Hahn krähen!

Simeon. Und des Herrn Tag verkünden.

Juhani. Und des Herrn Zebaoth Tag verkünden!

Simeon. Aber er thut, als merkte er gar nichts.

Juhani. Aber er thut, als merk ..... Ja, er macht sich nichts daraus, und wenn ich mit Engelszungen schrie. Gott behüte uns, Kinder! denn da bleibt nichts übrig als — jetzt, Jungens!

Dann schleuderten sie alle ihre Feuerbrände nach dem Gespenst, das pfeilschnell mit vierfüfsigem Getrampel davonlief, und lange leuchteten die glühenden Kohlenstückchen auf seinem Rücken durch das nächtliche Dunkel. Es floh aus dem Feuermeere, und erst unten am Rande der Halde wagte es anzuhalten, und schnob zwei-, dreimal, dafs es widerhallte. Und das geisterhafte, schreckliche Wesen der Brüder war doch ihr einäugiges Pferd gewesen, das in den schwarzen Schlammlachen des Moores seine weifse Farbe eine Weile verloren hatte, da es gänzlich darin versunken und lange herumgezappelt war, bis es wieder aufs Trockne kam. Beim Herumwälzen hatte es sich auch die Glocke vom Halse gerissen, wodurch die Brüder so irregeleitet wurden. Es war sein Auge gewesen, das hinter dem Wagen durch die dämmernde Nacht geblinkt, wie ja bei manchen Tieren das Auge im Finstern funkelt. — Aber erst nach einiger Zeit, und selbst dann noch sehr vorsichtig, wagten sich die Brüder an ihren Valko heran und erkannten endlich ihren Irrtum. Dann kehrten sie ärgerlich in die Kathe zurück, und erst beim Morgengrauen ruhten alle in tiefem Schlafe.



Bibliographie.



Werke und Artikel in deutscher Sprache.

Dr. Boris Minzès. Die rechtlichen und wirtschaftlichen Beziehungen des Grofsfürstentums Finnland und der Balkanstaaten zu Rufsland. Ein Vortrag, gehalten am 10. Mai 1899. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin. V. Jahrgang. I. Abteilung. Berlin 1900, K. Hoffmann.

Zur Lage Finnlands von Justus. Die Nation. Nr. 5. Berlin, den 3. Nov. 1900.

Dänische und schwedische Artikel.

Ivar Berendsen og **C. M. Norman-Hansen.** Det finske Statskup og den internationale Adresse. Tilskueren 1899.

Ossian Häggman. Finlands utrikeshandel åren 1889—98. Finsk Tidskrift 1900. V.

Mari Mihi. Folket som dör. Finsk Tidskrift 1901. III.

Französische Werke und Artikel.

I. Landeskunde.

Atlas de Finlande. Société de Géographie de Finlande. (Fennia, vol. 17) 1 vol. Atlas 32 feuilles in folio; 1 vol. texte 479 p. gr. 8°. Helsingfors, 1899.

[Enthält 102 Karten und mehrere Diagramme und Kurventafeln als Illustration zu folgenden Textartikeln: Finnland (O. Savander). Höhenverhältnisse; Fester Berggrund; Bewegliche Erdschichten (J. J. Sederholm). Meteorologie (Ernst Biese). Dicke der Schneedecke (A. F. Sundell). Sommernachtfröste; Pflanzen (A. Osw. Kihlman). Kulturpflanzen (Fredr. Elfving). Die Wälder (E. Th. Sallmén). Bevölkerungsstatistik (A. Boxström). Volksbildung (G. Lönnbeck). Landwirtschaftsstatistik (E. R. Neovius). Stromschnellen (J. A. Palmén). Metallindustrie und Steinbrüche (K. Ad. Moberg). Industrie (K. E. Palmén). Export der Holzindustrie (G. Leinberg). Die wichtigsten Exportartikel (A. G. Fontell). Schiffahrt (G. Leinberg). Lotsenwesen (E. F. Andersin, R. Hansen u. a.). Kommunikationen (E. G. Palmén). Verkehr auf den Staatsbahnen (Aug. Fabritius). Telegraphen (E. G. Palmén). Telephone (Fredr. Rosberg). Postwesen (E. G. Palmén). Vorhistorische Funde (Alfr. Hackmann). Politische Grenzen (J. W. Ruuth). Kirchengeschichtliche Karte (Ad. Neovius). Landschaften (Ad. Neovius und E. G. Palmén). Judicielle Einteilung (Ad. Neovius). Alte Karten über Finland (E. G. Palmén).
Das Werk ist in schwedischer, finnischer und französischer Sprache erschienen.]

La Finlande au XIX. siècle. Décrite et illustrée par une réunion d'écrivains et d'artistes finlandais. 2e édition revue et corrigée. Folio, 386 pag., gravures, portraits, cartes et autres illustrations. Helsingfors, G. W. Edlund, 1900. Relié 50 Frcs.

A. Meurman. La Finlande d'autrefois et d'aujourd'hui. 8⁰, 67 pag. Paris, Hachette & Co., 1890. Helsingfors, G. W. Edlund. Berlin, à la librairie royale de B. Behr. 1 Fr. (85 Pf.).

Pierre Morane. Au seuil de l'Europe. Finlande et Caucase. 8⁰, VII + 286 pag. Paris, Librairie Plon (E. Plon, Nourrit et Cie.). 3,50 Frcs.

Finlande (la) pittoresque. 118 vues des places les plus remarquables en Finlande dessinées d'après nature. Par des artistes distingués finlandais et lithographiées à Dresde. Édition de H. C. Friák. Qu.-Folio, 15 s. franz., 14 s. deutsch. 118 pl. Helsingfors 1853.

Ch. Rabot. Au Cap Nord. Itinéraires au Norvège, Suède, Finlande. 32 illustrations et 4 cartes. Paris 1899, Hachette & Cie. 4 Frcs.

Henri Joly. A travers l'Europe. Enquêtes et notes de voyage. En Finlande. — A la recherche de l'éducation correctionelle. — Une mission à Londres. — Le tour d'Australie. — Au delà des Pyrénées. 8⁰, VII + 379 pag. Paris, Librairie Victor Lecoffre. 3,50 Frcs.

Excursion en Finlande. Publication de la Société des touristes de Finlande. Illustrée. 8⁰, 36 pag. Helsingfors 1900, Waseniuska Bokhandeln. 1 Fr.

Notices sur la Finlande, publiées à l'occasion de l'Exposition universelle à Paris en 1900. Avec préface de Leo Mechelin. 8⁰. Helsingfors 1900. Industristyrelsen. 4, inb. 5.

I. Neovius, E. R., Pays et population. 15 s.

II. Mechelin, L., Organisation politique et administrative. 28 s.

III. Culture intellectuelle: Donner, And., Université et sociétés savantes. 23 s. Synnerberg, C., Enseignement secondaire. 34 s. Lönnbeck, G., Enseignement primaire. 34 s.

IV. Culture matérielle: Mechelin, L., Monnaie, banques, caisses d'épargne. 11 s. Mechelin, L., Communications. 17 s. Grotenfelt, G,, L'Agriculture en Finlande vers la fin du XIX siècle. 131 s., 4 cartes, 13 planches, 2 graphiques. Sallmén, E. Th., Forêts. 19 s. Nordqvist, O., La pêche en Finlande. 31 s. Palmén, K. E., Aperçu général du développement de l'activité industrielle en Finlande. 92 s. Mechelin, L., Commerce. 10 s.

V. État social: Hultin, Tekla, État social. 39 s.

O. M. Reuter. La Finlande et les Finlandais. Itinéraire historique et descriptif. Publication de la Société des touristes de Finlande. 8⁰, 207 pag. et 1 carte. Helsingfors 1889. G. W. Edlund. 3 Frcs.

August Ramsay. La Finlande. Manuel du voyageur de St. Pétersbourg à Stockholm. Publication de la Société des touristes de Finlande. 8⁰, 54 pag. et 2 cartes. Helsingfors 1890, Waseniuska Bokhandeln. 2 Frcs.

II. Staatswesen.

L. v. Mechelin. Précis du droit public du Grand-Duché de Finlande. 8°, 127 pag. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht; Paris, Guillaumin & Cie., 1886. Helsingfors, G. W. Edlund.

L. v. Mechelin. La question finlandaise. Lettre ouverte à M. le Rédacteur responsable du Journal de St. Pétersbourg. 8°, 44 pag. Helsingfors, 1893.

Rob. Aug. v. Montgomery. Notice sur les travaux législatifs de la diète du Grand-Duché de Finlande 1863—1879. Paris, 1881.

[Sonderabdruck aus: Annuaire de la Société de législation comparée.]

Karl Em. Ferd. Ignatius. Le Grand-Duché de Finlande. Notice statistique. Traduit du Suédois par G. Biaudet. Contenant sept cartes et diagrammes. Helsingfors, 1878. 140 p. 8°.

La Finlande. Rédacteur en chef: M. C. H. Perrott, B.-ès-A. Rédaction et administration: Londres, 1899, Victoriastreet, Westminster. Jede Nummer 3 pence.

Bernardini. Le droit des faibles: la Finlande. Revue de Paris. 1899.

J. de Coussanges, La question finlandaise. La Quinzaine No. 122. 1899.

Frantz Despagnet. La question finlandaise au point de vue juridique. Avec l'adhésion de Messieurs: J. Aubry (Rennes), Louis Barde (Montpellier), Eugène Barrême (Marseille), Ludovic Beauchet (Nancy), R. Beaudant (Grenoble), A. Gairal (Lyon), Ch. de Lajudie (Lyon), H. Moulin (Dijon), M. Moye (Montpellier), P. Pic (Lyon), F. Surville (Poitiers), J. Timbal (Toulouse), Léon Duguit (Bordeaux), Professeurs de droit international et de droit constitutionnel. — Paris, Librairie de société du recuil général des lois et des arrêts. 1901. 84 S.

Léon Denis. Finlande et Russie. L'Humanité nouvelle. 1899.

Anatole Leroy-Beaulieu. La Russie, la Finlande et la conférence de Haye. Revue des Revues. 1899.

Léon Michoud et **A. de Lapradelle,** professeurs à la Faculté de droit de l'Université de Grenoble. La question finlandaise. Laval. Imprimerie parisienne L. Barnéoud & Cie. 1901. 77 S.

Vandervelde. L'état actuel de la Finlande. L'Humanité nouvelle. 1899.

Englische Werke.

I. Landeskunde.

Finland in the 19th century by finnish authors illustrated by finnish artists. Fol. 367 + VIII p. and planches. Helsingfors 1894. G. W. Edlund. Fr. 40. (Cette édition est épuisée.)

Gust. A. Hidén. Suomi, „the land of a thousand lakes." A short descriptive account of the Grand Duchy of Finland. With numerous illustrations and map of Finland. 8°, 68 p. Helsingfors.

Finland: „the land of a thousand lakes.“ Description of tours. Published by the „Finland Steamship Company“. 8°, 67 p. and 2 maps. Helsingfors 1899, Finland, Steamship Company. — Hull, M. Harland and Son, Manor street. 6 pence.

A. M. C. Clive-Bayley. Vignettes from Finland or twelve months in strawberry land. 8°, V + 301 p. London 1895. Sampson Low, Marston and Company, Limited. 7 s. 6 d.

J. C. Brown. People of Finland in Archaic times. Sketches in the Kalewala. 8°. London 1893, Kegan Paul. 5 s.

Finland, or „the land of a thausand lakes“. A short description of a voyage to and sojourn there. With numerous illustrations. Published by the Finnish Tourist Association. 8°, 4 + 43 p. Helsingfors, Waseniuskas Bokhandelen. Fr. 1,50, relié Fr. 2.

Finland in Pictures („Finland i bilder“). Views of Finland. Folio. Helsingfors 1896, Wentzel Hagelstam. 23 s. 3 d.

E. A. Freeman. Finland. Macmillans Magazine 1892.

E. B. Lanin. Finland. Fortnightly Review; reprinted in „Russian Characteristics“ 1892.

II. Geschichte und Litteratur.

John Abercromby. Pre and proto historic Finns, both castern and western. Magic songs of the West-Finns. Maps, illus. 2 vols. cr. 8°, 7 1/4 × 5. — 804 p. (Grimm Lib.) London 1899, D. Nutt. (Pr. 1898.) 21 s.

Joh. Rich. Danielson. Finlands union with the Russian Empire. With reference to M. K. Ordin's work „Finlands subjugation“. Translated from the third swedish edition. 8°, 184 p. Borgå 1891. Werner Söderström.

Mrs. **Alec Tweedie.** Trough Finland in Carts. Repr. Ex. cr. 8°. 8 1/8 × 5. — 378 p. London 1898, Black. 6 s. New edition 1900.

V. Vasenius. Outlines of History of Printing in Finland. Translated from the Finnish by E. D. Butler, Notes. 8°, 9 × 6. — 34 p. London 1898, Butler.

D. Companetti. The traditional Poetry of the Finns. Translated by J. M. Anderton. Introduction by Andrew Lang. 8°. London 1898, Longmans. 16 s.

Nisbet Bain. Finland and the Tsar. Fortnightly Review. 1899.

Augustine Birell, Professor. Finland and Russia. Contemporary Review. 1900.

The Downfall of Finnland. An Object-lesson in Russian Aggression. Blackwoods Magazine. 1899.

Finland and the Tsar. Contemporary Review. 1899.

Finnicus. Russian Officialism and the Finnish Press. National Review. 1900.

Russian and Finland. Nineteenth Century. 1899.

Charles J. Bihson. The popular poetry of the finns. 8°, 37 p. London 1900. David Nutt. 6 pence.

Edmund W. Gosse. Runeberg. („Studies in the Literature of Northern Europe.“ p. 98—133. 8°. London 1879, Kegan Paul.)

III. Litteratur.

L. v. Mechelin. A precis of the public law of Finland. Translated by Ch. J. Cooke. cr. 8°. London, Chapmann and Hall, 1889. 2 s. 6 d.

On the validity of the fundamental laws of Finland. (Published by Edward Hisinger.) 8°, 62 p. Stockholm 1892. Fr. 1,50.

John C. Brown. Finland: its Forests and Forest Management. Post 8°. London 1883, Simpkin. 6 s. 6 d.

Russische Werke.

Финляндія въ XIX столѣтіи. Гемсингфорсъ. Г. В. Эдлундъ. 1893.

Д. Протопоповъ. Финляндія. При участіи И. Андреева (псевд.), В. Валлина, Г. В. А. Гранфельта, О. Грундстрема, Г. К—на, Я. Клерикуса (псевд.), К. Лейно, Неутера (псевд.), Д. Протопопова, В. Скалона, И. Тикканена, г—жи Т. Хультинъ, Т. Форселля, Г—жи М. Фрибергъ и Э. Эркко. 51 Иллюстрацій (виды Финляндіи, группы жителей, портреты выдающихся дѣятелей и писателей). Картины финскихъ художниковъ и т. п. 8:о, IV + 480 с. о. 1 Карта. Стъ Петербургъ. Изданіе О. Н. Поповой. 1898. 3,50 Rubel.

Баронъ Х. Каулбарсъ, Краткое обозрѣніе Великаго Княжества Финляндскаго. Спб. 1900. II + 208 с. 8°.

Къ разъясненію финляндскаго вопроса; нѣсколько статей изъ одной финляндской газеты. Б. Беръ. Берлинъ, 1899.

Мысли о современномъ положеніи Финляндіи. Лондонъ 1900. 78 с. 1 франкъ.

К. Б. Нюхольмъ. Положеніе Финляндіи въ Россійской державѣ. Переводъ съ датскаго. Берлинъ. Штуръ. 1901. 2 Rmk.

Русскій патріотъ. Россія наканунѣ двадцатаго столѣтія. Берлинъ. Г. Штейницъ. 1900. с. 124—161.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Finnländische Rundschau.

Vierteljahrsschrift

für

das geistige, sociale und politische Leben Finnlands.

Unter Mitwirkung in- und ausländischer Gelehrter und Schriftsteller

herausgegeben von

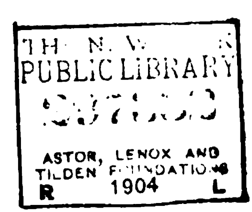
Ernst Brausewetter.

Zweiter Jahrgang.

Mit einem alphabetischen Register über den 1. und 2. Jahrgang.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1903.



Alle Rechte vorbehalten.

Der Imperialismus[1].

In seiner an erhabenen Gedanken reichen Schrift „Über den Allianztraktat zwischen Schweden und Rufsland 1812“, die auch durch die Diskussion über Finnlands staatsrechtliche Stellung, die sie veranlafste, bemerkenswert ist, entwirft Israel Hwasser ein Idealbild der Lage und Zukunft der europäischen Staaten, wie diese ihm damals, 1838, erschienen. Der schwedische Denker sieht in dem „Europäischen Staatenbunde“, wie er den Komplex der Staaten Europas benennt, eine „grofse Republik“, die durch die reiche Mannigfaltigkeit ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen und dank dem Schutze, den sie dadurch den verschiedenen Arten individueller, wie nationaler Thätigkeit angedeihen läfst, der Entwicklung der inneren Kräfte der Menschheit einen unvergleichlich gröfseren und freieren Spielraum bereitet, als irgend eine andere gesellschaftliche Einrichtung es vermocht hat. Die Aufgabe der kleineren Staaten ist in diesem Gleichgewichtssystem der Staaten von ganz besonderer Bedeutung. Schon durch ihr Dasein erhalten sie dasjenige Prinzip aufrecht, das etwas über der weltlichen Macht Stehendes anerkennt, was die schwächeren gesellschaftlichen Kräfte gegen die Unterdrückung von seiten der stärkeren schützt. Ihnen kommt es zu, besonders und unabhängig von den Machtinteressen für die heilige Sache der Kultur zu wirken. Skandinavien spielt dank seiner geographischen Lage und seinen historischen Traditionen in dieser Beziehung eine grofse Rolle. Rufslands historische Mission in dieser gemeinsamen Thätigkeit der Mächte ist die Überführung der Civilisation zu den wilden und verwilderten Volksstämmen Asiens. Hwasser, der frühere

[1] Mit Benutzung eines Artikels von M. G. Schybergson in der Finsk Tidskrift.

Professor an der finnländischen Universität, spricht schliefslich in Bezug auf Finnland Worte aus, die es wohl verdienen, wiederholt zu werden. In einem Punkte ist Rufsland, nach seiner Ansicht, in ein inniges Verhältnis zur europäischen Civilisation getreten, nämlich durch Finnland. „In Finnland“ — so lauten seine Worte — „übt der gewaltige Herrscher über Rufsland und Nordasien den Vermittlerberuf eines europäischen Fürsten aus, verwaltet er das teure Amt der Macht nach europäischer Regierungsweise und pflegt einen vor Jahrhunderten gepflanzten Stamm echter europäischer Civilisation, der zwar mit keiner üppigen Krone prunkt und seine Zweige noch nicht weit ausbreitet, aber doch tief wurzelt, edel und stark ist.“ „In Finnland ist es,“ fährt er fort, „wo der Besitzer der gröfsten konzentrierten Macht der Gegenwart, der Herrscher auf der höchsten Spitze der menschlichen Gewalt, es versuchen mufs, die heilige Bedeutung der Kultur und der Freiheit zu entwickeln.“

Mit Wehmut liest man jetzt diese Worte. Hwassers Gedanken erscheinen als Phantasiebilder, die aller Realität entbehren. Und doch stützten sie sich, als sie geschrieben wurden, auf die thatsächliche Lage der Dinge. Nach Napoleons I. Fall herrschte im Laufe einiger Jahrzehnte eine Art Gleichgewicht in der Machtentwicklung der europäischen Staaten, unter dessen Schutz der Schwächere vor Übergriffen von seiten des Stärkeren geschützt schien. Und aus diesem Boden sprofste eine reiche Kulturarbeit. Es war die Zeit der grofsen wissenschaftlichen Anregungen. Es war auch die Zeit einer reichen Blüte der nationalen Litteraturen, wo romantische und realistische Richtungen in fruchtbringendem Wettstreit zusammenstiefsen.

Aber schon als Hwasser seinen Aufsatz schrieb, waren Ereignisse eingetreten, die auf eine andere Entwicklung hindeuteten, als wie er sie sich gedacht hatte. Die Julirevolution hatte das von der heiligen Allianz geschaffene Staatensystem geschwächt. Die Massen, die schon früher durch die Stürme der grofsen Revolution geweckt worden, begannen sich in Bewegung zu setzen. Der Nationalitätsgedanke, in dessen Wesen es lag, dafs alle Schichten der Gesellschaft, auch die untersten, zu intensiver Thätigkeit im Interesse des Staates herangezogen werden sollten, begann in den Vordergrund zu treten. Die kleinen und schwachen, von anderen abhängigen oder im Innern zersplitterten Völker strebten zuerst nach Einheit und einer politischen Existenz. Vielleicht etwas später kamen die neuen nationalen Bestrebungen in den grofsen Nationen zu vollem Bewufstsein.

Die Männer, welche einen Blick für die Zukunft besafsen, ahnten bald genug, dafs die alten Ideale, die auf den Begriffen der individuellen Freiheit und Humanität fufsten, fallen werden, während die lebenskräftigen Nationalitäten mit ihren Machtansprüchen die Entwicklung beherrschen würden.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ging die Politik der europäischen Mächte immer entschiedener in dieser Richtung. Der Staat gewann, indem er alle nationalen Kräfte in sich aufnahm, erhöhte Kraft. Das Leben pulsierte mächtiger und reicher, als früher, und an vielen Orten schossen, von den nationalen Bestrebungen unterstützt, neue politische Gestaltungen in die Höhe, die die Welt durch ihre Elastizität in Staunen setzten. Die Wiedererweckung Italiens wurde in der ganzen gebildeten Welt mit einer Begeisterung begrüfst, die wesentlich ihren Grund darin hatte, dafs man in dieser Thatsache einen Beweis für die Unsterblichkeit der modernen Nationen sah. Noch bedeutungsvoller waren die Ereignisse in Deutschland. Dem Kampfe mit Frankreich 1870—71 folgte eine grofsartige Blüte auf sämtlichen Gebieten des nationalen Lebens. Und heute steht der von Bismarck geschaffene Bau mächtig und stark im Centrum Europas.

Seit dieser Zeit traten die nationalen Bestrebungen in eine neue Periode vorher nicht geahnter Machtentwicklung. Es entstand ein Waffengeklirr, desgleichen man früher nie gehört hatte. Neidisch blicken die Mächte aufeinander und suchen im allgemeinen Wettbewerb einander zuvorzukommen. Der eine bedient sich des Handels und der Industrie, der andere der Truppen und Panzerschiffe; aber das Ziel ist immer das Eine: der eigenen nationalen Kraft Raum zu schaffen und den Nebenbuhler zu verdrängen. Es gilt vor allem den nationalen Reichtum, der übrigens sich durchaus nicht mit dem nationalen Wohlstande deckt, zu möglichster Höhe zu treiben. Nachdem man durch Schutzzölle eine erkünstelte Industrie geschaffen, kann man nicht mehr ohne weit ausgedehnte Kolonialländer auskommen, die als Absatzorte für die Produkte jener Industrie dienen sollen. Das eine Rad der Maschinerie hängt an dem andern und trägt dazu bei, das grofsartige Gebäude aufrecht zu erhalten.

Diese Erscheinung, die die bemerkenswerteste im öffentlichen Leben der Gegenwart ist, hat man in England und Amerika in treffender Weise Imperialismus benannt. Das Wort erinnert an das frühere römische Weltreich: Imperium romanum. Wie die Römer einst Herren beinahe über den ganzen ihnen bekannten Teil des Erdballs waren, so scheinen die grofsen Mächte heutzutage, jede für sich, nach der Weltherrschaft zu

streben. Es ist aber nicht nur das Römerreich, das in dieser Beziehung als Vorbild dienen kann. Eine expansive Kriegspolitik ist zu allen Zeiten betrieben worden, vielleicht schon lange vor der Zeit des assyrischen Reiches, aber niemals, wenn wir von Napoleons kurzer Kriegerlaufbahn absehen, hat das Streben nach Macht derartige Dimensionen angenommen, wie in unserer Zeit und ist so unverhohlen in Gegensatz zum Rechtsbewufstsein getreten.

Die Bewegung nimmt verschiedene Formen an; am typischten ist der englische Imperialismus, der um so leichter studiert werden kann, als in England, wo öffentliche Fragen glücklicherweise stets einer eingehenden Prüfung unterworfen werden, sich in Zeitungen und Zeitschriften eine lebhafte Diskussion über den Imperialismus, seine Zwecke und seine Berechtigung entsponnen hat.

Der englische Imperialismus hat sich in der Person des Kolonialministers Joseph Chamberlain gleichsam verkörpert. Er will in dem grofsbritischen Reiche eine starke Reichseinheit durchführen, indem die Kolonien an das Mutterland herangezogen werden, um gemeinsame Verpflichtungen zu erfüllen und gemeinsame Interessen zu vertreten. Eine derartige Centralisation soll sich auf einen gemeinsamen Zollverein und eine gemeinsame Defensive gründen. Aufser dieser Centralisation des Reiches denkt er sich aber einen zukünftigen Pananglikanismus auf Grund einer Verbindung der Vereinigten Staaten mit dem britischen Reiche.

Diese Gedanken Chamberlains kehren in den grofsen englischen Zeitschriften immer wieder, und die Leidenschaftlichkeit, mit der die Diskussion geführt wird, zeigt, dafs es keineswegs eine blofs theoretische Frage ist, die hier debattiert wird. Auf dem Imperialismus beruht nicht nur die Entwicklung der politischen, sondern auch die der socialen Verhältnisse des Inselreiches. Die Zukunft des englischen Volkes steht in Frage.

Unter der Menge der zu Gunsten des Imperialismus veröffentlichten Aufsätze findet man aber hin und wieder auch einen, der sich gegen denselben richtet. So wendet sich der Verfasser eines in „The Westminster Review“ enthaltenen Artikels voll Abscheu gegen das politische System, das Macht vor Recht gehen läfst: Englands imperialistische Politik ist eine Serie von Verbrechen und Fehltritten gewesen. Grobe Selbstsucht hat ihr zu Grunde gelegen. Es ist eine Politik der Überhebung und Raubgier gewesen. In China haben die Engländer ihr Opium eingeführt, wodurch einige wenige englische Kapitalisten ungeheuere Reichtümer gewannen, während die Bevölkerung von China demoralisiert wurde. In Indien hat

die englische Staatskunst in einem Aussaugungssystem bestanden, deren Früchte in der Hungersnot zu Tage getreten sind, die in dem von der Natur reich ausgerüsteten Lande alljährlich zahllose Opfer heischt. In Afrika und in Irland feiert die englische Politik ebenso traurige, wie erniedrigende Triumphe. Inzwischen werden die inneren Verhältnisse Englands vollständig vernachlässigt. Das Grundbesitzsystem wird mit allen seinen unglücklichen socialen und wirtschaftlichen Konsequenzen unverändert beibehalten. Ebenso bleiben andere Mifsstände unangetastet. Der Verfasser verlangt deshalb, dafs ein vollständig neuer Weg eingeschlagen werden soll. Die Einwohner des Reiches, die aufserhalb Englands leben, müssen die Freiheit haben, sich zu entwickeln, wie es ihnen beliebt. England mufs sich mit seinem bereits früher grofsen und mehr als genügend grofsen Gebiet begnügen und auf weitere Eroberungen verzichten. England mufs den anderen Mächten als Vorbild moralischer Kraft und gesunden Verstandes vorangehen, indem es einen Weg einschlägt, der nicht zu Arsenalen und Marinestationen führt, sondern zu freundschaftlichen Verbindungen unter den Menschen und neuen Auswegen, die Schwierigkeiten des Lebens zu mindern.

Der Imperialismus hat auch in den Vereinigten Staaten Wurzeln gefafst, obgleich das ungeheure Gebiet der Republik dem Thätigkeitsdrange ihrer Bürger genügend Spielraum darbieten müfste. In „The Nineteenth Century“ schreibt ein Amerikaner, Bradley Martin, über „Amerikanischen Imperialismus“. „Die Philippinen,“ sagt er, „sollen für die Vereinigten Staaten eine Brücke zum chinesischen Handelsmarkt werden. Ja, er entdeckt auch moralische Vorteile, die durch die Fortschritte des Imperialismus der Bevölkerung der nordamerikanischen Union zufallen werden. „Die imperialistische Politik,“ sagt er, „wird uns umfassendere Interessen geben und zugleich als Sicherheitsventil wirken, das unsere überflüssige Energie ableitet.“ Dafs die gepriesene imperialistische Staatskunst Zerstörung und Unheil unter Völkern verbreiten wird, die nicht den Vorzug haben, zur anglosächsischen Rasse zu gehören, scheint den Verfasser nicht weiter zu bekümmern.

Überhaupt befleifsigen sich die Vertreter des Imperialismus nicht einer wissenschaftlichen Erforschung oder tiefergehenden Untersuchung der einschlägigen Staatsprobleme. Ihre Aufsätze sind in den meisten Fällen nichts anderes, als Programmartikel, die in kurzgefafster Form und kecken Worten die Vortrefflichkeit des Systems verfechten.

Der Imperialismus kennzeichnet sich dadurch, dafs Staatsinteresse und Nationalinteresse unter rücksichtsloser Beiseitesetzung von Rechts- und Humanitätsgesichtspunkten Hand in Hand gehen. Dafs eine derartige Richtung eine Opposition hervorrufen mufs, ist selbstverständlich; der Widerstand ist aber vielerorts erst im Entstehen begriffen und wird durch die Machtmittel am Hervortreten gehindert, über welche die Regierenden verfügen. Doch — der Kampf macht sich überall bemerkbar.

Der Socialismus hat eine neue bedeutende Aufgabe im Kampf gegen den Imperialismus gefunden. Die socialistische Bewegung verbreitet sich und mäfsigt sich zugleich und findet immer mehr Sympathie in den gebildeten Klassen. Die Fragen über Eigentumsrecht, Erbrecht u. s. w. treten in den Hintergrund, und man will sich vorläufig auf successive und partielle Reformen in der Stellung der Arbeiter beschränken, während dagegen der Widerstand gegen den Imperialismus und den unterdrückten Völkern Hilfe zu leisten an der Spitze der Tagesordnung stehen. Dies findet seine Bestätigung in den Beschlüssen, die der Socialistenkongrefs in Paris im September 1900 fafste, wo es u. a. heifst:

„Der Imperialismus erregt Chauvinismus in allen Ländern und zwingt zu immer gröfseren Ausgaben für den Militarismus, und das organisierte Proletariat mufs sich aller Mittel bedienen, die in seiner Macht stehen, um die vom Kapitalismus abhängige koloniale Erweiterung zu bekämpfen und die Kolonialpolitik der Bourgeoisie in Mifskredit zu bringen, sowie in allen Verhältnissen und mit aller Kraft seinen Abscheu gegen die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten an den Tag legen, die eine notwendige Folge davon in der ganzen Welt sind, indem man überall den eigennützigen Erpressungen einer Kapitalmacht ausgeliefert ist, die weder Scham, noch Reue kennt."

Die übrigen Punkte gingen in derselben Richtung. Finnland, Polen, die Buren und Armenier wurden erwähnt. Die Resolutionen in der reinen Arbeiterfrage berührten dagegen nur einzelne Mifsverhältnisse.

Eine kaum geringere Bedeutung hat es, dafs hochstehende Geister, unabhängig von aller Agitation und allem Parteiwesen, den Imperialismus und die mit ihm im Zusammenhang stehenden Bestrebungen als den Fluch der Menschheit bezeichnet haben. Ich denke dabei vor allem an Leo Tolstoi. In einer seiner letzten Broschüren geht der grofse russische Schriftsteller sogar so weit, dafs er den Patriotismus verurteilt, der bei ihm durch eine Begriffsverwechslung mit dem Imperialismus vermengt wird. „Der Patriotismus, dieses furchtbare Gefühl", sagt er, „ist bei den europäischen Völkern zu immer heftigeren Flammen angefacht und hat in unsern Tagen eine Höhe erreicht, die er nicht mehr überschreiten

kann.“ Tolstoi ist indessen auch hier, wie sonst, mehr niederreifsend, als aufbauend. Er sieht in der Abschaffung der Regierung das einzige Mittel zur Rettung und stellt sich folglich in eine Reihe mit den Anarchisten, die allerdings viel Verwirrung hervorrufen können, nie aber imstande sein werden, etwas Bestehendes zu schaffen. Aber auch Männer, die mitten in der imperialistischen Evolution gelebt haben, sprechen jetzt Bedenken aus, wenn sie in die Zukunft blicken. Fürst Hohenlohe bedauerte, als die ausländischen Delegierten beim Säkularfest der Akademie der Wissenschaften in Berlin im März 1900 bei ihm versammelt waren, dafs er eine Zeit erlebt habe, wo die Begeisterung für Freiheit und Menschlichkeit, die in seiner Jugend die Gemüter erfüllte, einem rücksichtslosen Egoismus und einer ungezügelten Gewinnsucht gewichen war. Derartige Aussprüche könnten vielfach angeführt werden. Aber, abgesehen von aller Opposition, trägt der Imperialismus in sich den Keim zu seinem Untergang. Die Geschichte giebt keine Gesetze für die Zukunft; aber es kann manchmal nützlich sein, Analogien in der Vergangenheit aufzusuchen. Zur Zeit der Entstehung des Christentums stand das Römerreich kraftvoll und blühend da. Alle Interessen des Menschengeschlechtes schienen in der umfassenden Einheit des römischen Reiches aufgegangen zu sein. Aber kaum war ein Jahrhundert vergangen, so begann das Imperium romanum in seinen Fugen zu krachen, und zwei hundert Jahre nach Augustus' Tode schwankte schon der gewaltige Bau. Die Ursache lag darin, dafs die von einer immer despotischeren Kaiserregierung getragene Macht beinahe zu der einzigen Aufgabe des Staates geworden war, und dafs die Völker von den Lasten erdrückt wurden, die sie zur Aufrechterhaltung der Macht tragen mufsten.

Die gegenwärtige Stellung des britischen Reiches gleicht der des römischen Kaiserreiches mehr, als die Engländer selbst glauben wollen. Allerdings besitzt das englische Reich eine Volkskraft, die dem römischen Reiche nach der Gründung des Kaisertums gefehlt hatte. Man mufs aber nicht vergessen, dafs dieses Volk eine Minorität im Reichskomplex bildet. Wir haben hier das noch nie dagewesene Schauspiel, dafs 40 Millionen Menschen über 400 Millionen regieren. Und von diesen 40 Millionen müssen 5 Millionen Irländer, die kein Interesse am englischen Reiche haben, abgerechnet werden. Wenn die Kolonien mit britischer Bevölkerung nach Chamberlains Programm sich mit dem Mutterlande innig vereinigen sollten, würde nur ein Zuschufs von 10 Millionen erzielt werden können, da die übrige

Masse fremd ist und bleibt. Schon jetzt hat die französische Bevölkerung in Kanada mit aller Kraft gegen die Ansprüche protestiert, die von seiten des Reiches anläfslich des Burenkrieges an sie gestellt wurden. Werden die Forderungen gröfser, so wird auch der Widerstand sicher allgemeiner werden. In der That regiert eine Minorität von Kapitalisten und Aristokraten das ganze, über alle Weltteile ausgedehnte Reich. Dafs diese Stellung unberechenbare Gefahren in sich birgt, ist klar.

In Deutschland, dessen Kolonialmacht vorläufig verhältnismäfsig begrenzt ist, sind die Gefahren weniger drohend. Man lebt dort noch unter dem Einflufs des Rausches, der der Vollendung des Einheitswerkes folgte. Und der Partikularismus, der sich auf die kleineren, neben Preufsen bestehenden Staaten stützt, bildet einen Schutz gegen die niederdrückende Centralisation. Aber in der Tiefe herrscht auch dort Unruhe, und vergebens sucht man im Heimatlande der Wissenschaft und des freien Wortes die Äufserungen derselben zu ersticken. Hat Deutschland, wie seine Regierung zu beabsichtigen scheint, in der nächsten Zukunft neue ausgedehnte Kolonien erworben, so werden die Sorgen wachsen.

Die Stimme des stolzen französischen Volkes klingt schon jetzt schwach in dem grofsen Konzertsaal. Frankreich scheint im Wettlauf der Mächte zurückzubleiben und sucht vergebens seinen ausgedehnten afrikanischen Besitzungen Leben einzuflössen. Es vermag nicht die Konsequenzen des Imperialismus zu tragen.

In Italien hat die Grofsmachtpolitik schon jetzt zur Verarmung des Volkes geführt. Die ungeheueren Steuern treiben die Italiener, die doch das fruchtbarste Land in Europa bewohnen, ihr Auskommen bei fremden Völkern zu suchen.

Wir haben in dem Obigen von dem Imperialismus als einer neuen, krankhaften und in vielen Beziehungen für die Völker gefährlichen Erscheinung gesprochen, die in dem Leben der modernen Kulturstaaten um eine entscheidende Rolle kämpft. Wir haben deshalb Rufsland nicht berührt. Hier hat der Imperialismus in seiner schlimmsten Form, auf das autokratische Prinzip gestützt, schon lange die ganze Politik, die äufsere, wie die innere, beherrscht. Er macht hier, dank seiner zerschmetternden Wucht, allen wirklichen Fortschritt unmöglich. Indem er an die nationalistischen Leidenschaften des begünstigten, aber nichtsdestoweniger unterdrückten Volksstammes und an die kapitalistische Selbstsucht appelliert, lenkt er in nur allzu hohem Grade das Interesse der gebildeten Klassen

von der Kultur- und Erneuerungsarbeit ab, die ihre natürlichste und wichtigste Aufgabe wäre. Seine Uniformitätssucht wirkt in kultureller Beziehung vernichtend auf die vielen Nationalitäten, die im Verlaufe der Zeiten von dem Unglück betroffen wurden, dem russischen Reichskörper einverleibt zu werden. Kein Wunder, dafs Finnland mit Aufbietung all der moralischen Kraft, über die es verfügt, sich gegen den „näheren Anschlufs“ sträubt, der ihm jetzt im Namen des sogenannten „Reichsinteresses“ anbefohlen wird. Die schwache nnd in der Regel äufserst zweifelhafte Entschuldigung, welche die westeuropäischen Imperialisten manchmal für ihren unmäfsigen Appetit anführen — dafs ihre Bestrebungen doch die Verbreitung der Kultur zu niedriger stehenden Völkern bezwecken — hat für den russischen Imperialismus keine Gültigkeit. In Finnland, in Polen, in den Ostseeprovinzen, in Litauen, in Kleinrufsland, unter Juden, Armeniern, Tataren und Sarden ist er eine unbestritten kulturzerstörende Kraft. Die Kultur, auf deren Verbreitung in gewissen Teilen von Asien er so stolz ist, ist gröfstenteils nur eine militärische und bureaukratische Uniformierungs- und Firnisarbeit, der nicht selten die Demoralisation der Bevölkerung auf dem Fufse folgt, indem u. a. die wirksamste Triebkraft allen kulturellen Fortschritts, nämlich die auf die freie Expansion des eigenen Volksgeistes gegründete Selbstthätigkeit unterdrückt und gebrochen wird. In dem heutigen Rufsland hat das übrige Europa ein warnendes Beispiel dafür, wohin der Sieg des imperialistischen Irrtums führen kann.

Die Stellung der kleinen Völker ist unter solchen Verhältnissen wenig beneidenswert geworden. Keines derselben würde auf die Dauer einen Konflikt mit einem der grofsen ertragen, und ihr Dasein scheint deshalb eher von dem Neide unter den letzteren, als von der eigenen Festigkeit abzuhängen. Ein englischer Schriftsteller, Edmund Gosse, der in der Zeitschrift „The Anglosaxon“ einen Aufsatz über „Die Kultur und die kleinen Nationen“ geschrieben hat, giebt den kleinen Nationen einige Weisheitsregeln als Richtschnur für die Zukunft. „Von den kleinen Nationen,“ sagt er, „wird keine wirksame auswärtige Politik, sondern nur eine passive Wachsamkeit erfordert. Das dem grofsen Staate eigene unablässige Bedürfnis nach Erweiterung ist dem kleinen Staate unbekannt, dem die furchtbaren Rivalen unter die Arme greifen, als wäre es ein kleines Kind unter der Obhut der Eltern. Die kleine Nation, die ihre Kräfte nicht auf die Aufrechterhaltung ihrer Machtstellung zu vergeuden braucht, wobei

die intellektuelle Kultur unbedingt vernachlässigt wird, hat dagegen genügend Musse, sich kulturellen Bestrebungen zu widmen. Die Frage, ob eine kleine Nation es verdient, unabhängig zu bleiben, mufs immer mehr mit einer anderen Frage beantwortet werden: „Behauptet sie oder behauptet sie nicht einen hohen Standpunkt in der Unabhängigkeit und nationalen Kultur?“ So der englische Schriftsteller. Die kleinen Nationen werden sich indessen schwerlich sicher fühlen, wenn sie in ihrer Arbeit für die Kultur sich auf den väterlichen Schutz der grofsen Mächte verlassen sollen, einen Schutz, der ihnen leicht recht unangenehm werden könnte. Auch sie müssen sich, soweit es in ihrer Macht steht, gegen die Gefahren rüsten. Wenn aber die grofsen Mächte nicht mehr imstande sind, das tote Gewicht zu tragen, das sie an ihre Triumphwagen gebunden, dann hat für die kleinen Nationen die Stunde geschlagen, wo sie auf ihrem Recht bestehen können. Die Kulturarbeit, die sie, wie Herr Gosse zugiebt, ausführen, während die grofsen Nationen ihre Erweiterungspolitik verfolgen, wird dann ihrem vollen Werte nach gewürdigt werden.

Die moderne Entwicklung wird durch eine Menge miteinander zusammenwirkender und gegeneinander wirkender Kräfte bestimmt und kann deshalb nicht in derselben Weise, wie diejenige älterer Zeiten in ein und derselben gegebenen Richtung fortschreiten. Bestrebungen, die schon vergessen schienen, werden wieder aufgenommen, während andere, die noch jüngst übermächtig waren, in den Hintergrund treten. Eine der schönsten Früchte der menschlichen Bildung war das Humanitätsideal des 18. Jahrhunderts, das auf der Vorstellung einer allgemein menschlichen Civilisation beruhte, als deren Träger die verschiedenen Staaten im arbeitenden Wettbewerb erschienen. Dieses Ideal ist für eine Zeitlang verblafst, aber es wird, vielleicht bald genug, mit noch gröfserem Glanze, als früher, hervortreten. Es wird dann nicht nur von einer dünnen Schicht Glücklicher, sondern auch von der grofsen Masse erfafst werden, die der unfruchtbaren Arbeit im Dienst des nationalen Egoismus müde geworden sind. Ein Kosmopolitismus, der das in nationaler Hinsicht Eigentümliche auslöscht und den Patriotismus vernichten will, ist kein Glück, aber die auf die Vaterlandsliebe gestützte und von ihr getragene Humanität ist das Ziel, das seit Beginn der christlichen Zeit dem Menschengeschlecht vorgeschwebt hat und niemals aus den Augen gelassen werden sollte.



Göttinger Studenten und Professoren im Jahre 1779.

Reiseeindrücke des finnländischen Historikers Heinrich Gabriel Porthan.

Von

Fritz Arnheim (Berlin).



Im 5. Bande des von dem Göttinger Publizisten und Geschichtsforscher Professor August Ludwig v. Schlözer herausgegebenen *Briefwechsels meist historischen und politischen Inhalts* (Göttingen 1779) findet sich ein interessanter Aufsatz, der „*Neueste Nachrichten von Finnland, dem europäischen Kanada*“ betitelt ist. In der Einleitung zu diesem Artikel erklärt Schlözer, die in Büschings *Neuer Erdbeschreibung* (1777) befindlichen Angaben über Finnland seien wegen zahlreicher Irrtümer beinahe unbrauchbar, und fährt dann fort: „Ich nutzte daher die gute Gelegenheit, da Herr Porthan, Professor ordinarius Eloquentiae zu Åbo, sich diesen Sommer, auf einer gelehrten Reise durch Deutschland, auch einige Zeit hier in Göttingen aufhielt, und bat mir von diesem gelehrten und seines Vaterlandes ungemein kundigen Manne das Neueste vom Lande, so viel er sich dessen aus dem Gedächtnisse erinnern konnte, schriftlich aus. Nächstdem verglich ich andere, bereits gedruckte, meist authentische Nachrichten mit einander, excerpierte sie und bat, mir auch hier bei Stellen, die einem Ausländer dunkel sind und die kein Lexikon erklärt, Herrn Porthans Belehrung und Verbesserungen aus“.

Der Mann, dessen der berühmte deutsche Gelehrte hier mit so lebhafter Anerkennung gedenkt, ist Heinrich Gabriel Porthan, der „Vater der finnländischen Geschichtschreibung“.

Geboren am 9. November 1739 auf dem Pfarrhof Wiitasaari in der finnländischen Landeshauptmannschaft Nyland-Tawastehus, bezog Porthan im Jahre 1754 die Hochschule zu Åbo, wo er 1760 zum Magister der Philosophie promoviert und 1762 zum Dozent der Eloquenz, 1772 zum Universitätsbibliothekar, 1777 zum ordentlichen Professor ernannt wurde[1]. Zweifellos der berühmteste und vielseitigste Lehrer der Åboer Akademie gegen Ende des 18. Jahrhunderts, hat er ebenso sehr als Dozent, wie als Gelehrter auf die kulturelle Entwicklung des Grofsfürstentums einen tiefgehenden, noch heute fühlbaren Einflufs ausgeübt. In seinen anregenden Kollegien, die er mit kleinen Anekdoten zu würzen pflegte, las er vor einer grofsen Zuhörerschar mit Vorliebe über philosophische, geschichtliche und litterarische Themata. Ferner hielt er archäologische, numismatische und philologische Übungen ab. Vor allem aber berichtete er jeden Sonnabend an der Hand der im Laufe der Woche eingetroffenen Zeitungen in einer Vorlesung von den wichtigsten Geschehnissen im Auslande, um auf solche Weise das Interesse der Studenten für allgemeine europäische Fragen wachzurufen[2]. Nicht minder fruchtbringend erwies sich seine schriftstellerische Thätigkeit. Durch eine stattliche Reihe von Arbeiten über die Litteratur, die Sprache, die Geschichte, sowie die geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Heimat hat er sich in der europäischen Wissenschaft wie bei seinen finnländischen Landsleuten für alle Zeiten ein ehrenvolles Andenken gesichert. Die eigentümliche Beschaffenheit, sowie die verschiedenen Arten der nationalfinnischen Volkspoesie schilderte er auf Grund von Auszügen aus gedruckten oder im Volksmunde damals noch fortlebenden Gedichten zum erstenmal in der leider unvollendet gebliebenen Abhandlung *De poësi fennica* (1766—78). Auf dem Gebiete der heutzutage so blühenden finnisch-ugrischen Sprachforschung hat er gleichsam als Bahnbrecher gewirkt, indem er in der Schrift *De praecipuis dialectis linguae fennicae* (1801) die erste, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Grammatik der finnischen Sprache lieferte. Besonders grofs ist die Zahl seiner historischen Veröffentlichungen. In erster Linie ist sein berühmtes Werk *M. Pauli Juusten* ... *Chronicon episcoporum*

[1] Über P.s Leben und Wirksamkeit vgl. M. G. Schybergson, *Geschichte Finnlands. Deutsche Bearbeitung* von F. Arnheim, S. 457—61 (Gotha 1896) sowie den Artikel *Porthan* desselben Verf. in *Finsk biografisk handbok* (11. Heft, Helsingfors 1901).

[2] Vielleicht hat P. die Anregung hierzu durch Schlözer empfangen, der ein „Zeitungscollegium“ zu halten pflegte. Vgl. die Mitteilungen von Georg Waitz in: *Göttinger Professoren*, S. 241 (Gotha 1872).

finlandensium, annotationibus et sylloge monumentorum illustratum (1784—1800) zu nennen, eine kritische Ausgabe der für die mittelalterliche Geschichte des Grofsfürstentums überaus wichtigen Chronik des aus der Schule Luthers und Melanchthons hervorgegangenen Finnländers Paul Juusten. Obgleich dieses Werk selbst, das alle damals zugänglichen Aufschlüsse über die Schicksale Finnlands bis zum Todesjahre Juustens (1576) enthält, einem grofsen Teile seiner Landsleute wenig verständlich war, da es die Form von kritischen Aufzeichnungen bezw. Anmerkungen erhalten hatte und in lateinischer Sprache abgefafst war, übte es dennoch vermöge seiner wissenschaftlichen Ergebnisse auf die Belebung des finnländischen Nationalbewufstseins einen geradezu unermefslichen Einflufs aus. Erst jetzt ward es dem finnländischen Volke klar, dafs es eine eigene Geschichte besafs, eine Geschichte, die allerdings weder von weltberühmten Heldenthaten noch von einem selbständigen Eingreifen in das politische Leben Europas, wohl aber davon zu berichten wufste, wie dieses Volk unter dem Einflusse seiner geographischen Lage, seiner Anschauungen und seiner Bestrebungen im Laufe der Jahrhunderte kräftig seine nationale Eigenart entwickelt hatte. Zu diesem Hauptwerk Porthans gesellen sich dann noch mehrere kleinere Abhandlungen in lateinischer oder schwedischer Sprache, so *Über die Birkarlier* (1786—89), *Über den alten Volksstamm der Quänen* (1788) sowie über die *Geschichte Finnlands während der Regierung König Christians II.* (1800), ferner die *Historia Bibliothecae regiae academiae aboensis* (1771—95), ein wertvoller Beitrag zur älteren Geschichte dieser Hochschule, sowie des an ihr herrschenden geistigen Lebens, und die Regestensammlung *Sylloge monumentorum ad illustrandam historiam fennicam pertinentium* (1802—4), eine mit guter Auswahl zusammengestellte Kollektion von päpstlichen Bullen, die sich auf die mittelalterliche Geschichte des Grofsfürstentums beziehen und von denen sich Porthan Abschriften aus der Vatikanischen Bibliothek verschafft hatte. Beachtenswert endlich erscheinen die von ihm als Mitglied der Königl. Schwedischen Akademie der Schönen Wissenschaften, Geschichte und Altertumskunde (seit 1787) in den *Abhandlungen* dieser noch heute bestehenden Akademie veröffentlichten Aufsätze, beispielsweise über die in der älteren nordischen Geschichte erwähnten, zum finnischen Volksstamm gehörigen Nationen, sowie über den Zustand des finnischen Volkes zur Zeit, als es unter die Botmäfsigkeit der Krone Schweden kam. Auch die geographischen Forscher sind Porthan zu lebhaftem Danke verpflichtet. Auf

seinen Reisen im Grofsfürstentum, sowie auf brieflichem Wege sammelte er einen reichen Vorrat von geographischen Notizen über sein Vaterland, die er zumeist nicht selber veröffentlichte, sondern andern zur Verwertung bei ihren Arbeiten übergab. In Erich Tunelds *Einleitung zur Geographie Schwedens*, deren 7. Auflage 1794 erschien, hat er die Finnland betreffenden Kapitel einer geschickten Umarbeitung unterzogen, die diesem Werke einen bleibenden Wert für die geographische Kenntnis des Grofsfürstentums verleiht. Ferner lieferte er Beiträge zu den finnländischen Karten in Hermelins grofsem Schwedischen Atlas. Schliefslich sei, um diese flüchtige Skizze seiner Wirksamkeit zu vervollständigen, noch hervorgehoben, dafs er sein umfassendes Wissen auch in den Dienst der periodischen Presse gestellt hat, indem er lange Zeit als Mitarbeiter bezw. Herausgeber der von dem Aurorabund 1771 begründeten Wochenschrift „*Zeitungen, herausgegeben von einer Gesellschaft zu Åbo*" thätig war, und dafs er zu den eifrigsten Mitgliedern der 1797 gestifteten Königl. Finnländischen Ökonomischen Gesellschaft gehörte, die eine Förderung der Wirtschaftszustände im Grofsfürstentum erstrebte und daselbst bekanntlich u. a. erfolgreich für die Einführung der Kartoffel als Nahrungsmittel gewirkt hat.

Kurz: alle Bestrebungen, die das kulturelle und materielle Wohl Finnlands ins Auge fafsten, konnten auf Porthans Unterstützung und Mitwirkung rechnen. Sein Tod (am 16. März 1804) wurde denn auch von seinen Landsleuten als ein unersetzlicher Verlust empfunden. In dankbarer Erinnerung an einen der gröfsten Söhne ihres Vaterlandes haben die Finnländer ihm in Åbo, an der Stätte seines langen, segensreichen Waltens, im Jahre 1864 ein prächtiges, von Ferd. v. Miller in München gegossenes Erzstandbild errichtet.

Porthan hat das nahegelegene Stockholm öfters besucht, dagegen nur einmal, im Jahre 1779, eine gröfsere Reise unternommen, die ihn u. a., wie wir bereits den Worten Schlözers entnehmen konnten, auch nach Göttingen an die damals noch junge, aber bereits hochberühmte Alma Mater Georgia Augusta führte. Von seinen Reisebriefen ist bisher leider nur ein zur Cirkulation unter seinen finnländischen Freunden bestimmtes, umfangreiches Schreiben bekannt geworden, das er von Göttingen am 22. Juli 1779 nebst einem Begleitbrief an den späteren lutherischen Bischof von Borgå, den Theologen und Mathematiker Magnus Jakob Alopaeus (1743—1818), sandte. Die ebenso humorvolle, wie lehrreiche Schilderung,

die Porthan hier von dem Göttinger akademischen und geistigen Leben entwirft und die mit gutem Grunde als ein wertvoller Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte am Ende des fridericianischen Zeitalters bezeichnet werden kann, dürfte eine Mitteilung des genannten Schreibens, sowie des Begleitbriefes in deutscher Übertragung jedenfalls gerechtfertigt erscheinen lassen.

1. Cirkularschreiben an die finnländischen Freunde, datiert Göttingen, 22. Juli 1779[1].

Die Seereise nach Lübeck ging untadelhaft schnell von statten. Von dort begab ich mich nach Hamburg, dann hierher .... Nun einige Bemerkungen über die hiesige Akademie. Dieselbe steht im höchsten Flor, hat tüchtige Lehrer und zählt ungefähr 900 Studenten[2]. Man ist aufserordentlich fleifsig. Tagtäglich werden von 7 Uhr morgens bis 8 Uhr abends Kollegien gehalten, ausgenommen am Sonntag und am Sonnabend nachmittag; und sogar dann lesen mehrere. Sobald es voll geschlagen hat, sind alle Strafsen voll von Studenten. Während der Vorlesungen dagegen sieht man nicht viele herumbummeln. Die Faulenzer spielen und saufen auf ihren Stuben. Ich habe verschiedene Vorlesungen gehört. Es ist nämlich erlaubt, auch die Privatkollegien ein paarmal frei und unentgeltlich zu besuchen, was man hier *hospitieren* nennt. Auf solche Weise sollen sich die Studenten darüber klar werden, wessen Kollegien am meisten nach ihrem Geschmack sind; und zwar geniefsen besonders Neuankömmlinge dieses Privilegium. Die Lebensweise der Studenten ist eine ziemlich gesittete, wofern man davon absieht, dafs sie abends dann und wann zum Vergnügen auf den Strafsen ein wüstes Gebrüll anstimmen und dafs unter ihnen bisweilen Duelle sehr in Mode sind. Zwei, die sich vor ein paar Tagen duelliert haben, sitzen gerade im Karzer. Der Ort ist recht teuer. Nur wenige giebt es, die jährlich mit 100 Dukaten auskommen. Sogar die gröfsten Knauser langen schwerlich mit 50. Die meisten depensieren 100 bis 300. Publica werden nicht gerade mit besonderem Eifer gehalten; einige lesen wöchentlich 2, andere 3 bis 4 Stunden publice, niemals jedoch in der Akademie selbst. Ferien giebt es fast garnicht, höchstens 14 Tage; aber auch dann liest ein Teil der Professoren. Die Gehälter sind verschieden und für die meisten ziemlich gering. Allein umso besser lohnen sich die Kollegien. Wenn ein Professor vor 50, 150 oder gar 200

---

[1] Das Original dieses Schreibens ist bisher nicht aufgefunden worden. Dagegen giebt es einige leider unvollständige Abschriften desselben. Der erste Satz ist von mir dem Fragment entnommen, das Ad. Neovius in *Ur Finlands historia. Publikationer ur de Alopaeiska pappren*, p. 155—58 (Borgå 1890) veröffentlicht hat. Der Rest findet sich in dem von Ernst Lagus herausgegebenen *Bref fran Henrik Gabriel Porthan till samtida* (p. 25—29) gedruckt, die den 38. Band der *Skrifter utgifna af Svenska Literatursällskapet i Finland* (Helsingfors 1898) bilden. — Ich übersetze den mit französischen Brocken stark vermengten schwedischen Text möglichst wortgetreu!

[2] In den Jahren 1779—82 stieg ihre Zahl auf mehr als 900. Das Sommersemester 1781 mit 947 Studenten wies den gröfsten Bestand des ganzen Jahrhunderts auf. Vgl. Ferd. Frensdorff, *Göttingen in Vergangenheit und Gegenwart*, S. 21 (Göttingen 1878). — Über das damalige Studentenleben vgl. namentlich Friedr. Wilh. Unger, *Göttingen und die Georgia Augusta*, S. 194, 200, 202 u. 212—13 (Göttingen 1861).

Zuhörern liest und von jedem 1 bis 3 Dukaten bekommt, so lohnt es sich schon, fleifsig zu sein. Die meisten halten denn auch tagtäglich 3 oder 4 Privatkollegien. Freilich sind hier keineswegs alle gleichmäfsig arbeitsam. Namentlich einer schont sich ziemlich; er ist Junggeselle, besitzt durch Erbschaft etwas Vermögen und hat keine grofsen Bedürfnisse. Mit Verwaltungsangelegenheiten u. s. w. beschäftigt man sich hier nicht, wie bei uns, ebensowenig mit Abhaltung der Consistoria Ecclesiastica; von allen derartigen Dingen sind die Professoren befreit. Die Bibliothek ist in Bezug auf Anzahl, wie Auswahl der Bücher ganz vortrefflich.

Die übrigen Anstalten übergehe ich jetzt und wende mich blofs zur Theologischen Fakultät. Dr. Walch, ihr Senior, ist ein frommer und freundlicher Herr, besonders gut in der Kirchengeschichte beschlagen, orthodox gesinnt, aber gleichzeitig tolerant[1]. Lefs wird Dir wohl durch sein schönes Buch über die *Wahrheiten der christlichen Religion* u. s. w. bereits bekannt sein. Er war früher zugleich Universitätsprädikant und wird wegen seiner gewaltigen Begabung als Kanzelredner gerühmt[2]. Seine Vorlesungen sind besonders praktische. Er ist gegenwärtig Prorektor (dasselbe wie bei uns Rektor). Seine Schrift über die *Wahrheit der Auferstehung Christi* gegen die von Lessing herausgegebenen Schmähfragmente zeichnet sich unter den vielen über das nämliche Thema ganz besonders aus. Mit seinem unlängst erschienenen Buche *Versuch einer praktischen Dogmatik* dagegen werden, das weifs ich bestimmt, unsere Orthodoxen nicht zufrieden sein, obwohl er in Bezug auf die wesentlichsten Lehrartikel, die gegenwärtig in Deutschland allgemein angefochten werden, — z. B. in Bezug auf die Dreieinigkeit, die Gottheit Christi, den Sühnetod u. dergl. mehr — durchaus rechtgläubig ist. Sonst ist er ein sehr frommer Mann. Miller ist, obgleich recht tolerant und human, vollkommen orthodox gesinnt[3]. Koppe, der jüngste Theologe und noch ein ganz jugendlicher Herr, soll ebenfalls grofse Hoffnungen erwecken. Er ist augenblicklich Universitätsprädikant und leitet zusammen mit einem jungen Prediger, namens Weber den Gottesdienst in der Universitätskirche[4]. Zu dieser gehören der gesamte akademische Lehrkörper, wie die Studierenden, und dort haben sie auch ihren eigenen Begräbnisplatz.

---

[1] Christian Wilh. Franz Walch, geb. 25. Dez. 1726 in Jena, gest. 10. März 1784 in Göttingen. Vgl. über ihn *Allg. Deutsche Biographie* XL, 646—50 (Leipzig 1896).

[2] Gottfried Lefs, geb. 31. Jan. 1736 in Konitz (Westpreufsen), gest. 28. Aug. 1797 in Göttingen. Er war seit Herbst 1763 Universitätsprediger. Vgl. über ihn *Allgemeine Deutsche Biogr.* XVIII, 444—46 (Leipzig 1883). — Seine Streitschrift gegen Gotth. Ephr. Lessings *Fragmente* betitelt sich *Auferstehungsgeschichte nach allen vier Evangelisten, nebst einem doppelten Anhange gegen die Wolfenbüttelschen Fragmente* (Göttingen 1779). Überhaupt sind die von P. angeführten Büchertitel häufig ungenau.

[3] Joh. Peter Miller, geb. 26. April 1725 in Leipheim (bei Ulm), gest. 29. Mai 1789 in Göttingen. Vgl. über ihn *Allg. Deutsche Biogr.* XXI, 749 f. (Leipzig 1885). — Das bei Lagus abgedruckte Fragment beginnt mit folgenden Worten: „Ich habe dem frommen und billig denkenden Miller berichtet, dafs Du seine *Biblische Geschichte* ins Finnische übersetzt hast". Der Empfänger des Briefes, der lutherische Prediger und spätere Bischof Zach. Cygnaeus (1733—1809), hatte nämlich Millers *Erbauliche Erzählungen der vornehmsten biblischen Geschichten* ins Finnische übertragen (Stockholm 1774).

[4] Joh. Benjamin Koppe, geb. 19. Aug. 1750 in Danzig, gest. 12. Febr. 1791 in Hannover. Seit 1775 Professor in Göttingen, wurde er 1777 Universitätsprediger. Vgl. über ihn *Allg. Deutsche Biogr.* XVI, 692 f. (Leipzig 1882). — Als Universitätskirche diente damals die Paulinerkirche. Vgl. Unger S. 78.

Der botanische Garten der Akademie ist nicht nur reich an Pflanzen, sondern auch recht hübsch; sehr um ihn verdient soll sich, so sagt man, Prof. Murray gemacht haben[1]. Da derselbe sehr gut Schwedisch spricht, ebenso wie seine hübsche Frau, die gleich ihm aus Stockholm stammt, begreifst Du wohl, dafs ich sein Haus häufig besuche. Die Bibliothek zu besuchen, ist eine Freude. Sie ist täglich von 1 bis 2 sowie am Mittwoch und Sonnabend von 2 bis 5 Uhr geöffnet. Prof. Dieze, ihr Primus Custos (dasselbe wie bei uns Vizebibliothekar), ist ein sehr diensteifriger Herr; gegen meinen Zettel darf ich jedes beliebige Buch nach Hause entleihen. Heyne, Eloquentiae et Poëseos Professor sowie gleichzeitig Bibliothecarius, ist in seinem Fache ein ganzer Mann[2]. Da es bei mir mit dem Deutschen nicht recht gehen will, spreche ich mit ihm Lateinisch. Aber das läuft nicht ohne Schwierigkeiten ab, da seine sächsische Aussprache mir Beschwerden macht. Namentlich anfangs war es schwer, zu wissen, fel solle vel, sey solle seu, schentes und maschis solle gentes und magis, tetit solle dedit bedeuten u. s. w. Als er in der Königl. Societät der Wissenschaften eine im übrigen recht hübsche Abhandlung vorlas, kam mir namentlich diese Pronunciation recht sonderbar vor. Murray spricht noch immer ziemlich so aus, wie wir, weshalb die Studenten — oder wie man hier sagt: die *Burschen* — erklären, er spräche sein Latein so französisch aus. Ich habe die Disputation eines Kandidaten der Medizin, namens Schröder, des Sohnes eines hiesigen früher berühmten Medicinae Professors, angehört. Er verteidigte sich allein, und zwar ziemlich gut, worauf Murray (Decanus) das Katheder bestieg und ihn, dem hier üblichen Gebrauche gemäfs, sofort zum Doktor promovierte. Es geschah dies am Tage nach meiner Ankunft, als es mir noch recht schwer fiel, von den Deutschen vita, veritas etc. aussprechen zu hören, ohne dabei zu lachen.

Augenblicklich studiert hier nur ein einziger Schwede, ein Stockholmer, der im Herbst die medizinische Doktorwürde zu erwerben beabsichtigt. In einigen Wochen aber werden die jungen Herren [v.] Munk und [v.] Wright erwartet, sowie ein Fähnrich Conradi aus Stockholm, der ein Bruder von Frau Murray, geb. Conradi ist. Es ist dies die Dame, um die General Ramsay[3] anhielt, als er Witwer war; und zwar hatte er einen stellungslosen Prediger (den jetzigen Dompropst Dr. Fant), einen deutschen Professor, sowie einen Stockholmer Fabriqueur zu Rivalen[4]. Dafs die erstgenannten Herren Finnländer sind, wirst Du wissen. In Hamburg traf ich zwei Schweden, einen Magister Kempe, Amanuensis an der Königl. Bibliothek zu Stockholm, sowie einen Kornett Sander-

---

[1] Joh. Andreas Murray, bekannter Botaniker und Pharmakologe, geb. 27. Jan. 1740 in Stockholm, gest. 22. Mai 1791 in Göttingen. Er kam 1760 dorthin und war seit 1769 Vorsteher des botanischen Gartens. Vgl. über ihn *Allg. Deutsche Biogr.* XXIII, 80 f. (Leipzig 1886).

[2] Christian Gottlob Heyne, berühmter Philologe, geb. 25. Sept. 1729 in Chemnitz, gest. 14. Juli 1812 in Göttingen, wo 1763 seine Ernennung zum Oberbibliothekar und Professor der Eloquenz erfolgte. Er war lange der einflufsreichste Mann Göttingens. Vgl. über ihn *Göttinger Professoren* S. 78 ff. und *Allg. Deutsche Biogr.* XII, 375—78 (Leipzig 1880).

[3] Freiherr Andr. Heinr. v. Ramsay, bedeutender schwedischer Militär, Politiker und Verwaltungsbeamter, geb. 15. Febr. 1707 in Finnland, gest. daselbst 22. Dez. 1782. Vgl. über ihn *Finsk biografisk handbok* (11. Heft).

[4] Joh. Mich. Fant, geb. 14. Okt. 1735 in Schweden, gest. daselbst 27. Febr. 1813. Er war Dompropst in Westerås.

berg vom Västgöta-Kavallerieregiment, die einige Zeit hier gelebt hatten. Der eine ist bei den Professoren, der andere auf der Reitbahn wohlbekannt. Als ein Dutzend junger studierender Herren am letzten Freitag mit grofser solennité ein Karussell veranstaltete, hörte ich, wie die *Burschen* einander zuflüsterten: „Nein, gegen Herrn Sanderberg kommen sie doch nicht auf“[1]. „*Nationen*“[2] werden hier nicht geduldet; darauf steht als Strafe Relegation. Neulich wurde diesbezüglich eine strenge amtliche Verordnung angeschlagen, da die Hamburger, sowie einige andere im Verdacht standen, sich heimlich *nationsweise* zu versammeln. *Inspektoren* und *Kuratoren* sind demgemäfs hier gleichfalls unbekannte Ämter[3].

Auch einige Juden studieren hier; einer soll in diesen Tagen Kandidat der Medizin werden.

Bei Michaelis erhält man, es sei denn höchst eilig, nicht leicht öfters. als am Sonnabend abends von 5 Uhr an Audienz. Er arbeitet unglaublich fleifsig, ist im übrigen ein Kavalier, geht in pelzbesetzten Kleidern und wohnt prächtig[4]. Er sieht quick aus, hat aber eine verschlagene Miene. Seine deutsche Bibelübersetzung avanciert so ziemlich. Bisher sind die Bücher Mosis, Hiob, Josua, das Buch der Richter, die Bücher Ruth und Samuel, das Buch der Psalmen, die Sprüche Salomos und das Buch der Prediger, Jeremias, der halbe Esaias und das 1. Buch der Makkabäer erschienen[5]. Das 2. Buch der Makkabäer zu übersetzen, hält er nicht der Mühe wert. Ebenso überlegt er sich sehr, ob er sich mit dem Hohen Liede Salomos befassen soll; er bezweifelt, dafs es kanonisch ist, und weifs deshalb nicht recht, wie die Bemerkungen darüber sein sollen. Jeden Winter liest er ex speciali inductu für gute Bezahlung über Theologia Dogmatica im Anschlufs an sein Compendium und über Theologia Moralis im Anschlufs an seine dictata im Manuskript. Beide Kollegien werden stark besucht, und man behauptet, dafs auch hierin ihm keiner der Theologen den Vorrang streitig machen kann. Die gegenwärtig so stark angefochtene Lehre de satisfactione Christi verteidigt er, so sagen mir die Studenten, mit einer Kraft und Geschicklichkeit, wie sie besser gar nicht sein kann. Über einige seiner Sätze mag ein jeder nach seiner eigenen Überzeugung urteilen. Aber das steht fest,

---

[1] Um die Göttinger Universität für reiche und vornehme Ausländer möglichst anziehend zu machen, ward schon 1735, also zwei Jahre vor der offiziellen Eröffnung der Hochschule, ein für die damalige Zeit ungewöhnlich prächtiges „Reithaus“ erbaut. Die Leitung der „Exercitia“ war stets hervorragenden Reitlehrern anvertraut. Der 1761 aus Wien berufene Stallmeister Ayrer erhielt später sogar den Rang eines Professor ordinarius. Vgl. Unger S. 73 u. Frensdorff S. 32. — Goethe, der im Juni 1801 eine Woche in Göttingen verweilte, hat in seinen *Tag- und Jahresheften* seine Eindrücke beim Besuch der „wohlbestellten Reitbahn“ des „berühmten Stallmeisters Ayrers“ geschildert. Vgl. *Goethes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand.* XXXI, 97 f. (Stuttgart und Tübingen 1830).

[2] Ist dasselbe, was bei uns „Landsmannschaften“ sind. Anm. d. Redakt.

[3] Über die „Nationen“, „Inspektoren“ und „Kuratoren“ an der finnländ. Universität vgl. Civis, *Studentenleben in Finnland;* in: *Finnländ. Rundschau* I, 200 ff. (Leipzig 1901)

[4] Joh. David Michaelis, berühmter Theologe und Orientalist, geb. 27. Febr. 1717 in Halle, gest. 22. Aug. 1791 in Göttingen. Vgl. über ihn *Allg. Deutsche Biogr.* XXI, 685—90. — Sein Haus (jetzt Prinzenstr. 11) war, als Göttingen zum Königreich Westfalen gehörte, Sitz der Präfektur. Vgl. Frensdorff S. 30.

[5] Lagus setzt hinter „Buch der Prediger“ irrtümlich einen Punkt. Vgl. dagegen das Verzeichnis der Schriften von Michaelis bei Joh. Georg Meusel, *Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller* IX, 142—54 (Leipzig 1809).

dafs seine Bibelübersetzung ein in seiner Art ganz vortreffliches Werk ist, das ein denkender Theologe nicht ohne Nachteil entbehren kann. Ebenso verhält es sich mit seinem *Mosaischen Recht.* Auch seine *Gedanken über die Lehre der Heil. Schrift von Sünde und Genugthuung* (Bremen 1779, in 8°) sowie seine *Einleitung in die Heil. Schriften des neuen Bundes* (Göttingen 1774, in 4°) sind für solche, die selber prüfen und urteilen können, unentbehrlich[1].

Von den übrigen hiesigen Lehrern kann ich diesmal wegen Raummangels nicht reden. Ich bin Gottlob während der ganzen Reise gesund gewesen und habe mich mit aller nur möglichen philosophischen Gelassenheit von den infamen deutschen Postkutschen durchrütteln lassen. Ich beabsichtige hier noch ein paar Wochen zu bleiben, dann nach Halle, Leipzig, Dresden, Wittenberg, Berlin etc. zu reisen und im Oktober wieder in Stockholm zu sein.

Uns in Åbo, die wir uns, einer alten löblichen Sitte gemäfs, nach wohlüberstandenem Examen fakultätsweise traktieren lassen, gereicht es zu hohem Troste, dafs auch hier in Göttingen an einer so berühmten und notabene neuen Akademie, gleichwie an mehreren anderen Orten Deutschlands, der Brauch besteht, dafs beispielsweise die Medizinische Fakultät, die ja am besten wissen mufs, was für die Gesundheit zuträglich ist, ihre Examina inter pocula abhält, d. h. an einem gedeckten, mit Weinflaschen und Weingläsern, Konfekt etc. vollbesetzten Tische, an den sich auch die Examinandi setzen, um inmitten ihrer Bekümmernis dann und wann ein Gläschen zur Stärkung zu nehmen. Merkwürdig ist, dafs unter den obwaltenden Umständen die Fakultät trotzdem im Rufe der Strenge steht und Exempel von solchen, die durchgefallen sind, angeführt werden. Vor ein paar Tagen fand hier ein derartiges Examen statt, wobei auch ein Schwede Kandidat wurde; und zwar hatte er, aufser zwei Deutschen, auch einen Juden zum Kameraden.

Die russischen Finnländer, die hier studierten, haben keinen guten Namen hinterlassen[2]; das schmachvollste ist, dafs Nationalrussen sich besser aufgeführt haben. Dagegen haben glücklicherweise sämtliche schwedische Unterthanen wegen ihres Studienfleifses, ihres Benehmens und ihrer haushälterischen Lebensweise allgemein lobende Anerkennung gefunden. Ich habe hier mit zwei Dänen Bekanntschaft gemacht; wenn sie ihre Sprache reden und ich Schwedisch, können wir einander sehr gut verstehen. Mit zwei Ungarn (von denen der eine ein Pastorat in Ungarn bekommen hat, sich aber dennoch mit Urlaub hier aufhält, um noch für einige Zeit seine Studien fortzusetzen) habe ich mich ebenfalls befreundet und bin gerade im Begriff, ein wenig Ungarisch zu lernen, um es mit dem Finnischen vergleichen zu können ....

2. Heinr. Gabr. Porthan an Magn. Jak. Alopaeus, datiert Göttingen, 22. Juli 1779[3].

Da ich vermute, dafs mein Bruder Siegfried[4] noch in Borgå ist, schicke ich einliegenden Brief unter Deinem Couvert. Er soll, da ich augenblicklich

---

[1] Auch hier hat P. die Büchertitel nicht genau angegeben.

[2] P. meint die Bevölkerung von „Alt-Finnland", d. h. der in den Friedensverträgen zu Nystad (1721) und Åbo (1743) von Schweden an Rufsland abgetretenen Teile des Grofsfürstentums Finnland. Bekanntlich wurden diese Gebiete im Dezember 1811 mit dem Mutterlande wieder vereinigt. Vgl. Schybergson-Arnheim, *Geschichte Finnlands*, S. 442—53 u. S. 560—62.

[3] Der Brief ist bei Lagus S. 25 abgedruckt.

[4] Siegfried Porthan (1741—98) war damals Gymnasiallehrer in Borgå.

keine Zeit habe, an jeden einzelnen besonders zu schreiben, zuerst von Dir, von ihm, sowie von Dr. Cajander[1] gelesen und dann an Z. Cygnaeus in Mänduharju geschickt werden, was zu besorgen Du wohl die Freundlichkeit hast. Ich bin bei Kästner gewesen und werde ihn noch einmal besuchen, um gleichzeitig das Observatorium Astronomicum besichtigen zu können. Du weifst vielleicht, dafs er ein sehr sektiererischer(??) Mann und geschickter Poët ist[2]. Seine übertriebenen und zeremoniellen Manieren dagegen erwecken von ihm einen ganz andren Begriff, als seine Schriften. Alle seine Glieder sind wie ein Uhrwerk, so beweglich sind sie. Seine Aussprache ist überhastet und leise, sodafs ich sehr aufmerksam sein mufs, um ihn verstehen zu können. Meister, welcher Professor für angewandte Mathematik ist, habe ich bei der Sitzung der Societas Regia Scientiarum zu Gesicht bekommen; er sieht ehrbar und gesetzt aus[3]. Professor Lichtenberg habe ich noch nicht getroffen[4]. Was ich sonst noch zu sagen habe, steht in dem Cirkularschreiben. Auch kannst Du, wenn wir uns später einmal treffen, in meinem Reisejournal die Details nachlesen.

Wie aus dem Inhalt der beiden hier mitgeteilten Schreiben hervorgeht, erscheint es keineswegs ausgeschlossen, dafs sich ungedruckte Briefe Porthans auch in den Manuskriptsammlungen einiger Bibliotheken Deutschlands befinden. Es sollte mich freuen, wenn auf Grund meiner obigen Ausführungen Nachforschungen an den einschlägigen Stellen stattfinden und zu positiven Ergebnissen führen würden.

---

[1] Dr. theol. Zach. Cajander (1729—81) war damals Pastor in Helsingfors.

[2] Abraham Gotthelf Kaestner, bekannter Mathematiker und Dichter, geb. 27. Sept. 1719 in Leipzig, gest. 20. Juni 1800 in Göttingen. Vgl. über ihn *Allg. Deutsche Biographie* XV, 439—51 (Leipzig 1882). — In dem von Lagus veröffentlichten Texte heifst es: „sectirisk". Fast sollte man meinen, dafs hier ein Schreibfehler für „satirisk" vorliegt. War doch K. gerade wegen seiner satirischen Epigramme im *Göttinger Musenalmanach* in weiteren Kreisen bekannt geworden. — Die Sternwarte befand sich damals in einem baufälligen Turm der alten Umwallung. Der untere Teil diente als Spritzenhaus! Vgl. Unger S. 77.

[3] Albr. Ludw. Friedr. Meister, Mathematiker und Physiker, geb. 1724 in Weickersheim (Württemberg), gest. 18. Dez. 1788 in Göttingen. Vgl. über ihn *Allg. Deutsche Biogr.* XXI, 251 f.

[4] Georg Christoph Lichtenberg, bekannter Physiker und Schriftsteller, geb. 1. Juli 1742 in Oberamstädt (bei Darmstadt), gest. 24. Febr. 1799 in Göttingen. Vgl. über ihn *Allg. Deutsche Biogr.* XVIII, 537 f.



„Pro Finlandia“.

Europas gemeinsamer Appell zu Gunsten Finnlands[1].

Von

Z. Konrad.



1. Wie die internationale Deputation zu stande kam.

Die Auslassungen der europäischen Presse in der finnländischen Frage und besonders ihre Schilderungen der wiederholten und stets vergeblichen Versuche des finnländischen Volkes mit seinen eigenen Erklärungen über die Lage der Dinge unmittelbar bis zum Monarchen vorzudringen, hatten allmählich in ganz Europa eine Stimmung entrüsteter Opposition gegen das ebenso unberechtigte, wie zwecklose Zertreten der Gerechtsamen eines ganzen Volkes und seiner Kultur und gesellschaftlichen Ordnung hervorgerufen. Man fühlte mehr oder weniger deutlich, dafs diese Äufserung morgenländischer Rechtsanschauung nicht blofs gegen Finnland und dessen Volk, sondern durch diese mittelbar auch gegen die abendländische Kultur gerichtet war. Infolgedessen war vielerorten der Gedanke aufgetaucht, dafs Europa einen gemeinsamen Protest gegen das, was geschehen und was in Aussicht stand, richten sollte.

In England, aus London, schrieb eine Frau, Mrs. Coupland, an den berühmten Philosophen in Jena, Rudolf Eucken, und fragte, ob er nicht glaube, dafs Universitätsgelehrte in verschiedenen europäischen Ländern dazu bewogen werden könnten, sich zu einem Protest zu vereinigen, der dann in der Weltpresse veröffentlicht und auf diese Weise vielleicht zur

[1] Vgl. W. van der Vlugt, Voor Finland. Amsterdam 1899, und Id., Pour la Finlande. Paris 1900.

Kenntnis des russischen Selbstherrschers gebracht werden könnte. In Paris schlug der Bibliothekar an der „École normale“, Lucien Herr, vor, dafs die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Frankreich eine von ihnen unterzeichnete Erklärung in dieser Frage veröffentlichen sollten. Und in Holland war man zur Ansicht gekommen, dafs es wünschenswert wäre, den Versuch zu machen, beim Friedenskongrefs in Haag die finnländische Frage zur Sprache zu bringen, um auf diese Weise zu Äufserungen Anlafs zu geben, die unbedingt das Ohr des Zaren erreichen mufsten.

In England hatten die Personen, an die sich Mrs. Coupland in der Angelegenheit gewandt hatte, sich in wärmster Weise über den Gedanken ausgesprochen. Ebenso fand Professor Eucken lebhafte Zustimmung bei allen, an die er sich wandte. Lucien Herr's Idee war von einigen Mitgliedern der französischen Akademie sehr günstig aufgenommen worden, die ihn indessen baten, ehe zur Handlung geschritten würde, in Erfahrung zu bringen, ob man in Finnland durch eine derartige Äufserung irgendwelche Nachteile befürchtete. Und aus Holland kam sogar eine schriftliche Anfrage, ob ein Versuch, die finnländische Frage beim Friedenskongrefs zur Diskussion zu bringen, vom finnländischen Standpunkte opportun erscheine.

Der Boden war also aufs beste vorbereitet. Ein einheitlicher Aktionsplan war nicht vorhanden, aber der Gedanke, in der einen oder anderen Weise zu Gunsten Finnlands aufzutreten, lag überall in der Luft in den europäischen Kulturländern. Deshalb fand auch der einige Zeit darauf gemachte Vorschlag, dafs die hervorragendsten Vertreter der modernen Kultur sich in der Form von Adressen an den Grofsfürsten von Finnland wenden sollten, überall unmittelbaren Anschlufs. Und im Zusammenhang damit auch der Vorschlag, dafs diese Adressen durch eine internationale, aus Vertretern der verschiedenen Länder bestehende Deputation dem gemeinsamen Monarchen von Rufsland und Finnland überreicht werden sollte.

Kurz vorher hatte Zar Nikolaus in seinem Aufruf zur Einschränkung der Kriegsrüstungen und gemeinsamer Arbeit für den Weltfrieden sich an die Vertreter der Kultur in Europa mit der Bitte gewandt, ihm in dem Werke beizustehen, dem er sich selbst und die Macht seines gewaltigen Reiches widmen zu wollen erklärte. Nun sollten die Vertreter der Kultur ihrerseits an die Menschenfreundlichkeit, die Liebe zu Recht, Wahrheit und gesetzmäfsiger, friedlicher Entwicklung appellieren, von denen das

Friedens- und Abrüstungsmanifest des russischen Selbstherrschers redet, und zwar sollte es zu Gunsten eines Volkes geschehen, dessen Recht in Gefahr war, durch Mafsregeln vernichtet zu werden, die er gegen Gesetz und Regentenversicherung selbst gutzuheifsen bewogen war.

Dies war der Grundgedanke des Vorschlags. Es war eine neue Idee, ein Samen, der vielleicht zum Keimen gebracht werden konnte. Vielleicht konnte er in Zukunft zu gewichtigeren Äufserungen von seiten derer Anlafs geben, die imstande sind, leidenschaftsloser und gerechter, als unmittelbar interessierte Staatsmänner politische Stimmungen zu beurteilen und die Grenzlinien zwischen Macht und Recht zu ziehen. Die, welche am weitesten und tiefsten sahen, fanden den Gedanken schön und der Verwirklichung wert. Darum einigten sich die Gröfsten Europas in den verschiedenen Ländern mit solchem Eifer in dem Vorsatz, in keiner anderen Eigenschaft, als der von Vertretern der höchsten Bildung und Intelligenz in einer praktisch-politischen Frage ihr unparteiisches Votum in die Wagschale zu werfen.

Der erste unter den Grofsen der Weltkultur, der sich in bestimmter Weise dem Vorschlag anschlofs, war Theodor Mommsen. Rudolf Virchow erklärte sich ebenfalls sofort bereit, dem Plane beizutreten, und Hans Delbrück übernahm es, die deutsche Adresse aufzusetzen. Mit solchen Namen an der Spitze war der weitere Erfolg der Sache in Deutschland sichergestellt. Die Unterschriften aus diesem Lande zeigen auch, dafs kaum ein einziger bedeutender Vertreter der Wissenschaft, Kunst oder Litteratur unterlassen, sich der bemerkenswerten Bewegung anzuschliefsen.

In England war der Professor des Staatsrechts Westlake einer der ersten, die sich der Sache aufs wärmste annahmen. In Oxford verschafften sich die Mitglieder der dortigen juristischen Fakultät sämtliche in englischer, deutscher und französischer Sprache erschienene Litteratur über Finnlands Recht und seine Stellung zum Kaiserreich Rufsland. Und nachdem ein jeder von dieser Litteratur Kenntnis genommen, wurde die Frage einer gemeinsamen, gründlichen Diskussion unterworfen, worauf jedes Mitglied der Fakultät die in London aufgesetzte englische Adresse unterzeichnete. In Cambridge verfuhr man in ähnlicher Weise und auch dort, wie in Oxford, unterzeichneten nicht nur die Juristen, sondern auch die hervorragendsten Mitglieder der übrigen Fakultäten die Adresse, die aufserdem die Unterschriften von Politikern, Künstlern, Dichtern und andern bekannten und hervorragenden Männern in den drei Königreichen erhielt.

An der Spitze dieser glänzenden Reihe von Namen steht derjenige Herbert Spencers.

Die französische Adresse wurde von Lucien Herr verfaſst und von den Mitgliedern der französischen Akademie nach einer ihrer Sitzungen einer Prüfung unterworfen, worauf die bedeutendsten Mitglieder der Akademie die Adresse unterzeichneten. Neben ihren Namen prunken solche wie Emile Zola, Anatole France, Dagnan-Bouveret, Sardou, Gaston Paris, Frédéric Passy, Falguière u. s. w.

In Holland nahmen sich die Rektoren der verschiedenen Universitäten in wärmster Weise der Adresse an. Nirgends fand der Gedanke einen begeisterteren Anschluſs, als in diesem Lande, und nur von denen, die das Unternehmen leiteten, hing es ab, daſs die Unterschriften nicht noch zahlreicher wurden. Man wollte keine anderen Namen haben, als solche, die auch über die Grenzen Hollands hinaus einen Klang hatten und lehnte deshalb andere Unterschriften ab.

In Italien war dagegen ein derartiges rigoroses Verfahren unmöglich. Der Zulauf von Unterzeichnern war zu groſs, der Eifer zu leidenschaftlich, als daſs man eine Auswahl hätte treffen können. Die italienische Adresse weist deshalb die gröſste Anzahl Namen auf.

In Schweden und Norwegen beschränkte man sich dafür streng auf eine geringere Anzahl solcher Namen, die durch ihr Gewicht und ihren Klang die Menge ersetzten. So finden sich denn auf diesen Adressen Namen wie Nordenskjöld, Snoilsky, v. Heidenstam, Edgren-Leffler, Hedin. Ibsen, Björnson, Nansen, Lie, Kielland, Grieg, Svendsen u. s. w.

In Österreich-Ungarn erhielt man erst so spät Nachricht darüber, was in den anderen europäischen Staaten geplant wurde, daſs nur sechs Tage bis zu dem Termin übrig waren, wo sämtliche Adressen laut Übereinkunft in Stockholm eintreffen sollten, um dort für eine Faksimileausgabe photographiert zu werden. Aber der Eifer, an der neuen Bewegung teilnehmen zu dürfen, war so groſs, daſs die österreichischen und ungarischen Adressen binnen sechs Tagen geschrieben, unterzeichnet und mit einer stattlichen Anzahl von Namensunterschriften nach Stockholm abgesandt waren.

Auf weit gröſsere Schwierigkeiten, als bei den Adressen selbst, stieſsen die Unternehmer derselben, als es galt, die internationale Deputation zusammenzubringen, die dieselben nach St. Petersburg und, wenn möglich, zur eigenen Person des russischen Selbstherrschers bringen sollte. Männer, die bereit waren, als Mitglieder in die Deputation einzutreten, meldeten

sich allerdings in allen Ländern, aber kein bestimmter Zeitpunkt war für alle gleich geeignet, weshalb die Deputation sich schliefslich aus acht, statt aus zwölf Mitgliedern zusammensetzte. Und auch von diesen acht sahen sich im letzten Augenblick noch zwei verhindert, sich in St. Petersburg einzufinden, und so waren es sechs Männer, die den Appell der europäischen Kultur zu Gunsten Finnlands dem Zaren überreichen wollten. Diese sechs waren: der Professor Freiherr A. E. Nordenskjöld (Schweden), der Senator und frühere französische Justizminister C. Trarieux (Frankreich), der — nachdem Nordenskjöld den Auftrag abgelehnt — als Führer der Deputation fungierte, der Professor und frühere Vorsitzende des „Institut de droit international“ E. Brusa (Italien), der Professor der Rechte W. van der Vlugt (Holland), der Professor W. Brögger (Norwegen) und Doktor C. M. Norman-Hansen (Dänemark). Abwesend waren der Professor Westlake (Grofsbritannien) und Professor Szinney (Ungarn).

2. Wie es in St. Petersburg zuging.

Montag, den 26. Juni trafen die Mitglieder der Deputation von verschiedenen Seiten in St. Petersburg ein und am folgenden Tage besuchten sie in corpore den Minister des kaiserlichen Hofes, Baron Fredericksz, und baten um seine Vermittlung behufs einer Audienz beim Zaren, indem sie zugleich den Zweck der Audienz angaben.

Der Hofminister zeigte sich im höchsten Grade überrascht, als er erfuhr, dafs die Deputation von nicht weniger, als zwölf verschiedenen Ländern Adressen mitbrachte, die von eintausendfünfzig der hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft, Litteratur, Kunst und Politik in der ganzen civilisierten Welt unterzeichnet waren. Es hätte ja einer aufserordentlich umfassenden und komplizierten Agitation bedurft, um etwas derartiges zu stande zu bringen, meinte Baron Fredericksz, und es sei darum um so erstaunlicher, dafs keine Mitteilung über die Angelegenheit in St. Petersburg eingetroffen war.

Senator Trarieux erwiderte, dafs, soviel er wüfste, überhaupt keinerlei Organisation vorhanden war, sondern es wären Personen in verschiedenen Ländern, nachdem der Gedanke einmal geweckt war, in der Frage übereingekommen und jeder hätte dann nach Kräften die Sache gefördert. In allen konstitutionellen Ländern Europas wäre man gleich eifrig gewesen, für die Verteidigung einer konstitutionellen Staatsform einzutreten, die mit

dem Untergang bedroht war. Diesem Eifer wären die Adressen entsprungen, ohne dafs eine eigentliche Organisation überhaupt nötig gewesen wäre.

Der Hofminister wandte hierauf ein, dafs man in Europa sich offenbar in Bezug auf die wirkliche Bedeutung der finnländischen Frage in einem Irrtum befände. Die Absicht Seiner Majestät wäre keineswegs, die Staatsordnung Finnlands zu verändern. Das Manifest vom 3./15. Februar 1899 beträfe nur die legislatorische Ordnung in Fragen von gemeinsamem Interesse für das ganze Reich, nicht die finnländische Konstitution.

„Welches sind diese Fragen?“ fragte Senator Trarieux. „Die Militärgesetze sind ohne Zweifel von Interesse für das Reich in seiner Gesamtheit, die Kriminalgesetze, die Handelsgesetzgebung, die Unterrichtsgesetze ebenso. Es giebt mit einem Wort kein Gesetz, das nicht in der einen oder anderen Weise als zum Gebiet der Reichsgesetzgebung gehörend erklärt werden kann, folglich wird die Konstitution selbst von der Frage berührt.“

Baron Fredericksz vermied es, hierauf zu antworten. Er kam statt dessen auf die Frage von der Audienz zurück und versprach, die Bitte der Deputation dem Zaren vorzutragen und spätestens Donnerstag, den 29. die Antwort desselben zu übermitteln. Aber schon am nächsten Tage, Mittwoch, fand sich im Hotel, wo die Deputierten logierten, ein Bote vom Hofminister ein mit dem Bescheide, dafs dieser bei näherer Überlegung zu dem Schlusse gekommen, dafs eine Bitte um Audienz in dem vorliegenden Falle von rechtswegen vom Minister des Innern vorgetragen werden müfste. Er forderte deshalb die Deputation auf, sich an diesen zu wenden.

Die Deputierten glaubten indessen, nicht allzu sehr darauf rechnen zu können, dafs der Minister des Innern, Goremykin, ihnen beistehen würde, und beschlossen deshalb, zuerst durch Freiherrn von Nordenskjöld, der seit altersher mit dem Minister des Äufseren, Murawjeff, bekannt war, auf privatem Wege einen Versuch zu machen, diesen zur Vermittlung einer Audienz zu bewegen. Baron Nordenskjöld begab sich deshalb gleich ins Ministerium des Äufseren. Da aber der Minister gerade ausländische Diplomaten empfing, gab er Nordenskjöld das Versprechen, ihm später mitteilen zu wollen, um welche Stunde er ihn empfangen könne. Der Rest des Tages verflofs im Warten auf die versprochene Mitteilung vom Minister des Äufseren, die jedoch ausblieb, weshalb Freiherr von Nordenskjöld am 29. früh sich zu ihm begab. Da erhielt er den Bescheid, dafs der Minister schon am vorhergehenden Abend von Petersburg abgereist wäre!

Als die Nachricht hierüber die Deputierten erreichte, begannen sie zu ahnen, dafs der eine, wie der andere Minister sie mit leeren Ausflüchten abgespeist hatte, wahrscheinlich nur um Zeit zu gewinnen, bis man den Zaren überredet hätte, die Deputation nicht zu empfangen. Um aber wenigstens alles gethan zu haben, was in ihrer Macht lag, beschlossen die Deputierten, auch den Minister des Innern, Goremykin, aufzusuchen und ihn zu bitten, eine Audienz für sie zu erwirken. Der Beschlufs wurde sofort ins Werk gesetzt.

Der Minister des Innern war jedoch denselben Morgen nach Peterhof gereist, sollte aber noch denselben Tag zurückkehren und um 3 Uhr zu treffen sein, weshalb sich die Deputation um diese Stunde zu ihm begab. Da aber erhielten sie den Bescheid, dafs Herr Goremykin erst am folgenden Tage, den 30., nach Petersburg zurückkehren und um 2 Uhr nachmittags im Ministerium zu treffen sein würde.

Um keinen Schritt unversucht zu lassen, begaben sich die Deputierten zur angesetzten Stunde noch einmal ins Ministerium des Innern und wurden nun endlich vorgelassen. Auf ihre Bitte um Erwirkung einer Audienz erwiderte aber Herr Goremykin, dafs er nicht die rechte Person sei, um es zu thun, sondern der Hofminister, der sich geirrt hätte, als er sagte, dafs er nicht in der Lage sei, die Bitte der Deputation zu erfüllen. Nun bleibe dieser letzteren nichts anderes übrig, als nach Peterhof hinauszufahren, wo sich Seine Majestät gegenwärtig aufhalte, und sich an den Palaiskommandanten mit einer schriftlichen Bitte um Audienz zu wenden, die dieser verpflichtet sei, sofort Seiner Majestät vorzutragen.

Am Morgen des 1. Juli begab sich die Deputation also nach der Sommerresidenz des Zaren, um einen letzten Versuch zu machen, zu ihm zu gelangen. Auf dem Bahnhof in St. Petersburg erwies es sich, dafs verschiedene Minister, sowie der Oberprokurator der heiligen Synode, Pobedonostzeff, ebenfalls im Begriff waren, nach Peterhof zu reisen. Hier erfuhren die Deputierten, dafs der Palaiskommandant nach der Hauptstadt gereist wäre, wo er in seinem Bureau anzutreffen sei. Die Deputation kehrte unmittelbar zurück und begab sich nach dem angegebenen Amt, um, nachdem sie dem Palaiskommandanten ihre Aufwartung gemacht, noch denselben Tag nach Peterhof hinauszufahren. In St. Petersburg aber antwortete man den Deputierten, dafs der Palaiskommandant gar nicht in die Stadt gekommen, sondern sicher in Peterhof zu treffen sei, wo er durch seinen Dienst gebunden wäre. Und als die Mitglieder der Deputation hier-

auf in ihr Hotel zurückkehrten, fanden sie hier einen Brief des Ministers des Innern vor — dazu noch in unhöflichster Weise in russischer Sprache geschrieben, obgleich Goremykin mit den Deputierten nur französisch gesprochen hatte —, worin derselbe bat, dafs die Deputation keine Schritte in Peterhof machen sollte, ehe sie ihn am Sonntag, den 2. Juli, in seiner Villa draufsen vor St. Petersburg getroffen.

„Ceci est plus qu'indigne, c'est stupide" lautete Senator Trarieux' Betrachtung über die Behandlung, die ihm und seinen Kollegen zu teil geworden. Und diese waren wahrscheinlich derselben Ansicht.

Nichtsdestoweniger beschlossen die Deputierten, der Aufforderung nachzukommen und den Minister zu besuchen. Hier teilte ihnen dieser mit, dafs Seine Majestät ihnen die Audienz verweigere. Als die Deputierten nun baten, dafs Herr Goremykin es wenigstens übernehmen möge, die Adressen selbst dem Kaiser vorzulegen, erklärte dieser, dafs er nicht einmal das thun könne, ohne zuerst die Erlaubnis Seiner Majestät eingeholt zu haben. Aber er könnte gleich — per Telephon — nachfragen, ob Seine Majestät gewillt seien, die Schriftstücke entgegenzunehmen.

Die Antwort, die Herr Goremykin in erstaunlich kurzer Zeit empfangen zu haben behauptete, war natürlich verneinend, und damit war der Auftrag der Deputation in St. Petersburg zu Ende. Der Selbstherrscher von Rufsland und Grofsfürst von Finnland hatte den tausend und fünfzig Vertretern der höchsten Kultur der Gegenwart ebensowenig Gehör schenken wollen, wie einige Monate vorher den fünfhunderttausend Finnländern, die vergeblich an seine Gerechtigkeit appelliert hatten. Der einzige Unterschied war, dafs er diesmal nicht verkünden liefs, dafs er den Deputierten nicht zürne.

3. Die Heimkehr der Deputation.

In Finnland hatte sich die Nachricht von der Ankunft der Deputation in St. Petersburg und den Adressen, die sie mitbrachte, wie ein Lauffeuer über das ganze Land verbreitet. Überall empfand man tiefste Dankbarkeit zu den Unterzeichnern der Adresse und besonders zu den Mitgliedern der Deputation, während man zugleich auf die Anerkennung stolz war, die auf diese Weise von seiten der civilisierten Welt unserem Lande zu teil geworden war. Überall erwartete man den Ausgang dieses grofsartigen Versuches, das Rechtsgefühl des Zaren wachzurufen, mit einer Spannung und Unruhe, die mit jedem Tage und jeder Stunde wuchs.

Dann kam die Nachricht, dafs auch diese Deputation abgewiesen worden war. Beinahe gleichzeitig erfuhr man aber, dafs man diejenigen, die sich der demütigenden Behandlung unterworfen hatten, die man ihnen in der russischen Hauptstadt hatte angedeihen lassen, persönlich in Finnland würde begrüfsen können, da sie ihre Heimreise über dieses Land antreten wollten. Und überall vergafs man Niedergeschlagenheit und Enttäuschung in der Freude, nun zeigen zu können, welche Gefühle Europas Teilnahme in Finnland erweckt hatte.

Schon in Wiborg hatten sich, trotz der späten Stunde, am Bahnhof eine Menge Menschen versammelt, um die notablen Reisenden zu sehen. Und als diese am anderen Morgen früh in Riihimäki, zwei Stunden vor Helsingfors, aus ihrem Schlafwagen stiegen, wurden sie von einem Chor mit Gesang empfangen, der zuerst „Vårt land“, die Volkshymne, und dann, kurz ehe der Zug sich wieder in Bewegung setzte, das Lied „Toner, som skänken den lidande tröst“ (Töne, die ihr dem Leidenden Trost schenkt) anstimmte. Nordenskjöld, Brögger und Norman-Hansen, die den Inhalt der Worte verstanden und zugleich wufsten, bei was für Gelegenheiten dieses Lied meistens gesungen zu werden pflegte, hatten Thränen in den Augen, als sie, auf der Plattform des Wagens stehend, den im Lärm des dahinrollenden Zuges erstickenden Tönen dieses Grabgesanges über eine wieder zertrümmerte Hoffnung lauschten.

In Helsingfors hatten sich Tausende von Menschen am Bahnhofe versammelt, um die Deputierten zu sehen und zu begrüssen. Ein Sängerchor empfing sie, als sie aus dem Waggon stiegen, mit „Suomis sång“, dem ein neunfaches donnerndes Lebehoch folgte, worauf „Vårt land“ angestimmt wurde. Das Publikum sang mit und bildete Spalier, während die Deputierten, ehrfurchtsvoll von der tausendköpfigen Menge begrüfst, zu ihren Wagen schritten.

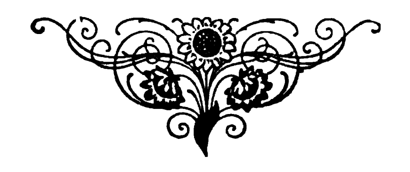
Um 12 Uhr fand im Restaurant „Brunnshuset“ ein Frühstück statt, ein in gröfster Eile improvisiertes Fest, das sich aber trotzdem durch eine gehobene, weihevolle Stimmung kennzeichnete, wie sie die finnländische Hauptstadt wohl kaum früher gesehen. Tiefe Rührung, Freude, Wehmut und Stolz spiegelten sich gleichzeitig in jedem Blicke wieder.

Wie eine seltsame, ironische Laune des Schicksals erschien es, dafs mitten während des Festes die Zeitungen von dem kaiserlichen Reskript Nachricht erhielten, in welchem dieser seine allerhöchste Ungnade anläfslich der offenherzigen Ansprachen der Präsidenten der Stände und der

Haltung des Landtags von 1899 aussprach. Das Reskript wurde sofort in Extrablättern verbreitet. Unter andern Umständen hätte es vielleicht deprimierend genug gewirkt, jetzt verfehlte es vollkommen seinen Zweck. Kaiserliche Ungnade schien in diesem Augenblick unendlich viel weniger zu bedeuten, als Europas offen ausgesprochene Anerkennung. Man las das Reskript und legte es mit einem Achselzucken beiseite.

Am Nachmittag brachte ein Extrazug die Deputierten weiter nach Åbo. Wieder war eine tausendköpfige Menge am Bahnhof erschienen, um den Gesandten europäischer Kultur Lebewohl zu sagen. Bei jeder Station wurden den Deputierten mit Blumen und Gesang Huldigungen dargebracht. Und in Åbo selbst nahmen sie einen grofsartigeren Charakter an, als irgend anderswo. Am Dampferquai hatte sich eine unübersehbare Menge versammelt, und als der Dampfer sich in Bewegung setzte, folgten ihm weit in die Schären hinaus eine Unzahl von Böten, Schaluppen und kleinen Dampfern, voll von Frauen und Männern, die mit Gesang und Blumenhuldigungen von den Reisenden Abschied nahmen.

Eins der erhebendsten, hoffnungsvollsten Kapitel der Geschichte Finnlands aus der neuesten Zeit ging damit zu Ende — ging ebenso schön zu Ende, wie die hoffnungsreiche, helle, warme Sommernacht, in der sich diese letzte Scene abgespielt hatte.



Der Volksunterricht in Finnland.

Wie in allen protestantischen Staaten ist der Volksunterricht auch in Finnland ein Kind der Reformation. Der grofse Gedanke der Reformation, dafs jedermann frei im Wort Gottes forschen darf, gebar den zweiten Gedanken, dafs jedermann auch dazu befähigt, d. h. im Lesen und im Verständnis der Bibel unterrichtet werden sollte.

Schon der eigentliche Reformator Finnlands, der Schüler Luthers und Melanchthons, Bischof Michael Agricola († 1557), der zugleich der Begründer der finnischen Schriftsprache ist, verfafste für das Volk ein Abc-Buch. Auf die Einwände der Klugen der Zeit, dafs Gottes Wort durch die rohe und unbehülfliche Bauernsprache profaniert werden würde, hatte er die einfache Antwort:

„Da Er kann in aller Herzen sehen,
Mufs Er auch des Finnen Sprach' verstehen."

Der von der Reformation ausgegangene Volksunterricht hat jedoch im Norden und in Deutschland verschiedene Wege betreten. Während in Deutschland die zahlreichere Bevölkerung und die Ansiedelung derselben in dichtgebaute Dörfer das Aufkommen von Dorfschulen begünstigte, kam es im Norden meistens auf den häuslichen Unterricht an. Die an Zahl geringe, auf weite Flächen zerstreute, durch Wälder und Seen von einander getrennte Bevölkerung konnte nicht daran denken, gemeinsame Schulen für die aufwachsende Jugend zu errichten. Entweder mufsten die Eltern ihre Kinder selbst lesen lehren oder konnten es die Kinder überhaupt nicht lernen. Man drang darum von Anfang an auf die Lehrpflicht

der Eltern. Und so schwierig die Sache auch anfänglich war, führte man es im Laufe der Zeiten durch; doch vergingen rund zwei Jahrhunderte, ehe man so weit gekommen war. Unter den kräftigen Bischöfen Rothovius und Terserus machte die Sache schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts erhebliche Fortschritte. Die eigentlichen Lehrer des finnischen Volkes, die wahren „praeceptores Fenniae“ waren jedoch die beiden Nachfolger des Terserus, Johannes Gezelius der ältere (1664—1690) und sein Sohn Johannes Gezelius der jüngere (1690—1718). Von dieser Zeit an hat es als eine Thatsache gegolten, dafs das finnische Volk hat lesen können. Von dieser Zeit an ist die Lesefertigkeit als Erbschaft von Vater und Mutter auf Sohn und Tochter übergegangen, wie ihr materielles Hab und Gut.

Dafs die Lesefertigkeit von einer Generation der folgenden ohne eine allgemeine Schulinstitution vermittelt worden ist, ist ja an sich nicht unbegreiflich. Aber wie man es im ersten Anfang gemacht, wie die erste des Lesens unkundige Generation sich diese Fertigkeit ohne eine solche Institution angeeignet hat, das wird wohl immer mehr oder weniger rätselhaft bleiben, um so mehr, da wir nur spärliche Notizen darüber besitzen, wie das eigentlich zugegangen ist. In seinen Hirtenbriefen oder „Commonitionen“ ermahnt der Bischof Gezelius d. ä. die Geistlichkeit die Sache so anzufangen, dafs sie den Küster verpflichten Schule zu halten; jede Ortschaft, auch die entfernteren, sollten begabte junge Leute in die Küsterschule senden, damit diese später ihre Nachbarn unterrichten könnten. Ob dieses System in weitere Kreise Eingang gefunden, darüber fehlt uns eingehende Kenntnis. Jedenfalls mufs die anregende und überwachende Thätigkeit der Geistlichkeit und besonders des Bischofs in diesen Zeiten von Unwissenheit und geringer geistiger Regsamkeit überaus grofs gewesen sein. Doch an direkten, wie indirekten Zwangsmitteln fehlte es auch nicht. So wurde in den genannten „Commonitionen“ anbefohlen, die Konfirmation allen denjenigen zu verweigern, die nicht lesen konnten. Diese Bestimmung wurde später in das schwedisch-finnische Kirchengesetz vom Jahre 1686 aufgenommen und ist von jener Zeit an während zwei Jahrhunderten das wirksamste Mittel gewesen, die allgemeine Lesefertigkeit im Volke aufrecht zu erhalten. Denn ohne Konfirmation war nicht an Ehe zu denken, und dieser Umstand hat auch dem Widerstrebendsten das Buch in die Hand gelegt. Im Anfang des 18. Jahrhunderts wurde säumigen Eltern eine Geldstrafe auferlegt.

Wie dann der häusliche Unterricht in der Obhut der Geistlichkeit in Finnland durch Generationen gepflegt worden ist, davon giebt uns das heutige Verfahren noch ein anschauliches Bild. Während der langen, dunklen Winterabende sitzt das 6—10jährige Kind neben der spinnenden oder nähenden Mutter und liest in lautsingendem Tone in seinem Buche. Zeile für Zeile, Stück für Stück, Seite für Seite wird das Abc-Buch durchbuchstabiert, dann Luthers kleiner Katechismus memoriert, bisweilen auch der grofse Katechismus mit seinen weitläufigen Erklärungen. Jährlich einmal kommt der Geistliche ins Dorf oder in den Bezirk, um eine Prüfung anzustellen. Sowohl Erwachsene, wie Kinder werden in der geräumigen Wohnstube irgend eines Bauers zusammengerufen. Die Kinder werden im Lesen und in den Hauptstücken des Christentums geprüft, und die älteren müssen nachweisen können, dafs auch sie Fortschritte gemacht. Inzwischen hat der Küster die grofsen Kirchenbücher auf den Tisch gebracht, in denen jedermanns Name sich findet; der Pastor notiert mit Zeichen, die nur dem Eingeweihten verständlich sind, den jedesmaligen Bestand der Lesefertigkeit und der übrigen Kenntnisse.

Der Vorgang mag jetzt veraltet erscheinen und mehr zu mechanischem Einpauken, als verständnisvollem Aneignen Anlafs geben; es steht jedoch fest, dafs diese patriarchalische Methode die Bewohner Schwedens und Finnlands schon früh auf eine relativ hohe Bildungsstufe gehoben hat. Später, in den Zeiten der Presse und der Volksbibliotheken, ist sie die feste Grundlage einer rasch aufblühenden Leselust gewesen. Auch ist dieser häusliche, von der Geistlichkeit beaufsichtigte Unterricht noch heutzutage keineswegs bedeutungslos: ein beträchtlicher Teil der gesamten Jugend erwirbt noch heute seine Lesekunst zu Hause „auf den Knieen der Mutter“. Und wenn diese Unterrichtsweise allmählich von verschiedenen Schulen verdrängt zu werden droht, so hat dieser Umstand in weiten Kreisen mehr Sorge und schlimme Befürchtungen, als Zufriedenheit zur Folge gehabt. Man fürchtet, dafs die häusliche Erziehung mit dem häuslichen Unterricht verschwinden werde. Diese Ansicht hat auch der Vater der neueren finnländischen Volksschule, der hochverdiente Uno Cygnaeus, geteilt. In seiner Vorliebe für den Hausunterricht findet man die Erklärung der auffallenden Thatsache, dafs der erste Elementarunterricht in seinem Volksschulsystem keinen Platz gefunden hat.

Eine wichtige Ergänzung des Hausunterrichts wurde mit der Zeit der Konfirmandenunterricht. In der Mitte des 18. Jahrhunderts ein-

geführt, ist er seither in allen Ständen allgemein; manches, was Haus und Schule versäumt, wird hier nachgeholt und nicht nur in den Kopf, sondern auch ins Herz tiefer eingeprägt.

Trotz aller Befürchtungen hat doch der Hausunterricht, wie überall, so auch in Finnland, das Feld räumen müssen. Die Eltern wollen nicht mehr ihre Kinder selbst unterrichten. Dieser Umstand hat die Geistlichkeit schon früh bewogen, eine Art Schulen zu errichten, die dem immer deutlicher hervortretenden Bedürfnis irgend wie entsprechen konnten, ohne die Gemeinden über Gebühr zu belasten. Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstand der Gedanke, besondere Kinderlehrer anzustellen, anfänglich wohl nur, um verwahrloste Kinder zu unterrichten, später aber in stets wachsender Anzahl. In neuester Zeit ist der erste Unterricht vorzugsweise in die Hände dieser von der kirchlichen Gemeinde angestellten Kinderlehrer übergegangen.

Dies bedeutet gewifs einen didaktischen Fortschritt. Denn wenn auch früher alte Schuster und Schneider, die zu anderer Arbeit untauglich waren, als Kinderlehrer angenommen wurden, so ist dies heutzutage meistens ein überwundener Standpunkt. Es giebt für die Ausbildung dieser Lehrer und Lehrerinnen — das weibliche Element ist überwiegend — schon mehrere Seminare. Der Kursus ist nur einjährig, aber es werden doch die Volksschulpensen repetiert und die Methodik des ersten Unterrichts unter erfahrener Leitung sowohl theoretisch studiert, wie praktisch eingeübt. So ausgebildet wird der Lehrer und die Lehrerin ihre Aufgabe ganz anders zu lösen wissen, als der alte Schuster-Lehrer.

Indessen ist es nicht zu leugnen, dafs diese Schulen noch in mancher Hinsicht viel zu wünschen übrig lassen. Als Schulstube wird noch meistens eine bäuerliche Wohnstube benutzt; es kommt auf eine Lehrerkraft oft eine übergrofse Menge Schüler von verschiedenem Alter. Noch schlimmer aber ist es, dafs die Lehrzeit nur 6—10 Wochen jährlich beträgt; der Lehrer oder die Lehrerin siedelt nach Ablauf dieser Zeit nach dem Nachbarort über, um dort seine Thätigkeit fortzusetzen; der so ambulierende Lehrer hat gewöhnlich 4—6 solche Stationen in seinem Bezirke.

Wie oben erwähnt, sind diese Schulen ausschliefslich *kirchliche* Einrichtungen, von den kirchlichen Gemeinden gegründet und erhalten, von der Geistlichkeit organisiert und inspiciert, von dem Staat aber nicht einmal unterstützt. Eine Ausnahme sind nur die obenerwähnten Seminare, die meistens eine bescheidene Unterstützung vom Staat bekommen. Unter

diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Mittel dieser Schulen sehr beschränkt sind.

Es wird für den deutschen Leser vielleicht nicht ohne Interesse sein, einen Einblick in den Lehrbetrieb einer ambulatorischen Schule zu erhalten, denn diese Schulform gehört wohl in Deutschland zu den äufsersten Seltenheiten, wenn sie überhaupt dort vorkommt. Die Schule wird in die Häuser des Stationsdorfes der Reihe nach einquartiert. Wo sie zu erwarten ist, da geht man ein paar Tage vorher an die Fabrikation des Schulgeräts. Tische und Bänke werden aus Brettern lose zusammengeschlagen, die nach beendeten Schulwochen wieder anderen Zwecken dienen sollen. Im günstigsten Falle hat man im Dorfe gemeinschaftlich nötiges Gerät angeschafft und von Jahr zu Jahr aufbewahrt; wenn dem so ist, wird dieses nun aus dem betreffenden Hause herbeigeholt. Dann kommt der Lehrer oder die Lehrerin mit einer gewaltigen Kiste angefahren; daraus holt er Hefte, Federn, Tafeln und andere Utensilien hervor und verteilt sie unter die Schüler. Darauf fängt die Arbeit an, und es wird nach Herzens Lust buchstabiert, syllabiert, gelesen, geschrieben und gerechnet, 5 bis 6 Stunden täglich. Wenn die bemessene Zeit zu Ende ist, wird alles wieder eingesteckt und der Lehrer zieht, vielleicht von seinen emsigsten Schülern begleitet, nach dem nächstgelegenen Bestimmungsorte hin.

Neben den kirchlichen Kinderschulen sieht man oft die ländliche Sonntagsschule, von einfachen Bauersleuten geleitet. Allsonntäglich versammeln diese die Kinder der Nachbarschaft um sich; auch Erwachsene folgen häufig mit. Der jeweilige Sonntagstext wird gelesen und in aller Einfalt erläutert, dann singt man einige geistliche Lieder; dazwischen werden die Kinder im Katechismus und biblischer Geschichte examiniert.

Doch wenden wir uns nun der eigentlichen Volksschule zu. Hier erblicken wir durchgehends moderne Formen, denn die moderne Volksschule ist noch jung in Finnland. Erst im Jahre 1866 gelang es den eifrigen Bemühungen des oben erwähnten U. Cygnaeus dieselbe ins Leben zu rufen.

Mit einem Eifer, der seines grofsen Vorbildes Pestalozzi würdig war, gab sich Cygnaeus der Sache der Volksbildung hin und eignete sich auf weiten Studienreisen mit offenem Blicke die besten pädagogischen Gedanken der Zeit an. Während die Wucht der Regulationen von 1854 die preufsische Volksschule noch drückte und die Vorkämpfer der liberalen

Pädagogik in Deutschland einen erst später erfolgreichen Kampf gegen den Klerikalismus führten, schuf er in Finnland eine Volksschule nach liberalen Ideen. In dieser Schule wurde nicht nur der Nationallitteratur, sondern auch den Realfächern — Geschichte, Geographie und Naturkunde — ein selbständiger Platz gesichert. Die Leitung dieser Volksschule wurde nicht der Kirche, sondern einer staatlichen Oberschulbehörde übergeben. Am selbständigsten aber zeigte sich der praktische Blick von Cygnaeus in seiner Auffassung von der Bedeutung des Handfertigkeitsunterrichts: nicht nur für Mädchen, sondern auch für Knaben wurde dieser Unterricht in die neue Volksschule eingeführt — eine Mafsnahme, die damals noch so ziemlich ohne Beispiel in andern Ländern war.

Es sei uns gestattet, hier einige Hauptzüge der Organisation des finnländischen Volksschulwesens hervorzuheben.

Die Volksschule ist eine kommunale Institution. Der Kirche ist nur die Aufsicht über den Religionsunterricht zugestanden. Die nächste Leitung der Volksschule gehört einem von den kommunalen Behörden ernannten Schulvorstand. Dieser Vorstand wählt die Lehrer unter den befugten Kandidaten. Auch die Wahl der Lehrbücher und die Feststellung des Stundenplans steht dem Vorstand unter Mitwirkung des Bezirksinspektors in weitem Mafse frei. Der Inspektor übt meistens nur einen konsultatorischen Einflufs aus; kann er die Mafsregeln des Schulvorstandes nicht billigen, so hat er sich an die Oberschulbehörde zu wenden. Da überhaupt nicht mehr, als 100—150 Schulen zu jedem Inspektionsbezirke gehören, so ist die Inspektion übrigens recht wirksam, was ohne Zweifel kräftig dazu beiträgt, den allgemeinen Fortschritt zu fördern und der Versumpfung einzelner entlegener Schulen vorzubeugen.

Die Gehälter der Volksschullehrer wechseln von 1200 bis 1500 Mark (1 finnische Mark = 1 Frank) jährlich, die der Lehrerinnen von 1000 bis 1200; doch giebt es Anstellungen mit beträchtlich höherem Gehalt, besonders in den Städten; die freie Wohnung ist mit eingerechnet, die Alterszulagen aber nicht. Von diesen Gehältern zahlt der Staat auf dem flachen Lande den gröfseren Teil, 800 Mark dem Lehrer und 600 Mark der Lehrerin.

Es ist schon erwähnt, dafs der Schulgang der Kinder nicht obligatorisch ist; es existiert somit keine Schulpflicht in Finnland. Doch sind die Kommunen verpflichtet, die nötige Anzahl Schulen in jedem Schulkreise zu errichten, wo wenigstens 30 Kinder im Schulalter (7—15 Jahre) zum

Schulbesuch angemeldet werden, und zwar soll die Lage der Schule so gewählt werden, dafs kein Kind mehr als 5 Kilometer bis zur Schule zu gehen hat. Die Verbreitung der Volksschule hat aber noch einen weiten Spielraum, denn der gröfsere Teil der Jugend besucht noch keine eigentliche Volksschule; die Eltern dieser Kinder begnügen sich, wie erwähnt, mit dem Hausunterricht oder einer ambulatorischen Schule nebst dem Konfirmandenunterricht. Man hat übrigens bei der Gründung der Volksschulen in erster Linie nicht an die Ausdehnung des Volksschulwesens gedacht; dazu hat man ja auch — dank dem alten Unterrichtsbetriebe — keine zwingende Ursache gehabt. Dagegen hat man sich bemüht, jede Schule nach den Umständen möglichst vollständig auszustatten. Charakteristisch für diese Richtung ist die Thatsache, dafs in Finnland die in Schweden und Norwegen vorkommende ambulatorische Zwittergestalt der eigentlichen Volksschule und der kirchlichen Kinderschule unbekannt ist; alle Volksschulen auch in den ärmsten Teilen des Landes sind feste Schulen.

Doch ist wohl zu merken, dafs der ganze Kursus der finnländischen Volksschule nur vier Schuljahre beträgt. Die Lesefertigkeit wird vorausgesetzt, wenn das Kind mit dem erfüllten neunten Jahre in die „höhere“ Volksschule aufgenommen wird. Nur in den Städten giebt es primäre Volksschulen, die Kinder mit sieben Jahren aufnehmen und keine Kenntnisse voraussetzen. Mit dem dreizehnten Jahre hat der Schüler die Volksschule in der Regel durchgemacht, falls er den ganzen Kursus besucht; leider ist das bei der Mehrzahl noch nicht der Fall.

Äufserlich zeigt uns eine ländliche Volksschule in Finnland ein geräumiges hölzernes Gebäude mit hohen Fenstern, die schon von Weitem ein Schulhaus verraten. Treten wir durch die Vorstube ein, so befinden wir uns in einem Schulsaal, gewöhnlich 10 m lang und 7 m breit. Neben diesem Saale liegt fast ohne Ausnahme ein zweites, etwas kleineres Zimmer, für den Slöjd-Unterricht (Holzarbeiten) eingerichtet. Dazu kommen die Wohnzimmer des Lehrers oder der Lehrerin, an Zahl wenigstens zwei nebst Küche. Im Schulsaal fällt besonders das Orgelharmonium neben dem Pulte des Lehrers auf. Es mag oft an genügenden Lehrmitteln fehlen, ein solches Musikinstrument, das doch 300—400 Mark kostet, fehlt fast nie.

Für die Lehrer und Lehrerinnenbildung sorgen 8 Seminare. Der Kursus ist vierjährig, er setzt ein Alter von 18 Jahren und einen voll-

ständigen Volksschulkursus voraus. Nicht selten wird ein einjähriges Seminar (für Kinderlehrer) als Vorbereitungsanstalt benutzt; auch finden sich in den Volksschullehrerinnen-Seminaren nicht wenige Schülerinnen, die eine Töchterschule absolviert, ja sogar solche, die das Abiturium gemacht haben und an der Universität immatrikuliert sind.

Über der eigentlichen Volksschule erheben sich verschiedene Anstalten, die eine Art Fortsetzung derselben bilden. In Betracht kommen hier zunächst die Fortbildungskurse, welche sich eng an die Volksschule anschliefsen. Jeder Volksschullehrer ist verpflichtet, junge Leute, die den Schulgang schon beendet haben oder die Schule nicht besuchen können, ein paar Abende in der Woche aufserhalb der Schule zu unterrichten. Für diese Arbeit kann er ein Honorar von 100—250 Mk. beanspruchen, je nach der Zahl der gegebenen Unterrichtsstunden. Der Lehrplan unterliegt der Prüfung der Oberschulbehörde, gestattet aber dem Lehrer und dem Schulvorstande eine grofse Freiheit in der Wahl der Unterrichtsfächer: nur Religion, Muttersprache und Rechnen sind obligatorisch. Diese Fortbildungskurse, die bis jetzt meistens eine Repetition der Schulpensen bezweckt haben, will man allmählich in der Richtung umbilden, dafs sie hauptsächlich einen freien Bildungstrieb anregen sollen. Zu diesem Zwecke wird immer mehr auf eingehende Behandlung einzelner wichtigerer Fragen in Religion, Geschichte und Litteratur nebst praktischem Rechnen gehalten.

Höher als die Fortbildungskurse zielt die aus Skandinavien entlehnte Volkshochschule. Diese von den Studenten eingeführte Schule hat auch in Finnland ihre ideale Aufgabe und ihre für die Lösung dieser Aufgabe so zweckmäfsige freie Organisation beibehalten. Es wird hier alles auf Erweiterung des Gesichtskreises, Erweckung eines bürgerlichen und patriotischen Gemeinsinnes nebst Ausbildung für praktische Thätigkeit abgesehen.

Diese Anstalten, jetzt 20 (13 finnische und 7 schwedische) an Zahl, haben schon Tausende von Schülern und Schülerinnen ins Leben hinausgeschickt. Da diese meistens nach beendetem Kurse in ihre frühere Stellung als Landleute und Bauern zurückgekehrt sind, haben sie ohne Zweifel der Masse einen bedeutenden Zuflufs von Bildung und Gesittung zugeführt. Man erkennt das auch schon in immer weiteren Kreisen an; die Kommunalbehörden haben schon an manchen Orten zum Unterhalt der Volkshoch-

schulen Mittel angewiesen, während ihre Existenz früher fast ausschliefslich von privater Unterstützung abhängig war. Auch der Staat hat sich der Sache angenommen, nur wird der Name „Volkshochschule“ höheren Orts nicht geduldet; die Subvention wird daher den mit der Volkshochschule vereinigten „Schulen für Landwirte und Hausmütter“ gegeben.

Noch zu erwähnen sind die verschiedenen Vorlesungskurse fürs Volk. Seit 1894 sind teils während der Weihnachts-, teils während der Sommerferien akademische Ferienkurse in Helsingfors abgehalten worden. Die Dauer der Kurse hat 10—14 Tage betragen und die Zahl der täglichen Vorlesungen 4—5; dazu kommen Besuche der Museen, Kunstsammlungen und Theater nebst Diskussionen über verschiedene Fragen und gesellschaftlichen Verkehr. Die Zahl der Zuhörer ist in den in finnischer Sprache gehaltenen Kursen bis 900, in den schwedischen bis 200 gestiegen, und das Verzeichnis der Teilnehmer weist Arbeiter, Handwerker, Bauern, vorzüglich aber Lehrer und Lehrerinnen der Volksschulen auf. Die Zuhörer haben sich durch Aufmerksamkeit und Bildungseifer ausgezeichnet.

Diese akademischen Kurse haben schon einige weitere Anregungen zu einer gleichartigen Bildungsarbeit gegeben. Kurse dieser Art sind nämlich schon in Provinzstädten eingeführt worden und haben auch dort Hunderte von Zuhörern herbeigelockt; die Vorleser sind auch in diesen Kursen teilweise Universitätslehrer gewesen.

Zwischen Volkshochschulen und Ferienkursen stehen noch die sogenannten Volkshochschulkurse. Es sind für das grosse Publikum angeordnete, semesterweise auftretende Vorlesungsserien. Da die meisten Zuhörer dem Arbeiterstande angehören, werden die Vorlesungen nur abends gehalten, zwei- oder dreimal in der Woche. Zwischen den Vorlesungen erschallt gewöhnlich auch hier der einstimmige Gesang, der durch die Volkshochschulen und die Ferienkurse im Lande eingebürgert ist. In den gröfseren Städten haben diese Abendvorlesungskurse schon eine weitläufig organisierte Form angenommen: die Teilnehmer schreiben sich ein, zahlen ein kleines Eintrittsgeld und wählen unter sich einen Vorstand, der die praktischen Geschäfte der Kurse besorgt. Mit den Vorlesungen wechseln Diskussionen über verschiedene Bildungsfragen ab, auch wird Deklamation, Instrumentalmusik und mehrstimmiger Gesang vorgetragen. Ähnliche Vorlesungskurse haben Studenten der Nyländischen Landsmannschaft in den Weihnachtsferien auf dem flachen Lande abgehalten. Sie dauerten vier Wochen und wurden zahlreich besucht.

Eine Übersicht über den Volksunterricht in Finnland nach den verschiedenen Formen und Stufen geben folgende, dem statistischen Jahrbuch für 1900 entnommenen Zahlen:

	Kinder im Alter 7—15 Jahre . . .	457 678
Von diesen:	in Lyceen und Töchterschulen . . .	6 947
	„ den eigentlichen Volksschulen . .	79 322
	„ festen Kinderschulen (7—9 Jahr) .	12 699
	„ kirchl. ambulatorischen Schulen .	192 832
	„ Sonntagsschulen u. Hausunterricht	146 764
	„ Abnormschulen	343
	Summa unterrichtete Kinder	438 907
Früher, aber nicht dieses Jahr unterrichtete Kinder		6 995
Kinder ohne Unterricht im Alter 7—15 Jahr . .		11 776

Von der ganzen Zahl der Kinder im Schulalter (7—15) waren 449915 lutherisch, 7763 griechisch orthodox.

Die Zahl der höheren Volksschulen war im Jahre 1897—98 1510 und die Zahl der Lehrer 1706.

Da die Landbevölkerung in vielen Gegenden Finnlands äufserst arm ist und infolge dessen nicht im stande ist, für die Volksbildung Opfer zu bringen, so sind verschiedene Vereine entstanden, die dank den Beiträgen ihrer Mitglieder und Privatschenkungen in der Lage sind, jährlich recht ansehnliche Unterstützungen Volksschulen, Kleinkinderschulen, Bibliotheken und Lesesälen zukommen zu lassen. Die bedeutendsten unter diesen Vereinen sind „Die finnische Volksaufklärungsgesellschaft“ (ca. 5000 Mitglieder), die eine recht ausgedehnte Verlagsthätigkeit ausübt, sowie die „Freunde der schwedischen Volksschule“ (ca. 4300 Mitglieder) und die „Freunde der finnischen Volksschule“.



Bei Axel Gallén.

Von

Johannes Öhquist.



1.

Es war Sylvester, als ich mich zu Gallén aufmachte, eine volle Tagereise von Helsingfors, mitten in die finnische Wildnis hinein. Zuerst acht bis neun Stunden Eisenbahnfahrt, dann dreifsig Kilometer Schlitten. Es hatte kurz vorher stark geschneit, aber die Schneepflüge waren auf den Landstrafsen noch nicht in Thätigkeit; stellenweise mufste das Pferd bis zu den Knieen in den Schneewehen waten. Als ich endlich um halb neun Uhr abends auf der letzten Poststation eintraf, teilte mir der Posthalter, ein magerer, boshaft dreinschauender Bauer, mit, die Felsenanhöhe, wo Gallén wohne, liege noch vier Kilometer weiter im Walde auf einer schmal in den See vorspringenden Halbinsel, wohin es jetzt keine eigentlichen Wege gäbe. Ich müfste deshalb warten, bis sein Bursche aus der Kirche gekommen, der allein im Dunkeln den Weg zu dem abgelegenen Malerneste finden könne. Zum Glück meldete sich aber gleich darauf ein anderer Bauernjunge, der den Weg ebenfalls kannte, und so konnte ich meine Reise ohne nennenswerten Aufenthalt fortsetzen.

War sie bisher langweilig und ermüdend gewesen, so erhielt sie nun auf dieser letzten kurzen Strecke einen um so spannenderen Reiz. Es war dunkel, nur der Schnee leuchtete schwach. Wenn wir durch den Wald fuhren, konnte ich nicht die Hand vor Augen sehen. Wie mein Kutscher und das Pferd, das beinahe ununterbrochen munter drauflos trabte, sich zurechtfanden, war mir ein Rätsel. Einen Weg gab es nicht.

Wir fuhren über Wiesen und Äcker, über Gräben und Zäune. Hin und wieder über eine schmale Bucht, und dann konnte das Pferd nur schrittweise vorwärts kommen; denn es war fast wochenlang Tauwetter gewesen, und auf dem Eise lag das Wasser so hoch, dafs es jedesmal zu mir in den Schlitten hineindrang. Manchmal — im dichten Gehölze — rannten sich auch Kutscher und Pferd im Dunkeln fest und konnten vor lauter Bäumen nicht weiter. Dann mufsten wir retirieren und eine breitere Öffnung zwischen den Stämmen suchen. Endlich, nach beinahe dreiviertelstündiger Fahrt, ging's einen steilen Felsenhang mitten zwischen uralten Föhren hinauf und nun hielten wir vor einem hochgiebeligen Hause von seltsamen gigantischen Formen. Auf einem Fundament, das aus drei bis vier Meter langen Granitmonolithen bestand, erhob sich ein aus unbehauenen Riesenstämmen gefügtes Gebäude, von dem ich in dem schwachen Schneelicht nur die nächsten phantastischen Umrisse unterscheiden konnte.

Ich entliefs meinen Kutscher, der mit hellem Geklingel in die Finsternis davontrabte, als wäre es heller, lichter Tag, und ging die grofse Freitreppe zwischen hohen Schneemauern hinauf. Im Vorzimmer kam mir Frau Mary Gallén mit etwas ängstlichem Gesichtsausdruck entgegen:

„Axel hat sich soeben den Fufs verletzt und kann sich nicht bewegen. Er liegt hier neben dem Efszimmer. Wir haben schon nach dem Arzt geschickt."

Als ich in das kleine Zimmerchen eintrat, das in seinen Proportionen und seiner Ausstattung eine kleine einheitliche Welt für sich bildete, streckte mir Gallén lachend die Hand entgegen. Er hatte eine Sünde begangen und mufste nun dafür büfsen. Es war Sonntag und er hatte am Sonntag gearbeitet, und was für eine Arbeit! Er hatte an dem Geländer einer Gallerie in seinem Atelier an einer gräulichen Teufelsfratze geschnitzt, die mit grünen, schielenden Augen von der Höhe herabglotzen sollte. Aber er hatte kaum angefangen, als die Leiter, auf der er stand, ausglitt und er aus einer Höhe von drei Meter hinabstürzte. Dabei war ihm das rechte Fufsgelenk entweder gebrochen oder verstaucht. Rühren konnte er sich nicht, und die Schmerzen waren infam.

„Das kommt davon. Die Geister lassen mit sich nicht spafsen. Am Sonntag darf man so etwas nicht arbeiten. Ebensowenig, wie man am Freitag eine Reise antreten darf. Sonst giebt's ein Unglück. Darauf kannst Du Gift nehmen."

Als der Arzt um 11 Uhr abends ankam, — er mufste aus dem jenseit des See's fünf Kilometer weit gelegenen Kirchdorf geholt werden — konstatierte er, dafs glücklicherweise kein Beinbruch vorlag, sondern nur eine Sehne verletzt war, was mit Massage und Kompressen in einigen Tagen wiederherzustellen war. Nun wurde Wein aufgetischt, und während der arme Teufelsmaler als reumütiger Büfser sich stumm und mit zusammengebissenen Zähnen unter den schraubenstarken Daumen des unerbittlichen Arztes wand, empfingen wir, froh, dafs das Abenteuer keine schlimmeren Folgen gehabt, mit klingenden Gläsern das neue Jahr, indessen draufsen vor dem Fenster in der feuchten Nacht die tauenden Schneemassen mit leisem Knistern von den Zweigen glitten.

2.

Als ich am folgenden Morgen aus meinem Zimmer trat, safs Gallén schon unten im Atelier. Ich sage unten, weil die Thür des Fremdenzimmers, in dem ich untergebracht war, ebenso wie die aus dem Schlafzimmer der Familie, auf jene offene Gallerie hinausführte, von der Gallén am Abend vorher hinabgestürzt war. Diese Gallerie lief längs der einen Langwand des Ateliers und endete in einer breiten Treppe, die zuerst auf einen erhöhten Teil des Ateliers, der als Musikraum diente, und dann ins Atelier selbst hinabführte.

Dieses letztere war ein Raum von 16 Meter Länge, 10 Meter Breite und $5^1/_2$ Meter Höhe und machte mit seinen aus mächtigen Balken gefügten Wänden und kühnen Dachsparren den Eindruck einer Kirche. Dieser Eindruck wurde durch ein hohes und schmales, gotisch geformtes Fenster erhöht, das sich an der einen Kurzwand befand und dessen Scheiben in tiefen Farbentönen glühten. Von Norden flutete durch ein Riesenfenster der schneegraue Wintertag hinein. Diesem Fenster gegenüber, unter der offenen Gallerie, baute sich ein gewaltiges Gehäuse aus gebrannten Ziegeln auf, das in der Mitte eine gewönliche Ofenöffnung aufwies, nach beiden Seiten aber flügelartig in offene Kaminherde auslief, deren gewölbte Backsteinmäntel durch gewundene schmiedeeiserne Säulen getragen wurden. Die andere Kurzseite des Ateliers, gegenüber dem gotischen Fenster, war in zwei Stockwerke geteilt: unten befand sich das Bibliothekzimmer, nur durch einen Vorhang vom Atelier getrennt, und ein Alkoven, der ins Vorzimmer führte: oben ein Fremdenzimmer, aus dem ein ebenfalls nur durch einen Vorhang verschliefsbares Fenster ins Atelier hineinführte, und ein

mit der Gallerie in Verbindung stehender offener Raum, wo später eine Orgel ihren Platz gefunden hat, der damals aber noch als Tischlerwerkstatt diente. Die dem Bibliothekzimmer gegenüberliegende Ecke war um einige Stufen erhöht und durch den wellenförmig kannellierten Stamm einer Riesenfichte, der das Dachgebälke trug, vom unteren Atelier getrennt. In diesem oberen Raum stand neben Notenbehältern und weich gepolsterten Bänken Frau Marys Flügel. An den freien Wänden waren Bänke aus dicken, glattgehobelten Fichtenbohlen befestigt. Das Ganze machte mit seinen gewaltigen, massiven und teilweise grotesken Formen einen cyklopenhaften Eindruck.

Von oben, aus der Dämmerung des hölzernen Dachgewölbes, klang ein seltsames Singen zu uns herunter, wie fernes Glockengeläute.

„Was ist das für ein Gesang?“ fragte ich Gallén, der neben dem kleinen Tannenbaum safs, wo die vierjährige Kirsti und der kaum halbjährige Jorma mit den glatten Nadeln spielten.

Gallén sah mich lächelnd an. In seinen Mund- und Augenwinkeln safs, kaum bemerkbar, der Schalk.

„Das sind die Geister“, sagte er geheimnisvoll und leise, „die Hiisigeister, die wütend sind, dafs sie meiner Kirche hier nichts anhaben können“.

Als er meine ganz nüchtern-dumme Miene sah, die in dem langweiligen Grau des Wintermorgens zu keinen Spukstimmungen aufgelegt schien, liefs er sich zu einer einfacheren Erklärung herbei: die langen und hohen Seitenwände des Ateliers, die weder durch Strebepfeiler noch Tragebalken gestützt und zusammengehalten wurden, begannen allmählich unter der Last des schweren Dachgebälkes nachzugeben, sodafs der ganze Bau gleich einem Kartenhause zusammenzustürzen drohte. Davor hatten die Baumeister Gallén gewarnt, als sie von dem kühnen Atelierbau hörten. Aber er hatte sie verlacht. Nun bekamen sie Recht, und er mufste Vorkehrungen treffen, um dem Unheil zu wehren. Aber auch gegen diese Gefahr half er sich ohne fremde Hilfe, wie er beim Roden des Waldes und Bau des Hauses keine anderen Mitarbeiter gehabt hatte, als einige kräftige Bauern. Er schraubte an zwei Stellen der einen Langwand, unmittelbar unter dem Dach, armdicke Eisenstangen an und fügte sie an der entgegengesetzten Wand in einen Schraubstock ein und schraubte auf diese Weise die beiden auseinanderlaufenden Wände wieder in die gehörige senkrechte Lage zurück. Es gab ein Gekreisch und Gekrach in den Fugen, als wären

alle Höllengeister losgelassen, aber die Wände gehorchten und standen nun sicher und gefesselt da. Nur die Hiisigeister sangen in den stark gespannten Eisenstangen in ohnmächtiger Wut.

„Das alles ist noch lange nicht fertig“, sagte Gallén, als er sah, dafs ich mit prüfendem Blick die hohe Halle betrachtete.

„Ich will alles selber machen: angefangen vom Rifs des Hauses bis zu den Thürschlössern, Kleiderhängern und Aschenbechern. Aber das geht langsam. Das sind nur Beschäftigungen für die Mufsestunden. Darum fehlt noch überall irgendetwas. Jene Thür ist noch ohne Schlofs. Dort drüben kommt ein Vorhang hin, den ich gezeichnet habe und den meine Frau webt. Und dieser grofse Stehspiegel ist erst der Anfang des weitläufigen Meublements, das aus meiner Werkstatt hervorgehen soll.“

Er wollte mir gleich das ganze Haus zeigen. Da er sich aber des verletzten Beines wegen nicht rühren konnte, bat er einen jungen Mann, der als sein Schüler in einem Bauernhofe der Umgegend wohnte und soeben eingetreten war, mich auf die Zinne seiner Burg zu führen, von wo ich sein Reich würde überschauen können. Der Umblick von hier war entzückend. Das Haus selbst stand auf dem Felsgipfel einer schmalen Halbinsel: dicht um das Haus und den steilen Felsenabhang hinab bis zum Ufer zog sich ein Gewirr alter und mächtiger Kiefern und Fichten. Und über ihre Gipfel hinaus sah man nach drei Seiten die breite eisbedeckte Fläche des Ruovesi-See's, und jenseit des See's die grauen Dächer des Kirchdorfes von Ruovesi und hier und da in der Ferne einen einzelnen Bauernhof oder eine Kathe.

Kein Laut war in dieser Einsamkeit zu vernehmen, nicht einmal der Flügelschlag einer Krähe. Kilometerweit war keine menschliche Behausung zu sehen, und kein Weg schien nach diesem entlegenen Waldnest zu führen.

Ich war ganz benommen von der grofsen Stille und Schönheit. Dann aber tauchte mir ein Gedanke ganz praktischer Art auf.

„Wie leben denn Galléns hier,“ fragte ich den jungen Mann. „Der Mensch mufs doch essen und trinken. Aber ich sehe nichts als Wildnis und Einöde?“

„Im Winter ist es freilich mifslich,“ antwortete der Kunstjünger. „Hier neben dem Hause, unter jenen Kiefern versteckt, ist der Stall: dort haben Galléns ihre Kuh, die sie der Kinder wegen halten müssen. Mit der Herrlichkeit hatte es neulich allerdings auch ein Ende. Die Kuh hatte

gekalbt, und da mufste die Magd stundenweit in den Bauernhäusern umherlaufen um die paar Tropfen Milch für die Kleinen zusammenzusuchen.“ —

„Aber wir haben ja unsere Ski,“ fügte er hinzu, und klopfte dabei auf seine kniehohen, fellbesetzten Schaftstiefel. „Und Gallén macht seine sechzig Kilometer am Tage, wie unser einer einen Spaziergang.“

3.

Als wir ins Atelier zurückkehrten, safs Gallén, eine dampfende Cigarre im Munde, in Nachdenken versunken vor einem halbvollendeten Werke. Es hatte die Form eines Flügelaltars. Das Hauptbild war vollständig ausgeführt und zeigte eine nackte Frauengestalt von einer wunderbar keuschen Schönheit, die mit hochausgebreiteten Armen und verzücktem Ausdruck aus einem chaosartigen Gewühl in den klaren Äther emporstieg: der nebelartige Dunst brodelte ihr bis an die Kniee, während hinter ihr das Planetensystem im Sonnenlichte badete, sodafs ihr rotes, üppiges Haar wie eine Aureole um ihr Haupt erstrahlte. Das Bogenfeld über dem Hauptbilde und die Predellen waren noch leer. Von den Flügelthüren war die eine ausgeführt, aber nicht gemalt, sondern gitterartig ausgeschnitzt und zum Teil vergoldet.

„Es ist ein Elend mit dem Holz,“ seufzte Gallén und zeigte auf die linke Flügelthür, die sich in der trockenen Hitze in der Nähe des Kamins schief gebogen hatte und nicht mehr schlofs. „Zum Wegwerfen das ganze Werk.“

Einmal hatte es allerdings seinen Zweck erfüllt: den Sommer vorher hatte Gallén — der Verwandten wegen — seine beiden Kinder gleichzeitig taufen lassen und zu dem Zweck vor dem rotverhangenen gotischen Fenster einen mit italienischen Kirchendecken aus Goldbrokat verzierten Altar aufgebaut, auf dem das Flügelbild mit der nackten Adorantin als leuchtendes Altarbild prunkte. Der zum Taufakt erschienene Pfarrer hatte sich etwas scheu nach dem seltsamen Schmuck umgesehen, war dann aber klug genug gewesen, sich nicht dadurch stören zu lassen.

Dies war das einzige gröfsere Bild im Atelier, das ausschliefslich der eigenen Phantasie des Künstlers entsprungen war. Was damals sonst noch auf den Staffeleien der Vollendung harrte, war dem Nationalmythus Kalevala entnommen: der rasende Kullervo, der zum Kampf ausziehende Kullervo, Wäinämöinens Abreise von Finnland. Gallén stand um diese

Zeit vollständig unter dem Banne dieser tiefgeheimnisvollen und meist düsteren Poesie. Allerdings hatten diese Heldengestalten schon früher seinen Sinn gefesselt, als er noch unter dem Einflufs des französischen Realismus in krasser Wiedergabe der realen Wirklichkeit schwelgte und Werke schuf, wie „Wundfieber“, und die Bilder aus dem finnischen Volksleben, wie „Mittagsrast“, „Weib mit Katze“ und ähnliche. Aus dieser früheren und der ihr zunächstfolgenden Periode stammen zwei grofse Werke mit Kalevalamotiven: ein Triptychon, das den lieblich wehmütigen Mythus von Aino, der vom greisen Wäinämöinen umworbenen Jungfrau, behandelt, und: Ilmarinen mit seinen Genossen die Zaubermühle Sampo schmiedend: das eine voll lyrischen, landschaftlichen Schmelzes einer nordischen Sommernacht, das zweite voll grandioser Wildheit und Wucht.

Dann aber ging eine Wandlung mit ihm vor. Er hatte den Höhepunkt technischer Meisterschaft erreicht und sah sich nun plötzlich Auge in Auge vor der Gefahr des blendenden Virtuosentums, die in jeder vollkommenen Beherrschung der technischen Mittel auf der Lauer liegt. Er wollte die „verruchte Geschicklichkeit“ von sich streifen und zu jener Einfachheit zurückkehren, die nur mit der Seele malte. In diesem Bestreben nach Stilisierung und Vereinfachung begegnete er sich mit dem Symbolismus, der um diese Zeit seinen Triumphzug durch die europäischen Sezessionssäle hielt. Die Kunstkritiker versäumten natürlich nicht, ihn sofort mit den Symbolisten in einen Topf zu werfen. Mir scheint aber, dafs die symbolistische Richtung für Gallén's innere Entwicklung von verhältnismäfsig geringer Bedeutung gewesen ist. Das was im Symbolismus ewig ist: über die konkreten äufseren Linien des Kunstwerks hinaus noch jenes Unsichtbare zu geben,

„was von Menschen nicht gewufst,
oder nicht bedacht,
durch das Labyrinth der Brust
wandelt in der Nacht,“

das war Gallén von jeher eigen. Und dem Spielerischen und Gekünstelten im Symbolismus, das durch absonderliche äufsere Zeichen etwas tiefes Innerliches sagen zu können glaubt, hat er nur in zwei Gemälden gefröhnt: einem (übrigens vollkommen realistisch gemalten) Wasserfall, über den er goldene Saiten zog, und dem auch in Deutschland ausgestellten grofsen Bilde „Conceptio artis“, wo ein nackter Mann (als Akt ebenfalls eine glänzende realistische Leistung) auf einer grasgrünen, von stilisierten

Bäumen umrahmten Wiese einer Sphinx nachjagt. Wenn ich nicht irre, hat er das letztere Gemälde nachträglich selbst zerstört.

Einen nachhaltigen Eindruck dagegen empfing er von der im Jahre 1898 unternommenen italienischen Reise. Er ging nur ungern nach Italien. Ihn zog es nicht nach dem weichen, üppigen Süden. Er war ein Kind des rauhen, kargen und düstern Nordens. Er fühlte sich so wurzelfest verwachsen mit der Natur, dem Volke, der Poesie, die ihn umgab und — er kannte Italien als Kunstland, wie die meisten es kennen, die es noch nicht mit eigenen Augen gesehen: vor allem als das Vaterland der Renaissance, die er mit ihrem ganzen raffinierten Luxus und Reichtum hafste.

Wie gingen ihm die Augen auf, als er in S. Croce in Florenz zum erstenmal die Fresken Giottos sah! In Florenz, Siena, Pisa, Assisi badete und läuterte er seine Seele vor den Werken Cimabues, Giottos, Fra Angelicos, Bennozzo Gozzolis, Lorenzettis, Orcagnas und all jener primitiven Künstler des 13.—15. Jahrhunderts, die, wie er, nur mit der Seele malen wollten, ohne Raffinement der „geschickten" Hand. Nur widerwillig ging er nach Rom, das ihn auch, mit Ausnahme der Katakomben, nicht zu fesseln vermochte. Für die Stanzen konnte er sich nicht erwärmen. Raphaels Kunst war in seinen Augen geradezu „verbrecherisch". Aus Capri mit seinen „Pappfelsen" floh er schon nach einigen Tagen. Um so mächtiger ward dagegen seine Phantasie von den unheimlichen Gewalten gepackt, die im Krater des Vesuvs die Rätsel des Erdinnern ahnen liefsen. Und dem Zauber von Pompeji erlag er vollständig und verblieb weit über die beabsichtigte Zeit in dem Künstleralbergo del Sole.

In der ursprünglichen, zarten und starken Kunst der Frührenaissance und ihrer Vorgänger fand er verwandte Klänge: die innere Grazie und die naive Andacht der Kunstübung. Dafs sie nicht ohne Wirkung auf seine weitere Entwicklung blieb, ist ohne Zweifel. Von nun an werden seine Bilder so streng in der Form, dafs sie gleichsam nur das Facit einer ungeheuren Reihe von künstlerischen Emotionen geben. Am schärfsten tritt dies vielleicht auf zwei Bildern aus der letzten Zeit hervor: „Joukahainens Rache" und dem „Brudermörder". In dem ersteren ist der Ausdruck tötlichen Hasses, in dem zweiten derjenige trostloser Verzweiflung durch Mittel erreicht, die gleichsam auf eine einzige Farbe und eine einzige Linie reduziert erscheinen.

Während seine Ausdrucksformen eine immer gröfsere Ruhe und Beherrschung erlangen, wird die Glut, aus der sie geboren, immer intensiver, konzentrierter, tiefer.

„Mit unsagbarem Genufs," sagte er einmal, „lasse ich mein Auge auf den tiefen, gesättigten und warmen Farben ruhen. Da wohnt für mich das Leben selbst und die Leidenschaft, die die Mutter aller Lebenslust ist. Ruhe und Frieden sind für mich negative Begriffe. Hat die Flamme Ruhe, so lange sie lebt und brennt?"

4.

Die Tage waren kurz: am „Morgen" löschte man auf ein paar Stunden die Lampen aus, um „Tag zu spielen" und um sie am „Abend" wieder anzuzünden. Gallén war infolge seiner Verletzung zur Unbeweglichkeit verurteilt, auch konnte man wegen der hohen Schneewehen sich nur wenig und mit Mühe draufsen bewegen. So kam es, dafs wir den gröfsten Teil der drei Tage, die ich in „Kalela" verbrachte, vor dem knisternden Kaminfeuer bei Toddy und Cigarren verplauderten. Am Abend, wenn die kleine Welt zur Ruhe gebracht war, setzte sich Frau Mary an den Flügel und spielte Sibelius und Grieg.

Gallén aber nahm die Schätze seiner Bibliothek hervor, und wir vertieften uns in den Pausen in Kivis „Sieben Brüder" oder Kiplings „Dschungelbuch", das in seiner ursprünglichen Phantastik ihn ganz besonders anzog.

Ich konnte nicht umhin, ihn zu fragen, weshalb er sich in diese furchtbare Einöde zurückgezogen, und wie er es hier aushalten könne.

„Ich mufste es," antwortete er: „ich war übersättigt und totmüde von dem Trubel in der grofsen Welthetze. Hier ist Frieden; aber der wird mir auch, besonders in der Dunkelheit des Winters, wenn nicht einmal die Tiere des Waldes sich rühren, oft ganz unerträglich. Es ist noch ein Glück, dafs der Schnee weifs ist; denn der Himmel liegt hier oft tagelang grau über uns, nicht höher, als die Wipfel der Tannen. Manchmal schreit es in mir: Licht! Sonne! Aber der graue Winter ist stärker, als ich, und wenn die Sonne nicht kommt, wandelt mich die Lust an, es meinen Stammbrüdern gleichzuthun und mich zum Winterschlaf auf den Ofen zu legen. Meine Nachbarn und Stammesverwandten — die sind auch stärker, als ich, denn sie klagen und murren nicht; — die Sonne und die Wärme, die sie sich wünschen, erwarten sie erst jenseits des Grabes. Ich brauche Menschengedanken und Menschenherzen, mit ihnen zu verkehren. Die habe ich ja auch," fügte er mit einem Blick auf die lange Bücherreihe hinzu.

Dann fuhr er fort:

„Übrigens, die Einsamkeit und die Einförmigkeit drücken mich jetzt nicht mehr, ebenso wenig locken sie mich, nachdem ich nun fünf Jahre Klosterleben und freiwillige Gefangenschaft hinter mir habe. Ich fühle mich geläutert und gestählt, mit Gleichmut auch die arktische Winternacht zu ertragen.

Und was soll ich auch draufsen? Hier, in der Stille, fühle ich, nein — ich bin überzeugt, dafs es ein Land des Traumes, ein Märchenland giebt, ebenso wirklich, wie dieses sichtbare um uns, und dafs es einmal jene Sehnsucht stillen wird, die wir empfinden, wenn unser Auge das Gold der untergehenden Sonne trinkt. Du wirst sehen, dafs wir uns einmal dort treffen. Jenes Land ist das Urbild der schönsten Gedanken und Träume der Dichter und Künstler. Wann aber wird Phantasie und Gefühl zu den Völkern jener „civilisierten“ Länder kommen? Wann werden ihre Menschen eine Religion empfangen, etwas, das sie anbeten können mit ganzer, zitternder Seele? Jetzt können sich nur einzelne Individuen um dieselbe Gottheit vereinen, und kein Tempel steht unbefleckt da.“

Sein Blick fiel auf den rasenden Kullervo, der in der grellen Beleuchtung des Lampenlichts in voller Lebensgröfse vor uns seine sehnigen Arme in die Höhe streckte. Nur ein Künstler konnte beurteilen, dafs es noch nicht ganz vollendet war. Es war ein Bild von ungeheuerer Kraft und Wildheit. Der ganze hagere und geschmeidige Körper des wildgewordenen Burschen war wie eine straffgespannte Sehne in dem Augenblick, wo sie den Pfeil entsenden soll. Und diese vom höchsten Zornesausbruch hingerissene Menschenfigur stand in einer Landschaft, die im blendendsten Sonnenlicht einen Frieden atmete, der in seiner einsamen Majestät die Wut des Menschenkindes um so ohnmächtiger erscheinen liefs.

„Wenn du wüfstest, wie mich dies Bild quält,“ sagte er, „immer wieder lockt es mich zur Arbeit und bringt mich jedesmal zur Verzweiflung. O, wie schön war das Bild, ehe ich es zu malen anfing! Die Farben, die so lodernd sangen, haben sich nun in tote Flächen und schreiende Dissonanzen verwandelt. Und die Formen, in denen ich alles hatte geben wollen, was ich je an Lebenslust und Thatkraft in wildester Steigerung empfunden, sie wurden nur schlaffe und zerfahrene Umrisse. Und doch hat das Bild volle fünfzehn Jahre in mir gelegen und gekeimt und an meinem Hirn genagt. Ich werde nie diesen Alp los, ehe ich nicht das Bild fertig habe und so, dafs es mir wenigstens in Dämmerstunden

schön erscheint und ich es geniefsen kann, als wäre es das Werk eines andern.

Manchmal scheint es mir aber, als würde ich nie dazu kommen, und wenn ich auch alle Schleier der Finsternis nähme, um die Mängel zu verdecken.

Denk, dafs man manchmal sein eigenes Werk wie seinen Totfeind hassen kann, dafs man mit ihm einen verzweifelten Kampf um Leben und Tod kämpft und fühlt, dafs, wenn der Sieg nicht bald kommt, die Sehnen für immer erschlaffen. Und doch ist es derselbe Gedanke und dasselbe Werk, das man auf den Knieen und flammenden Herzens geliebt hat."

Es folgte eine lange Pause, die nur vom leisen Prasseln des Kaminfeuers unterbrochen wurde.

Dann schob er mit dem gesunden Bein einen Korb näher zu sich heran, der, wie mir schien, mit dürrem Reisig und Wurzelwerk gefüllt war.

„Wie blind sind wir," sagte er, indem er ein seltsam geformtes Stück einer Kiefernwurzel aus dem Korbe hervorholte, „wie blind, wenn wir in unsern Wäldern umherstreifen. Unsere Augen sind verbildet und unsere Sinne stumpf. Wären sie offen, würden wir erkennen, wie die Natur auf allen Pfaden vorbildlich für uns wirkt. Geh einmal mit aufmerksamem Sinne durch den Wald. Überall, am Boden und an den Bäumen, im Moos und Gestein wirst du wunderbar geformte Bildungen lebendigen oder dürren Holzes finden, die zu seiner praktischen Verwertung geradezu herausfordern. Was ich auf meinen Wanderungen finde, sammle ich in diesem Korbe. Da liegen ganze Schätze von Kleinkunst und warten nur einer kundigen Hand, um gehoben zu werden. Ist nicht diese Wurzel z. B. wie zu einem Thürgriffe geschaffen?"

Damit holte er sein „Puukko", das er als Finnländer immer bei sich trug, aus der Lederscheide hervor und begann an dem thatsächlich wunderbar handlich geformten Holz zu schnitzen. Dann liefs er, um das Feuer im Kamin anzufachen, aus dem Keller einen neuen gewaltigen Kiefernstumpf holen und weidete sich an dem züngelnden Spiel der Flammen, die an den meterlangen Wurzeln emporflatterten, dafs diese aussahen, wie die feurigen Fangarme eines riesigen Tintenfisches.

Unter anderm Gerät in der Nähe lagen ein Paar Ski, von denen der eine in der Mitte zersplittert war. Er holte sie hervor und betrachtete sie wehmütig.

„Ich machte sie mir selber im vorigen Sommer“, sagte er, „als ich aber das erste Mal hinauslief, um sie zu erproben, zerbrach der eine. Da ist nichts mehr zu retten. Es war auch eine Nacht vor dem Freitag, sodafs das Unglück unvermeidlich war. Sobald ich mich bewegen kann, gehe ich in den Wald und suche mir für nächsten Winter Holz für neue Skis unter den astfreien, schlanken Birken, die schüchtern im Schofs des Tannenwaldes wachsen. Es liegt etwas von Kunst in der Verfertigung eines solchen Ski. Schönheit und Zweckmäfsigkeit gehen da Hand in Hand. Ich habe drüben im Vorzimmer ein Paar, die sind wie Schlangen unter den Füfsen.“

Und nun wurde er warm, und die Erinnerung an glückliche Stunden verlieh seiner Phantasie Flügel.

„Weifst du, für einen gewohnten Skiläufer hat diese Bewegung etwas von dem Reiz des Schwimmens. Und hast du jemals gefühlt, wie die weiten, weifsen Flächen auf gefrorenen Gewässern einen ziehen und locken? Die Ski laufen gleichsam von selbst, und die Sonne, die früh niedersinkt, beleuchtet nur ihre aufwärtsgebogenen Spitzen. Mit wiegenden Gedanken, die mit dem weichen Rhythmus des Laufens kommen und gehen, fliegt man über jungfräulichen Schnee, ohne Ziel — —

Da steht plötzlich der Wald vor mir in glitzernden Krystallen, rot scheint die Sonne auf all die Pracht. Drinnen im Dunkel schleichen die Schatten heran, und die Waldgeister sitzen in dem Dickicht auf der Lauer. Ganz hinten im Finstern hält Hiisi seinen Hof, die Augen glühen rot ..... Ginge ich da hinein', so packte er mich mit zottigen Klauen und saugte mir das Blut aus den Lenden ..... Es dämmert, mich wandelt Gruseln an. Ich wende die Skispitzen heimwärts nach freundlich blinkendem Feuerscheine, der immer gröfser und heller wird, je mehr ich vorwärts eile. Hiisi hohnlacht hinter mir, aber bald bin ich zu Hause am heimischem Heerd mit züngelnden Flammen um harziges Kieferngeäst .....“



Das finnische Epos Kalevala.

Von

Kauko.



Am 9. April sind hundert Jahre verflossen seit der Geburt Elias Lönnrots, der durch die Herausgabe des Kalevalaepos der finnischen Poesie einen Platz in der Weltlitteratur errungen hat. Vom ästhetischen Wert dieser Dichtung geben nachfolgende Proben, die der ausgezeichneten deutschen Übersetzung H. Pauls entnommen sind, dem Leser eine unmittelbare Vorstellung. Die litterarische und wissenschaftliche Bedeutung des Kalevalaepos bedarf jedoch einiger Erläuterung.

Als die ältere Kalevalafassung im Jahre 1835 erschien, gab es im Finnischen kaum etwas, was den Namen Schönlitteratur verdient hätte. Die religiöse Litteratur war wohl bald dreihundert Jahre alt; auch die ökonomisch-nützliche hatte man über ein Jahrhundert getrieben. Sogar an „unterhaltender" Litteratur hatte es in der letzten Zeit nicht gefehlt, wenn belehrende Volksbücher in einer dürftigen Erzählungs- oder Dialogform zu dieser gerechnet werden dürfen. Jedoch war noch keine einzige Novelle, geschweige denn ein Roman, im Finnischen vorhanden. Der erste dramatische Versuch — eine kuriose Nachahmung von Shakespeares Macbeth im alten epischen Versmafse — war im Jahre vorher, 1834, gedruckt. Blofs die lyrische Poesie hatte einige spärliche Blüten aufzuweisen, denen der poetische Duft nicht gänzlich fehlte.

Unter diesen dürftigen Litteraturverhältnissen erhielt das finnische Volk das Erbe einer grofsen, volkstümlichen, epischen Dichtung, um die es von viel reicheren Nationen hätte beneidet werden können. Die litterarischen Verhältnisse waren aber dermafsen dürftig, dafs die Bedeutung dieses

Erbes damals von sehr wenigen in Finnland verstanden wurde. Die Gebildeten des Volkes, die zu dieser Zeit das Finnische in den Schulen nicht einmal als Unterrichtsgegenstand gehabt hatten, — die Unterrichtssprachen waren Latein und Schwedisch — verstanden nicht die Sprache dieser Dichtung. Das Volk selbst war zu ungebildet, um solchen weltlichen Gesängen mehr Wert, als den eines müssigen Zeitvertreibs beizulegen. Die 500 Exemplare der ersten Auflage reichten gut aus, bis im Jahre 1849 die zweite, stark erweiterte Ausgabe des Kalevalaepos gedruckt wurde.

In dieser Zwischenzeit war das nationale Bewufstsein in Finnland wach geworden und diesem diente das nationale Epos als eine feste Grundlage zum weiteren Aufbau. Doch ist ihr Einflufs auf die aufkeimende finnische Litteratur zu der Zeit noch schwer nachzuweisen. Es war die schwedische Litteratur in Finnland, die durch das erwachte Finnentum zur Blüte getrieben wurde, infolge der erwähnten sprachlichen Verhältnisse. Der älteste finnische Kunstdichter im höheren Sinne, August Ahlqvist, war damals ein junger Student, der wohl Volkslieder für Lönnrots neue Ausgabe gesammelt hatte und ihm sogar beim Korrekturlesen behülflich gewesen war, jedoch erst wenige Töne auf seiner eigenen lyrischen Leier hervorgebracht hatte. Desto deutlicher ist die Anregung des Kalevalaepos in der finnischen Sprachwissenschaft und Volkskunde, deren gröfster Vertreter M. A. Castrén direkt durch diese Dichtung, die er ins Schwedische übersetzte, seine Lebensrichtung erhielt. Auch die gebildete männliche und weibliche Jugend, die durch J. V. Snellmans Auftreten im Jahre 1844 enthusiasmiert, die vernachlässigte Sprache ihres Volkes wieder erlernen wollte, mufste sich natürlich dieser volkstümlichen Dichtung zuwenden, die nicht nur die beste, klassische, sondern fast die einzige Originallektüre war.

Der Einflufs der neuen Kalevalaausgabe von 1849 auf die finnische Litteratur tritt gleich beim Auftreten des genialsten finnischen Dichters, Alexis Kivi, hervor. Sein Erstlingsdrama „Kullervo“ (1864) behandelt eine Kalevala-Episode. Später hat J. H. Erkko dasselbe Thema, sowie auch die „Aino-Episode“ mit Erfolg dramatisch behandelt. Ferner sind die Lieder von „Lemminkäinens Tod“ und vom „Kampfe um die Sonne“ von einem der jüngsten Dichter, Eino Leino, dramatisiert worden. In der erzählenden Litteratur genügt es auf den auch ins Deutsche übersetzten Roman „Panu“ von Juhani Aho hinzuweisen. Das schöne Bild von

Jorma und seinem idealen Glauben stammt nicht aus der Welt der Wirklichkeit, sondern aus der dichterischen des Kalevalaepos.

Noch gröfser ist die Bedeutung der Kalevaladichtung für die Entwicklung der finnischen Poesie in formeller Hinsicht. Dadurch erklärt es sich, dafs die poetische Sprachkunst in der finnischen Litteratur mehrere Jahrzehnte der prosaischen vorangeht. Diese letztere ist erst durch Juhani Aho und andere neuere Schriftsteller, die ihre Bildung in Schulen mit finnischer Unterrichtssprache erhalten haben, ausgebildet worden.

Sogar der finnischen Tonkunst hat die Kalevaladichtung neuen wertvollen Stoff gegeben. Die Oper „Princessan af Cypern" von dem in Deutschland geborenen Tonkünstler Fredrik Pacius (dem Verfasser der bekannten Melodie zu Runebergs „Vårt land" [„Unser Land"]) zu dem schwedischen Text von Zachris Topelius behandelt die Lemminkäinen-Episode mit einer phantastischen Umsetzung der Kalevalaischen „Insel" nach Griechenland. Eine andere Oper zu finnischem Texte, die die Sage von der „Pohjola-Jungfrau" behandelt, ist von O. Merikanto kürzlich komponiert worden. Bedeutender sind aber die Orchesterstücke von R. Kajanus („Aino-Rhapsodie") und Jean Sibelius (Kullervo- und und Lemminkäinen-Episoden als Themata) und besonders die Chorgesänge des letzteren zu unveränderten Kalevalaversen (z. B. die Bootfahrt Wäinämöinens und seine Begrüfsung der Himmelslichter).

Ganz natürlich ist, dafs auch die bildende Kunst in Finnland eine nationale Anregung von dem Kalevalaepos erhalten, wenn sie es auch noch nicht zu einer vollständigen Illustrierung dieses Werkes gebracht hat. In der Malerei sind als Bahnbrecher zu nennen B. A. Godenhjelm und R. Ekman, welche beide u. a. den Gesang des alten Wäinämöinen dargestellt haben. Von neueren Werken genügt es auf Axel Galléns grofsartige Gemälde und S. A. Keinänens Atlas mit Zeichnungen hinzuweisen. Ebensoviel Bedeutung hat das Kalevalaepos mit seinen Heldengestalten für die finnische Skulptur gehabt. Es war ein Bildhauer aus Schweden, K. A. Sjöstrand, der den dankbaren Stoff des finnischen Epos zuerst erkannte. Die Liebe zu dieser Aufgabe gab ihm ein neues Vaterland, dem er sein ganzes Leben widmete. Die meisten Gestalten der Dichtung hat er bildlich dargestellt, z. B. die drei Haupthelden Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkäinen im Friese des Universitätsvestibüles und Kullervos Anrede an sein Schwert (36. Rune, siehe unten S. 61). Von seinen Nach-

folgern sind in dieser Hinsicht J. Takanen und E. Wikström besonders hervorzuheben.

In der finnischen Litteratur und Kunst hat das Kalevalaepos — in anspruchslosem Sinne — eine ähnliche Stellung wie die homerischen Gedichte in der Poesie und Skulptur der alten Griechen hatten. Die Ähnlichkeit wird noch gröfser, wenn man die pädagogische Bedeutung der Kalevaladichtung in den finnischen Schulen erwägt. Für den Unterricht der Muttersprache in den höheren Klassen der Elementarschulen und in Volkshochschulen ist sie sowohl hinsichtlich des Inhaltes, als der Form ein grundlegendes Werk, wie kaum ein anderes in der Litteratur moderner Völker.

Welchen Wert hat aber das Kalevalaepos aufserhalb der nationalen Grenzen, in der allgemeinen Litteratur? Es offenbart das poetische Leben eines ganzen Volkes, und zwar eines sehr eigenartigen. Von der Anerkennung, die es erhalten, zeugt nicht nur das, was hervorragende Litteraturkritiker ausgesprochen haben, sondern noch vielmehr die Thatsache, dafs es vollständig oder teilweise in die neuesten Kultursprachen Europas übersetzt ist. Auch hat es zu Nachahmungen Anlafs gegeben, z. B. das amerikanische Epos von Longfellow „The song of Hiawatha" hat die Idee, manche Details und sogar das Versmafs entlehnt.

Das Hauptgewicht der internationalen Bedeutung des Kalevalaepos liegt aber nicht auf dem ästhetischen, sondern auf dem folkloristischen Gebiete. Es ist die Frage von der Entstehung der Volksepen, die durch die Kalevalaforschung beleuchtet werden kann. Dank Lönnrots Gewissenhaftigkeit sind alle seine Materialien und sogar seine eigenen Konzepte aufbewahrt worden, sodafs die Entstehung des Kalevalaepos fast bis auf jede einzelne Zeile nachgewiesen werden kann. Und dies gilt nicht blofs von Lönnrots Anteil an der Arbeit; durch fortwährende unermüdliche Sammlungen hat man das Material dermafsen vollständig zusammengebracht, dafs es möglich ist, auch der Entwicklung der Volkslieder bis auf die kleinsten Details zu folgen. Dabei ist man zu dem Resultate gekommen, dafs die Lieder, wie sie Lönnrot im nördlichsten Gesangsgebiete (Russisch-Karelen) antraf, schon vier- bis siebenmal während ihrer Wanderung von den Volkssängern umgeändert waren, und dafs Lönnrot mit ihnen in derselben Art verfuhr, als wenn er der letzte Volkssänger gewesen wäre.

Ebenso wenig, wie ein Volkssänger, war Lönnrot im stande, ein selbständiges neues Gedicht zu verfassen. Von den 5000 Zeilen der ältesten

ungedruckten Kalevalafassung, die genau untersucht worden ist, sind 94 % sicher volkstümlich, 1 % setzt möglicherweise eine geringe Anzahl verlorener oder nur in Lönnrots Gedächtnis erhaltener Volkslieder voraus. Blofs 5 % verstreute Zeilen sind aus nicht volkstümlichen Quellen, aber bei weitem nicht alle aus Lönnrots eigener Phantasie geflossen; beweisbar sind Reminiscenzen aus den Gedichten der neueren bäuerlichen Poeten und sogar aus einzelnen Zeilen älterer finnischer Kunstdichter.

Aber gleichwie die Volkssänger bei der Ausbildung eines Gesanges Zusätze aus andern Gesängen gebrauchten und dabei oft einen bewunderungswürdigen poetischen Instinkt zeigten, hat auch Lönnrot Interpolationen aus andern Volksliedern zur weiteren Ausschmückung angewandt. Von seinen Vorgängern unterscheidet sich Lönnrot hauptsächlich dadurch, dafs er alle Schätze des Volksgesanges in unvergleichlich höherem Mafse kannte, als irgend einer von diesen, und somit einen Gesang aus den verschiedenen Varianten desselben zusammensetzen konnte. Dazu kommt gewifs noch ein durch litterarische Bildung verfeinertes poetisches Gefühl bei der Wahl der Zuthaten. Andrerseits jedoch steht Lönnrot auch hierin, was die Unbewufstheit des Schaffens betrifft, seinen Vorgängern ganz nahe. Wie nahe er wirklich einem Volkssänger steht, beweist am deutlichsten das überraschende Faktum, dafs spätere Volkssänger manche Details in derselben Weise, wie Lönnrot, ausgeführt haben, nachweislich ohne Beeinflussung durch das gedruckte Kalevalaepos.

Sogar als Ordner der verschiedenen Gesänge ist Lönnrot nur als der letzte zu bezeichnen. Die Einheit zwischen den Gesängen des Kalevalaepos ist zwar nicht etwas Ursprüngliches, d. h. dafs es zerfallen und von Lönnrot wiederhergestellt wäre. Aber die Einheit ist auch nicht von ihm allein erfunden worden. Sie ist allmählich, mit der Zeit und während der Wanderung der Volkslieder durch die verschiedenen Gesangsgebiete entstanden. In Westfinnland und Estland sehen wir nicht nur die verschiedenen Arten der Gesänge, wie z. B. die epischen und die Zaubergesänge, von einander geschieden, sondern auch die verschiedenen Themata gewöhnlich jedes für sich gesondert; im östlichen Estland jedoch beginnen schon konstante Verbindungen aufzutreten. Die ursprünglichen und selbständigen Formen der westfinnischen und estnischen Gesänge vereint nur ein einziges Band, wenn schon ein sehr bedeutendes, das ihnen allen gemeinsame Versmafs. Auf karelischem Gebiete fliefsen diese doppelten Ströme von Gesängen zusammen, erhalten neue Zuflüsse aus den heimat-

lichen karelischen Quellen, und das Ganze gerät gleichsam in einen Strudel, aus dem immer neue schäumende Wogen emportauchen. Es ist aber ein grofser Unterschied zwischen den verschiedenen karelischen Gesangsgebieten. In Ingermanland sind die schon ziemlich häufigen Verbindungen verschiedener Themata meistens lose und unverschmolzen; die Zaubergesänge haben sich nur selten mit den epischen vermischt, und die Gestalten Wäinämöinens und Ilmarinens treten nur erst in einigen wenigen Gesängen auf. In Finnisch-Karelen sind aus den Verbindungen verschiedener Themata durch vollständige Verschmelzung neue Gesänge entstanden, eine ganz neue Art episch-magischer Dichtung hat sich herausgebildet und einige Gestalten beginnen alle übrigen zu verdrängen. In Russisch-Karelen ist diese Entwicklung noch weiter vorgeschritten, die Lieder gruppieren sich um gewisse Namen der Dichtung und, um diese zu vereinigen, erscheinen weitere Neubildungen; es entstehen Gesangscyklen, und einer von diesen, der Sampocyklus, wird gleichsam zu einem Mittelpunkte, der alles in die Nähe Kommende heranzieht. Schliefslich hat Lönnrot, wie er selbst bezeugt, auch die letzte Anregung zur Zusammenstellung eines Gesamtepos von einem alten Volkssänger in dem allernördlichsten Zufluchtsorte des finnischen Runengesanges erhalten.

Die Untersuchung des Kalevalaepos giebt uns auch Anlafs, Schlüsse in Bezug auf die übrigen sogenannten Volksepen zu ziehen. Als ein Volksepos können wir ein episches Gedicht bezeichnen, das nicht nur volkstümliches Material enthält, sondern vom Volke selbst bearbeitet worden ist, so weit es überhaupt in seinem Bereiche liegt. Ein jedes Volksepos bedarf aber zuletzt notwendig einer auswählenden und ordnenden Hand. Nehmen wir z. B. die homerischen Epen. Ursprüngliche Einheiten können auch diese nicht gewesen sein. Anfangs mufs man sich einzelne Gesänge vorstellen, die wohl durch das gemeinsame Versmafs leicht miteinander verbunden werden konnten. In gröfserem Mafse wird jedoch die Vereinigung und Verschmelzung der Gesänge vielleicht erst dann stattgefunden haben, als diese aus den verschiedenen Gegenden Griechenlands bei den Kolonisten in Kleinasien sich alle angesammelt hatten. Die endgültige Zusammenfassung derselben ist jedenfalls später durch Diaskeuasten geschehen, die, im Vergleich mit Lönnrot, die Volksgesänge sichtlich viel eigenmächtiger und der Kunstpoesie mehr annähernd umgegossen haben.

Abgesehen von dieser Frage der Zusammensetzung, hat die Kalevalaforschung noch Bedeutung in methodischer Hinsicht für die Untersuchung

der Volkstraditionen überhaupt. Die Zahl der finnisch-estnischen Liedervarianten beträgt beinahe 100 000, und dieser Reichtum hat die Ausbildung der geographischen Methode des verstorbenen Professors Julius Krohn ermöglicht, die die Entwicklung einer internationalen Wissenschaft der Volkskunde in der Zukunft erleichtern wird.

Auch stofflich sind die Kalevalasagen teilweise von allgemeinem Interesse. Obgleich die Hauptmasse der epischen Themata vollkommen originelle Schöpfungen des finnischen, resp. estnischen Volksgeistes sind, finden sich doch manche Berührungspunkte mit den germanischen, slavischen und lettisch-litauischen Sagen. Sogar die finnischen Zaubergesänge, die beim ersten Anblick einem so fremd und eigenartig scheinen, stehen in genetischem Zusammenhange mit den magischen Sprüchen des katholischen Mittelalters. Von der Erforschung der finnischen Volksgesänge kann somit noch manches Neue erwartet werden, was dem Kalevalaepos ein immer erhöhtes Interesse geben wird.

Als Beispiel von der Entwicklung einer Kalevalaepisode möge die schöne Kantelerune angeführt werden. Es genügt hier die vom Volke in jedem Gesangsgebiete successiv zugedichteten neuen poetischen Züge hervorzuheben.

Im Südwesten des estnischen Gebietes wird von der Sängerin die Frage, was der Kantele (dem finnischen zitherartigen Saiteninstrument) noch fehle, wiederholt behandelt. Es werden genommen: der Kasten des Instruments aus den Kinnladen des Lachses, die Schrauben aus den Zähnen des Hechtes, die Saiten aus den Haaren der Jungfrau, der Bruder zum Spieler, die Schwester zur Tänzerin, die Schwägerin zur Sängerin. Zuweilen wird der Eindruck des Kantelespieles mit dem Weinen von drei Waisenkindern verglichen.

Im Nordosten des estnischen Gebietes wird zuweilen geschildert, wie auf dem Grabe der getöteten Sängerin eine Birke wächst, aus der die Kantele verfertigt wird. Es werden die vergeblichen Versuche der Männer und Frauen, Knaben und Mädchen des Dorfes erwähnt, bevor der Bruder der Sängerin geholt wird. Das Kantelespiel wird mit dem Weinen der Braut verglichen, die vom Vaterhause in das Haus des Gatten zieht.

Im westlichen Ingermanland (Narwa—Petersburg) ist der Kantelespieler ein blinder Mann (selten der Bruder). Die Vögel in der Luft, die Fische im Wasser, die Schlangen in der Erde erscheinen als Zuhörer, sogar der Bär und Wolf eilen herbei.

Im nördlichen Ingermanland (Petersburg—Kexholm) treten auch die Menschen ohne Unterschied von Alter und Geschlecht als andächtige Zuhörer auf: die Männer mit entblöfstem Haupte, die Weiber die Wange auf die Hand gestützt, die Knaben auf ihren Knieen, die Mädchen mit Thränen in den Augen. Die Jungfrau, die ihre Haare zu den Saiten der Kantele hergiebt, wird geschildert, wie sie im Walde schön geschmückt und gekämmt von der Sängerin angetroffen und angeredet wird.

Auch in Finnisch-Ostkarelen mufs ein südlicheres und ein nördlicheres Gebiet unterschieden werden. Die Gegend von Sordavala am Ladoga vertritt der bekannte Volkssänger Ontrei Wanninen. Nach ihm wird der Kantelespieler sowohl im Himmel, als in der Erde, vergebens gesucht. Es findet sich schliefslich der alte Wäinämöinen: „Gieb her die Kantele in die Hand des Blinden." Zu den Vierfüfsern, Vögeln und Fischen, von denen keiner ausbleibt, gesellt sich noch als Zuhörer in schönem Schmucke die Hiisifrau, die ihre Haare zu den Saiten hergegeben hat.

Die nördliche finnisch-karelische Sangart repräsentiert der gröfste Volkssänger auf finnischer Seite, Simana Sissonen aus Mekrijärvi in Ilomants. Die Kantelerune hat eine neue konstante Verbindung erhalten: die Schiffahrt von Wäinämöinen, Ilmarinen und Joukamoinen. Das Schiff stöfst auf einen Hecht. Aus dem Kopfe des Hechtes verfertigt der Schmied Ilmarinen die Kantele. Bei Wäinämöinens Spiel kommen auch die Götterwesen des Waldes und des Wassers zuhören. Wäinämöinen wird selbst so gerührt, dafs Thränen, gröfser, wie die Moosbeeren oder die Eier eines Haselhuhns, an seinem Gewande herunterfliefsen.

In Russisch-Karelen ist die Variante des berühmten Arhippa Perttunen aus Latvajärvi charakteristisch. Wäinämöinens Thränen fliefsen ins Meer und werden vom Meeresboden durch eine Ente aufgenommen.

Lönnrot kannte sowohl die Form, in welcher die Kantele aus Fischbein entsteht, als die Form, in welcher sie aus einer Birke verfertigt wird. Da die Variationen auch sonst allzu reichlich waren, um in einem einzigen Gesange zusammengestellt zu werden, verteilte er sie in zwei Gesänge. Die hinten in deutscher Übersetzung abgedruckte einundvierzigste Kalevalarune gehört zu der ersteren Form. Der aus dem Kopfe des grofsen Hechtes verfertigten Kantele haben schon alle andern vergebens versucht, musikalische Töne zu entlocken. Das Spiel Wäinämöinens erinnert stark an die Orpheussage, obgleich die finnische Rune sich ganz unabhängig davon entwickelt hat. Lönnrot hat zu den Götterwesen des Waldes und Wassers

aus anderen Gesängen noch die der Luft zugesellt. Die Stellung dieser Rune vor den Runen (42—43) vom Raube des Sampo treffen wir auch bei den russisch-karelischen Volkssängern an.

Anläfslich des erwähnten 100jährigen Gedenktages wird dem Andenken Elias Lönnrots ein Denkmal aus Bronze in Helsingfors errichtet. Zu seiner Rechten steht der alte Wäinämöinen mit seiner Kantele in der Hand und am Sockel liest man: „Du hast die Worte aus dem Verborgenen ans Licht gebracht!“ Doch ein Monumentum aere perennis ist und bleibt das Kalevalaepos selbst für das finnische Volk, so lange es lebt, und nach dem finnischen Volke noch viel längere Zeit in der Litteraturgeschichte und in der Wissenschaft der Volkspoesie.



Kalevala.

Finnische Volksdichtung.



Sechsunddreifsigste Rune.

Nun bereitet sich Kullerwoinen,
schon schickt Kalerwos Sohn sich an
in den blutigen Krieg zu ziehen,
in das wilde Gewühl der Schlacht.
Eine Stunde schärft er die Klinge,
in der andern spitzt er den Speer.
Doch die Mutter liefs sich vernehmen:
„Zieh' nicht, unglückseliges Kind,
10 in das blutige Schlachtgewimmel,
in den mordenden Männerstreit.
Wer von selbst zum Kampfe hinauszieht,
findet selber im Kampf den Tod,
wird im blutigen Streite fallen,
vor dem eignen Schwerte vergehn!
„Reitest hinaus auf einer Ziege.
Ziehst zum Streite auf einem Bock;
doch die Ziege ist bald getroffen,
bald der Bock im Kriege besiegt.
20 Kehrst dann wieder mit einem Hunde,
kommst mit einem Frosche zurück."
Liefs sich Kullerwoinen vernehmen,
nahm dagegen wieder das Wort:
„Werd' ich doch im Sumpfe nicht sterben,
nicht auf dürrer Heide vergehn,
wo die gierigen Raben hausen
und die beutesuchenden Krähn.
Wenn ich im Schlachtgetümmel falle
auf dem blutigen Ehrenfeld,
30 herrlich ist es im Kampf zu fallen
bei der rasselnder Schwerter Klang.
Stattlich ist die Krankheit des Krieges.
Hastig reifst sie den Jüngling fort.
Ohne Siechtum und ohne Schmerzen,
ohne Plage naht sich der Tod."
Nahm die Mutter wieder die Rede:
„Wenn du im Kriege fällst, o Sohn,
wer bleibt deinem alternden Vater
dann als Stütze für spätere Zeit?"
Gab ihr Kullerwoinen zur Antwort, 40
liefs sich also hören und sprach:
„Lafs ihn sterben am offnen Wege,
mag er niedersinken im Hof!"
„Wer bleibt deiner alternden Mutter
dann für spätre Tage als Schutz?"
„Mag sie, ein Bündel Stroh im Arme,
tot zur Erde fallen im Stall!"
„Wer bleibt deinem jüngeren Bruder
dann zum Schutz für spätere Zeit?"
„Mag er auf der Heide vergehen, 50
niederstürzen auf offenem Feld!"
„Wer bleibt deiner jüngeren Schwester
dann für spätere Zeit als Schirm?"
„Mag sie sterben am Weg zum Brunnen,
wenn sie am Ufer Wäsche spült!"
Trotzig wandte sich Kullerwoinen,
machte sogleich sich auf den Weg,
liefs im Gehen sich also hören:
„Lebe, geliebter Vater, wohl!
Wirst du mich Armen auch beweinen, 60
wenn von meinem Tode du hörst,
wenn du erfährst, dafs ich gefallen,
aus der Zahl der Lebenden schied?"
Gab der Vater sogleich zur Antwort:
„Keine Thräne wein' ich um dich.

wenn ich höre, dafs du gefallen;
andre Kinder kann ich erziehn,
einen klügeren Sohn und bessern
und in allem erfahrener noch!"
70 Liefs der Sohn sich wieder vernehmen,
nahm von neuem wieder das Wort:
„Auch ich selber werde nicht weinen,
wenn ich höre von deinem Tod;
so ein Vater ist leicht zu schaffen, —
Steine nimmt man und Lehm zum Haupt,
formt die Augen aus roten Beeren,
nimmt zum Barte trockenes Gras,
zu den Füfsen knorrige Äste,
und zum Fleische modriges Holz."
80 Dann, zum Bruder gewendet, sprach er:
„Nun, mein Bruder, leb' ewig wohl!
Wirst du mich Armen auch beweinen,
wenn von meinem Tode du hörst,
wenn du erfährst, dafs ich gefallen,
aus der Zahl der Lebenden schied?"
Gab der Bruder sogleich zur Antwort:
„Keine Thräne wein' ich um dich,
wenn ich höre, dafs du gefallen;
solch ein Bruder ist leicht verschafft,
90 ja, ein klügerer noch und bessrer,
zweimal stattlicher noch, als du!"
Gab ihm Kullerwoinen zur Antwort,
liefs sich so vernehmen und sprach:
„Auch ich selber werde nicht weinen,
wenn ich höre von deinem Tod;
leicht ist solch ein Bruder geschaffen, —
Steine nimmt man und Lehm zum Haupt,
Augen formt man aus roten Beeren,
Nimmt zum Haar getrocknetes Gras,
100 krumme Weidenäste zu Füfsen,
und zum Fleische modriges Holz."
Und zur Schwester gewendet, rief er:
„Nun, o Schwester, leb' ewig wohl!
Wirst du mich Armen auch beweinen,
wenn von meinem Tode du hörst,
wenn du erfährst, dafs ich gefallen,
aus der Zahl der Lebenden schied?"
Gab die Schwester sogleich zur Antwort:
„Keine Thräne wein' ich um dich,
110 wenn ich höre, dafs du gefallen;
einen anderen Bruder wohl,
einen besseren kann ich finden,
einen klügeren noch, als du!"
Liefs sich Kullerwoinen vernehmen,
gab zur Antwort also und sprach:
„Auch ich selber werde nicht weinen,
wenn ich höre von deinem Tod;
solche Schwester ist bald geschaffen,
Steine nimmt man und Lehm zum Mund,
rothe Beren anstatt der Augen, 120
nimmt getrocknetes Gras zum Haar,
zu den Ohren Lilienblätter,
bildet den Leib aus Ahornholz!"
Dann zur Mutter läfst er sich hören:
„O du holde Beschützerin,
meine treue, geliebte Mutter,
die du sorglich mich gepflegt!
Wirst du künftig mich wohl beweinen,
wenn du von meinem Tode hörst,
wenn du erfährst, dafs ich gefallen, 130
aus der Zahl der Lebenden schied?"
Nahm die Mutter sogleich die Rede,
gab zur Antwort also und sprach:
„Wenig ahnst du den Sinn der Mutter,
wenig kennst du der Mutter Herz.
Bittre Thränen werde ich weinen,
wenn ich erfahre, dafs du starbst,
wenn ich höre, dafs du gefallen,
aus der Zahl der Lebenden schiedst.
Überschwemmen will ich die Diele, 140
strömen soll die salzige Flut,
weinen will ich auf allen Wegen,
tief gebeugt in Scheune und Stall.
Weine den Schnee zu glattem Eise,
schmelze das Eis mit Thränen weg,
lasse den Rasen wieder grünen,
überströme das junge Gras!"
„Was ich laut zu weinen nicht wage,
was ich offen nicht klagen darf,
nicht vor fremden Menschen verraten, 150
wein' ich heimlich im Badehaus,
überströme die weifsen Dielen,
feuchte sie mit salziger Flut."
Darnach schickte sich Kullerwoinen,
Kalerwos Sohn zur Reise an,
zog mit fröhlichem Spiel zum Kampfe,
unter Jubel hinaus zum Streit,
blies auf allen Sümpfen und Wegen,
durch die Heide mit lautem Ton;
weithin über die Wiese schallt es, 160
über das welke Heidekraut.
Da erreicht ihn die böse Nachricht,
traurige Botschaft trifft sein Ohr:
„Schon starb in der Heimat der Vater,
schläft den ewigen Todesschlaf;
kehre sogleich zurück nach Hause,

sieh, wie den Toten man begräbt!"
Läſst sich Kalerwos Sohn vernehmen,
giebt zur Antwort also und spricht:
170 „Laſst ihn tot sein, wenn er gestorben,
findet im Stall sich doch ein Roſs,
das zum Grabe ihn hingeleitet,
zu den Toten nach Kalma führt!"
Fröhlich bläst er in Moor und Sümpfen,
über die Heide hin tönt das Horn,
da erreicht ihn die böse Nachricht,
traurige Botschaft trifft sein Ohr:
„Schon starb in der Heimat der Bruder,
deiner eigenen Mutter Kind;
180 kehr' in Eile zurück nach Hause,
sieh, wie den Toten man begräbt!"
Läſst sich Kullerwo also hören,
nimmt sogleich die Rede und spricht:
„Laſst ihn tot sein, wenn er gestorben,
steht im Stalle doch noch ein Roſs,
das zum Grabe ihn hingeleitet,
das den Toten zu Kalma führt!"
Fröhlich blies er weiter am Wege,
über die Heide hin tönt das Horn,
190 da erreicht ihn die böse Nachricht,
traurige Botschaft trifft sein Ohr:
„Schon starb in der Heimat die Schwester,
deiner eigenen Mutter Kind,
eilig kehre zurück nach Hause,
sieh, wie die Tote man begräbt!"
Läſst sich Kalerwos Sohn vernehmen,
giebt zur Antwort also und spricht:
„Laſs sie tot sein, wenn sie gestorben,
steht im Hause doch noch ein Roſs,
200 das zum Grabe sie hingeleitet,
das die Tote zu Kalma führt!"
Fröhlich blasend wandert er weiter,
spielend zieht er durch Feld und Flur,
da erreicht ihn die böse Nachricht,
traurige Botschaft trifft sein Ohr:
„Schon starb in der Heimat die Mutter,
deine Pflegerin lebt nicht mehr,
eilig kehre zurück nach Hause,
sieh, wie die Tote man begräbt!"
210 Lieſs sich Kalervos Sohn vernehmen,
klagend nahm er also das Wort:
„Weh mir unglückseligem Knaben,
weh, daſs die Mutter ich verlor,
die auf weichem Lager mich wiegte,
meine schöne Decke gestickt,
die den glänzenden Lein gesponnen,
die so flink die Spindel gedreht;
und ich sah die Holde nicht sterben,
war bei ihrem Tode nicht nah!
Ist sie erstarrt vielleicht vor Kälte, 220
oder starb vor Hunger und Not?
Sorglich soll man die Tote waschen,
rein die Glieder und rein das Haupt,
soll in zarte Seide sie hüllen,
in das weichste Leinengewand;
soll dann in die Erde sie senken,
sie verbergen in Kalmas Reich,
unter Klagen soll sie geleitet,
mit Gesängen bestattet sein.
Doch ich selber, ich darf nicht folgen, 230
noch ist Untamo ungestraft,
noch ist der Verräter am Leben,
der Verworfene noch nicht gefällt."
Fröhlich zieht er hinaus zum Kampfe,
wandert Untamos Grenze zu,
läſst im Gehen sich also hören:
„Ukko, o du ewiger Gott,
leih mir eine feurige Klinge,
schenke mir ein blitzendes Schwert,
gegen Untamos tückische Scharen, 240
gegen hundert Feinde und mehr!"
Und ihm ward die Klinge gegeben,
das ersehnte, feurige Schwert;
damit schlug er die Feinde nieder,
siegte über Untamos Schar,
schleuderte Brände in die Hütten,
lieſs das Dorf durch Feuer vergehn;
nur die Steine der Öfen blieben,
und die Ebereschen im Hof.

Darnach schickte sich Kullerwoinen, 250
Kalerwos Sohn, zur Heimkehr an,
zu des entschlafnen Vaters Hütte,
in die liebliche Heimatflur;
doch er findet das Haus verlassen,
sieht die Hütte öde und leer;
niemand heiſst den Armen willkommen,
niemand reicht ihm grüſsend die Hand.

Hin zum Herde streckt er die Hände;
doch die Kohlen sind längst verlöscht.
O, da fühlt der arme Verlassne, 260
daſs die Mutter ihm nicht mehr lebt.
Weiter streckt er die Hand zum Ofen,
doch die Steine sind eisig kalt;
da erkennt der arme Verlassne,
daſs der Vater ihm nicht mehr lebt.

Und das Auge zu Boden senkend,
sieht er grau die Diele bestaubt;
da erst fühlt der arme Verlassne,

dafs die Schwester ihm nicht mehr lebt.
270 Nach dem Ufer blickt er hinüber,
doch kein Nachen wiegt sich am Strand;
da erkennt der arme Verlassne,
dafs der Bruder ihm nicht mehr lebt.
Und in bitteren Thränen safs er,
wohl den ersten und zweiten Tag,
bis er klagend in Worte ausbrach:
„O, geliebteste Mutter, du,
hast du nichts mir Armen gelassen,
nichts, so lang du auf Erden warst?
280 Doch du hörst nicht, einzige Mutter,
seufzte ich selbst auf deiner Stirn,
klagte weinend auf deinen Schläfen,
jammerte laut auf deinem Haupt!“
Da erwacht die Mutter im Grabe,
aus der Erde ruft sie empor:
„Musti hab' ich, den Hund, gelassen,
zieh mit ihm zum Jagen hinaus;
nimm ihn hin, den treuen Gefährten,
streife umher im dunklen Wald,
290 wandre hinaus durch Feld und Heide,
suche des Waldes Herrin auf,
das Gehege der schönen Jungfrau,
an der Seite der Tannenburg;
dort sieh spähend umher nach Beute,
bitte dort um glücklichen Fang!“
Da ging Kalerwos Sohn auf die Wandrung,
zum Begleiter nahm er den Hund,
machte sich eilig auf zur Reise,
durch die Heide schritt er dahin.
300 Doch, als er ein Weilchen gewandert,
nur ein unbedeutendes Stück,
naht er jener Stelle im Walde,
jenem unglückseligen Ort,
wo er einst die liebliche Jungfrau,
seine eigene Schwester, verlockt.
Ringsum klagte die grüne Wiese,
Klagen tönten über das Feld,
leise seufzte der junge Rasen,
Thränen weinte das Heidekraut,
über die dort gefallne Jungfrau, 310
über das verratene Kind.
Nirgends sprofste der junge Rasen,
Blumen welkten und Heidekraut
an der Unheil kündenden Stelle,
an dem unglückseligen Ort,
wo er einst die blühende Jungfrau,
seine eigne Schwester, verlockt.
Da zog Kullerwoinen die Klinge;
aus der Scheide rifs er das Schwert,
wandte es hin und her, beschaut es, 320
sinnend prüft er den scharfen Stahl,
und mit forschenden Blicken fragt er,
ob das feurige Schwert bereit,
schuldbeladenes Fleisch zu zehren,
aufzuschlürfen Verbrecherblut.
Leicht errät die Klinge die Absicht,
fafst den Sinn der Frage sogleich
und, entgegnend, läfst sie sich hören:
„Warum sollte ich nicht mit Lust
auch verbrecherisch Fleisch verzehren, 330
schlürfen schuldbeladenes Blut?
Zehr' ich doch vom Fleische der Unschuld,
trinke von des Gerechten Blut.“
Da zieht Kalerwos Sohn die Klinge;
Kullerwoinen ergreift das Schwert,
stemmt den Handgriff gegen die Erde,
in den Boden drückt er ihn ein,
wendet gegen die Brust die Spitze,
stürzt sich endlich selber darauf,
fällt von seinem eigenen Schwerte, 340
setzt dem Leben selber ein Ziel.
So schlofs Kalerwos Sohn die Laufbahn,
also fand er den Untergang,
so war Kullerwos Lebensende,
so des Unglückseligen Tod.

Einundvierzigste Rune.

Wäinämöinen, brav und bieder,
der gepriesene Sängerheld,
schickte sich an zum Saitenspiele,
prüft die Finger an seiner Hand,
läfst sich nieder auf einen Felsen,
auf den schimmernden Sängerstein,
setzt sich auf den silbernen Hügel,
auf den goldenstrahlenden Berg.
Dann ergreift er die Wunderharfe,
legt sie achtsam über das Knie, 10
hält die Kantele in Bereitschaft,
läfst sich endlich hören und spricht:

„Mögen alle kommen und lauschen,
alle, die noch nimmer vorher
freudeweckende Töne hörten,
Kanteles süſsem Klang gelauscht!“

Dann begann der ewige Sänger.
Kunstreich war sein herrliches Spiel.

Weithin schallte die neue Harfe,
20 mächtig die Kantele erklang;
über die Saiten glitt der Finger;
flüchtig hob sich und leicht die Hand.

Da erwachte wirkliche Freude,
und die Lust ward wirkliche Lust,
da erst wurde das Spiel zum Spiele,
ward Gesang erst wahrer Gesang.
Lieblich klangen des Fisches Kiefer
und die Zähne in süſsem Ton,
laut ertönte das Haar des Rosses,
30 mächtig schallte der Saiten Klang.

Kunstreich spielte der weise Sänger.
Jedes einzige Tier im Wald,
das die Füſse bewegen konnte,
auf den zottigen Tatzen lief,
kam, die Wunderharfe zu hören,
Wäinös herrliches Saitenspiel.
Fröhlich hüpfte das Eichhorn im Baume,
schwang sich munter von Zweig zu Zweig,
eilig nahte das Hermelinchen,
40 setzte sich nieder auf den Zaun,
auch die Elen sprangen im Walde,
und die Luchse trieben ihr Spiel.
Auch im Sumpf erwachten die Wölfe,
aus der Heide trabte der Bär,
kroch aus finsteren Tannenbüschen,
aus dem dichten Gestrüpp hervor.
Wölfe kamen aus weiter Ferne,
seine Heide verlieſs der Bär,
schwang sich auf die nächste Umzäunung,
50 drückte an die Pforte sich hin;
da fiel krachend der Zaun zur Erde,
fiel in Stücke über den Weg,
doch er klettert auf eine Fichte,
springt auf eine Tanne hinauf,
um die neue Harfe zu hören,
Wäinös herrliches Saitenspiel.

Selbst der Herrscher der Wälder nahte,
Metsolas hoher Schützer kam;
ihm zur Seite die Scharen Tapios.
60 Knaben und Mädchen folgten ihm,
stiegen auf den Gipfel des Hügels,
sich des herrlichen Spiels zu freun.
Sieh, des Waldes Herrin auch nahte,
Tapios wirtliche Hausfrau kam,
schön gekleidet in blauen Strümpfen,
herrlich geschmückt mit rotem Band,
läſst sich nieder auf eine Birke,
auf ein Espenbäumchen herab,
um die neue Harfe zu hören,
Wäinös herrliches Saitenspiel. 70

Auch die Vögel der Luft erschienen,
schwirrten aus der Ferne herbei,
kamen wie ein Wetter geflogen,
zogen raschen Fluges heran,
um die neue Harfe zu hören,
Wäinös herrliches Saitenspiel.

Als im Horst der Adler es hörte,
Kanteles süſsen Ton vernahm,
lieſs er seine Jungen im Neste,
machte sich auf zum weiten Flug, 80
um die neue Harfe zu hören,
Wäinös herrliches Saitenspiel.

Aus der Höhe schwebte der Adler,
durch die Wolken schoſs er herab;
auf flog aus den Fluten die Möwe,
Schwäne entstiegen ihrem See,
selbst der kleine, winzige Buchfink,
alles, was nur zwitschert und singt,
bunte Zeisige, viele hundert,
wohl an tausend Lerchen und mehr, 90
freuten sich im luftigen Raume,
sangen über des Sängers Haupt,
da der Meister die Saiten rührte,
Wäinö selber das Spiel begann.

Selbst die schönen Töchter der Lüfte,
liebliche Kinder der Natur,
lauschten voller Freude den Tönen,
staunten über den Wunderklang;
auf dem schimmernden Regenbogen,
hoch am Himmel, die eine glänzt, 100
und die andre auf leichten Wolken
schwebt im Purpurglanze dahin.

Kuutar* auch, die strahlende Jungfrau
und die wirtliche Päiwätär**
saſsen emsig beide am Webstuhl,
warfen das Schifflein rechts und links,
webten ein goldenes Gewebe,
schlugen silberne Fäden ein
an dem Saume der Purpurwolke,
an des Wölkchens oberstem Rand; 110
doch beim ersten Tone der Harfe,
da sie das Saitenspiel gehört,

* Mond. ** Sonne.

fiel zu Boden das Weberschiffchen,
leicht entglitt die Spule der Hand,
und die goldenen Fädchen brachen,
und der Silberfaden zerrifs.

Nicht ein lebendes Wesen fand sich,
nicht im Flusse und nicht im See,
das sich mit sechs Flossen bewegte,
120 nicht von Fischen der gröfste Schwarm,
der nicht kam, den Tönen zu lauschen,
Wäinös herrlichem Saitenspiel.

Plumpe Hechte kamen geschwommen,
wälzten sich im Wasser herum,
Lachse kamen aus Felsenrissen,
Barse aus der Tiefe hervor,
Schleihen eilten herbei und Plötzen,
andre Fische schwammen herzu,
drängten sich am schilfigen Ufer,
130 hielten lauschend inne am Strand,
um die neue Harfe zu hören,
Wäinös herrliches Saitenspiel.

Ahto selbst, der König des Meeres,
um die Schläfen den Kranz von Schilf,
zeigt sich auf der Fläche des Wassers,
auf dem Blatt einer Wasserrose,
lauscht mit Freude den süfsen Tönen,
nimmt dann endlich also das Wort:
„Nimmer hörte ich noch dergleichen,
140 nicht das ganze Leben hindurch
des gepriesenen Sängers Harfe,
Wäinös herrliches Saitenspiel."
An dem Ufer safsen zwei Nixen,
an dem schilfbewachsenen Strand,
kämmten ihre glänzenden Locken,
bürsteten das duftige Haar
mit der silbergezierten Bürste,
einem Kamm von glänzendem Gold;
doch beim ersten Tone der Harfe,
150 da sie das Saitenspiel gehört,
fiel die Silberbürste ins Wasser,
in die Wellen versank der Kamm, —
ungeordnet blieben die Locken,
ungekämmt das glänzende Haar.

Auch die Königin der Gewässer,
mit dem Mantel aus grünem Schilf,
tauchte aus der Tiefe der Wellen,
aus den dunklen Wogen empor,
läfst sich nieder auf weiche Binsen,
160 auf den flutenumspülten Stein,
um die neue Harfe zu hören,
Wäinös herrliches Saitenspiel,
weil die Töne so lieblich waren,
und die Klänge so wunderbar.
Bald versinkt sie in tiefen Schlummer,
fällt allmählig in sanften Schlaf,
ruhte auf dem schimmernden Felsen,
auf dem flachen, ebenen Stein.

So am ersten und zweiten Tage
spielt der ewige Sängerheld. 170
Auch nicht einer unter den Männern,
nicht der allerstärkste sogar,
weder unter Männern noch Frauen,
keine unter den Mädchen war,
die nicht Thränen vergossen hätte,
die der Sänger nicht tief gerührt.
Junge weinten und Alte weinten,
auch die Junggesellen sogar,
und die ältern Männer und Väter,
und die halberwachsene Schar, 180
alle Knaben weinten und Jungfraun,
unerwachsene Mädchen selbst,
weil die Töne so lieblich waren,
und die Klänge so wunderbar.

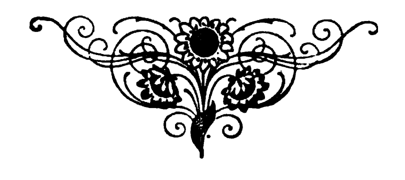
Auch dem ewigen Sänger selber
flossen reichlich Thränen herab,
Tropfen glänzten in seinen Augen,
strömten über das Angesicht,
gröfser, als im Walde die Beeren,
ja, wie Erbsen, und gröfser noch, 190
runder, als die Eier des Finkleins,
wie die Schwalbenköpfchen so grofs.

Thränen rollten aus seinen Augen,
flossen ungehindert herab,
fielen auf die Wange hernieder,
netzten des Sängers Angesicht;
von den Wangen tropften sie nieder
auf das knochige Kinn herab;
von dem knochigen Kinn hernieder
auf die hohe, gewölbte Brust; 200
flossen weiter von dort hernieder,
rannen über des Sängers Knie,
flossen von den Knieen des Sängers
bis hinunter auf seinen Fufs,
und dann tiefer hinab vom Fufse
auf die Erde ins weiche Gras.

Durch fünf Kleider drangen die Thränen,
durch sechs goldne Gürtel hindurch,
feuchteten sieben blaue Röcke,
ja, acht woll'ne Mäntel sogar. 210

Doch die Thränen rannen noch weiter,
flossen weit von Wäinö hinweg,
bis zum Ufer des blauen Meeres,

dann vom Strande bis in die See,
in die Tiefe des klaren Wassers,
über den schwarzen Schlamm hinweg.
Sprach der weitgepriesene Sänger,
selber nahm er also das Wort:
„Findet hier sich unter der Jugend,
220 unter dieser lieblichen Schar,
diesem weitverbreiteten Stamme,
diesem ausgedehnten Geschlecht,
jemand, der die Thränen zurückholt,
aus der Tiefe ans Licht sie bringt?“
Sprachen die Jungen, ihm erwidernd,
auch die Alten gaben zurück:
„Hier ist niemand unter der Jugend,
unter dieser lieblichen Schar,
keiner aus dem grofsen Geschlechte,
230 aus dem weitverbreiteten Stamm,
der die Thränen zurück dir brächte,
aus der Tiefe ans Licht sie holt.“
Liefs sich Wäinö von neuem hören,
selber nahm der Sänger das Wort:
„Wer mir meine Thränen zurückbringt,
aus der blauen Tiefe sie holt,
dem verheifs ich reiche Belohnung,
aus den weichsten Federn ein Kleid!“
Kam ein Rabe herbeigeflogen,
240 zu ihm sprach der Sänger sogleich:
„Geh, du Rabe, und hol die Thränen,
bring sie aus der Tiefe zurück,
will mit schönem Kleide dir lohnen!“
Doch der Rabe findet sie nicht.
Eine Ente hörte die Rede,
eilig flog sie näher heran,
zu ihr wandte sich Wäinämöinen:
„Oft, o Ente, tauchst du hinab,
netzest in den Wogen den Schnabel,
tummelst dich auf schimmernder Flut; 250
tauch nun nieder, sammle die Thränen,
bring sie aus der Tiefe ans Licht!
Reiche Belohnung wartet deiner,
aus den weichsten Federn ein Kleid!“
Und die Ente begann zu suchen,
sammelte Wäinös Thränen ein
auf der Tiefe des klaren Wassers,
auf dem Boden im schwarzen Schlamm,
suchte im Meer die klaren Tropfen,
legte sie Wäinö in die Hand. 260
Doch die Thränen waren verwandelt,
hatten eine andre Gestalt;
Perlen waren daraus geworden,
klar und schimmernd im höchsten Glanz,
für die Könige sich zu schmücken,
für die Grofsen sich zu erfreun.



Das letzte Kartenspiel.

Novelle.

Von

Mari Mihi.

Autorisierte Übersetzung von Ernst Brausewetter.



Diese Geschichte habe ich von jemand, der sie von einem Augenzeugen gehört hat. Ich zeichne nur meines Berichterstatters Worte auf.

Vierundfünfzig Jahre hatte Erland Stake auf dem Gutshof Mäntsälä in Finnland gesessen und mit seinen grofsen, schläfrigen Augen gesehen, wie die Linden um den ererbten Hof grünten und welkten, wie die Menschen sich alt und müde gingen auf einer Welt, die niemals selbst alt und müde wurde. Er hatte seinen Hafer bis auf den letzten Scheffel gesät und seinen Glückstraum zu Ende geträumt. Er hatte sich Kinder und Blumen und Sorgen geschaffen. Er war seiner Frau zum Grabe gefolgt und seinen beiden Töchtern zum Brautstuhl. Dann kehrte er wieder auf seinen einsamen Hof zurück.

Vierundfünfzig Jahre hatte Erland Stake auf dem Hofe Mäntsälä seiner Väter gesessen. Dann stand er auf, ging hinaus und erwarb sich den Heldennamen. Vor und nach dieser That ist sein Leben dunkel und still; aber diese kurze Strecke seiner Bahn wird ewig unvergessen bleiben. Alles andere, was er ausgerichtet, war klein und gering, zu farblos und unbedeutend, um durch die Zeiten fortzuleben; aber diese eine Heldenthat strahlt im Glanze des Sieges. Denn er, der mir dieses erzählt, sah ihn nicht damals. Er sah ihn erst als ganz, ganz alten Mann, der ohne jeden Zweck auf einer Welt umherging, in der er ein kärgliches Gnadenbrot afs, die ihm aber den Heldennamen schenkte und ihn im Volksmunde fortleben liefs. Und das kam so:

Es war an einem knisternd kalten Abend im Anfang März 1808. Der Abend war sternlos und dunkel. Der Schnee fiel in kleinen, dichten Flocken, wie es bei rauher Kälte meist ist.

Auf dem Mattnäshof, am linken Ufer des Kallavesi (vesi = See) im Bezirk Kymmenegaard, etwas südlich von Kuopio, feierte Landrichter Riben seinen Geburtstag. Wie immer hatte sich die ganze Gesellschaft der Gegend dort versammelt, und alle Fenster strahlten mit grofsem hellem Lichtschein weit hinaus.

Aber der Strom freudiger Lebenslust, der sonst die alten Säle von Mattnäs durchbraust hatte, schien eingefroren zu sein. Wo waren die harmlosen Freuden: der Tanz, die Spiele, die lebenden Bilder, die zu Ehren des Gastgebers sonst vorgeführt waren? Das ängstlich flatternde Licht der Kronen, die gedämpften Stimmen, die leisen Schritte zeigten, dafs dies eine Stätte der Trauer und des Schmerzes war.

Und man trauerte. Ein Reich war krank, das schwedische, und in Stockholms Schlofs safs ein leichenblasser Mann mit wirrem Blick und zusammengebissenen Lippen und betastete Karls XII. schwere Stahlklinge[1].

Draufsen auf dem Schlachtfelde, auf diesem einst so glücklichen Boden, wo der Bauer Paavo[2] seinen kargen Acker pflügte, stritt nun der zerrissene finnische Löwe seinen letzten verzweifelten Kampf mit dem russischen zweiköpfigen Adler, heiligte ihn nun der Helden vergossenes Blut zu Wallfahrtsorten für spätere Geschlechter. Nur vor wenigen Tagen hatte Joakim Duncker mit dreihundert karelischen Burschen stundenlang mit viertausend Russen gefochten, die vom Generalleutenant Tutschkoff selbst geführt wurden. Es war eine Zeit sagenhafter Kämpfe. Nun stand der Feind nur einen Tagesmarsch von Mattnäs.

Im Empfangszimmer rangen die alten Damen voll Verzweiflung ihre Hände über den Theetassen und im Zimmer des Landrichters safsen die Herren der Gegend mit ihren rauchenden Pfeifen und den dampfenden Toddygläsern und starrten düster und wortlos in den Lichtschein hinein. Und oben in Fräulein Vivikas Zimmer safs ein Dutzend junger Mädchen so nahe aneinandergedrückt, als sie konnten. Ein Dutzend sonnenblonde Mädchenköpfe mit einem Dutzend rotgeweinter Augen, kleiner, zitternder Mündchen, die von gefallenen Brüdern flüsterten, und die sich zärtlich

---

[1] Gustaf Adolf IV., der nach dem ermordeten Gustaf III. den Thron bestieg.

[2] Ein Gedicht Runebergs.

bewahrte Andenken an jene zeigten, die die Busenfreunde ihrer Brüder gewesen und mit dem Namen eines kleinen finnischen Mädchens auf den bartlosen Lippen gefallen waren. Plötzlich öffnete sich die Thüre.

„Jesus, Mama, was giebts denn?"

„Kommt gleich hinunter, Ihr Mädchen, kommt gleich hinunter," befahl die Landrichterin Riben.

„Was ist denn? — Sind die Russen ....?"

„Nein, ein Kurier von Kapitän Duncker an Graf Cronstedt .... es ist Fähnrich Rosin ...."

„Sten Rosin," stiefs Vivika Riben atemlos hervor und eilte an der Spitze der Mädchen die Treppe hinab.

Als sie hinunterkamen, waren alle Zimmer leer. Sämtliche Gäste hatten sich auf den Hof hinausbegeben, wo sie ohne Überkleider standen, obwohl der Thermometer sechsundzwanzig Grad zeigte. Keiner dachte daran. Aber in ihrer Mitte hielten sechs karelische Bauern Rast, von Kopf bis zu Fufs in Wolfspelze gekleidet, mit eisenbeschlagenen Stäben in den Händen und angeschnürten Schneeschuhen an den Füfsen.

Dunckers Kurier, ein neunzehnjähriger Fähnrich in der Uniform der Savolakser, sprach eilig mit Landrichter Riben. Sten Rosin war in dieser Gegend geboren und kannte genau die schwer zu findenden Winterwege. Als schneller Skiläufer und blind waghalsig hatte er den gefährlichen Auftrag übernommen, einen wichtigen Bericht dem Brigadechef zu überbringen. Man bestürmte ihn, eine Minute einzutreten. Er schüttelte den Kopf mit seinem sorglosen Jünglingslachen und bat sie, für die Mannschaft warme Milch mit Branntwein zu machen.

„Wir sind fliegende Kuriere, Onkel Ribe! Sind hier am Abend Grünröcke sichtbar gewesen?"

„Nein, mein lieber Junge, bisher ist, Gott sei Lob, noch alles ruhig gewesen."

„Wir müssen unbedingt mit einem Rapport zu Cronstedt; aber wir haben ja noch starke drei Stunden bis zu seinem Hauptquartier. Kommt ein russisches Streifkorps, so sucht sie so lange, wie möglich, zurückzuhalten. Ja, das heifst, sind es nicht mehr, als zwanzig oder dreifsig, so werden wir schon mit ihnen fertig!" Und dann wandte er sich an die Mannschaft: „Oder wie, Jungens, wir nehmen's mit so 'n Stück zwanzig Kosaken auf....?"

Sie antworteten nicht; aber sie zogen ihre Mundwinkel fast bis zu den Ohren hinauf und liebkosten unbeholfen ihre mit Wolfsschrot geladenen

Stutzer, die sie an einem Riemen über der Schulter trugen. — Dieses schmeichelhafte Anspielen auf ihren Mut, so vor einer Menge Standespersonen geehrt zu werden und vor allem die heifse Milch mit Branntwein darin, hatte die finnischen Krieger in eine Stimmung versetzt, in der ihnen die Zahl von Freunden und Feinden nichts bedeutete.

Er wufste nun, dafs sie mit ihm meilenweit auf Schneeschuhen laufen würden, ohne über Hunger oder Müdigkeit zu klagen. Er wufste, dafs sie bei einem plötzlichen Handgemenge so lange schiefsen würden, als sich noch ein Schufs im Gewehre fand, um sich dann mit dem Kolben zu wehren, bis er zerspringt, dafs sie dann mit den Skistäben fechten würden, bis sie von den Kosakenpiken zersplitterten, um schliefslich zu der Lieblingswaffe der Finnen, dem kurzen, breitscheidigen, furchtbaren Puukko[1] zu greifen und sich tollkühn mitten in das Gewimmel zu stürzen, um zu töten und getötet zu werden.

Während die Bauern schoppenweise warme Milch hinuntergossen, ging Fähnrich Rosin zu Fräulein Riben hin, die sich absichtlich einige Schritte von den andern hingestellt hatte. „Vivika“, sagte er und sah ihr gerade in die Augen, „ich weifs, dafs wir verfolgt werden, und kann der Feind hier nicht einige Stunden zurückgehalten werden, würde er uns bestimmt einholen. Aber denke daran, wenn ich heute Nacht falle, liegt ein Brief für Dich in meiner Schreibtischschublade zu Hause auf Hämpäänlinna!“

Ehe sie ihren Mund zur Antwort öffnen konnte, hatte Fähnrich Rosin, stark über seine letzten Worte errötend, seine Mütze zu schnellem Lebewohl geschwungen und war mit seinen Leuten fortgelaufen, von den Gebeten und Glückwünschen der Zurückbleibenden gefolgt. Der seltsam knirschende Laut der Schneeschuhe ertrank bald im Schweigen des Waldes. Als alles still geworden, ging man wieder hinein, Vivika als letzte.

Die Uhr zeigte dreiviertel auf neun, und im grofsen Saale deckten die Mädchen zum Abendessen. Alle versammelten sich im Empfangszimmer, wo der alte Propst Olenius mit seiner klanglosen Stimme das Kriegsgebet las, das seit Jahrhunderten von Finnlands Heimen emporgesandt war, und die Lippen der Zuhörer bewegten sich unbewufst, als die von Kindheit an eingeprägten Worte ihr Ohr erreichten:

„Lafs uns, o Herr Zebaoth, Deine Macht gegen den Feind sehen und rüste unsern König und all seine Kriegsleute aus mit Deines heiligen

---

[1] Ein am Gürtel getragenes dolchartiges Messer.

Namens ernster Furcht, und Deine rechte Hand stärke sie, dafs sie in Deiner Kraft unsern Feinden übermächtig sein können, und befreie unseres Reiches Grenzen von ihren weiteren Einfällen. Herr, Du, der des Friedens Gott ist und den Krieg in der ganzen Welt zum Schweigen bringt, neige aller Herzen zum Frieden und christlicher Einigkeit, nimm fort allen Krieg und alles Blutvergiefsen, Tyrannei und ....“

Drüben am gegenüberliegenden Strande des langen, schmalen Kallavesi breitete sich eine Schar Reiter aus, die mit einer Entfernung von drei Faden voneinander, um nicht die Tragfähigkeit des Eises auf eine zu starke Probe zu stellen, über den See hinüberritten. Sie trugen lange Piken, lange Pelze und lange Bärte. Ihre kleinen, sehnigen Pferde galoppierten ständig und hielten die Köpfe auffallend emporgestreckt. Das war der Feind, das waren die Kosaken. Die strahlenden Fenster des Mattnäshofes hatten sie angelockt, wie ein fernes Leuchtfeuer, und sie eilten dorthin, wie die Motte zum Licht gezogen wird. Auf der grofsen Treppe wartete der Gutsherr von Mattnäs, die Hände an den Seiten herabhängend, und hinter ihm drängten sich Kopf an Kopf die erschreckten Gäste. Der Befehlshaber der Kosaken, ein herkulisch gebauter Mann mit derben, wetterzerfurchten Zügen und grofsen, freundlichen, grauen Pudelaugen trat ihm entgegen.

„Ehrlicher Freund, wie ehrlicher Feind werden bei Landrichter Riben geachtet,“ begrüfste ihn der Wirt auf französisch.

„Besten Dank, Freundchen,“ lachte der Schwarzbärtige und klopfte ihn beschützend auf die Schulter. „Ich bin Kapitän .....“ Er nannte einen dieser schwierigen slavischen Namen, die auf skoi oder row endigen. „Habt Ihr finnisches Kriegsvolk heute hier bemerkt?“

„Nein,“ ertönte es klar und scharf, wie ein Pistolenschufs.

„Thut mir leid, Euern Worten nicht unbedingtes Vertrauen schenken zu können! Es ist ganz unglaublich, dafs sie noch nicht hergekommen sein sollten. — Ossip,“ rief er seinem nächsten Manne zu, „stell' Leute in Wachtkette von hier bis zum See hinab, und seht zu, dafs keiner lebend durchschlüpft!“ — Darauf zum Landrichter Riben: „Freundchen, mein Magen ist leer, wie die Säbelscheide an einem Schlachttage!“

„Die Tafel ist gedeckt“, sagte dieser, „wir wollten uns gerade zu Tisch setzen!“

Es gab keinen in der Gesellschaft, der nicht tausendmal lieber ohne Abendessen zu Bett gegangen wäre, als mit einem Russen zusammen zu

essen. Aber unter diesen Umständen bemühte sich jeder nach seinem Können, ihm so aufmerksam, wie möglich, zu begegnen und durch allerhand kleine Kunstgriffe zu versuchen, seine und seiner Mannschaft Rastzeit auf Mattnäshof zu verlängern. Vornehme Grofsgrundbesitzer tranken ihm mit altmodischer Courtoisie mit dem Malvasier oder dem „Œil de perdrix“ zu, die nettesten Mädchen der Gegend zeigten ihre blendend weifsen Zähne im Lächeln und brachten unerschrocken das Wenige vor, was sie von Florian und Genlis gelernt hatten, — alles zu des Fremden Ehre.

Oberst Kulneff, der Kosakenkommandeur, wurde erwähnt.

„Nichts fehlt an seiner Ehre; er fehlt in unserer“, deklamierte de la Grange, indem er sein Glas mit einer Verbeugung erhob, um die ihn sonst mancher beneidet hätte.

Das Gesicht des Kosakenkapitäns begann allmählich die Farbe des Burgunders anzunehmen, es war ständig durch ein breites Lächeln in zwei Teile geteilt, und er begann mit plumper Galanterie Weinpfropfen nach einer der jungen Damen zu werfen.

Nun schlug die grofse Saaluhr zehn. Dieses erinnerte den Fremden daran, dafs die Zeit vergangen, und er erhob sich mit einiger Anstrengung vom Tische.

Nur fünf Viertelstunden waren verflossen, seit Fähnrich Rosin vom Hof Mattnäs aufbrach. Die Kosakenpferde hatten sich nun ausgeruht, und kamen die Kosaken einmal den Skiläufern auf die Spur, dann ....“

„Meine verehrten Herrschaften“, liefs sich der selbstgeladene Gast mit seiner ein wenig dumpfen Stimme vernehmen, indem er sich mit der einen Hand auf den Tischrand stützte und den Römer mit der andern erfafste. „Kapitän Roffskoj dankt allen ergebenst für die gute Traktierung und sagt au revoir .... au revoir sans adieu .....“

„Nein, keine Eile, Herr Kapitän, noch ein Gläschen Madeira“, schlug der Wirt mit dringender Bitte vor.

Hätte der Russe nicht so gründlich pokuliert, würde ihm wohl kaum die allgemeine Verstimmung entgangen sein, die in diesem Augenblicke die Gesellschaft ergriff. Es galt, um jeden Preis sein Fortreiten noch um eine bis zwei Stunden zu verzögern. Aber wie? Das war eine Frage, die jeden Gedanken lähmte.

Fräulein Vivika lehnte sich an den alten de la Grange und flüsterte schwedisch:

„Er ist nun betrunken und leicht zu überwältigen. Wenn ihn jemand töten würde, würden seine Soldaten glauben, er schliefe hier drinnen die Nacht hindurch, und Sten Rosin wäre gerettet.“

Der Gustavianer lachte skeptisch:

„Chère petite pucelle d'Orléans, erstens vergifst Du, dafs er den Schutz der Gastfreundschaft Deines Vaters geniefst, und zweitens denkst Du nicht an die Kosaken! Es ist mit ihnen, wie mit den Katzen; sie haben neun Leben. Bevor wir ihn um diese bringen könnten, würde er einen solchen Höllenlärm machen, dafs wir den ganzen Schwarm über uns bekämen. Ich entsinne mich des Jahres 1788, als ....“

Aber er unterbrach sich, denn der Kapitän Roffskoj stand bereits, sich verneigend, vor der Landrichterin, die mit einem erfrorenen Lächeln ihre eiskalte Hand in die seinige legte. Eine Minute noch, eine einzige, und er würde mit seinen Leuten fortsprengen ....

Vivika sah, wie in einem Traum, vor sich, wie sie in schwindelnder Schnelligkeit nordwärts flogen, wie sie in grausamer Freude losbrüllten, als ihre ans Spüren gewohnten Augen die Schneeschuhspuren entdeckten, wie sie schliefslich den Kurier mit seinen Begleitern einholten. Sie hörte, wie Sten Rosin seinen Leuten befahl, den Anfall Rücken an Rücken abzuwehren, hörte die schnellen, dumpfen Büchsenschüsse, hörte den Kommandoruf, das Todesstöhnen, die Flüche. Und dann würde alles still werden, die Kosaken aber weiter reiten.

Sie vergrub ihr Gesicht einen Augenblick in den Händen, dann hob sie schnell den Kopf empor, spannte jede Sehne in ihren Körper an und drückte die Lippen zusammen. Sie fühlte, dafs sie jetzt nicht ohnmächtig werden durfte ...., jetzt nicht ...., nur jetzt nicht ....

Bleich, wie abgeschlagene Köpfe, safsen die Finnen rings um den grofsen Tisch und bewegten zerstreut die Messer und Gabeln. Sie vermieden ängstlich, miteinander Worte zu wechseln, sondern starrten in stummer Erwartung hilflos vor sich hin.

Nur ein einziger suchte Vivikas Blick, Erland Stake.

Er hatte jedes Wort, das zwischen ihr und dem Fähnrich gewechselt wurde, erlauscht: „Kann der Feind nicht einige Stunden hier aufgehalten werden, müssen sie uns unbedingt einholen.“ —

Er war ein ruhiger, schweigsamer Mann, der es vorzog, zu hören, was andere sagten, als selbst etwas zu sagen. Niemand konnte sich erinnern, dafs er je etwas gesagt hätte, das des Gedenkens wert gewesen wäre.

Er hatte sein ganzes Leben geschwiegen, um nun zu reden.

Erland Stakes Blick wanderte langsam von dem sich verneigenden häfslichen, roten Gesicht des Russen zu dem bleichen, zitternden Vivikas, um sich dann wieder dem des Russen zuzuwenden.

Dann stand er auf, räusperte sich und fragte Roffskoy im denkbar schlechtesten Französisch:

„Vou .... voulez-vous un partie écarté?"

Ein Erschauern ging rund um den runden Tisch, ein solches, wie es die grofsen Schauspieler manchmal in den grofsen Theatern zu erregen vermögen.

Vivika mufste unwillkürlich den Kopf nach rechts wenden.

Da safs der alte de la Grange, der Gustavianer, der Gottesleugner, mit unnatürlich weitaufgerissenen Augen, mit über dem Knie gefalteten Händen und betete mit klappernden Zähnen sein Vaterunser. Er hatte den Herrn nicht angerufen seit die Kugeln bei Hogland aus den Gewehren der Moskowiten hersausten; aber nun betete er sein Kindergebet.

„Eine Partie Écarté!" Der Angriff war auf den empfindlichsten Punkt des Slaven, die Spielleidenschaft gerichtet, und seine Augen begannen zu glänzen und zu funkeln unter den schwarzen Wimpern.

Noch heutzutage kann man um den grünen Tisch in Monte Carlo mehr oder minder elegante Magnaten aus Ruriks Land sehen, die mit der Kaltblütigkeit des Fatalisten alles verspielen, was sie besitzen, sogar ihre Brillantenhemdknöpfe und die goldene Krücke des Stockes, um dann ebenso mit eisiger Kaltblütigkeit auf die berüchtigte Terrasse hinauszugehen, die die „Selbstmördertreppe" genannt wird, um dort ihre letzte, nicht abgeschlossene Rechnung hier in der Welt zu decken.

„Eine Partie Écarté? Na ja, aber da müfste ich erst meinen Heiducken um Rat fragen. Lafst Ossip herrufen!"

Sowohl dieser würdige Mann selbst, als die übrige halbe Schwadron. war inzwischen durch die Fürsorge der Wirtin so gründlich mit Essen und Branntwein traktiert, dafs sie laut schnarchend auf ihren Posten lagen, Ossip am schlimmsten —, da er der Höchste im Range war. Als Ribes Diener ihn soweit wach gerüttelt hatte, um ihm begreiflich zu machen, dafs er sich dort hineinbegeben solle, fluchte der Ehrenmann bei allen Heiligen in dem orthodoxen Kalender über seines Vorgesetzten häufige unnötige Einfälle.

„Hör, Ossip, hast Du was Verdächtiges bemerkt?" fragte der Kapitän.

„Nitsjevo; wir haben gespäht, wie Falken; aber nicht ein Eichhornschwanz hat die Wachkette passiert!“

„Glaubst Du, dafs sie noch nicht hierher gelangt sind?“

„Nee, Barin, die kleinen Finnen laufen nicht so flink auf ihren langen Schneebrettern, wie wir auf unsern Kleppern! Wir müssen wohl noch ein Stündchen auf sie warten!“

„Haroschoh, warten wir noch ein Stündchen!“

Und Roffskoj verabschiedete mit nachlässigem Nicken seinen getreuen Ossip, der langsam auf seinen Posten zurückschlenderte. Da drückte er lange und innig sein liebes Wotkifläschchen an die Lippen und rief seinen schnarchenden Gemeinen gebieterisch einen halbverschluckten Befehl zu. Den Rücken an eine finnische Fichte gelehnt, schlummerte er dann ruhig ein und vergafs alle Widerwärtigkeiten des Kriegslebens, um von seiner braunen Avdotja auf der Steppe am Don zu träumen.

Indessen war der Spieltisch gerichtet, und die beiden Herren setzten sich hin. Roffskoj schlug sogleich ein wahnsinnig hohes Point vor, das er dann unter dem Vorwande verdoppelte, „seinem Partner Revanche zu geben“. Sicher waren die Rubel, die er bei sich trug, schnell gezählt; aber so lange er seine Kosaken draufsen hatte, konnte er ja das verlustlose Spiel hinziehen. Erland Stake nickte bejahend zu dem vorgeschlagenen Einsatz, und das Spiel begann.

Der Russe war sichtbar ein routinierter Spieler, der Finne der schlechteste unter schlechten Spielern. Noch bevor die Karten mehrmals verteilt waren, war es klar, wer der Verlierende sein würde.

Kapitän Roffskoj nutzte seine Karten mit überlegener Geschicklichkeit aus, vielleicht sogar ein bischen „zu gut“. Erland Stake spielte ganz blind drauf los und gab sich kaum Mühe, die Marken nachzurechnen, die er am Schlufs jeder Partie auszahlte.

Atemlos und bebend standen die Gäste auf Mattnäs herum und schauten dem seltsamen Zweikampf zu, stiller, aber furchtbarer, wenn auch weniger blutig, als der, der draufsen auf dem Schlachtfelde ausgefochten wurde. Die zweiundfünfzig Karten nahmen die Aufmerksamkeit des Russen viel zu sehr in Anspruch, als dafs er hätte einen Blick auf die Umherstehenden werfen können. Aber sein Mitspieler tauschte hie und da, in unbewachten Augenblicken, einen Blick heimlichen Einverständnisses mit seinen Freunden aus. Wie er da safs, der stille Herr von Mäntsälä,

wurde er immer ärmer und ärmer, je weiter der Zeiger auf der Uhrscheibe vorrückte, je mehr Dunckers Kurier sich Cronstedts Lager näherte.

Als die Uhr aber zwölf schlug, wufste Erland Stake, dafs alles vollbracht war, und er erhob sich mit einer steifen Verbeugung.

„Was, schon schliefsen .... ?"

„Ja, ich kann leider das Spiel nicht weiter fortsetzen. Ich besitze keinen Heller mehr!"

Er hatte sein Mäntsälä bis auf den letzten Insthof der Besitzung, bis auf das letzte Pferd im Stalle, bis auf den letzten Auerhahn in den Wäldern verspielt. Dieser alte Hof, an dem er und seine Väter seit Jahrhunderten mit Liebe gehangen hatten, dieser Hof war nicht mehr der seinige. Er mufste ihn fortgeben, den Spielverlust zu decken. Die lange, gerade Lindenallee, die schmalen, tiefen Seen, die gut erhaltenen, aus Fichtenholz erbauten Häuslerhütten, alles war fort.

Er hatte seinen höchsten Trumpf ausgespielt, alles gewagt und alles verloren! Und wofür? Ja, um das Leben einiger armer, namenloser Krieger zu retten, die zu einem unglücklichen Heer gehörten, das seinen letzten Kampf für ein verlorenes Land stritt.

Erland Stake bat um Papier und Feder und schrieb mit seiner grofsen eckigen Handschrift folgendes:

„Der Inhaber dieses Scheines ist berechtigt vom Konto des Unterzeichneten sechs Monate à dato auf Finnlands Bank sechsundvierzigtausend (46 000) R. dr. zu erheben.

Mattnäshof, den 8. März 1808. Hendric Erland Stake."

Als er dieses kostbare Dokument ihm übergeben hatte, trat eine furchtbare, unwiderstehliche, strahlend schöne Versucherin an ihn heran und sprach: „Erland Stake, Deines Lebens Grofsthat liegt in diesem Augenblick! Unter Schwedens tausend Helden wirst auch Du genannt werden! Du bist alt und Deine Zukunft grau. Flammt nicht in Deiner Seele Sehnsucht auf, jetzt sterben zu können, da die Norne Deinen Namen ins Gedächtnisbuch einträgt?"

Erland Stake kämpfte einen Augenblick dagegen an. Er dachte an sein Land, um ihr Bild aus seinem Herzen zu bannen. Vergebens! Sie stand noch immer vor ihm, lockte und mahnte ihn, bat und flehte und gewann schliefslich die Übermacht. Da zog er seine grofse Repetieruhr hervor und sah auffällig genau nach ihr.

„Warum gucken Sie so starr auf Ihre Uhr? Vielleicht beginnen Sie

schläfrig zu werden und sehnen sich nach dem Bivouak?" fragte Roffskoj verwundert, der gerade die schriftliche Anerkenntnis in seiner dünnen Brieftasche hatte verschwinden lassen.

„Nein!" erwiderte Erland Stake. „Ich subtrahiere nur!"

„Sie subtrahieren . . . . ?"

„Ja, 8³/₄ von 12 macht ja wohl 3¹/₄."

Der Kosak rechnete nach, an den Fingern zählend.

„Ja, das stimmt genau, aber . . . . ?"

Nun schlug Erland Stake seine Hände zusammen und rief in stillem Entzücken aus: „Ich danke Dir, lieber himmlischer Vater, dafs Du 8³/₄ von 12: 3¹/₄ sein liefsest!"

Roffskoj fuhr vom Stuhle auf und starrte ihn mit vor Staunen grofsen Augen an. Entweder hatte sein Partner plötzlich den Verstand verloren oder . . . .

Eine unbestimmte Ahnung tauchte in ihm auf. „Mensch, warum in der heil . . . ."

Erland Stakes Augen strahlten, als hätten sie in den sonnenhellen Garten des Paradieses hineingeschaut, und seine Stimme klang wie eine Siegeshymne. „Ja, darum, weil ein Kurier drei Stunden braucht von Mattnäshof bis zu Adam Cronstedts Hauptquartier."

Der Auftritt, der diesen letzten Worten Erland Stakes folgte, vollzog sich mit solcher Geschwindigkeit, dafs die Anwesenden sich hinterher nur auf den wilden Schrei des Kosaken: „Zu Pferd! zu Pferd!" besannen, und nachdem er dann auf die Treppe hinausgestürzt war, war das einzige, was sie sahen: Erland Stake, der am Boden lag — mit geschlossenen Augen — mit lächelndem Munde — und einer offenen, klaffenden Wunde auf der Stirn, die von dem schweren Markenkasten herrührte, den Roffskoj in wahnsinniger Wut nach ihm geworfen hatte, als er hinauseilte.

Als aber Erland Stake endlich wieder zum Bewufstsein kam, war er ein gebrochener Mann. Seine Hände zitterten, wie die eines vom Schlage Gerührten, und er führte niemals mehr einen bis an den Rand gefüllten Becher unverschüttet an seine Lippen.

Ein bitterer Schatten der Enttäuschung glitt über seine männlichen, häfslichen Züge, als er erwachte und sich diesseits des Grabes fand. Er hatte gehofft, dafs die letzten Worte, die er gesprochen, die Zauberformel werden würden, die der Seele Ketten zu lösen vermochte. Er blickte zögernd um sich und erkannte den einen nach dem andern wieder, die

ihm am nächsten auf Erden standen. Doch so, wie jetzt, hatte er sie früher niemals gesehen. Ihre Augen glänzten und funkelten durch Thränen, ihre Hände waren gefaltet und ihre Brust hob sich voll Stolz.

Er erschien ihnen wie ein verkleideter Fürst, der plötzlich den Bettlermantel abgeworfen, und sie sprachen zu ihm, wie man zu einem jungen König spricht, dessen Haupt noch von der heiligenden Salbe der Krönung duftet. Der alte de la Grange, der Gustavianer, weinte, wie ein Kind. „Fou qui gagne", murmelte er, „fou qui gagne ....." Und Vivika Riben, die schönste Rose des wilden Karelen trat mit ihrem errötenden Antlitz und ihren siebenzehn Jahren hervor und drückte andächtig ihre jungfräulichen Lippen auf den Verband, der die schreckliche Wunde verbarg.

Der Mäntsälähof wurde an den Höchstbietenden verkauft, und der Kaufschilling für Roffskoj auf Finnlands Bank deponiert. Erland Stake war heimlos; aber da gab es nicht einen Hof zwischen dem Enarsee und dem Finnischen Meerbusen, wo man nicht freundlich den Helden als Gast begrüfst und ihn zum Ehrenplatz geführt hätte. Und doch mufste er fort; er konnte nicht als Gnadenbrotempfänger in dem Lande leben, in dem er Gebieter und Gutsherr gewesen war. Er reiste mit seiner Gebrochenheit und seiner Narbe an der Stirn von Finnland nach Schweden hinüber und landete schliefslich auf dem Väringehof in Sörmland bei dem Fabrikbesitzer Malkolm Brandholm, einem Verwandten seiner verstorbenen Frau. Das neue Leben, das man ihm hier bereitete, wurde die letzte Station seiner Lebensbahn. Er, der einmal das Liebste, was er auf der Welt besafs, aufs Spiel setzte, um einige Stunden zum Verrinnen zu bringen, liefs nun vier Jahrzehnte ohne das geringste Zeichen seines Lebens hinsickern. Er war ein sanftblickender, schweigsamer, alter Mann, unordentlich gekleidet, der sich im Geheimen mit einem Perpetuum mobile beschäftigte, das er niemals in Bewegung brachte, der Kanastertabak rauchte, Crusenstolpe las und fortwährend nach dem Barometer sah, dem man aber einmal den Heldennamen schenkte und ihn im Volksmunde fortleben liefs.

Und im selben Jahre (1848), als Fänrik Stål hinausging, um von Finnlands letztem Kampf zu singen, verlosch still Erland Stakes Lebenslampe, im Flügelgebäude eines alten Gutes drüben in Sörmland.



Die finnländische Kolonisation an der russischen Eismeerküste.

Von

W. Murman.

Während der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sind zahlreiche Einwohner des nördlichen Finnland nach naheliegenden Teilen der russischen Eismeerküste, der sogen. Murmanschen Küste, ausgewandert und haben sich für die Kolonisierung und Bebauung derselben als vorzüglich geeignet erwiesen. Diese Kolonisierung, die ganz unabhängig von aller Politik finnländischerseits entstanden war, hat die russische Regierung durch administrative und politische Mafsregeln aller Art zu hindern gesucht, um die Murmansche Küste für russische Kolonisten zu reservieren, welche jedoch, trotz Ermunterung und materieller Unterstützung von seiten der Regierung weder besonders geneigt, noch auch geeignet für eine feste Besiedelung dieser Gegenden erschienen. Hierdurch ist der seit Jahrhunderten bestehende Wettbewerb um das Nutzungsrecht der vielen natürlichen Erwerbsquellen der Eismeerküste in ein eigentümliches Stadium getreten, das einer Schilderung wert ist.

Die Murmanküste — die Küste des Nördlichen Eismeeres zwischen Südvaranger und der Halbinsel Swjatoj Nofs — erhebt sich mit steilen Klippen aus dem Meere und geht weiter im Lande in eine bergige Plateaulandschaft von wechselnder Höhe über (100—300 M.).

Der 60 Kilometer lange Kolafjord trennt die Murmanküste in zwei Teile, von denen der östliche wenig zerschnitten und darum arm an

geschützten Ankerplätzen ist, während in den westlichen Teil zahlreiche Buchten und Fjorde eindringen und geräumige und sichere Häfen bilden.

Dank dem Einflusse des Golfstromes ist das Meer das ganze Jahr eisfrei, mit Ausnahme des inneren Teils des Kolafjords, der alljährlich zufriert. Die durchschnittliche Temperatur an der Murmanküste beträgt: Dezember — Februar — 7,5° C., März — Mai + 3° C., Juni — August + 11° C., September — November — 3° C.

Der Winter ist schneereich; zwischen den Felsen häufen sich so gewaltige Schneewehen, dafs bedeutende Reste derselben den ganzen Sommer über liegenbleiben. Von Anfang Mai bis Ende Juli geht die Sonne nicht unter. Dann folgt ein langer, meist stürmischer Herbst und nach diesem die zwei und einen halben Monat lange ununterbrochene Polarnacht.

In der Nähe des Eismeers ist das Land unbewaldet; nur in den Thälern sieht man geringe Bestände verkümmerter Birken. Nadelbäume kommen einige Kilometer von der Küste vor, und erst in bedeutender Entfernung von den Flufsmündungen erstrecken sich wirkliche Waldgebiete zwischen den kahlen Tundren. Eine üppige Vegetation der verschiedensten Gräser gedeiht an den Flüssen und bildet ausgedehnte natürliche Weiden. Die Tundren und die Waldgebiete enthalten in reichlicher Menge die von den Rentieren beliebten Flechtenarten.

Efsbares Wild, besonders Schneehühner und andre Waldvögel giebt es reichlich auf den Tundren und in den Wäldern, und an der Küste, wie an den Flufsmündungen und Binnenseen brüten alljährlich Millionen von Seevögeln. Die Wasserläufe des Landes sind reich an Fischen und im Meere und an seinen Küsten ist seit Jahrhunderten ein lohnender Grofsfischfang betrieben worden.

Wie aus dem Obigen hervorgeht, besitzt die Murmanküste, trotz ihrer kargen Natur und des rauhen Klimas, mehrere natürliche Hilfsquellen und kann einer ansäfsigen Bevölkerung genau ebenso günstige Lebensbedingungen bieten, wie z. B. Tromsö Amt und Ostfinmarken in Norwegen.

Die Urbevölkerung besteht aus Lappen. Diese haben vor Zeiten Christentum und Kultur von russischer Seite empfangen und den griechisch-katholischen Glauben angenommen. Auch ihr Dialekt ist vom Russischen stark beeinflufst.

Renntierzucht und Fischfang sind ihre Haupterwerbszweige, besonders der letztere; denn sie führen nicht mehr das beständige Nomadenleben der Berglappen, sondern haben, wie die Fischerlappen, feste Winterdörfer im Waldgebiete, und an den Gewässern für jede Familie bestimmte Frühjahr-, Sommer- und Herbstfischplätze. An der Meeresküste halten sie sich nur im Sommer auf.

Die Lappen betreiben den Fischfang nur in den Binnenseen, Flüfsen und Fjorden, wo sie mit Ausschlufs aller später eingewanderten Nationalitäten noch in ungeschmälertem Besitz der einträglichen Lachsfischerei sind.

Der lohnende Grofsfischfang im Meere aufserhalb der Murmanküste ist seit Jahrhunderten von Russen, Norwegern, Dänen, Holländern, Engländern und den Einwohnern des nördlichen Finnland betrieben worden.

Alle nordeuropäischen Staaten haben die Oberhoheit über diese Gegenden beansprucht, und erst in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wurde die Frage durch eine Grenzregelung definitiv entschieden. Die Einwohner des nördlichen Finnland wurden durch dieselbe von den Küstengebieten am Eismeer ausgeschlossen. Auf Veranlassung der finnländischen Regierung gestattete jedoch Rufsland 1854 Finnländern mit demselben Rechte, das den Russen zukam, an dem westlichen Teile der Murmanküste Fischfang zu betreiben. Unter den Finnländern, die sich hier nun niederliefsen, entstand bald der Wunsch, in administrativer und rechtlicher Hinsicht auch fernerhin unter der Oberhoheit ihres eigenen Landes zu bleiben, und da um jene Zeit Rufsland ein Stück finnländischen Gebiets an der südöstlichen Grenze, wo sich eine Gewehrfabrik befand, zu inkorporieren wünschte, schlug die finnländische Regierung vor, als Äquivalent für dieses Gebiet Finnland einen Teil der Eismeerküste zu überlassen. Es erschien nun allerdings 1864 eine kaiserliche Verordnung laut welcher das Gebiet im Südosten Rufsland einverleibt und ein entsprechender Ersatz für die Zukunft Finnland versprochen wurde. Finnland wartet aber noch heutigen Tages auf die Erfüllung dieses Versprechens. Eine Petition des Landtages von 1882, dafs die russische Regierung das versprochene Gebiet an der Eismeerküste nun endlich Finnland überlassen möchte, blieb ohne Erfolg.

Seit 1882 arbeitete in Rufsland ein von der Regierung eingetztes Komitee „Zur Erforschung der Bedürfnisse des Nordens", auf dessen Arbeiten eine exklusiv russische nationale Anschauungsweise eingewirkt

hat. Die Murmanküste sollte russisch werden. Die besonders seit den Hungerjahren 1867—68 angewachsene Einwanderung wurde nicht mit freundlichen Augen angesehen und das Komitee schlug u. a. vor, dafs als Kolonisten an der Murmanküste ausschliefslich russische Unterthanen von russischer Nationalität angenommen werden sollen. Man suchte diese unter den mit der Eismeerfischerei vertrauten Einwohnern der Gouvernements Archangel, Onega und Kem.

Diese sogen. „Pomortsi" oder „Murmantsi" finden sich jeden Sommer in einer Anzahl von 3000—4000 Personen bei den Fischplätzen an der Murmanküste ein. Die Mehrzahl derselben ist wenig bemittelt und besitzt weder Böte noch Fischgerät, sondern treten in den Dienst von wohlhabenden Kaufleuten und Schiffern aus den Küstengegenden des Weifsen Meeres. Die Anzahl dieser letzteren betrug 1895 im ganzen 768, die der Diener 3006. — Der Fischfang wird von ihnen in derselben Weise betrieben, wie ihre Vorväter es schon vor 300—400 Jahren gethan haben. Und trotz der Anstrengungen, die die Regierung in den letzten Jahrzehnten gemacht, um die Fischerei in diesen Gegenden zu heben, steht dieses Gewerbe hier noch auf einem sehr niedrigen Standpunkte im Vergleich mit der von den Norwegern in Finmarken betriebenen Fischerei.

Dagegen haben die Finnländer an der Murmanküste viel von den Norwegern gelernt, und hierin liegt eine der Ursachen, warum sie als Kolonisten einen verhältnismäfsig gröfseren Erfolg haben, als die russischen Fischer, die man zur Niederlassung an der Murmanküste zu bewegen sucht. Die wesentlichsten Ursachen, weshalb die Finnländer sich besser durchschlagen, als die Russen, scheinen mir jedoch in folgenden Umständen zu liegen:

Die zum Sommerfischfang nach der Murmanküste kommenden Russen sind in südlicheren Gegenden zu Hause und finden sich nicht so leicht in das Winterleben und die waldlose, öde und düstere Natur, die dagegen die Finnländer nicht abschreckt. Die Russen wohnen am liebsten in grofsen Dörfern zusammen; die ersten Kolonisten sind indessen gezwungen, jahrelang isoliert zu wohnen. Das einsame Leben in der Wildnis hält den Finnländer keineswegs davon ab, sich hier niederzulassen. Schon zu Hause lernen die Finnländer die Rentierzucht, sie sind gewöhnt, reifsende Flüsse zu befahren und abgehärtet genug, um tagelang, Sommer wie Winter, unter freiem Himmel im Walde und auf den Tundren zuzubringen. Dies alles mufs der einwandernde Russe erst lernen.

Schliefslich mag hervorgehoben werden, dafs die Finnländer, die hierherziehen, in der Regel, wenn auch weniger bemittelt, so doch zu der kräftigsten und arbeitstüchtigsten Bevölkerung der Heimat gehören. Sie kommen hierher, weil sie die vielen Erwerbsquellen, die die Natur und die Verhältnisse darbieten, kennen und, um sich eine Existenz zu schaffen, die nicht durch den Todfeind ihrer Heimat, den Frost, vernichtet werden kann. Die russischen Kolonisten sind dagegen oft Individuen von wenig Energie und Sparsamkeitssinn und entschliefsen sich in zahlreichen Fällen zur Niederlassung auf der Murmanküste, weil sie keinen andern Ausweg mehr haben, und um die von der Regierung in Aussicht gestellte Geldunterstützung (200—500 Rubel) zu erhalten. Sobald diese verzehrt ist, verläfst der Kolonist oft seinen Wohnplatz oder fällt andern zur Last.

Ein Kenner der einschlägigen Verhältnisse, Ostroffsky, lange Zeit russischer Konsul in Hammerfest, sagt in einem Briefe an den früheren Generalgouverneur von Finnland, Graf Heiden, dafs nach seiner Ansicht „die Finnländer besser, als andere Nationalitäten, zur Kolonisation des Nordens geeignet sind“.

Nichtsdestoweniger boten die russisch-nationalen Eiferer für eine Kolonisierung der Murmanküste alles Mögliche auf, um die finnländische Einwanderung in einem unvorteilhaften Lichte erscheinen zu lassen. Die russischen Beamten, angefangen vom Gouverneur von Archangelsk (Galitzin) bis zu den untersten Polizisten und Schreibern, verdächtigten und beschuldigten die Finnländer in verschiedenster Weise:

„Die Murmanküste — heifst es immer wieder — ist russisch, nicht finnländisch.“

„Die Finnländer wünschten die Küste mit ihrem Lande zu vereinigen, da dies aber nicht gelang, schicken sie dorthin Kolonisten, um auf diese Weise das Land finnisch zu machen.“

„Die Finnländer sind nur Strohmänner für norwegische Ausbeuter.“

„Die Finnländer sind Landstreicher, die man im eigenen Lande los werden will und deshalb an die Murmanküste schickt.“

Man beschuldigte sie eines unsittlichen und verbrecherischen Wandels, besonders des Branntweinverkaufs an die Lappen, eine Anschuldigung, die vollkommen grundlos war. Hatte sie aber ausnahmsweise einen Grund, so war sie durch Konkurrenzneid veranlafst, denn die meisten Kaufleute der Stadt Kola hatten — ehe der Branntweinhandel Staatsmonopol wurde —

ihre Haupteinnahme von dem Branntwein, den sie an die Lappen verkauften. Und zahlreiche Kaufleute, die Fischereigeschäfte an der Murmanküste betreiben, verstanden es, mit Hilfe des Branntweins von den Lappen das Recht zum Lachsfischfang zu pachten.

Seit dem Jahre 1882 an gingen die russischen Behörden von Beschuldigungen zu restriktiven Mafsregeln über. Sie erklärten, dafs die finnländischen Einwanderer sich keine Kolonistenrechte erworben und deshalb die unrechtmäfsig eingenommenen Wohnplätze verlassen sollten. Zahlreiche Familien, die zehn bis zwanzig Jahre hier gewohnt, sich angebaut und vermehrt hatten, wurden nun plötzlich für „Vagabunden" erklärt. Es folgte nun eine Zeit der Unsicherheit, Unterdrückung und Erpressungen von seiten gewissenloser subalterner Beamten.

Endlich, Ende 1890, wurden die Bedingungen für die Kolonisation der Murmanküste endgültig festgestellt. Nach dieser werden vor allem Russen, aber auch Ausländer, die russische Unterthanen werden wollen, als Kolonisten angenommen. Sie sind der russischen Wehrpflicht unterworfen, aber vom aktiven Dienste befreit. Sie geniefsen Zollfreiheit und freie Handels- und Fischereirechte; erhalten laut Anweisung Weideplätze, Wiesen, Holz u. s. w. Die Regierung zahlt jedem Kolonisten eine einmalige Unterstützung von 100—200 Rubel und für die Anschaffung eines Fischerbootes 50—150 Rubel.

Trotz dieser Verordnungen haben aber weder die früheren, noch die später hinzugekommenen finnländischen Einwanderer eine Bestätigung ihrer Kolonistenrechte, noch auch die von der Regierung in Aussicht gestellte Geldunterstützung erhalten. Die Finnländer haben aber gezeigt, dafs sie auch ohne dieselbe auskommen können; sie scheint dagegen nicht genügend zu sein, um eine kräftigere russische Einwanderung ins Leben zu rufen.

Die finnländischen Kolonisten an der Murmanküste stehen inbezug auf Bildung und Kultur nicht so hoch, wie die entsprechenden Volksklassen in ihrer Heimat. Dies ist auch verständlich, wenn man in Betracht zieht, dafs die Älteren unter ihnen auswanderten, ehe die Volksschulen eingeführt worden waren. Unterdessen hat die aufwachsende Generation — nach alter nordischer Sitte — von den Älteren Unterricht im Lesen und den ersten Gründen des Christentums empfangen.

Bei ihren Fahrten nach Norwegen sind die Kolonisten von den modernen politischen und wirtschaftlichen Anschauungen nicht unberührt geblieben. Man findet deshalb bei den Finnländern an der Eismeerküste ein reges Interesse für Fragen, die vorläufig aufserhalb des Gedankenkreises der hier wohnenden Russen liegen. Dank ihrer Ausdauer, ihrem Fleifs und ihrer Sparsamkeit gelangen die meisten finnländischen Kolonisten bald zu einem gewissen Wohlstande. Sie fangen ohne alle Mittel an und treten zuerst bei einem andern in Dienst. Recht bald bauen sie sich eine Hütte — aus Torf. Nach einigen Jahren wird diese durch ein gezimmertes Haus ersetzt. Unterdessen hat sich der Kolonist gewöhnlich auch Kühe, Schafe und Renntiere angeschafft, sowie ein wohlausgerüstetes Boot zum Fischfang, und nun ist er sein eigener Herr.

Die Kolonieen bestehen teils aus einzelnen Höfen, teils aus gröfseren Dörfern. Ein russischer Schriftsteller schildert eines der letzteren — Uura — in folgender Weise: „Drinnen in der Bucht an der Mündung des Flusses Uura liegt eine finnländische Kolonie mit etwa 200 Einwohnern. Die Kolonie überrascht durch ihre wohlgebauten Häuser, ihre Ordnung und die tadellose Sauberkeit, die nicht nur die Wohnhäuser, sondern sogar die Viehställe kennzeichnet. Selbst in der ärmlichsten Hütte sind Wände, Dielen, Geschirr und Möbel sorgfältig gewaschen, der Fufsboden ist mit Farren bestreut, an den Wänden hängen Bilder, vor den Fenstern Gardinen. In jedem Hause giebt es einen Schrank mit Büchern und Zeitungen. Die Kinder sind sauber gekleidet und lernen bei den Eltern lesen, von denen keines russisch versteht.“

Die finnländischen Kolonisten haben einen merkbaren Einflufs auf ihre Umgebung ausgeübt, indem diese — Norweger und Lappen — sich in Sprache und Lebensweise nach ihnen gerichtet haben. So kommt es, dafs an der Eismeerküste von Südvaranger bis zum Kolafjord die finnische Sprache die vorherrschende ist.

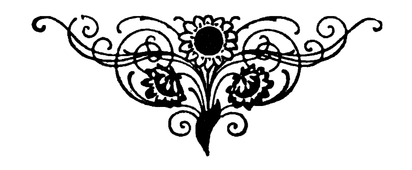
Von seiten der russischen Bevölkerung ist eine gewisse Animosität gegen die Finnländer bemerkbar. Die seit Alters her ansässige Bevölkerung, die Einwohner der Stadt Kola, fürchten, dafs die Finnländer ihren Handel mit den Lappen beeinträchtigen könnten, und die russischen Kolonisten können nicht ohne Neid zusehen, wie die Finnländer meist bessere Erfolge erzielen, als sie selber. Das Bewufstsein, dafs auch die

Regierung die finnländische Kolonalisation nicht mit günstigen Augen betrachtet, giebt dieser Abneigung nur neue Nahrung und verleiht derselben einen Schein von Patriotismus.

Von sämtlichen Kolonisten an der Murmanküste sind über tausend Finnländer und nur etwa 250 Russen. Diese Zahlen sind sprechende Beweise dafür, dafs Naturverhältnisse, uralte Sitten und die für die Kolonisation günstigen Eigenschaften der Einwandernden viel glänzendere Resultate zur Folge haben, als alle politischen Berechnungen und Geldunterstützungen der Regierenden.

Da die finnländische Nationalität gegenwärtig eine starke Expansion nach Norden (auch nach Schweden und Norwegen) aufweist, so wird die finnländische Kolonisation an der Murmanküste auch in Zukunft, trotz aller Hindernisse, rascher zunehmen, als die russische. Die gerade auf diesem Gebiete jüngst angelegte Stadt Alexandrowsk (Jekaterinenskaja Gavanj), Russlands zukünftiger, stets eisfreier Kriegshafen, wird eine Umgebung mit finnländischer Bevölkerung erhalten, wie sie die Hauptstadt von Russland heutzutage besitzt.

Wenn die russische Regierung aus politischen Gründen vermeiden will, dafs die ganze westliche Murmanküste von Finnländern bevölkert wird, so besteht ohne Zweifel das einfachste Mittel darin, Finnland den ihn zukommenden Anteil an der Eismeerküste zu überlassen. Dann wird sich der Strom der Kolonisten sicher dorthin wenden, wo die Gesetze und die Verwaltung der Heimat Gültigkeit haben.



Das Frauenstudium an der finnländischen Universität.

Zu Beginn eines jeden Semesters an der finnländischen Universität hält der Rektor derselben in der Aula eine feierliche Eröffnungsrede, in welcher er ein das Universitätsleben oder sonst die studierende Jugend allgemein interessierendes Thema zu behandeln pflegt. Die Rede, mit der der gegenwärtige Rektor, Professor der Chemie Edv. Hjelt, das Früjahrssemester 1902 eröffnete, behandelte das Frauenstudium an der finnländischen Universität und ist von hervorragendem Interesse. Wir geben sie in den Teilen, in denen sie ein gröfseres Publikum interessieren kann, unverkürzt wieder.

* * *

Die Lehrsäle unserer Universität sind wissentlich niemals der Frau verschlossen gewesen, wenn sie auch ganz natürlicher Weise erst in einer spätern Zeit in gröfserem Umfange sich des öffentlichen Unterrichts daselbst bedient hat, um ihre Wifsbegierde zu befriedigen oder ihre Kenntnisse zu erweitern. Dieser Umstand hat ohne Zweifel dazu beigetragen, dafs die Frage darüber, ob der Frau volle Studien- und Examensrechte an der Universität einzuräumen seien, bei uns verhältnismäfsig früh, früher, als in den meisten anderen europäischen Ländern aufgeworfen wurde. Dies geschah zum ersten Male im Jahre 1870, wo ein junges Mädchen dem Consistorium academicum eine Bittschrift einreichte, worin sie bat, in der für Jünglinge vorgeschriebenen Weise in die Universität eintreten zu dürfen. Sie erhielt die Erlaubnis, ihr Abiturium zu absolvieren, und wurde an der Universität immatrikuliert, ohne jedoch einer der studentischen Landsmannschaften zugezählt zu werden.

Im Herbst desselben Jahres verlangte der finnländische Senat vom akademischen Konsistorium ein Gutachten darüber, ob und unter welchen Bedingungen Frauen die Erlaubnis erhalten sollten, an der Universität immatrikuliert zu werden und daselbst Studien zu betreiben. Das Konsistorium gab sein Gutachten dahin ab, dafs Frauen unter denselben Bedingungen wie die jungen Männer in die Universität aufgenommen werden, ihre Studien aber unter der unmittelbaren Aufsicht des Rektors betreiben sollten, ohne einer Landsmannschaft anzugehören. Höchsten Ortes beschränkte man sich jedoch nur darauf zu erklären, dafs Frauen, die sich dem ärztlichen Berufe widmen wollten, das Recht haben sollten, sich zu diesem Zwecke des Unterrichts an der medizinischen Fakultät der Universität zu bedienen.

Noch ein junges Mädchen, das im Jahre 1871 um die Erlaubnis nachkam, sich unter die akademischen Bürger eintragen zu lassen, wurde unbeanstandet immatrikuliert, dagegen wurden die beiden folgenden, die bald darauf ihre Gesuche eingereicht hatten, abgewiesen, und es vergingen nun viele Jahre, ehe wieder ein junges Mädchen an die Thore der Akademie zu pochen wagte.

Endlich — im Jahre 1878 — brachte der damalige Rektor Zacharias Topelius die Frage wieder aufs Tapet. Der Vorschlag ging von dem Grundsatze aus, dafs alle das gleiche Recht zur Erlangung von Kenntnissen haben müfsten. Die Universität wäre eine schlechte Vertreterin von Recht und Humanität, wenn sie auf ihrem Gebiete nicht der Frau das menschliche Recht zu höherer Entwicklung zuerkennen wollte. Die Stellung der Frau in der Familie und in der Gesellschaft konnte nach der Ansicht des Antragstellers durch die akademischen Studien keinen Abbruch leiden. Die Erlaubnis, sich frei denselben widmen zu dürfen, würde ihre Stellung und ihr Selbstgefühl erhöhen, doch würden nur wenige von dieser Erlaubnis Gebrauch machen. Den Frauen würde es immer schwer sein, die Universitätsbahn zu beschreiten. Wenige würden den Mut, die Ausdauer und die Liebe zur wissenschaftlichen Erkenntnis haben, die für diese Laufbahn erforderlich sind, aber gerade deswegen würden diese wenigen hervorragend werden.

Die Antwort des Kaisers auf diesen Vorschlag, gegen den im Konsistorium selbst sich nur eine einzige Stimme erhoben hatte, liefs lange auf sich warten. Erst am 6. November 1882 erhielt das Konsistorium die Nachricht, dafs Seine Majestät gegenwärtig die Frage nicht im Prinzip hätte

entscheiden wollen, dagegen bestimmt habe, dafs die Erlaubnis für Frauen, an der Universität eingeschrieben zu werden, nach wie vor, in jedem einzelnen Falle besonders eingeholt werden sollte. Im Jahre 1890 wurde die Befugnis, diese Erlaubnis zu erteilen, dem Vizekanzler der Universität übertragen.

Bis zu diesem Zeitpunkte waren es verhältnismäfsig wenig Frauen, die sich um diese Erlaubnis bewarben — während der achtziger Jahre wurden nur 17 Frauen an der Universität immatrikuliert —, von 1890 an trat aber hierin eine Veränderung ein. Die ersten sogen. „Samskolor" (Schulen mit gemeinsamem Unterricht für beide Geschlechter bis zum Abiturium) begannen nun ihre Abiturienten zu entlassen, und seit dieser Zeit ist das weibliche Element an der Universität in starkem Steigen begriffen gewesen. In demselben Mafse verlor natürlich die Bestimmung, dafs die weiblichen Studenten unter der besonderen Aufsicht des Rektors studieren sollten, an Bedeutung und mufste ihre Stellung innerhalb des Studentencorps eine genaue Regelung erfahren. Die Anregung hierzu gaben die Frauen selbst. Im Jahre 1897, wo ihre Anzahl 215 betrug, reichten 80 von ihnen an das Konsistorium ein Schreiben ein, worin sie baten, dafs den Frauen gestattet werde, in die Studentenkorporationen einzutreten. Das Konsistorium fand dies Verlangen billig und gerecht; nur in disziplinären Fragen, die die Landsmannschaften zu entscheiden hatten, sollte eine Ausnahme stattfinden, indem sie, falls sie delikaterer Natur waren, nur von Mitgliedern des entsprechenden Geschlechts behandelt werden sollten. Im Herbst 1897 wurde die Frage allerhöchsten Ortes im Sinne der Antragsstellerinnen entschieden und hierdurch die bisherige Ausnahmestellung der weiblichen Studierenden aufgehoben[1].

Indessen bestand noch die Bestimmung, dafs eine Frau nur nach besonders erlangter Erlaubnis des Vizekanzlers der Universität daselbst immatrikuliert werden durfte. Sie mufste sich also noch immer durch eine Art von Dispens ein Recht verschaffen, der weder vom Standpunkte der Gesetzgebung, noch dem der praktischen Verhältnisse mehr, als ein Ausnahmevorzug zu betrachten war. Diese weder prinzipiell berechtigte, noch praktisch irgendwie begründete Bestimmung wurde auf Vorschlag des Konsistoriums den 11. Juli 1900 endgültig aufgehoben. Damit ist die letzte Schranke, die noch die Frau hinsichtlich ihres Eintritts in die Universität und ihrer

---

[1] Vgl. hierzu den Aufsatz „Studentenleben in Finnland" in Heft III des vorigen Jahrgangs der Finnländischen Rundschau.

akademischen Studienfreiheit umgab, gefallen, und ihre Gleichstellung mit dem Manne auf diesem Gebiete nunmehr vollständig durchgeführt.

* * *

Als das Konsistorium 1878 vorschlug, dafs den Frauen der Zutritt zur Universität gestattet werde, wurde die Ansicht laut, dafs nur wenige, an geistiger Begabung hervorragende von dieser Erlaubnis Gebrauch machen würden. In diesem Punkte zeigte man wenig Voraussicht. Der einzige Weg, der um jene Zeit denjenigen Frauen offen stand, die sich zum Abiturium vorbereiten wollten, war: durch Privatunterricht den Kursus der Töchterschulen zu vervollständigen und dann ihr Abiturientenexamen an einem der Knabenlyceen zu absolvieren. Niemand konnte damals noch die grofse Veränderung auf dem Gebiete des Schulunterrichts ahnen, die die privaten „Samskolor“ in Finnland zur Folge haben mufsten und die Bildungsanstalten ins Leben riefen, welche auch weibliche Alumnen bis zu den Thoren der Universität führten. Daneben sind mehrere private Töchterschulen darin dem Beispiele der „Samskolor“ gefolgt, dafs sie Komplettierungskurse einführten, die zum Abiturientenexamen vorbereiten. In demselben Mafse, wie die Anzahl dieser Schulen gestiegen ist, ist auch der Strom der neueintretenden weiblichen Studenten gewachsen. Vor 1890 waren 19 Frauen immatrikuliert worden, während ihre Anzahl in den Jahren 1890—1895 schon 158 betrug und von 1896 bis heute auf 572 gestiegen ist. Im ganzen haben also 749 Frauen als Studenten der Universität angehört, und gegenwärtig beträgt das Jahreskontingent 110—120 oder etwa 25 % sämtlicher neu immatrikulierter Studenten.

Ein wesentlicher Unterschied macht sich bemerkbar zwischen den Frauen, die früher an der Universität immatrikuliert wurden, den Pionieren auf diesem Gebiete, die sich einzeln Bahn brachen, und denen, die in den letzten Jahren nach gehöriger Schulübung in gesammelten Truppen zur Hochschule geführt werden. Die ersteren mufsten, um ihr Ziel zu erreichen, in viel höherem Grade Willenskraft, Ausdauer und intellektuelle Begabung an den Tag legen, als diejenigen, die jetzt unter Schutz und Leitung der Schule auf einem bereits erprobten und sicheren Wege dahinschreiten. Die Studentinnen vor 1890 zeigten überhaupt eine bemerkenswerte Reife sowie Ernst, Ausdauer und planmäfsige Konsequenz in ihren Studien. Nicht weniger als 13 von ihnen — sie waren im ganzen 19 — absolvierten Universitätsexamina, darunter vier das Licentiatexamen der Medizin und

zwei das Licentiatexamen der Philosophie. Eine wurde mitten in ihren Studien vom Tode hinweggerafft, nur zwei oder drei verheirateten sich. Wissenschaftliche Studien und eine dementsprechende Thätigkeit im Dienst des allgemeinen Wohls war das klare Ziel ihrer Bestrebungen, und wie wir gesehen haben, verwirklichten die meisten diese ihre Absicht. Dieser weibliche Studententypus fehlt allerdings auch unter den später Immatrikulierten nicht, er ist aber nicht mehr der vorherrschende.

Im Jahre 1890 begannen, wie erwähnt, die „Samskolor“ Abiturienten an die Universität zu entsenden. Die ersten verhältnismäfsig kleinen Jahreskontingente bestanden aus begabten und für die Studien interessierten Mädchen; in dem Mafse aber, in welchem die Anzahl weiblicher Abiturienten wuchs, haben sich auch die Verhältnisse in obiger Hinsicht geändert. Die Studentinnen näherten sich immer mehr dem Niveau der gebildeten Durchschnittsfrau in unserm Lande. Und das ist ja im Grunde genommen ganz natürlich. Der Weg steht allen offen. Es sind nicht nur die intellektuell besonders gut ausgerüsteten Mädchen, die unsere Schulen bevölkern, sondern, wie in den Knabenschulen, auch die Durchschnittsmädchen, und die für gelehrte Studien weniger Beanlagten können dort bei wohlgeordneter Arbeit bis zum Abiturium avancieren und sich das für dasselbe erforderliche Mafs von Kenntnissen aneignen.

Nicht weniger auffallend ist die Thatsache, dafs je mehr die Anzahl weiblicher Studierender gestiegen ist, umso mehr die relative Anzahl derjenigen, die ihre Studien an der Universität fortsetzen, gesunken ist. Wie oben erwähnt, erwarben sich die meisten der vor 1890 immatrikulierten Frauen einen gelehrten Grad an der Universität. Auch für die Mehrzahl der zu Beginn der neunziger Jahre in die Universität eingetretenen Frauen scheint das Abiturium den Zweck gehabt zu haben, den Weg zu weiteren Studien zu eröffnen, obgleich allerdings mehr als die Hälfte später in den sichereren Hafen der Ehe einliefen. Von den drei ersten Jahreskontingenten weiblicher Studierender aus jener Zeit haben nicht weniger als 42% Universitätsexamina absolviert. Nunmehr gestalten sich jedoch die Verhältnisse wesentlich anders. Studentinnen und an der Universität studierende Frauen sind zwei Begriffe, die sich immer weniger miteinander decken. Mehr als die Hälfte der Damen, die ihr Abiturium glücklich bestanden haben, zeigen sich nicht weiter in der Universität, es sei denn, um ihr Abgangszeugnis in Empfang zu nehmen. Die Reihen der übrigen lichten sich mit jedem Semester immer mehr, und schliefslich ist nur eine kleine

Truppe solcher übrig geblieben, deren Ausdauer, Kräfte, Interesse und Begabung hinreichend waren, um die Studienarbeit zu einem Abschlusse zu bringen. Von den weiblichen Jahreskontingenten für 1895 und 1896 haben 12 % Universitätsexamina absolviert, während von dem männlichen Kontingent derselben Jahre bereits 40 % Examina in irgend einer Fakultät bestanden haben.

Dieses Ergebnis könnte vielleicht niederschlagend erscheinen. Es kommt darauf an, wie man die Sache betrachtet. Ich für meinen Teil finde es natürlich und normal, dafs verhältnismäfsig wenig Frauen den mühevollen und anstrengenden Studienweg einschlagen, den die meisten gebildeten jungen Männer gehen. Auch wenn man beim jungen Mädchen eine gleich grofse intellektuelle Ausdauer voraussetzt, wie beim Manne, so ist ihre physische Widerstandskraft bei dem anstrengenden Studium sicher geringer, und vor allem fehlt ihr, da ihr verhältnismässig nur wenige Wirkungskreise im öffentlichen Leben offenstehen, der kräftige Ansporn, der den jungen Mann dazu antreibt, durch Erwerbung von Kenntnissen und Absolvierung von Examen sich eine Stellung in der Gesellschaft zu schaffen, die ihm selbst und der Familie, die er zu gründen beabsichtigt, Auskommen und Unabhängigkeit bereiten soll. Hieraus folgt natürlich keineswegs, dafs der freie Zutritt der Frau zur Universität verhältnismäfsig bedeutungslos oder von geringerer Bedeutung wäre, als man davon erwartet. Aufser dafs der Rechtsgrundsatz der gleichen Berechtigung des Mannes und der Frau zu höherer Bildung dadurch anerkannt und auch auf dem Gebiete der akademischen Studien ein freier Wettbewerb zwischen den Geschlechtern ermöglicht wurde, hat die Frage auch eine nicht geringe praktische Bedeutung. Die Erfahrung hat ja gezeigt, dafs es bei uns eine Anzahl Frauen giebt, die Neigung, Interesse und Begabung, sogar hervorragende Begabung für gelehrte Studien besitzen, sowie Willen und Fähigkeit dieselben im Leben fruchtbringend zu machen. Für unsere Kultur und gesellschaftliche Entwicklung mufs es ja als ein Gewinn betrachtet werden, dafs diese Frauen eine Möglichkeit haben, ihre Begabung zu entwickeln und zu nützen, sei es im Dienste der freien Forschung oder im wichtigen Berufe des Erziehers oder Arztes oder auf anderen Gebieten öffentlicher oder privater Thätigkeit. Dafs das allgemeine Niveau der Frauenbildung dadurch ebenfalls gehoben wird, dafs eine Anzahl Frauen akademische Studien betreiben, wenn diese auch nicht durch ein Examen einen bestimmten Abschlufs erhalten, ist ganz selbstverständlich.

* * *

Sämtliche Fakultäten stehen den weiblichen Studierenden offen, aber ihre Verteilung nach denselben zeigt ein ganz anderes Bild, als dasjenige, das man in dieser Hinsicht bei der männlichen akademischen Jugend beobachtet. Nur zwei Frauen sind bis jetzt in die theologische Fakultät eingetreten, ohne jedoch wissentlich daselbst Studien betrieben zu haben. In die juristische Fakultät sind 7%, in die historisch-philologische Sektion 65% und in die physisch-mathematische Sektion 28% sämtlicher immatrikulierten Studentinnen eingetreten[1].

Von der letzteren sind nachträglich 20 oder 2,6% der ganzen Zahl in die medizinische Fakultät eingetreten. Der unvergleichlich grösste Teil der jungen Mädchen, die aus den Schulen in die Universität strömen, tritt folglich in die historisch-philologische Sektion ein, und dies ist besonders in den letzten Jahren der Fall gewesen. Allerdings ist gerade unter diesen die Anzahl derjenigen, die unmittelbar oder bald die Universität verlassen, sehr grofs, aber die meisten an der Universität studierenden Frauen gehören doch dieser Sektion an, woraus hervorgeht, dafs die humanistischen Disziplinen auf die Frauen im allgemeinen eine gröfsere Anziehungskraft ausüben, als die naturwissenschaftlichen und mathematischen Studien. Bei den weiblichen Studentenpionieren war das Verhältnis ein anderes. Die Hälfte derselben trat in die physisch-mathematische Sektion ein.

Von sämtlichen immatrikulierten Frauen haben bis heute 67 durch irgend ein Examen ihre Studien zu einem gewissen Abschlusse gebracht. In der historisch-philologischen Sektion haben 2 das Licentiaten-, 23 das Kandidaten- und 2 das Lehrerkandidatenexamen bestanden. In der physisch-mathematischen Sektion haben 16 das Kandidatenexamen absolviert und 16 die präliminären Examina zum Eintritt in die medizinische Fakultät gemacht. Von denen, die in die letztgenannte Fakultät eingetreten sind, haben 6 durch Absolvierung des Licentiatenexamens und 1 durch das zahnärztliche Examen ihre Studien daselbst zu Ende geführt, während 6 vorläufig nur das Kandidatenexamen der Medizin absolviert haben. In der juristischen Fakultät haben im Ganzen 8 Frauen das Staatsexamen bestanden.

---

[1] Die philosophische Fakultät an der finnländischen Universität besteht aus zwei Sektionen, der historisch-philologischen und der physisch-mathematischen. Diejenigen, die sich dem Studium der Medizin widmen wollen, müssen zuerst einen vorbereitenden etwa zweijährigen Kursus mit dementsprechenden Examina in der physisch-mathematischen Sektion absolvieren und treten erst dann in die medizinische Fakultät ein.

Das Examensmaterial ist also noch nicht besonders grofs. Wenn man aber in Betracht zieht, dafs eine bedeutend gröfsere Anzahl Frauen ernste Studien an der Hochschule betrieben haben, obgleich sie nachher aus irgendeinem Grunde dieselben aufgegeben oder noch nicht zu Ende geführt, so sieht man ein, dass die Universitätslehrer, besonders diejenigen in der philosophischen Fakultät, bereits Gelegenheit gehabt haben, gewisse Erfahrungen zu sammeln hinsichtlich der Art und Weise, wie die Frauen ihre Studien an der Hochschule betreiben und mit welchem Erfolge dies geschieht.

Dafs die Studentinnen, die sich ein bestimmtes Ziel vorgesetzt haben — und von solchen ist eigentlich nur die Rede — in hohem Grade Fleifs und Strebsamkeit an den Tag legen und in dieser Beziehung viele ihrer männlichen Kameraden übertreffen, darüber herrscht nur eine Ansicht. Im Übrigen weichen die Erfahrungen von einander ab, und es ist kaum möglich, sie zu einem einheitlichen Bilde zu vereinigen. Einige Universitätslehrer finden, dafs in der Fähigkeit, sich Kenntnisse anzueignen und dieselben zu verwerten, kein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern vorliege, während andere in dieser Hinsicht die entgegengesetzte Erfahrung gemacht haben. Manchem erscheint der Unterschied sehr bedeutend und zeigt sich darin, dafs die Frau überhaupt ihre Studien nicht mit derselben Planmässigkeit und Selbständigkeit betreibt und die Elemente des angesammelten Vorrats an Kenntnissen nicht in derselben Weise wertet, wie der Mann. Ihr fällt es schwerer in der Mannigfaltigkeit der Details und Thatsachen das Wesentliche, den theoretischen Zusammenhang zu finden. Nach andern zeigt das junge Mädchen, das in die Universität eintritt, im Allgemeinen geringere Reife, als der Jüngling, und es fällt ihr schwerer, sich eine ernste wissenschaftliche Methode anzueignen, die für die Studien erforderliche Litteratur zu beherrschen u. s. w., aber die Ausnahmen sind nach Ansicht der betreffenden Lehrer doch zu zahlreich und die Individualitäten in dieser Beziehung zu verschieden, als dafs man einen ganz bestimmten Unterschied zwischen den Geschlechtern ziehen könnte. Doch trete bei den intellektuell weniger begabten Individuen beider Geschlechter der Unterschied deutlicher zu Tage, indem die männlichen Studierenden ein besseres Urteil, eine ruhigere Denkthätigkeit und eine folgerichtigere Logik zeigen, als die Frauen von derselben Studien- und Kenntnisqualität. Aber, wie gesagt, die Urteile sind sehr verschieden in den verschiedenen Disziplinen. Überhaupt scheinen die Erfahrungen

über die Kapazität der Frau in der historisch-philologischen Sektion günstiger zu sein, als in der physisch-mathematischen, insbesondere hinsichtlich der exakten Wissenschaften in der letzteren, für welche die Frau im Allgemeinen, wenigstens bei uns, offenbar nicht dieselben Voraussetzungen hat, wie der Mann. Bezeichnend erscheint es mir auch, dafs in der historisch-philologischen Sektion insbesondere die modernen Sprachen, die Ästhetik, die Litteratur und zum Teil die Geschichte Gegenstand von Spezialstudien bei den Frauen sind, während sie für die Philosophie keinen Geschmack haben. Meines Wissens hat auch seit den achtziger Jahren keine Frau im Kandidatenexamen eine höhere Note in der Philosophie erhalten, die eines der gewöhnlichsten Hauptfächer der männlichen Kandidaten ist. In der medizinischen Fakultät war ein nennenswerter Unterschied zwischen den männlichen und weiblichen Studierenden nicht zu bemerken, aber es ist zu beachten, dafs das Material hier noch verhältnismäfsig gering ist, und dafs diejenigen, die in diese Fakultät eintreten, insofern eine Ausnahme bilden, als sie bereits eine ernste Prüfungszeit in der physisch-mathematischen Sektion durchgemacht haben. Bemerkenswert ist indessen die verhältnismäfsig geringe Anzahl Frauen, die die medizinische Bahn wählen, obgleich es gerade dieser gelehrte Weg war, den man in erster Linie der Frau in unserem Lande öffnen zu müssen glaubte. In der juristischen Fakultät sind die Erfahrungen hinsichtlich der studierenden Frauen zu gering, um allgemeine Schlufsfolgerungen zu gestatten.

Eine Erscheinung, die man allgemein an unserer Universität beobachtet hat, ist, dafs die Studentinnen oft anfangs ihre Studien mit grofsem Interesse und Erfolg betreiben, dafs aber nach einiger Zeit, einigen Jahren, eine Ermattung eintritt, die sich als Mangel an intellektueller Ausdauer verrät, in manchen Fällen aber vielleicht gerade auf der Schwierigkeit beruht, ein grösseres abstraktes Wissensmaterial zu beherrschen, in andern Fällen wiederum darauf, dafs die physischen Kräfte nicht hinreichen. Dafs wiederum das junge Mädchen manchmal plötzlich ihre mit Erfolg betriebenen Studien unterbricht, kann dadurch bedingt sein, dafs ihre Interessen und ihr Gefühlsleben einen neuen Inhalt erhalten haben, vor denen die wissenschaftlichen Studien wert- und zwecklos erscheinen. Sie giebt sie dann wahrscheinlich ohne grössere Entbehrung und Trauer auf, mufs sie aber aus andern Ursachen, besonders aus Mangel an Kräften oder im Gefühl der eigenen Unfähigkeit, das Studienziel aufgeben, wofür sie unter strebsamer Arbeit Zeit, Anstrengungen und Geld geopfert, dann

wird sie eine Enttäuschung erleben, die das Leben nicht bald wieder gutmachen kann, und dann dürften diese Studien, ich will nicht sagen in allen, aber doch in vielen Fällen ihr mehr zum Schaden als zum Nutzen gereichen.

Im Allgemeinen mufs jedoch hervorgehoben werden, dafs die weiblichen Studierenden nicht nur ihren Studien, sondern auch ihren Lehrern und der Hochschule Ehre gemacht haben, und dafs die Konkurrenz mit den männlichen Kameraden auch für die letzteren von Nutzen gewesen ist.

Keinerlei Gefahr oder Ungelegenheit hat übrigens die Thatsache zur Folge gehabt, dafs männliche und weibliche Studenten ihre Studien ohne Trennung der Geschlechter neben einander betreiben. Das Verhältnis zwischen ihnen ist vollkommen kameradschaftlich, ungekünstelt und natürlich, und die jungen Mädchen beanspruchen keine ihnen etwa ihres Geschlechts wegen zukommenden Vorzugsrechte. Flirt kommt kaum in den Lehrsälen und Laboratorien vor, und wo es geschieht, da ist er wenigstens ganz unschuldiger Art. Ich brauche wohl kaum hervorzuheben, dafs die Aufführung und der Wandel unserer Studentinnen keinen Grund zu Anmerkungen von seiten der Universitätsbehörden Anlafs gegeben hat.

Die Stellung der Studentinnen in den akademischen Korporationen oder Landsmannschaften mag noch in Kürze erwähnt werden. Seit 1897 sind sie Mitglieder derselben und nehmen mit demselben Recht, wie die männlichen Studenten, an allen Versammlungen und Festen teil, und es mag gleich hervorgehoben werden, dafs hieraus weiter keine Nachteile erwachsen sind. Die Frauen finden sich im Allgemeinen nur in geringer Zahl zu den ordentlichen Korporationssitzungen ein und nehmen verhältnismäfsig selten an den Diskussionen teil, offenbar teils aus Mangel an Interesse für die laufenden wirtschaftlichen und praktischen Korporationsfragen, teils aus natürlicher Scheu oder der der Frau überhaupt eigenen Unlust in einer geordneten Diskussion vor einem grösseren Kreise aufzutreten. Hegen sie irgendwelche Wünsche, so sehen sie gern, dafs dieselben von einem männlichen Kommilitonen vorgetragen werden.

In der Korporation, die die geringste Anzahl Mitglieder hat und wo der Kreis der Kameraden infolgedessen enger ist, scheint ihre Teilnahme am Korporationsleben und auch an den Diskussionen verhältnismäfsig lebhafter zu sein, und zwar vertreten sie im Allgemeinen eine ideelle Auffassung der zur Besprechung vorliegenden Fragen. In einigen Korporationen haben die Studentinnen versucht, das Beisammensein geselliger zu gestalten,

indem sie gemeinsame Ausflüge in die Umgegend der Stadt, gemütliche Theeabende und dgl. einführten. Dafs das weibliche Element hier, wie immer, wenn es von guter Beschaffenheit ist, durch seine Gegenwart und Teilnahme am kameradschaftlichen Leben zu einer äusseren Verfeinerung beigetragen hat, steht wohl aufser Zweifel. Und besonders mufs der immer mehr verschwindende Gebrauch oder eher Mifsbrauch berauschender Getränke an den gemeinsamen Abenden, wenn auch nicht ausschliefslich so doch zum Teil als ihr Verdienst betrachtet werden. Inwiefern das weibliche Element in tieferem Sinne auf das sittliche Niveau bei dem männlichen Teil der akademischen Jugend hebend gewirkt hat, lässt sich vorläufig noch nicht entscheiden.

Schliefslich mag hervorgehoben werden, dafs der weibliche Studententypus, den man in einigen andern Ländern findet, und dessen Träger gewissermafsen sich selbst von ihrem Geschlechte dispensieren, indem sie die Sitten und Unsitten der männlichen studierenden Jugend nachahmen, in ungehobelter Weise auftreten und mehr oder weniger demonstrativ ihre äufsere Erscheinung vernachlässigen, keine Tendenz gezeigt hat, hier aufzutreten. Würde das geschehen, so fände er hier sicher keinen günstigen Boden für weitere Entwicklung. Ich denke mir, dafs diese häfsliche äufsere Form der Frauenemanzipationsbestrebungen ein Ausdruck trotziger Reaktion gegen herrschende, die Frau bedrückende und unfreie Verhältnisse ist. Weder Sitte noch Anschauungsweise oder gesellschaftliche Verhältnisse dürften in unserm Lande das Hervortreten einer derartigen Erscheinung veranlassen. Unsere Studentinnen haben sich, wie gesagt, keine in diesem Sinne emanzipierte Gewohnheiten und Unsitten angeeignet und werden es auch gewifs nicht thun. Sie zeigen überhaupt kein Bestreben anders, als die übrigen gebildeten Frauen in unserem Lande zu sein oder zu scheinen. Und nicht zum mindesten diesem Umstande verdanken sie es, dafs sie die Achtung ihrer männlichen Kameraden, wie die der ganzen Gesellschaft, geniefsen.



Johan Wilhelm Snellman.

Ein finnländischer Publizist, Denker und Staatsmann.

Von

M—r—s.



Das neunzehnte Jahrhundert ist ein Zeitalter der Nationalitäten gewesen, wo bei verschiedenen Nationen und Volksgruppen das Bewufstsein ihrer Eigenart in niedagewesener Deutlichkeit und Kraft zu Tage getreten ist. Mehr als je haben sie sich dafür interessiert, worin diese Eigenart ihren Ausdruck findet: die eigene Sprache, die eigene Litteratur, die Sitten, die Geschichte, und in Übereinstimmung mit den Forderungen des Nationalbewufstseins haben die Völker auch ihre politischen Verhältnisse zu gestalten versucht. Gewaltige politische Umwälzungen haben in diesem neuerwachten Nationalgefühl ihre innere Triebkraft gehabt, mochte es sich darum handeln, früher zersplitterte Nationen zu einer staatlichen Einheit zu verbinden oder im Gegenteil unnatürliche Staatenbildungen zu trennen, um ihren einzelnen nationalen Bestandteilen eine selbständige Entwicklung zu ermöglichen. Aber auch bei den Völkern, die keine Veränderung in ihrer äufseren politischen Stellung angestrebt haben, hat die gesteigerte Intensität des Nationalgefühls während des verflossenen Jahrhunderts in wesentlicher Weise den Gang ihrer Geschichte beeinflufst, indem es nicht nur der Entwicklung ihrer geistigen Kultur, sondern auch des gesellschaftlichen Baues neue Anregungen lieh. Dies hat unter anderen Völkern auch für Finnland Geltung.

Schon zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte der berühmte Åboer Professor H. G. Porthan den Grund zu einer wissenschaftlichen Forschung gelegt, die die finnische Geschichte, Altertumskunde und Sprache betraf, und

er hatte es verstanden, bei zahlreichen Schülern das Interesse für diese Gegenstände anzuregen. Die Veränderung in der politischen Lage des Landes im Jahre 1809, wo es von seinem früheren Mutterlande Schweden getrennt und mit einem Reiche vereinigt ward, dessen Einwohner ihm an Religion, Rasse, Anschauungsweise und gesellschaftlicher Ordnung fremd waren, verlieh der nationalen Bewegung eine neue Bedeutung; denn das finnländische Volk sah sich jetzt mehr, als je, auf sich selbst und seine eigenen Kräfte angewiesen, um die Bedingungen für sein weiteres selbständiges Bestehen zu finden. Der Umstand, dafs Finnland zwei Nationalitäten in seinem Schofse trug, eine schwedische und eine finnische, von denen die letztere numerisch bedeutend überwog, zugleich aber bis dahin vernachlässigt und von den Vorzügen einer höheren Bildung ausgeschlossen worden war — dieser Umstand rief notwendigerweise den Gedanken ins Leben, dafs gerade das finnische nationale Element eine höhere Entwicklung erreichen müfste, wenn der neugeborene finnländische Staat sein Dasein bewahren wollte. Diese Idee nahm allmählich festere Formen an. Im Jahre 1831 wurde eine Gesellschaft gegründet, die den Zweck hatte, die Litteratur in finnischer Sprache zu fördern, und mit ihrer Unterstützung konnte Elias Lönnrot sein Werk ausführen, indem er die auf den Lippen des Volkes lebenden uralten epischen Gesänge, aufser reichen Schätzen von Liedern, Sprichwörtern, Rätseln u. s. w., sammelte, ordnete und herausgab. Die finnische Sprachforschung fand einen glänzenden Vertreter in Mathias Alexander Castrén, der im Zusammenhang mit diesen Studien den ganzen grofsen Sprachstamm erforschte, von dem die finnische Sprache einen Zweig bildet. Was schliefslich den Gedanken betrifft, dem finnischen Volkselemente und seiner Sprache den Platz in der Litteratur, dem Unterrichtswesen und der Verwaltung zu verschaffen, worauf es Anspruch machen konnte, so hat für die Verwirklichung desselben keiner mit gröfserer Kraft und gröfserem Erfolge gekämpft, als J. W. Snellman, ein Mann, der in gewissen Beziehungen verschieden beurteilt worden ist, den aber das finnländische Volk einstimmig als einen der vielseitigsten Geister, der energischsten Kämpfer und warmherzigsten Patrioten anerkannt, die es je hervorgebracht, ein Mann, dessen Thätigkeit für dasselbe nach vielen Richtungen von bahnbrechender Bedeutung gewesen ist.

Johan Wilhelm Snellman war im Jahre 1806 in Stockholm geboren, aber beide Eltern waren Finnländer von Geburt und stammten aus der nördlichen Landschaft Finnlands Österbotten. Nicht lange nach der Tren-

nung des Landes von Schweden siedelten sie wieder in ihre alte Heimat über, wodurch auch ihr Sohn derselben wiedergegeben wurde. Der Vater, der von Beruf Schiffskapitän war, hatte in seiner Jugend in Upsala studiert und dort für die Philosophie eine Neigung gefafst, die ihn sein Lebenlang nicht verliefs. Besonders beschäftigte er sich mit Religionsphilosophie und in seiner Kajüte auf dem Kauffahrer, mit dem er mit Salzladungen nach Spanien segelte, vertiefte er sich in die ins Englische übersetzten Schriften des berühmten Theosophen und Geistersehers Svedenborg. Er erdachte auch selbst eine Art religionsphilosophischen Systems. Diese spekulativen Neigungen des Vaters gingen auf den Sohn über, wenn auch das Philosophieren des Letzteren nachher sich in einer ganz anderen Richtung bewegte. Schon früh verriet der junge Johan Wilhelm eine aufserordentliche Lernbegierde, die auf den verschiedensten Wissensgebieten Befriedigung suchte. Indessen war er, nachdem er in einem Alter von 16 Jahren in Åbo Student geworden war, anfangs gesonnen, sich der geistlichen Laufbahn zu widmen, da ihm die Armut den Weg zu den gelehrten Studien zu versperren schien. Aber die Neigung zur Wissenschaft wurde ihm übermächtig, weshalb er seinen Studienplan änderte und sich zum philosophischen Grad vorzubereiten begann. Seine Studien galten hierbei vor allem der Hegelschen Philosophie, die seit Mitte der zwanziger Jahre in Åbo vom Professor Tengström vorgetragen wurde, und mit deren schwer zugänglichem Gedankenbau sich Snellman durch emsige und ausdauernde Arbeit vollkommen vertraut machte, so vertraut, dafs sie zu einer seine ganze zukünftige Lebensrichtung bestimmenden Überzeugung wurde. Nach neunjährigen Studien erhielt er den philosophischen Grad und im Jahre 1835, nachdem er eine Abhandlung über das Hegelsche System veröffentlicht hatte, eine Dozentur der Philosophie. Und zwei Jahre später gab er eine Bearbeitung von Hegels Logik heraus, eine der frühesten Darstellungen derselben nach Hegels eigener, sowie den Anfang eines philosophischen Elementarkursus.

Snellman gehörte einem Kreise reich begabter junger Leute an der Universität an, die nach der Überführung der letzteren nach Helsingfors dort die sog. Samstagsgesellschaft gründeten, die während der dreifsiger Jahre zu einem Mittelpunkt aller Reformbestrebungen jener Zeit wurde. Man beschäftigte sich in diesem Kreise eifrig mit Litteratur, besonders mit der deutschen und schwedischen, man ergriff die Initiative zur Verbesserung des Schulwesens durch Begründung einer Musterschule, wo neue pädagogische Prinzipien zur Anwendung kommen sollten, man gründete die

schon genannte Finnische Litteraturgesellschaft. Aufser Snellman gehörten zu diesem Kreise die meisten der Männer, die während der folgenden Jahrzehnte an der Kulturarbeit in ihrem Vaterlande in hervorragender Weise Anteil genommen: Elias Lönnrot und M. A. Castrén, die Dichter J. L. Runeberg und Z. Topelius, der Naturforscher und Dichter J. J. Nervander, der Rechtsgelehrte J. J. Nordström, der Pädagoge A. Laurell, der Dichter und Kritiker F. Cygnaeus u. a. Das Verhältnis zwischen diesem jugendlichen Kreise und den Alten im akademischen Senat wurde nicht das beste. Die Jungen beschuldigten die Professoren, dafs diese eigensinnig an veralteten Ideen festhielten, nicht nur in Wissenschaft und Litteratur, sondern auch in der Universitätsverwaltung. Sie behaupteten, dafs man absichtlich jüngere Kräfte überging, um die Mittelmäfsigkeit zu begünstigen. Die Alten ihrerseits klagten über den wachsenden Oppositionsgeist, der sich auch auf die Studenten ausgedehnt hatte. Um dem zu steuern beschlossen die Behörden eine Teilung einiger der studentischen Landsmannschaften, wodurch man mit der Jugend fertig zu werden hoffte, und ergriffen gleichzeitig noch andere Zwangsmafsregeln, ohne jedoch hierdurch etwas anderes zu erreichen, als eine gesteigerte Unzufriedenheit und Unruhe. Mitten in der gährenden Unruhe zeigte Snellman an, er wolle kostenfrei einen Vorlesungskursus über „die wahre Natur und Beschaffenheit der akademischen Freiheit“ halten und lud die Studenten zu demselben ein. Der Rektor verbot Vorlesungen über ein so gefährliches Thema, und als Snellman sich hierüber als einen Eingriff in die ihm bewilligte venia docendi beklagte, drohte ihm der Vizekanzler der Universität, General Thesleff mit Deportation nach Sibirien, und von dem obersten Leiter der Universität, Graf Rehbinder in Petersburg kam ein Befehl, dem aufsässigen Dozenten einen strengen Verweis zu erteilen. Er liefs sich jedoch hierdurch nicht entmutigen. Als nämlich der akademische Senat ihn zum Kurator[1] einer der neuen Landsmannschaften ernannte, in welche die alten geteilt worden, da weigerte er sich, den Auftrag entgegen zu nehmen, weil nach seiner Ansicht ein Kurator nur auf Grund einer in der Landsmannschaft erfolgten Wahl ernannt werden konnte. Überredung und Befehle waren fruchtlos, da Snellman der Überzeugung war, dafs das Verfahren des akademischen Senats nicht nur mit den wahren Prinzipien der akademischen Freiheit, sondern

---

[1] Gehilfe des zuständigen Professors in der Aufsicht über die Landsmannschaft (der letztere führt in dieser Eigenschaft den Titel „Inspektor“).

auch mit dem Gesetze im Widerspruch stand. Er wurde seiner Dozentur und einer ihm zugesprochenen litterarischen Unterstützung verlustig erklärt, legte jedoch im Hofgericht Berufung ein, das die Strafe auf eine Geldstrafe reduzierte.

Durch diese Quengeleien verbittert, beschlofs Snellman für einige Zeit, das Land zu verlassen. Ehe er jedoch diese Absicht ausführte, betrat er die publizistische Laufbahn, indem er eine litterarische Zeitschrift, die „Spanische Fliege“, herausgab, von der drei Hefte erschienen. Die scharfe Satire, mit der er hier den Zustand der Litteratur, die Beschaffenheit der Zeitungspresse und anderer Verhältnisse in Finnland geifselt, erregte grofses Aufsehen und zog dem Blatte teils heftigen Tadel, teils warme Anerkennung zu.

Im Herbst 1839 reiste Snellman ins Ausland ab und blieb zunächst in Stockholm. Hier warf er sich mit Feuer in die in Schweden um jene Zeit wogenden litterarischen und politischen Fehden. Er wurde sofort in eine Koterie junger, freisinniger Schriftsteller aufgenommen, die ihr Organ in der Zeitung „Freja“ hatten, wo auch Snellman eine grofse Menge Beiträge litterarisch-kritischen, politischen und national-ökonomischen Inhalts schrieb. Doch wurde sein Name im schwedischen Publikum erst bekannt, als er sich in einen heftigen litterarischen Streit mischte, der durch einen Roman des genialen Almqvist, „Det går an“ („Es geht an“), veranlafst worden war. Almqvist verficht darin das unbedingte Recht der freien Liebe und des Gefühls als Grundlage ehelicher Verbindungen — eine Tendenz, die in der europäischen Litteratur schon von George Sand, Shelley und Gutzkow gepredigt worden war. Snellman veröffentlichte eine Gegenschrift als eine „Fortsetzung“ des Romans „Det går an“, in der er die unsinnigen Konsequenzen aufdeckt, zu denen Almqvists Theorie in ihrer Anwendung führen mufste. Die Snellmansche Novelle, die bei der Kritik in Schweden grofse Anerkennung fand, ist in deutscher Übersetzung nebst dem Roman von Almqvist in dem Sammelwerk „Das belletristische Ausland“ (Stuttgart 1846) enthalten. Gleichzeitig schrieb Snellman über philosophische Fragen, beendigte seinen philosophischen Elementarkursus, worin er sich nicht darauf beschränkt, in unselbständiger Weise Hegels Lehre zu reproduzieren, sondern zum Teil seinen eigenen Weg geht, und veröffentlichte eine Schrift „Über das akademische Studium“, in der er auf eine Reform desselben an den Hochschulen von Schweden und Finnland drang. Auch machte er einen Versuch, in Upsala Vorlesungen über Philosophie

zu halten, was aber den dortigen Fachgenossen übel gefiel, weshalb er es aufgab.

Während dieser ganzen litterarischen Thätigkeit verlor Snellman sein Vaterland nicht aus den Augen. Er beurteilte aber die Verhältnisse daselbst voll Bitterkeit, da er den geistigen Stumpfsinn sah, der zu Hause alles beherrschte, und der ihm durch den Kontrast mit dem regen Leben in Schweden umso deutlicher zu Tage trat. Er gelangte zu der Ansicht, dafs die tiefste Ursache der traurigen Zustände in Finnland in dem Mangel an lebendigem Nationalgeist im Volke und vor allem in den gebildeten Kreisen zu suchen war. Diese Idee bricht kräftig in einem Schreiben hervor, das er im Sommer 1840 an einen seiner daheimgebliebenen Freunde, Fredrik Cygnaeus, sandte. „Unser armes Vaterland“, schreibt er, „ist durch jahrhundertlange Unselbständigkeit dahin gebracht worden, dafs es daselbst keinen Patriotismus giebt, denn der gebildete Teil (der Schwede) hat nicht ein Gran Interesse für den geistigen oder leiblichen Fortschritt des ungebildeten (des Finnen). Die Masse ist durch langjährige Unterdrückung nur in sich selbst gekehrt. Die Gebildeten sind eine Beamtenaristokratie, die kriecherisch ist und das Volk unterdrückt. Die finnische Nation ist begraben .... Finnland kann nichts mit Gewalt, die Macht der Bildung ist seine einzige Rettung. Mit einer Nation fallen, geht an, aber mit ihr den Sklaventod sterben, geziemt dem Menschen nicht. Ergo machst du bei der Schlufsfolgerung eine Anwendung auf Unterzeichneten, so antwortet er: ich habe das meinige gethan, wenn ich in alle Windrichtungen hinausschreie, was ich hier geflüstert habe, und dieses mit der Geschichte des Landes seit 1809 begleite. Daraus folgt auch, dafs ich meine Haut und mein Herz bei dem betrübenden Anblick aufs Spiel setzen und für einige Zeit in meine und des Elends Heimat zurückkehren mufs.“ — Seltsam und scheinbar widerspruchsvoll erscheint in diesen Worten die Erklärung, dafs die finnische Nation bereits begraben ist und der Entschlufs, doch ins Vaterland zurückzukehren, um das Zauberwort „in alle Windrichtungen hinauszuschreien“, das er gefunden zu haben glaubte, um es retten zu können: das Wort von der finnländischen Nationalität als der rechten Grundlage für die staatliche Existenz Finnlands. Er hatte in diesen Worten das Programm seiner eigenen zukünftigen Lebensthätigkeit in seinen Hauptzügen ausgesprochen.

Indessen wollte er vorher mehr von der Welt sehen und seine wissenschaftliche Bildung vervollkommnen. Im August 1840 reiste er nach

Deutschland, wo er während eines einjährigen Aufenthaltes mit mehreren hervorragenden Persönlichkeiten, wie E. M. Arndt in Bonn, D. F. Straufs in Stuttgart, F. W. J. Schelling in München, A. Ruge in Dresden, C. L. Michelet in Berlin persönliche Bekanntschaft schlofs. Während eines Winteraufenthaltes in Tübingen, wo er mit dem Theologen F. Chr. Baur, dem Ästhetiker Fr. Vischer, den Philosophen E. Zeller, Chr. Sigwart und J. F. Reiff bekannt wurde, schrieb er ein philosophisches Werk in deutscher Sprache: Die Idee der Persönlichkeit. Dieses Buch bildet einen Beitrag zu dem um jene Zeit in der Hegelschen Schule herrschenden Streit über die Persönlichkeit Gottes, in welchem Streite Snellman zur Hegelschen Linken gehörte: die absolute Persönlichkeit hat Wirklichkeit in dem vernünftigen Wissen und Wollen der endlichen Persönlichkeiten. Dieses Werk wurde in mehreren deutschen Zeitschriften besprochen, u. a. in den Berliner Jahrbüchern von C. L. Michelet, der das Buch laut preist, in welchem er einen erfreulichen Beweis dafür sieht, dafs die deutsche Philosophie und insbesondere die Hegelschen Ideen sich über das civilisierte Europa verbreitet hatten. In einem später von Michelet herausgegebenen Werk: „Entwicklungsgeschichte der neuesten deutschen Philosophie“, worin der innerhalb der Hegelschen Schule geführte Streit über die religiöse Frage geschildert wird, zählt Michelet sich selber nebst Snellman und Vatke zum „linken Centrum“, wie er es nennt, das, wie er zu beweisen sucht, Hegels eigene Prinzipien am richtigsten aufgefafst und am folgerichtigsten entwickelt hat. In einem anderen Werk: „Die Epiphanie der ewigen Persönlichkeit des Geistes“ entwickelt Michelet in drei Dialogen seine Ansicht in den streitigen Fragen. Der Hauptredner Teleophanes ist Michelet selbst. Der erste Dialog, der die Persönlichkeit des Absoluten betrifft und 1844 erschien, erwähnt verschiedenemal den „hyperboräischen Freund“ des Teleophanes, d. h. Snellman, auf dessen Aussprüche sich der erstere beruft, um seine Ansicht zu stützen. Snellman stand auch nachher mit Michelet im Briefwechsel. Aber auch solche, die Snellmans Ansichten weniger nahe standen, schenkten seinem Buche viel Anerkennung. Nicht nur Hegelianer, wie K. Rosenkranz und J. E. Erdmann nannten es mit grofser Achtung, sondern auch der Bekämpfer der Hegelschen Schule Ad. Trendelenburg bezeichnete mehrere Jahre nach Snellmans Aufenthalt in Deutschland diesen als einen der scharfsinnigsten und talentvollsten Vorkämpfer der Hegelschen Philosophie.

[Schlufs folgt.]



Albert Edelfelt.

Von

Gustaf Strengell (Helsingfors).



Selten ist wohl einem Künstler, von seinem ersten öffentlichen Auftreten an ein so unbegrenztes Interesse und so viel Aufmunterung von seiten seiner Landsleute entgegengebracht, wie Edelfelt, selten hat man auf einen Künstler so viel Hoffnungen gesetzt, selten sind sie aber wohl auch in so reichem Mafse in Erfüllung gegangen. Albert Edelfelt, vor dreifsig Jahren ein junges „vielversprechendes Talent", ist jetzt ein Künstler in der Vollkraft seines Mannesalters, ein Künstler, dessen Namen nicht nur bei uns, sondern auf dem ganzen Kontinent unter den besten genannt wird. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, dafs er der erste war, der der Welt bewies, dafs auch in unserm kühlen Norden für die Kunst, diese zarteste Pflanze der Kultur, genügend fruchtbringendes Erdreich und Sonnenwärme vorhanden ist.

Im Jahre 1854 geboren, besuchte Edelfelt schon mit fünfzehn Jahren die Zeichenschule des Kunstvereins in Helsingfors, nahm aufserdem Privatstunden bei Berndt Lindholm und dem seiner Zeit bei uns recht beliebten deutschen Porträtmaler Reinhold. Im Jahre 1872 stellte Edelfelt zum erstenmal zwei Bilder aus — „Eine alte Frau" und ein Porträt, die ihm glänzendes Lob von seiten der Kritik und einstimmige Bewunderung des Publikums einbrachten. Doch erst, nachdem er im Jahre 1873 gründlicherer Studien wegen nach Antwerpen gegangen und das Jahr darauf in Gerômes berühmtem Atelier in Paris gearbeitet hatte, fühlte sich Edelfelt im Besitz des gediegenen technischen Unterbaues, der zur glücklichen Lösung gröfserer Aufgaben unbedingt notwendig ist. Anfangs legte er sich auf das historische

Kostümgenre und malte im Jahre 1879 sein „Directoire“, eine drohend dreinblickende, schwarzgelockte „Mitbürgerin“, und in demselben Jahre entstand sein Meisterstück auf diesem Gebiete. Es ist das entzückende Idyll „Königin Blanca“, das seinen Namen mit einem Schlage berühmt machte.

Der Name, die historische Etikette, spielt hierbei eine geringe Rolle, eigentlich ist das Ganze nur das Bild einer jungen Mutter, die mit ihrem Kinde spielt. Aber er versetzt uns aus der — vermeintlich — trivialen Gegenwart in ein Zeitalter von gröfserem poetischem Zauber. Indessen ist es nicht der äufsere historische Apparat der Kostüme und des Meublements, das in der „Königin Blanca“ vor allem unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt; der Kern des Bildes ist sein seelischer Inhalt. In keiner Hinsicht tief oder bedeutend, ist derselbe doch von seltener Liebenswürdigkeit. Die schlanke, geschmeidige Frauengestalt, die in ihrem Mutterglücke lächelt, trägt schon manche typische Anzeichen künftiger Edelfeltscher Frauenfiguren. Er ist vor allem der Schilderer der Jugend und der Schönheit und seine Frauengestalten, besonders die aus den ersten Pariser Jahren, zeichnen sich durch einen bezaubernden Charme aus. Die Wiedergabe der ersten, lebensberauschten Jugend, die noch unberührt von starken Leidenschaften und Konflikten, rosenrot, lächelnd, mit weitgeöffneten Augen in die Welt hineinschaut, gelingt Edelfelt am besten. Das freilich hindert nicht, dafs ihm in einzelnen Fällen auch gereiftere, schärfer ausgeprägte Charaktere vortrefflich geglückt sind, wie das meisterlich ausgeführte Porträt der Mutter des Künstlers und die Bilder von der visionär dreinschauenden Runensängerin Paraske bezeugen. Eine der charakteristischsten Eigenschaften Edelfelts ist ja seine Vielseitigkeit.

Der Übergang von dem kleinen historischen Idyll zu den historischen Bildern im grossen Stil und Format ergiebt sich von selbst. Ein Jahr nach dem Entstehen der „Königin Blanca“ ist dieser Übergang für Edelfelt eine vollzogene Thatsache, das beweist er mit dem allbekannten Bilde „Herzog Karl an der Leiche Clas Flemings,“ eine Scene aus dem für Finnlands Geschichte bemerkenswerten „Keulenkriege“ zu Ende des 16ten Jahrhunderts. Seine ältesten geistigen Ahnen leitet dieses Bild wohl von Delaroche her, der in Frankreich das Programm der Romantiker in populäre Darstellungen umsetzte. Doch bedeutend näher stehen dem Bilde wohl Delaroche's belgische Geistesverwandte, die ihm bei weitem überlegen sind, wie ein Wappers, Gallait, Bièfve und de Keyser, die bei ihrem Auf-

treten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als die Nachfolger der grossen Meister, besonders Rubens und ihresgleichen begrüfst wurden und deren Gemälde Edelfelt während seines Aufenthaltes in Antwerpen zu sehen Gelegenheit hatte. „Herzog Karl an der Leiche Clas Flemings" hält den Vergleich mit seinen ausländischen Vorbildern aus und man versteht, dafs das Gemälde seiner Zeit berechtigtes Aufsehen im „Salon" erregte. Das Accessoire ist sorgfältig behandelt ohne, wie so oft, den Inhalt zu beeinträchtigen, der dramatisch und spannend ist. Im Schlosse zu Åbo, dem letzten Bollwerke König Sigismunds, hatte die Witwe des kürzlich verstorbenen Feldherrn Clas Fleming, Frau Ebba Stenbock, sich lange gegen die schwedischen Scharen verteidigt, mit denen Herzog Karl, der spätere König Karl IX., die Burg belagerte. Schliesslich mufste sich das Schlofs doch ergeben. Es wird erzählt, dass der Herzog, daran zweifelnd, dafs sein alter Feind Fleming wirklich tot sei, seinen Sarg habe öffnen lassen, ihn am Bart gerupft und ausgerufen habe: „wenn du jetzt noch lebtest, säfse dein Kopf nicht allzu sicher auf deinen Schultern", worauf Ebba erwidert habe, „wenn mein seliger Gemahl noch lebte, wären Eure Gnaden nie hier eingedrungen". Diesen Moment hat der Künstler zur Wiedergabe gewählt. Die Farben stimmen mit dem Inhalt vollkommen überein, sie sind schwer und düster gehalten. „Herzog Karl an der Leiche Clas Flemings" ist Edelfelts Kraftprobe auf dem Gebiete der historischen Malerei im grofsen Stile. Im nächsten Jahre vollendete der Künstler wohl noch eine Scene aus dem Keulenkriege — „Das brennende Dorf" —, wandte sich aber darauf neuen Gebieten zu. Die historische Malerei war ja auch in Verruf gekommen. Sie befriedigte nicht das Streben der Zeit nach ungesuchter Natürlichkeit, bei ihr schien alles theatralisch arrangiert zu sein und Edelfelts spätere historische Bilder, wie die Gouachezeichnung „Der Marsch der Björneborger" oder die Illustrationen zum „Fähnrich Stål" zeigen eine ganz andere Physiognomie. Nichts kann so bezeichnend sein für die vorsichgegangene Geschmacksveränderung, als das genannte patriotische Bild: statt der Effekthascherei der früheren Richtung nach „Staats- und Hauptaktionen" ist hier eine Rückkehr zu einer genreartigen Behandlung. Die Statisten treten mehr in den Vordergrund und so wird hier eine ganze Armee in den Gestalten dreier kleinen Trommelschläger wiedergegeben, die in ihrem barschen Trotz mehr vaterländisches Pathos enthalten, als zehn grofse Paradebilder zusammengenommen. Modelle in historischem Kostüm stellt Edelfelt aber immer noch mit Vorliebe dar;

das was ihn dabei anzieht, ist das rein Malerische, die Lust, leuchtende Stoffe und ein pittoreskes Milieu zu behandeln.

Von da an widmete sich Edelfelt dem Freiluftstudium. Es war ja ganz natürlich, dafs er als ein Halbpariser von dem Plein-air ergriffen werden mufste, von dieser mächtigen, anfangs rein französischen, erst später universellen Bewegung. Der grofse Durchbruch war geschehen und in die Spuren der Bahnbrecher, eines Manet und eines Renoir, waren ihre Nachfolger getreten, indem sie ihre Lehren popularisierten. Edelfelt schlofs sich nicht den Radikalsten an, sein Lehrer war der elegante, feinfühlige Bastien-Lepage und mit dessen soignierter und zierlich feiner, nichts weniger als gewaltsamer Kunst zeigte Edelfelt auch in der Folge viel Verwandtschaft. Doch wählte er seine Motive mit Vorliebe aus der Heimat, aus den nyländischen Schären, deren Natur und Bevölkerung er nun in einer Reihe repräsentativer Bilder schildert, die sich fast ausnahmslos in ausländischen Gallerien befinden. Die Reihe wurde durch das Bild „Der Leichenzug eines Kindes", 1879 eröffnet; 1881 folgte „Gottesdienst in den Schären", vom französischen Staat angekauft und im Luxemburgmuseum befindlich, dann „Auf dem Meere", in der Fürstenbergschen Gallerie in Göteborg, „Samstagabend", im Museum zu Kopenhagen, „Alte Frauen in Ruokolaks" in der Sammlung des Kunstvereins in Helsingfors und „Wäscherinnen" in St. Petersburg. Zu dieser Gruppe kann auch das bekannte Bild „Leid" vom Jahre 1894 gezählt werden. Das sind natürlich nur die bedeutendsten; gleichzeitig entstanden eine ganze Menge anderer, weniger bedeutender, bei der Arbeit abfallender Späne.

Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, dafs diese Bilder nichts von banalen Anekdoten an sich haben; es sind keine sentimentalen Rührstücke oder erzwungene Humoresken in dem alten Düsseldorfer Geiste. Sie geben ruhige Situationen, ohne eine eigentliche Handlung wieder, es sind Augenblicksbilder aus dem Volksleben und bezwecken blos eine treue, gleichzeitig malerisch schöne Wiedergabe der Natur und eine überzeugende Charakteristik der Personen. Und in dieser Hinsicht stehen sie sehr hoch. Die Landschaft spielt immer eine bedeutende Rolle und ist oft von bezaubernder Schönheit, die Volkstypen sind in ihrem innersten Kern getroffen. Ein Meisterstück der Individualisierungskunst ist besonders die Scene auf dem Kirchberge zu Ruokolaks, einem in mancher Hinsicht interessanten Kirchspiel im östlichen Finnland. Vier Bauernweiber haben, auf den Beginn des Gottesdienstes wartend, sich auf dem grünen Hügel

niedergelassen und die eine von ihnen erzählt den andern ein spannendes Stückchen aus der chronique scandaleuse des Dorfes. Die vier Frauen sind aufserordentlich fein charakterisiert und jede von ihnen trägt ihren eignen Charakter, ihr eigenes Temperament. — In gewisser Hinsicht weicht das „Leid" von den übrigen Bildern ab, hier hat der Künstler dem Gefühle einen freieren Spielraum gewährt. Das Bild zeigt ein Liebespaar aus dem Volke, über das schweres Leid hereingebrochen. Aufserordentlich fein ist der Gegensatz in der Schmerzäufserung bei ihm und bei ihr, sie vom Schluchzen geschüttelt, sich ganz dem Schmerze hingebend, er ihn bekämpfend, in sich verschliefsend, scheinbar, aber auch nur scheinbar unberührt und ruhig.

*

* *

Edelfelt mit seiner Fähigkeit für objektive Zurückhaltung und treffende Charakteristik ist natürlich besonders fürs Porträtfach befähigt. Als Porträtmaler ist er auch in den weitesten Kreisen beliebt: ganz besonders aber ist er der Schilderer der höheren Zehntausend, des Hofes und der Aristokratie. Schon früh vom Weltruhm umstrahlt, hat er in den Salons der europäischen Metropolen Einlafs gefunden und in einer Menge Gemälde uns die „haute volée" vorgeführt. Seine Damenporträts sind meist ausgezeichnet; ohne eigentlich zu schmeicheln, weifs er doch das Vorteilhafteste ans Licht zu ziehen, sein Pinsel schildert mit unübertroffenem Reiz sowohl die schelmische Koketterie, die jugendfrische Freude am Putz, wie die Malice im spöttischen Lächeln um einen Mund und das lebhafte Aufblitzen eines Blickes. Doch auch die Männer gelingen ihm. Und wenn unter seinen Frauenporträts vielleicht die oberflächliche Weltdame ihm am besten gelingt, so hat er mit seinen Männerporträts bewiesen, dafs er mit eingehender Charakteristik die von der angestrengten Gedankenarbeit durchfurchte Stirn eines Forschers wiederzugeben weiss. Das meisterlich ausgeführte Porträt von Pasteur aus dem Jahre 1885 (in der Sorbonne) zeigt den Gelehrten bei seiner Arbeit, und so, wie dies Modell in seinem Milieu geschildert ist, so ist auch Dr. Roux, der Erfinder des Diphtherieserums, mit einer Proberöhre in der Hand und vor der schwarzen Tafel dozierend abgebildet. In Edelfelts späteren Gemälden macht sich im Gegensatz hierzu das Bestreben geltend, das Modell isoliert gegen einen neutralen Hintergrund zu stellen, und höchstens redet ein beigefügtes Attribut von der Beschäftigung und dem Beruf des Modells. Eine ganze

Anzahl von Edelfelts künstlerisch am höchsten stehenden Werken sind Porträts. So verlockend es auch wäre, ist es nicht möglich, hier näher auf sie alle einzugehen. Zu den interessantesten gehören, aufser den schon genannten Gemälden der beiden französischen Gelehrten, das Porträt von Joachim Kurtén und Viktor Rydberg, unter den Damenporträts dagegen das einer schwedischen Schriftstellerin Fräulein Elsa Lindberg, ein Stück voll Übermut, geistsprühend und voll vibrierender Nervosität. Des Malers letzter Triumph auf diesem Gebiet ist das Bild der jungen Sängerin Aino Achté, ein Werk, das zugleich den Höhepunkt Edelfeltscher Porträtmalerei bezeichnet. Es wurde im Februar dieses Jahres vom finnländischen Staat angekauft.

Albert Edelfelts Kunst ist vorwiegend Wirklichkeitsschilderung, sie ist, um ein Schlagwort zu gebrauchen, „realistisch." Und doch streift sie nie die äufserste Grenze und deswegen kann es manchem scheinen, dafs sein Realismus, im Vergleich zu demjenigen der Extremen, wie z. B. dem eines Gallén, konventionell und zahm ist. Ein jeder steht im Banne seiner Natur und hat in ihr seine Begrenzung. Edelfelt ist indessen nicht nur von rein malerischem Standpunkte unser geschicktester Künstler — sein savoir faire ist erstaunlich — er ist auch der vielseitige und durch und durch fein gebildete Mensch. Zu seinen hervorragendsten Eigenschaften gehört die vornehme Beherrschung, das aristokratisch Elegante; das plebejisch Häfsliche und brutal „Bäurische" widerstrebt seinem ganzen Wesen. In vieler Hinsicht bezeichnend für ihn sind seine Landschaften: fein, ruhig, diskret gehalten, oft in eine idyllische Ruhe versenkt. Vielleicht kommt das daher, weil er in der anmutigen Natur Borgås aufgewachsen ist, die er ja auch in den meisten Bildern schildert; doch sei dem, wie ihm wolle, auch seine Binnenlandschaften zeigen dieselbe Auffassung, nur selten sieht man von ihm etwas der wildromantischen Einödenpoesie eines Gallén oder Järnefelt Entsprechendes. Edelfelt ist auch von der abstrakt idealistischen Strömung, die unter dem Namen des „Symbolismus" in der Mitte der 90er Jahre durch unsere Kunst ging, unberührt geblieben. Er ist deswegen keineswegs oberflächlich, im Gegenteil enthalten viele seiner realistischen Bilder mehr Gedankentiefe, als die gesucht tiefsinnigen Probleme so mancher Symbolisten. Es ist erfreulich zu sehen, wie Edelfelts Kunst in den letzten Jahren immer mehr an Ernst und Tiefe gewonnen. Den besten Beweis dafür liefern wohl die Illustrationen zum „Fähnrich Stål." Schon zeitig hat Edelfelt sich einen Namen als Illu-

strator gemacht. Seine Illustrationen zu Snoilsky's Werk „Schwedische Bilder," zeichnen sich durch eine glückliche Vereinigung von Gelehrsamkeit und Geist aus; die historischen Töne sind gut getroffen und das Ganze mit Geschmack und Geist zusammengestellt. Als Runeberg-Illustrator debütierte er schon als ganz junger Mensch mit einigen Illustrationen zum „Weihnachtsabend", 1895 erschien „König Fjalar" mit Zeichnungen von seiner Hand, in denen er sich der dekorativ stilisierenden Manier der englischen Zeichenschule anschliefst. Doch alles dieses wird durch seine meisterlich ausgeführten Illustrationen zu den „Erzählungen des Fähnrich Stål" übertroffen, die Edelfelt zu Ende der 90 ger Jahre mit seltener Energie und Ausdauer vollendete. Man mag bedenken, wieviel Schwierigkeiten eine solche Aufgabe bietet. Die „Erzählungen des Fähnrich Stål" sind unseres Volkes teuerster litterarischer Schatz. Jedermann kennt sie bei uns. Es galt für den Künstler, Gestalten zu schaffen, die in dem allgemeinen Nationalbewufstsein schon feste Formen angenommen hatten. So weit eine solche Aufgabe überhaupt gelöst werden kann, ist sie Edelfelt vollkommen geglückt. Und besonders beachtenswert ist der Geist, der dies ganze Werk durchweht. Und wenn man bei den Illustrationen zu den „schwedischen Bildern" den Geist, die Zierlichkeit und Eleganz bewunderte, so ist es in den Zeichnungen zum „Fähnrich Stål" der patriotische Schwung, die männliche Kraft und Stärke, die so gut mit dem Liede des Dichters harmoniert. Diese Zeichnungen sind eine künstlerische That von bleibendem Werte und sie verbürgt uns zugleich, dafs die Entwicklung des Künstlers noch einer Steigerung fähig ist.



Johan Ludvig Runeberg.

Eine Studie.

Von

E. Brausewetter.



Der Dichter Runeberg ist für Finnland das, was für Deutschland Schiller war: „Der erste grofse nationale und idealistische Dichter.“ Während aber Schiller eine auf Kants Lehren erbaute, fast pantheistische Weltanschauung hatte, die in seinen Werken zum Ausdruck kam, sind Runebergs Werke voll echter Religiosität, die sich nicht vordrängt, aber in seinen Gestalten, besonders in der grofsartigen altnordischen Dichtung „König Fjalar“ zum Ausdruck kommt, in der dieser König anfangs nur nach seinem Willen und aus eigener Kraft handelt, wie das aus den folgenden Versen hervorgeht:

„Einst an meinen Willen ich glaubt'!
An diesen Willen glaube ich noch; — im Kampf
lenkt ich des Todes Gang; im Frieden
lenkte ich den unbändigen Lebensgang.
Übt Gewalt man mit drohendem Arm!
Macht man Gesetzbruch, Böses, in meinem Reich,
kränkt man die Sitte, heil'ge Ordnung,
Fjalar, sein Eid dann sinkt in Vergessenheit!

Darauf antwortet der Seher Dargar:

„. . . . . König dein Eid
grofs war, doch Dargar gröfsern hat kürzlich gehört,
dort auf der Felsspitz bei Windstille,
still lauschend aus dem Nachtwolkenrand dem Laut.
Worte sprach es: „Fjalar vergafs,
dafs Götter lenken Menschenloos; stolz er glaubt
an das Gebot des Willens; ordnen
will er der Zukunft Bräuche mit ird'scher Kraft.
Einst sein Auge wird doch noch sehn,
eh seine flücht'ge Gröfse der Hügel birgt,
ewiger Mächte Spiel mit höhnisch
trotzender Erdenkinder Gelübd' meergleich.

Er, der schuf hier Sitte und Glück,
wird, vom Verbrechen einst sein Geschlecht befleckt,
sehen in Scham den Sohn hinsterben,
der seine Schwester liebend als Braut umarmt."

Darauf sagt der König Fjalar:

„Geht und bringt mir," sprach er, „sogleich
Hjalmar, den Sohn, und Gerda, die Tochter, her
beide ich sehen will und wählen
zwischen den beiden, einer nun sterben soll!
Dargar, anerkenn' Fjalar nun
und seinen Trotz. Den Göttern bring Fjalars Grufs,
ob sie entsagen Allem, frag sie,
eh sie, wie er, Alles zu erreichen vermocht."

Am Schlusse der Dichtung kommt der König aber auf Grund seines Schicksals zu der Erkenntnis, dafs sein Wille nichtig ist und nur der der allmächtigen Götter herrscht.

Während Schiller ferner fast nur historische Stoffe behandelte, abgesehen von seinen Jugenddramen „Die Räuber" und „Kabale und Liebe", ist Runeberg ein überaus vielseitiger Dichter. Was Lessing in seiner „Minna von Barnhelm" und „Der junge Gelehrte" und Goethe in seinen Romanen bot, die Schilderung von Gegenwartsleben und Ideen der Zeit, das erstrebt auch Runeberg in weit gröfserem Mafse. Er schildert nicht nur in poesievoller und daher etwas idealisierender, sondern in durchaus lebenserlauschter Art das Leben der höheren Klassen, das in Pfarr- und Offiziershäusern, und noch viel mehr etwas, was in der deutschen Litteratur erst viel später entstand, wenn wir von den Werken älterer Zeit des Hans Sachs, Gryphius etc. absehen, nämlich eine lebensechte, sympathievolle und daher nur Schönes und Gutes schildernde Darstellung des Bauernlebens. Aber noch etwas hat er mit Goethe gemeinsam, dafs er in echtester, tieferkennendster Weise holde, gefühlvolle Mädchengestalten zu schaffen mag.

Runeberg war der Sohn eines hochgebildeten, aber unbemittelten Seekapitäns und 1804 in Jakobstad geboren. Er besuchte erst die Schule in Uleåborg, dann die in Wasa und mufste sich durch Stundengeben und eine Hauslehrerstelle auf dem Lande die Mittel zum Universitätsstudium verschaffen. In Åbo entstand ein Kameradenkreis der Studenten, die sich für die damals in Schweden blühende Dichtkunst lebhaft interessierten und bald selbst zu schaffen begannen. Zu diesem Kreise gehörten, aufser Runeberg, der spätere Professor, auch als Lyriker thätige Joh. Nervander, der später berühmte Staatsmann und Dichter Joh. Wilh. Snellman, Elias Lönnrot, der Entdecker der finnländischen Volksdichtung, und Fredrik

Cygnaeus. Runeberg hatte schon als Schulknabe Gedichte im schwedischen Stile gemacht und in guten Hexametern eine mitgemachte Wolfsjagd besungen, ja, er arbeitete schon damals an einer das Volksleben schildernden Dichtung „Die Wolfsjagd“, die er aber später für „Die Elentierjäger“ völlig umarbeitete. Mit 23 Jahren erlangte er den Magistergrad. Im nächsten Jahre (1828) wurde die Universität, da die in Åbo abgebrannt war, nach Helsingfors verlegt, wo der Kameradenkreis weiter bestand, an jedem Samstagabend zu litterarischen Unterhaltungen zusammenkam, und noch neue Mitglieder hinzukamen, der Dichter Castrén, und auch der später berühmt gewordene Zachris Topelius und andere, sowie seit 1832 Runebergs Frau, Frederika Tengström, die er schon vorher in Gedichten im klassischen Stile besungen hatte. Diese Ehe veranlasste Runeberg, eine Lektorstelle am Lyceum in Borgå 1837 anzunehmen und sich nicht, wie er wohl gern wollte, ausschliefslich der Dichtung zu widmen. Dieses Glück konnte er sich erst genau 20 Jahre später (1857), nachdem er 1844 zum Professor ernannt war, gönnen, aber in seiner Mufsezeit traf ihn bald ein schweres Geschick, ein Schlaganfall, der ihn bis zu seinem Tode 1877 an das Bett fesselte. In dieser freien Zeit schrieb er einige seiner hervorragendsten Werke. Auch seine Frau war nicht nur seine Gehilfin bei seinem litterarischen Schaffen, namentlich in der Zeit der Krankheit, sondern auch selbst schöpferisch thätig. Schon in ihrer Jugend hatte sie kraftvolle, wenn auch nicht besonders versgewandte Gedichte gemacht, und schrieb auch später solche, war aber hervorragender in ihren Prosawerken aus den vierziger und fünfziger Jahren mit orientalischen Stoffen, die unter dem Titel „Zeichnungen und Träume“ erschienen und zwei gröfseren Erzählungen „Frau Katharina Boije und ihre Töchter“ (1858) und „Sigrid Liljeholm“ (1862), beides historische Romane mit echter Zeit- und Charakter-Schilderung, und wirkte auch für Frauenemanzipation.

Ich habe oben auf die Vielseitigkeit Runebergs hingewiesen und will sie jetzt an einer Reihe seiner Hauptwerke in Kürze erweisen.

Vor allem ist er ein überaus fruchtbarer Lyriker, der erst die düstern Liebesklagen, „Nächte der Eifersucht“, später stimmungsfeine, versschöne, teils humorvolle, teils enttäuscht wehmutvolle Liebesgedichte[1] schrieb, bei denen meist die humorvolle Stimmung in die wehmutvolle übergeht, auch malend und stimmungsvoll naturschildernde Gedichte und solche von Vögeln,

---

[1] Siehe unten S. 151 ff. die Gedichte Runebergs.

die seine Naturfreude, seine Begeisterung für sein schönes Vaterland und auch freudige Gefühle ausdrücken, ferner gedankentiefe, mit düstern Seelen- und Herbststimmungen, grüblende über das Glück, Jugenderinnerungen, Leben und Tod und Sehnsuchtsträumen vom künftigen Leben, meist voll einer trostreichen Lebensbetrachtung und stiller Zuversicht und nur von milder, klageloser Wehmut über Leid und Sorgen erfüllt, auch poesievolle, tiefempfundene Psalmen und mystisch-religiöse Legenden. Auch Schilderer des Bauernlebens ist er in Gedichten, deren sich einige, neben zartlyrischen, in „Idyll und Epigramm“ finden, so das S. 154 abgedruckte Gedicht „Paavo“, das den schweren Kampf des Bauern mit dem rauhen Klima des Landes, den verschiedenen Witterungsschäden, die ihn um seine Ernte bringen, schildert, ein Kampf, den seitdem fast alle Dichter Finnlands in verschiedener, stets ergreifender Art dargestellt haben, besonders Topelius, Tavaststjerna, Aho, Reijonen und andere Dichter.

Er zeigt ferner in diesem Gedichte die Haupteigenschaft des Finnländers: „Die Zähigkeit, die Ausdauer, das nie den Kampf Aufgeben, und aufserdem auch die Hilfsbereitschaft, die Opferfähigkeit, wenn ein Anderer in Not gerät. Aber in andern Gedichten und in andern Sammlungen hat er auch die Thatkraft, den Widerspruchsgeist, ferner idyllische Bilder von Bauernmädchen und Bauernburschen, einem Dienstmädchen, einer Seemannsbraut, zum Teil in fein humorvoller Weise geschildert. Ein ergreifendes Bild der Seelengröfse, Pflichttreue und Vaterlandsliebe bis zum Tode giebt er in einem Bauern mit seinen sechs Söhnen, in der Dichtung „Das Grab bei Perrho“, in der die Brüder einer für den andern eine Strafe übernehmen wollen, die der sie streng erziehende Vater, um sie zu guten Menschen zu machen, über sie verhängt. Sie fallen später im Kampfe gegen eine Übermacht von Feinden, die ebenfalls sämtlich von ihnen getötet werden, da der letzte, auch sterbende Sohn die Brüder gerächt hat, worüber der Vater vor Freude stirbt:

„Friede Deinen grauen Locken, Vater!
Wie ich jetzt vor Dir hier stehe, atmen
nicht mehr Deiner Söhne Mörder!“
So er sprach, und vor des Vaters Füfse
warf des Feindes grimm'ges Haupt er.
Auf vom Boden sprang der alte Vater.
Seinen Sohn umarmt er — aber sterbend
sinkt er schon zur Erde nieder;
und dem Falle folgte auch der Vater.
Thomas starb, verblutet an der Wunde,
und sein alter Vater starb vor Freude.“

Dafs hier der Vater vor Freude stirbt, obwohl sein Haus zerstört ist. weil seine Söhne als Helden gefallen sind, ein Gefühl das in „Fjalar" sich auch findet, ist charakteristisch für Runebergs Dichtung. Seine heitere, alles Schöne und Gute liebende Seele sah selbst im Leide die Freude und verwandelte gern Leid in Freude, so in der umfangreichen Dichtung „Die Elentierjäger", in der Runeberg ein mannigfaltiges, meist heiteres Bild des finnländischen Lebens bietet: Das friedliche und glückvolle Leben mit einer verständigen Frau und wohlerzogenen, arbeitsamen, aber auch frohen und stattlichen Kindern auf dem Hofe des Bauern Petrus. Ein etwas üppigeres und reicheres, aber ebenso glückliches Leben mit einer geliebten Frau und geliebten Kindern auf einem andern Hofe, dem seines Bruders Matthias, dessen Frau aber jung stirbt, worauf er keine andere zu nehmen wagt, weil sie seine Kinder nicht lieben würde, wenn er eine junge heiratet, die selbst Kinder bekommt. Matthias findet aber mit Hilfe des Petrus eine Frau, die Pflegetochter eines „Commissarius" auf einem grofsen Herrenhofe, ein tüchtiges, fleifsiges, wegen ihrer Güte und Heiterkeit allgemein geliebtes Mädchen, das einen armen, aber braven Vater hat. Er lernt sie bei einem grofsen Feste kennen, das auf dem Herrenhofe gelegentlich einer anschaulich geschilderten Elenjagd stattfindet und wo zahlreiche Leute hinkommen, darunter auch russische Händler, und polnische und russische Tänze getanzt werden. Auch einer von diesen Russen bewirbt sich um die schöne und gute Hedda vergeblich; der andere klagt, dafs ihn kein Mädchen liebt, und ihn rührt das Familienglück des Petrus so, dafs er zu weinen beginnt. Dieser schildert auch das Leben in Rufsland.

Auch das traurige Geschick eines einst ebenso glücklichen und wohlhabenden Bauern mit geliebtem Weibe und guten Kindern, der durch jahrelange Mifsernten zum „ehrlichen, geachteten" und überall gastfreundlich aufgenommenen Bettler geworden ist, wird dargestellt. Sein Weib starb, als die Not ins Haus einzog und ihnen die Kühe gepfändet wurden. Da gab er die Kinder fort und wanderte als Bettler umher, findet aber am Schlusse für geringe Arbeit auf dem Herrenhofe ein Heim, da der „Commissarius" Sympathie für ihn fafst, und gewinnt da auch eine bestimmte Ruhestätte im Tode. Er braucht nicht mehr zu fürchten, als Obdachloser begraben zu werden

Aber ebenso lebensecht und mit feinster Stimmungsmalerei zeichnet er in der Dichtung „Hanna"[1] ein ländliches Pfarrhaus, in dem der holden,

[1] Deutsche Ausgabe von Kluge. Dessau 1877.

wunderbar echt weiblich geschilderten Tochter die Gefahr droht, mit einem reichen, alten Manne verheiratet zu werden, dem sie dadurch zu entgehen denkt, dafs sie ihren Vater und ihr Vaterhaus zu sehr liebt, was in den schönen Versen ausgedrückt ist:

„Mehr meinen Vater doch liebe ich und unsre Blumen des Gartens
und auch den sonnenbestrahlten Fjord und die Wiesen und Wälder,
darum mufs wohl der Edele eine Andre begehren,
suchen ein Mädchen, das so viel nicht läfst in dem Vaterhause,
hold ist und liebend, und besser versteht, seine Güter zu schätzen.
Solche Mädchen, wie ich, die dann so viel dabei opfern müssen,
meine ich, heiraten nicht mit Willen, es sei denn man zwingt sie.

Dann kommt ihr Bruder von der Universität an, der einen Freund mitbringt, den ihr Vater sie sofort zur Begrüfsung küssen läfst, weil er in ihm durch die grofse Ähnlichkeit einen Sohn seines unvergefslichen Freundes erkennt, und Hanna ist sogleich in ihn verliebt:

„Was sie bisher nicht gefühlt, als erwachende Geister im Herzen
hegte sie's still und lachte und weinte, sie selbst sich ein Rätsel,
selbst wie ein gaukelnder Traum ihrer holdverwirrten Gedanken.“

Und unter dem stimmungsvollen Natureinflusse auf die Gefühle, den Runeberg vielfach in seinen Dichtungen schildert, findet sich das Liebespaar.

„Still dort am Ufer setzten sie nun alle drei sich und tranken,
ruhend und schweigend betrachtend des Sommerabends Erlöschen.
Worte sie nicht mehr fanden und suchten sie nicht in Gedanken,
näherte Herz sich dem Herzen, erfüllet von sel'gen Gefühlen.
Aber das Bild des Fremden erschaute im Quelle das Mädchen.
Unbemerkt meinte sie seine ihr teuern, geliebten Züge
darin betrachten zu können, lange und ohne zu bangen;
aber bevor sie es ahnte, lachte sein Blick dem ihren entgegen.
Scham ergriff da das Mädchen, ihr Herz, das bisher nur leicht klopfte,
zog sich, erschreckend, zusammen; sie fühlte, wie schon die Wangen
glühend erröteten, und sah erbebend ihr flammendes Antlitz
sichtbar des Jünglings Blick in der Quelle. Da segelte freundlich
eine purpurne Wolke hin über die spiegelnde Welle.
Licht da vermischt sich mit Licht, und die Röte vermengt sich mit Röte.
Nun unterschied man nicht mehr, ob die Mädchenwange da glühte
oder die Wolke. Ein flüchtiger Schimmer dankbarer Freude
zeigte sogleich, was noch eigen in dem Gesichte des Mädchens.“

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

„Da von dem Jüngling umarmt, stand schön in der Abenddämmrung
Hanna, an seine Schulter ihr lockiges Haupt still anlehnend.
Als ihren Bruder sie hinkommen sah, da reichte sie lächelnd
ihm ihre Hand hin und strich eine Thrän' aus dem glücklichen Auge.
..... Und sie dachte, wie leicht dem verrätrischen Herzen sie horchte,
dafs sie den eignen geliebten Vater so völlig vergessen,

ihren und seinen Wunsch auch vergessen, bei ihm zu bleiben
und alles Andre vergessen und nur gedacht an den Jüngling.
Heimwärts wollte sie eilen und konnte nicht ruhig mehr werden,
eh' sie dem Vater es mitgeteilt und ihr Herz erleichtert.
Sorgenvoll sie eilte mit dem Geliebten zusammen nach Hause."

Auch ihr Bruder heiratet, Maria, die Schwester ihres Bräutigams, nachdem er sie „aus einem trotzigen Wildfang zu einem gefühl- und mitleidvollen, liebenswürdigen und sich völlig hingebenden Mädchen" gemacht hat. So dem Leben erlauscht, wie Hanna, ist auch der alte Pfarrer, der als ein herzensguter, aber etwas schwacher Mann geschildert wird, und die alte Magd, die die Anschauung der Welt vertritt und es für das einzig Richtige hält, dafs Hanna den reichen, alten Freier heiratet, und ihr erzählt, dafs auch sie zu einer Ehe gezwungen wurde, dafs „er" ihr aber „ein treuer Mann blieb, bis der Tod uns wieder trennte". Dagegen ist die mehr als Tochter, wie als Dienstmädchen, im Hause erzogene Johanna Hanna's Vertraute, und Hanna sagt zu ihr, dafs keiner sie so gut kennt, wie Johanna. Auch ihr Bruder wird mit einigen charakteristischen Zügen gezeichnet, dafs er zu Hause einsam und verschlossen gewesen, aber ungeheuer beredt wurde, als er bei seinem Freunde von seinem Vaterhause und den Seinen in wunderbar poesie- und stimmungsvoller Weise erzählte und dadurch die spöttische Maria bekehrte. Aber dieser, der zartesten Stimmungen fähige junge Mann kann im nächsten Augenblicke die gröfste Rohheit begehen, z. B. nach einer Entenmutter einen Stein werfen, so dafs sie, nachdem die Verwundete ihre Kleinen an den Strand gebracht hat, stirbt.

Ferner finden sich in dieser Erzählung zahlreiche, gleichsam malerische Naturschilderungen, wie die nachstehende:

„Hinter dem Berge im Westen schwand untergehend die Sonne;
mild, gleich der Braut, war der Abend. Goldwolken hoch in den Lüften
schwammen und strahlten ihr Licht auf die Erde, und laue Winde
von den Wiesen herkamen und spielten mit Blumendüften."

Wie in dieser Dichtung Freude und Jubel herrscht, so auch in der Dichtung „Weihnachtsabend"[1] am Schlufs, wo anfangs düstere Trauer und Streit wohnt. Der Sohn eines Majors ist als Kapitän im russischen Heere im Kriege mit der Türkei, und es ist die Nachricht gekommen, dafs sein Regiment schwere Verluste erlitten hat. Die Frau des Offiziers sieht die düstersten Bilder, und der Major erklärt entrüstet, dafs es die

[1] Deutsche Ausgabe Helsingfors 1870.

Aufgabe des Soldaten sei, sein Leben zu opfern, und dann geht sie zu ihrem Kinde hinauf und singt es mit einem Liede vom Leide des Lebens in den Schlaf.

Aber in diesem Hause ist auch ein jubelnd frohes Mädchen, von der es heifst:

„Sie, obgleich kindlich noch und die jüngste von allen im Hofe,
keinen vergifst doch und lebt allein nur von Anderer Freude."

Am Weihnachtsabend bringt sie zu den fernsten Höfen der Armen Weihnachtsfreude, und es gelingt ihr auch bald, den mürrisch rauchend dasitzenden Major durch ein merkwürdiges Kriegsgedicht, das sie gemacht hat, heiterer zu stimmen und auch die trauernde Gattin zu einem Lächeln und zum Hinunterkommen zur Weihnachtsfeier zu bringen, worauf sie dem Kinde zuflüstert: „Schlaf denn, Du Deiner Mutter Trost, bis Thränen wieder — ihre Augen füllen; dann erwache und sage zärtlich — da Deiner Zunge noch die Sprache fehlt — mit Deinen unwiderstehlichen Augen:

„Weite, ja weite Reise steht mir noch bevor, o Mutter!
Thränen ich finde genug, wo finde ich Freude und Frieden,
wenn aus dem Mutterauge sie mir auf dem Wege folgen.
Lache! Das Lächeln verscheucht Deinem Kinde die Lebenssorgen!"

Aber auch hier stellt sich im rechten Momente das grofse Glück ein. Der Gatte kehrt heim mit einer Armwunde, aber sonst wohl wohlbehalten. Dagegen ist der Sohn des alten Soldaten Pistol, eines Kriegsgenossen des Majors, um den Kapitän im Kampfe zu retten, gefallen. Dieser Pistol wohnt in einer einsamen Hütte weit draufsen, ganz allein. Seine einzige Hoffnung war, dafs sein Sohn wiederkehren würde. Nun ist er tot; aber er tröstet sich schnell. Sein Los wäre kein anderes geworden, als das des Alten; darum ist es gut, dafs er in Frieden im Grabe ruht. Als man ihm aber anbietet, ihn in dem nun frohen Hause aufzunehmen und ihn als einen Hausfreund zu behandeln, lehnt er es ab. Er will kein Gnadenbrot essen. Und dem jungen Mädchen, das meint, dafs sie jetzt in dem glücklichen Hause nicht mehr soviel zu schaffen hat, und daher ihn trösten möchte, antwortet er:

„Fräulein versucht nicht den alten Uhu, das Dunkel
nun zu verlassen, um dann im Lichten zu fliegen.
Dunkelheit und stille Nacht ist für ihn ja die Ruhe.
Käme er öfter doch, als er es sollte, hier in die Wohnung,
helft dann dem Alten die Stubenvögel ihm fern hier zu halten,
wenn er hier sitzt und hineinblickt in euere strahlenden Augen.
Zu seinem Neste dann wieder er fröhlich zurückkehrt zur Ruhe."

So ist aus einem düstern Familienheime ein glückliches geworden, und selbst der alte Pistol findet Trost. So will es der Idealist Runeberg. Selbst wo die gröfsten und tiefsten Konflikte vorliegen, wo die Menschen, wie im „Grabe bei Perrho", alles verlieren, was ihnen teuer und lieb ist, läfst er sie Trost finden in der Erkenntnis der Nichtigkeit des Lebens und sie in Frieden sterben. Das zeigt sich in der umfangreichen Dichtung „Nadeschda"[1], in der er einmal russisches Leben mit derselben malerischen Natur- und treuen Lebens-Schilderung bietet, obwohl er niemals in Rufsland war. Hier lieben zwei Fürstensöhne die Sklavin Nadeschda, und obwohl der eine sie leidenschaftlich liebt, wird doch durch die Kaiserin zu Gunsten des andern dieser bewogen, auf sie zu verzichten. Auch diese Dichtung ist ein Beweis für Runebergs Vielseitigkeit, da er hier russisches Leben schildert.

Noch mehr zeigt dies eins seiner gewaltigsten Werke, die gedankentiefe, kraftvolle Dichtung „König Fjalar", die nicht nur zum Teil in echt altnordischer Versform geschrieben, sondern auch das altnordische Leben zweier Wikingergeschlechter ihre Thaten und ihre Lebensanschauungen so kraftvoll und wie aus dem Leben genommen dargestellt, wie man es nur in den altnordischen Dichtungen findet. Fjalar wollte, wie durch die obenabgedruckten Verse gezeigt, dem Willen der Götter, der ihm durch den Seher Dargar verkündet wurde, trotzen, indem er seine Tochter, die nach der Weissagung die Frau seines Sohnes werden sollte, ins Meer aussetzen liefs. Sie wird aber von einem Seeräuber gerettet und wächst nach dem Tode dieses als Schwester der Söhne Morannal's, Fingal's Sohn, zur herrlichen Jungfrau mit dem Namen Oihonna (Meergeborene) heran und der Dichter schildert sie:

Hoch von der Höhe sang es, ein kühler Hauch;
Blumen des Thals sind Oihonna's Spielzeug.
Woge sie ist, die schimmert im Frühlingslicht,
Glut spricht aus ihrem Blick, Eis birgt ihre Brust.

Und die drei Söhne Morannal's, der Bogenschütze Gall, der Sänger Rurmar, der Wiking Clesamor, werben um sie, aber Oihonna, die erst jetzt erfährt, dafs sie nicht ihre wirkliche Schwester ist, antwortet ihnen, dafs sie sie nur als Schwester liebe, und auch dem Wiking Clesamor:

Leicht berührte die Stirn des Jünglings
nun der Meeresmaid lächelnder Mund:
„Mir doch bist du ein Bruder.
Kann ich werden des Bruders Braut?

---

[1] Deutsche Ausgabe von J. Mohnike. Bremen 1879.

Fernher wird mir ein Liebster kommen,
einer Wolke vom Himmelsrand gleich,
wie ein Sturmwind vom Berge.
Her wird kommen er, kaum geahnt.

Und an anderer Stelle in dem III. Gesang sagt sie:

„Wann kommt einmal das Wetter im Sturm hierher?
Wann werd' ich sehn Dich Jüngling der Träume
im Kampgetöse, mit glänzendem Blitz des Schwerts
die Glut deuten, die ich in Dir entfacht.

Und der „Seekönig“ Hjalmar, der Sohn Fjalars, der gegen den Willen seines Vaters, der nach Frieden strebt, und erst nach Kampf mit ihm zu Heldenthaten ausgezogen ist, kommt zu Ossian's und Fingal's „Land des Gesanges“, weil er von der Wundermaid Oihonna gehört hat. Und er tötet die Söhne Moranna's im Einzelkampfe, während der halberblindete König oben im Thurme sitzt und Oihanna ihm den Kampf schildert, und Morannal scheidet als echter Wikingheld freiwillig aus dem Leben durch sein Schwert, voll Freude, dafs seine Söhne den Heldentod starben. Oihanna wird auf dem Meere die Frau des Seekönigs Hjalmar, des Sohnes Fjalars. So ist der Wille der Götter erfüllt, und als Fjalar diese Kunde durch seinen Sohn erhält (s. hinten „Fjalar“ V. Gesang), erkennt er, dafs die Macht der Götter gröfser ist, als der Wille der Menschen und ritzt sich die Todeswunde nach altem Wikingerbrauch und stirbt beseligt, weil er ein fruchtbares, im Frieden reich gewordenes und bevölkertes Land geschaffen hat. So gehen diese beiden Wikinger voll Freude in den Tod, nachdem all ihre Kinder tot sind.

Auch die Tragödie: „Die Könige auf Salamis“ [1] endigt mit dem Siege des Helden, des rechtmäfsigen Königssohnes Eurisakes, über den Usurpator Euokritos, der, nachdem er seinen eigenen Sohn ebenfalls nach einer Weissagung vom Willen der Götter in einer Verkleidung getötet hat, sich selbst in sein Schwert stürzt. Sein Sohn Leontes, ein wunderbar edler und grofser Mensch, ist ein begeisterter Verfechter des Rechts und ein Gegner seines Vaters. Ein all seiner Habe beraubter und zum armen Fischer gewordener Mann (Eubulos) sagt von ihm:

„. . . . Dafs recht ich mich freuen könnte, wenn ich Dich stehen seh
so stolz, so stark, so erhaben vor meinem Aug',
und seh, wie in Deiner Seele jede Herrschertugend wohnt:
Gerechtigkeit, Milde und Menschlichkeit vollauf.“

[1] Deutsche Ausgabe Leipzig 1875.

Leontes ist ein so begeisterter Verteidiger des Rechtes, dafs er gegen seinen eigenen Vater kämpfen mufs, als der richtige Thronerbe ins Land kommt. Er sagt:

> „Eine heil'ge, unabweisbare Pflicht mir befiehlt,
> ihn selbst nicht nur ungestört zu lassen, sondern auch
> ihn zu schützen und abzuwenden jede Gefahr,
> die ihn von anderer Seite her bedrohen könnte."

Schon vorher hatte er seinem Vater, dem König Euokritos, der meint, dafs nicht absolutes Recht, sondern nur der Brauch herrsche, und dafs die höhere Ordnung bestimme, dafs der Schwächere dem Stärkeren weichen müsse, erklärt, dafs Zeus infolge des Einflusses der Göttin Dike auch für das Recht des Schwächeren eintrete. Er sieht „eine feste Ordnung in Allem, ein unerschütterlich heiliges Gesetz im Grofsen, wie im Kleinen". Und als sein Vater Euokritos erwidert: „Man müfste herrschen, um König sein zu können", sagt er, dafs er zu lange geherrscht habe. Ob sein Ziel sein eigenes Wohl, oder das des Volkes gewesen sei. Des Königs Leben sei Tag und Nacht voll Sorgen und ohne Ruhe gewesen, weil er das edelste Volk niedergetreten, Treue und Redlichkeit als straffällig betrachtet, aber pflichtvergessene Frechheit belohnt habe. Mehr wert, als die Königsgewalt, sei die Ehre eines fleckenreinen Lebens und und eine schuldlose Seele. Aber der König Euokritos handelt so, weil er die Rückkehr des Ajaxsohnes Eurysakes, des rechtmäfsigen Thronerben, fürchtet und wird zur Milde geneigt, als er hört, dafs er tot sei. Aber gerade da ist Eurysakes als Schiffbrüchiger auf die Insel gekommen und erregt in der Rüstung des Ajax, die der alte treue Eubulos verborgen hatte, einen Aufstand des Volkes, in dem ihm Leontes nicht nur hilft, sondern zu seinem Schutze die Ajaxrüstung anzieht und ihm seine eigene giebt, woher der König Euokritos seinen eigenen Sohn tötet, wie es Götterbestimmung war, und Eurysakes am Leben bleibt und von Euokritos vor seinem freiwilligen Tode als König anerkannt wird, da er nur für seinen Sohn die Königsgewalt erstrebte.

Neben den beiden idealistischen Gestalten der beiden jungen Helden und des etwas lebensechter gezeichneten Euokritos sind einige Nebengestalten voll wirklicher Lebensechtheit, besonders die alte, blinde Mutter Tekmessa des Eurysakes, die etwas Seherhaftes hat und nicht nur ihren Sohn mit der denkbar hingebendsten Mutterliebe hegt, sondern auch stets hilfsbereit für andere ist, trotz ihrer Blindheit, und von einer Seelengröfse,

die selbst die Gefahr des Todes nicht scheut. Und daneben als völliger Gegensatz der Mann, den der König Euokritos zu seinen Gewaltthaten gebraucht. Er selbst sagt von ihm:

„Klug bist Du, Rhaistes, scharfsinnig, alles zu berechnen;
eins bleibt jedoch rätselhaft Dir: eine edle Gemütsart."

Dieser Rhaistes war der erste, der den Usurpator anerkannte und ihm seine Dienste anbot und bei der Ausführung derselben gegen seine Landsleute mit gröfster Brutalität verfährt, ja selbst die Tekmessa, die er nur ausforschen soll, gefangen nehmen will, was aber Leontes verhindert. Es kommt ihm auf Lügen nicht an, wenn er aber in Gefahr gerät, zeigt er sich als den gröfsten Feigling, der zu Allem bereit ist, um sein Leben zu retten, ein Mensch ohne jede Spur von Mitleid, der stets nur sein Interesse im Auge hat und dem dient, bei dem er Vorteil erringen zu können glaubt. Es ist einer der gröfsten Schurken, die je in einer Dichtung dargestellt sind, und dafs dies dem Idealisten Runeberg in so lebensechter Weise gelungen ist, zeigt wieder seine Fähigkeit für echte Lebensdarstellung.

Diese Tragödie und die in feinen Reimversen geschriebene geistvolle Intriguenkomödie „Kann nicht"[1], die mit lebensvoller Charakteristik aller Gestalten von einem glücklich vereinten Liebespaare und einem verlorenes Liebesglück betrauernden und das der Jungen schaffenden alten Millionär handelt und in Finnland noch Repertoirstück ist, entstanden in der letzten Lebenszeit des Dichters. Auch stellte er 1857 im Staatsauftrag ein Gesang buch zusammen, das 60 obenerwähnte eigene Psalmen enthielt und das zwar von der Kirchenbehörde nicht angenommen wurde, für das er aber eine vom Volke gesammelte Ehrengabe von 74 000 Finn. Mark erhielt, wohl für sein ganzes dichterisches Schaffen. In diesem Jahre kam die zweite Sammlung der „Erzählungen Fänrik Stäls" heraus, deren erste bereits 1848 erschien[2]. In diesem Werke — die beiden Sammlungen sind, wenn auch nicht ganz gleich, so doch im gleichen Geiste geschrieben —, zeigt sich Runeberg als der grofse nationale Dichter, wie schon in „Grab bei Perrho", das auch Bilder dieses Krieges bot. Diese einzelnen Gedichte künden von den Heldenthaten der finnländischen Krieger, von ihrer Aufopferung für das Vaterland in dem Kampfe, der gegen das übermächtige Rufsland an der Seite der wenig mitwirkenden Schweden in den Jahren

[1] Deutsche Ausgabe Wiborg 1871.

[2] Deutsche Ausgaben „Fähnrich Stahls Erzählungen", übersetzt von Wolrad Eigenbrodt (vollständig), Halle 1900, Max Niemeyer. „Fähnrich Stäls Erzählungen", übersetzt von A. Kempe (Auswahl), Berlin 1895, Deutsche Schriftstellergenossenschaft.

1808—1809 geführt wurde, aber ebenso gerecht werden auch die Thaten der russischen Soldaten und Offiziere geschildert, so z. B. in „Kulneff".

Die erste Sammlung beginnt mit dem herrlichen Liede „Unser Land"[1], das, von Pacius komponiert, Finnlands Nationallied geworden ist und überall gesungen wird, wo das Volk seine Liebe zum Vaterlande, seine nationale Gesinnung ausdrücken will. Und in dem zweiten Gedichte erzählt der Dichter, dafs diese Schilderungen von einem alten Manne herrühren, den er als Student in Näsijärvi kannte und der Fähnrich Stål genannt wurde und den Krieg mitgemacht hatte. Anfangs hatte er ihn verspottet. Als er aber ein Buch über Finnlands letzten Krieg gelesen hatte und da von einem Volke las: „Dafs alles konnt, nur nicht die Ehre trügen, — dafs hungernd und frierend konnte siegen", da fragte er den Alten, ob ihm nicht mehr davon bekannt sei, da er mehr davon hören möchte. Und der Alte antwortete: „Ja, davon geb ich gern Bescheid, — wenn's Euch beliebt, war mit im Streit." Und die Erzählungen, die von dem Alten stammen, „erzählt in mancher stillen Nacht", hat er „in Reime gebracht". Aber es ist wohl nur ein kleiner Teil Gedichte auf Grund der Erzählungen dieses alten Fähnrichs entstanden, sondern viele auch aus andern Quellen geschöpft, zumal in demselben nicht nur Kriegsthaten enthalten sind, sondern auch Schilderungen des Volkslebens, das ebenfalls als ein opferfreudiges, echt religiöses und doch lebensfreudiges, das gern frohe Feste feiert, dargestellt wird in dem herrlich stimmungsvollen „Der Bruder der Wolke" und „Des Fremdlings Gesicht", sowie in einzelnen Typen „Der Veteran", „Das Hausmädchen", „Der Soldatenjunge". Darum ist dieses Werk in Finnland und auch in Schweden das beliebteste und gelesenste geworden, das man in Bauernhäusern und den einsamen Kätnerhütten findet, wie in den Häusern der Städter. Aus diesen Gedichten wird Liebe zum Vaterlande und vaterländische Gesinnung geschöpft, und sie sind von einer dichterischen Kraft, einer Anschaulichkeit der Schilderung, einer malenden und zugleich schönen Sprache in meisterhafter Versform, wie es nur wenige Werke in der Weltlitteratur giebt. Auch „Der Björnebormarsch" ist Volkslied geworden.

Runeberg hat auch Prosaerzählungen[2] geschrieben, von denen die hier abgedruckte „Die Briefe des alten Gärtners" nicht nur beweist, wie feinpsychologisch und stimmungsmalend mit herrlichen Naturschilderungen

---

[1] In Finnländ. Rundschau 1901 Heft I übersetzt erschienen.
[2] Deutsche Ausgabe „Kleinere Erzählungen" Leipzig 1856.

seine Prosawerke sind, sondern auch zeigt, dafs er die Askese, die religiöse Weltentsagung verdammt und eine natur- und lebensfreudige Religiosität fordert. Das zeigt sich auch in der weiter unten erwähnten Legende „Die Kirche“, in der ein alter, armer Mann, der an einem Frühlingsmorgen zur Kirche im Nebel hinrudern wollte, auf einer einsamen Klippe, wo er die Kirchenglocken aus der Ferne hört, so von der erwachenden Frühlingsnatur begeistert wird, dafs sie ihm zur Kirche wird mit den Vögeln als Sänger und er den „Sommerpsalm“ singt:

„. . . . . Verschwunden
war der Schlummer der Natur. Auf Töne
folgten Töne nun, und neue Stimmen
wachten auf im Thal, auf Höhen. Jubel
tönte durch die Nebelluft, durch Bäume
um den Alten, und er wurd' von Sanges-
Freud' ergriffen, Not und Sorg vergafs er
und fiel ein mit Worten, schönem Liede
und der Sommerpsalm: ‚Die Blütezeit kommt‘
tönt im stillen Beben von den Lippen;
und die Blütezeit, sie war gekommen:
Rings der Sommer sang, war nicht von Mauern
mehr umschlossen. Seine Blumensänger
wuchsen ihm zu Füfsen; Vogelsänger
hörte er, und Christus, den er nannte:
Sarons Blume, Lilie grünen Thales,
kam als Blumen und als Lilie — wärmte,
wie er flehte, jeden Hauch der Seele.“

Runeberg[1] wohnte lange Jahre in einem Hause bei Borgå, das von einem schönen Garten umgeben war, der im Sommer Schatten und im Herbst Früchte gab, und der in den letzten zehn Jahren seines Lebens seine einzige Freude war. Man sah in dem Garten die ordnende und thätige Hand seiner Frau; sie war in der Sorge für die Blumen und Bäume eine ebenso treue und kundige Helferin, wie bei seinen dichterischen Werken und der Herausgabe der Helsingforser Zeitung „Morgenblad“ und seine Pflegerin in seiner langen Krankeit. Sie wurde schon früh schwerhörig, ein Leiden, das ständig zunahm. Auch war sie stets ernst gestimmt und daher sehr betrübt über das Leiden ihres Mannes. So schrieb sie einen schönen, traurigen Vers mit der Klage, dafs selbst die sonnige Pfingstzeit sie nicht froher stimmen kann, und Runeberg hat einen zweiten Vers mit liebevollen, fast väterlichen Trostworten darunter geschrieben. Überhaupt giebt es aus seinen Krankheitstagen einige Zettel mit Zärtlichkeits-

[1] Nach Werner Söderhjelms Artikel „Från Runebergs Värld“ in „Ord och Bild“.

worten für seine Frau. Er wohnte 30 Jahre in diesem Hofe „Kroknäs“, bei dem das Meer in der Nähe war, betrieb dort Fischerei und Jagd und hatte grofse Freude an den Naturschönheiten und den sie in ihm erweckenden Stimmungen. Diese sich bis zur religiösen Naturschwärmerei steigernde Stimmung fand sich bei ihm schon in der Kindheit und sie kommt in seiner ganzen Dichtung zum Ausdruck, besonders in der obenerwähnten Legende „Die Kirche“.

An einem Dezembertage 1863, als er mit seinem jüngsten Sohne im Walde war, bekam er einen Schlaganfall, sodafs ihn sein Sohn nach Hause tragen mufste, und seitdem konnte er sich nur schwer fortbewegen. Trotzdem blieb sein Interesse für die Dichtung und die Natur gleich rege. Vor seinem Fenster wurde den Vögeln, die nach der Jahreszeit verschiedene waren, Futter hingestreut, und er beobachtete sie und hatte Freude daran, aber in dieser Zeit auch schwere Stunden, wenn seine Phantasie hinauswanderte an den Strand, und in den Winternächten, wenn er nicht schlafen konnte. Er schrieb einmal auf ein loses Blatt:

„Ein starker Geist trägt seine Qual und giebt
nicht niedern Zeugen Teil an seinen Sorgen.“

Als er 1851 in Schweden war, wurden ihm die gröfsten Huldigungen vom ganzen Lande bereitet, aber er schrieb an einem Tage an seine Frau: „Ich bin all dieser Herrlichkeit der Welt grenzenlos satt und sehne mich nach Grütze, Fischen und Ruhe auf Kroknäs“.

Als er gestorben war, fand eine grofse Trauerfeier statt, und von allen denen, die ihn verehrten und bewunderten, wurden Blumen, meist Maiglöckchen, seine Lieblingsblumen, gespendet und überall hingen die Fahnen, selbst auf den Schiffen, auf halbmast. Sein Wohnhaus wurde vom Staate angekauft und als Nationaleigentum erhalten. Auf seinem Grabe ist ein Denkmal errichtet und ein zweites in Helsingfors. Alljährlich wird sein Geburtstag als nationaler Festtag in ganz Finnland gefeiert. In seinem Lande gehört er noch heute zu den gelesensten und beliebtesten Dichtern und auch in Schweden wird er hoch verehrt, ja, weil er in schwedischer Sprache schrieb, von manchen Litteraturhistorikern zu den schwedischen Dichtern gerechnet, was durchaus nicht berechtigt ist, da er nicht nur ein geborener Finnländer, sondern auch seine ganze Dichtung vom finnländischen Geiste und Nationalgefühl erfüllt ist, und er einer der gröfsten Schilderer des finnländischen Volkes und der finnländischen Natur ist. Er war einer der ersten in Finnland, der diese realistische Darstellungsart anwandte, und übte

dadurch grofsen Einflufs nicht nur auf die Entwicklung der finnländischen Litteratur, sondern auch der schwedischen in dieser Richtung aus.

Leider ist dieser im Norden so gefeierte Dichter in Deutschland fast nur dem Namen nach bekannt. Fast niemand kennt seine Werke. Der Versuch, eine Ausgabe derselben herauszugeben, scheiterte an der Interesselosigkeit des deutschen Publikums und es sind in letzter Zeit nur zwei Bände, einer davon kürzlich in neuer verbesserter Auflage mit „Fänrik Ståls Erzählungen“, erschienen (oben erwähnt). Ferner ist, aufser den oben erwähnten, sein herrliches Werk „König Fjalar“, allerdings mehr als Umdichtung, wie als Übersetzung, deutsch erschienen, sodafs doch Gelegenheit ist, die Hauptwerke Runebergs kennen zu lernen, und wir bringen hier mehrere Proben.



Die Briefe des alten Gärtners.

Von

J. L. Runeberg.

Aus dem Schwedischen von J. Wilhelm.



Erster Brief.

den 20. Juni —36.

Während mein alter Diener die Blumenbeete begiefst und die Obstbäume von den Würmern reinigt, benutze ich die schöne Abendstunde, um nach Ihrem Wunsche, mein Herr, und nach meiner alljährlichen Gewohnheit, einige Zeilen niederzuschreiben, mit vielen Grüfsen von uns und dem Garten. Ich wiederhole es noch einmal, was ich schon einst gesagt, dafs ich es nicht verstehe, warum Sie, mein Herr, so oft an mich, mit dem Wunsche Antwort zu erhalten, schreiben, da doch alles, was ich zu erzählen habe, sich auf einen kleinen Fleck Erde beschränkt, den ich mit Mühe und Liebe angebaut, und auf drei, vier vereinzelte Personen, deren Leben innerhalb dieses Erdenwinkels ohne grofse Veränderungen und Episoden, die des Hörens wert wären, dahinfliefst. Doch ich habe zu Ihnen, mein Herr, Vertrauen gefafst, seitdem Sie die wenigen Tage bei uns weilten, da ich es oft in Ihren Augen las, dafs Ihnen meine Blumen lieb waren, und ich bin überzeugt, dafs irgendein Band uns aneinander knüpft. Ich will denn wieder ohne Ziererei beginnen, und will Sie nur um Entschuldigung bitten, wenn meine Freude an jedem noch so geringen Dinge innerhalb meiner Welt mich in Versuchung bringen sollte, weitläufig zu werden und zu ermüden.

Gott sei Dank, seit zwanzig Jahren, oder seit dem Jahre, bevor ich mein eigener Herr wurde, habe ich keinen schöneren Frühling gesehen, als diesen. Der April war wohl stürmisch und regnerisch und der Mai begann mit Kälte, so dafs ich sogar gezwungen ward, die Mistbeete mitten am Tage zu bedecken, aber zum Ende des Monats änderte sich wieder die Witterung, und es ist wunderbar zu schauen, wie nun alles gedeiht und treibt und keimt.

Jetzt wäre es für Sie Zeit, uns zu besuchen, für Sie, der Sie den Frühling und alles, was im Wachstum begriffen ist, so lieben. Jetzt stehen meine Anlagen und alle Inseln und Ufer der See im schönsten Grün. Die Tulpen haben längst geblüht, ebenso die Narcissen. Die Äpfel- und Birnbäume sind weifs von Blüten, und um alles dieses winden sich, wie ein blauer Gürtel, die Fliederbüsche. Warum sollte ich dem Flieder nicht hold sein? Er nimmt zu viel Raum ein, sagen Sie, und giebt keine Frucht. Man merkt es, dafs der Sommer weiter vorgerückt war, als Sie hier waren. Kommen Sie jetzt, und Sie werden anders sprechen. Ich für mein Teil liebe ihn seit meiner Kindheit. Seine Frische erfreut mich, und seine Pracht, die Zeit seiner Blüte, ist eine Frucht für meine Seele. Doch lassen wir unsere verschiedenen Meinungen ruhen. Ich will jetzt lieber einige Worte über die Anordnungen sagen, die ich, seitdem Sie hier gewesen, teilweise nach Ihrem Rate und Plane getroffen habe. Ich bin Veränderungen zwar nicht hold, aber ich habe teils Ihnen ein Vergnügen machen wollen, teils haben auch Umstände, die ich weiter unten andeuten will, mich gezwungen, von meinen Gewohnheiten abzusehen.

Wissen Sie, dafs Ihr Entwurf zu dem kleinen Tempel auf dem Kirschbaumeiland sich in der Ausführung vortrefflich macht, besonders aus Rosas Fenster, von wo man ihn durch die ganze Perspektive der Pappelallee wie eine grofse Wasserlilie aus dem See sich erheben sieht. Ich ward immer zufriedener mit Ihnen, je weiter die Arbeit vorschritt. Ein hübscher Anfang ist mit der Raumerweiterung für das Gemüse gemacht worden, so dafs ich jetzt für die Obstanpflanzungen die ganze Strecke vom Kirschbaumwalde bis zum See benutzen konnte. Die Pfropfreiser versprechen Vortreffliches, wenn ich nur das Gewürm fernzuhalten vermag. Die letzten Tage hat mein alter Anders damit zu schaffen gehabt. Es zeigt sich nur noch hier und dort ein verkümmertes Blatt oder ein zusammengerollter Laubbüschel, aber ich erinnere mich mit Schrecken der Jahre, wo mitten während der Zeit der Blüte und der Fülle die Ver-

heerung kam und das Grün und den Glanz zerstörte, mit weifsem Totenkleide die nackten Zweige überzog und die Bäume zwang ihre schönsten Tage zu verschlafen und als starre Wintergespenster alle Sommerfreude zu vertreiben. Ich weile ungern bei der Erinnerung an jene Zeit, denn von allem in der Natur ist mir nichts so entsetzlich, als der Anblick des Absterbens und frühzeitigen Todes lebender unschuldiger Wesen durch den fressenden Zahn eines Wurms, den sie selbst unbewufst beschützen und nähren. Ach, was wäre wohl das Leben ohne Liebe zu seinem Staube, was ist denn die Pflanze, wenn sie nicht leicht und froh ihre vergänglichen Blumen und Blätter trägt?

Die trauliche Erlenlaube, die Sie am Strande eingerichtet, wohin ich jetzt die Obstanpflanzungen ausgedehnt — ich vergafs, Ihnen davon zu sagen —, habe ich nicht das Herz zu zerstören. Sie steht noch immer mitten unter Äpfel- und Birnbäumen, wie eine liebe Erinnerung an Sie. Rosa sitzt manchmal mit ihrem Nähzeug darin und rühmt die Aussicht auf den hohen Hügel und die Kirche drüben an der See. Mir ist der Ort weniger lieb, wegen der gefährlichen Untiefe aufserhalb desselben und des beständigen Gekreisches der Möven, die gewohnt sind, sich dort immerfort aufzuhalten. Es ist seltsam, wie leicht das geringste Geräusch mich stört. Vielleicht rührt meine Ungeduld davon her, dafs ich mein Leben lang unter diesen frommen und schweigsamen Wesen geweilt, deren lautes Geschrei ein leises Flüstern ist, wenn der Wind ihre schwankenden Zweige und Blätter bewegt.

Wissen Sie, mein Herr, unter den Verdriefslichkeiten, von denen nicht einmal wir hier frei sind, traf uns vor einigen Tagen eine von ganz besonderer Merkwürdigkeit. Der ganze Morgen war heiter gewesen, das Wetter war schön, und nur die Luft war ungewöhnlich schwül. Etwas später am Vormittage begannen sich Wolken anzusammeln und ein Gewitter liefs sich vernehmen. Bald verfinsterte sich der ganze Himmel, mehrere Sturzregen folgten aufeinander und die Blitze wurden häufiger, wahrlich ungewöhnlich häufig. Wir safsen eben am Frühstückstisch, ich und Rosa, als der alte Diener eintrat. Nie vergesse ich sein verstörtes Aussehen. Er war, wie ich nachher hörte, lange hartnäckig dabei geblieben, die Melonenbeete zu bedecken, und als der Regen heftiger wurde, hatte er unter einer der gröfseren Ebereschen auf der Landzunge Schutz gesucht. Was für einen Schutz hätte aber auch diese gegen solch ein Unwetter bieten können? Sein alter Strohhut hing wie ein nasses Tuch in seinen

Händen, als er eintrat; der Sommerrock schmiegte sich wie ein Kohlblatt an seine Glieder, das Haar hing wirr und triefend an seinem Gesichte und sein Grufs bestand aus einem Husten und Pusten ohne Worte. Im ersten Augenblicke konnte ich ein Lächeln nicht unterdrücken, aber dies erzürnte ihn so sehr, dafs es seine Zunge zum Reden brachte.

„Ja, ja,“ sagte er, „es ist leicht zu lachen, aber nun ist es aus!“

„Nun, mein Freund,“ erwiderte ich und zwang mich zum Ernst, „zieh nur wieder trockne Kleider an, und du kommst wieder ins alte Geleise.“

„Wer kümmert sich um mich?“ fuhr er mit wachsendem Ärger fort, „ich sage, es ist aus mit Fräulein Rosa, Gott helfe mir altem Mann! Ja, dort sitzt sie nun jung und rosig, aber nächstes Jahr ist es wohl anders.“

„Was ist das für eine Prophezeiung, Anders,“ sagte ich und stand auf, „was fehlt dir?“

Und jetzt endlich rückte er mit der Sache heraus. Der Blitz hatte in Rosas Ulme eingeschlagen, den herrlichen Baum, der, wie Sie sich erinnern werden, gerade an der Ecke des Hauses, links vom Eingange von der Landseite stand, hatte die Äste zersplittert und den Stamm an der Wurzel gebrochen. Sie können sich meinen Gram vorstellen. Dieser Baum hatte wirklich etwas ganz Ungewöhnliches an sich. So jung noch und doch so üppig. Der Stamm so gerade und hoch, und die Krone erst, — erinnern Sie sich dessen, dafs es uns auffiel, wie regelmäfsig sie sich füllte? Anders habe ich, so gut ich's konnte, zu trösten versucht. Er scheint wahrhaftig mehr um Rosa, als um den Baum bekümmert zu sein. Rosa selbst scherzt oft mit ihm über seinen komischen Schreck; aber der alte Mann schüttelt noch immer bedächtig den Kopf, so oft die Rede davon ist. Es ist schade, dafs er einen so langen Zeitraum für seine Prophezeiung ausgesetzt; denn nun wird er wohl bis in den nächsten Sommer hinein in seinem Aberglauben verbleiben.

Doch noch ein Ärgernis. Ich sehe bald keinen andern Ausweg, als den Zaun, der meine kleine Halbinsel von der übrigen Welt trennt, weiter hinaus nach der Landspitze zu verlegen, denn die grofse Landstrafse, die jetzt dicht an demselben auf der Landseite vorbeizieht, stört mich mit ihrem Staube und ihrer ewigen Unruhe. Ich weifs es nicht, aber mir scheint es, als vermehre sich die Zahl der Reisenden von Jahr zu Jahr. Jeden Morgen bin ich gezwungen, die Pflanzen, die in der Nähe des Staketes sich befinden, abzustäuben und zu putzen, und ich mufs mich an diesem Orte länger, als an irgendeinem andern des Gartens aufhalten.

Oft geschieht es dann, dafs ein Unbekannter seine Pferde halten läfst, wenn er meiner ansichtig wird, und dafs er mich bittet, eintreten und meine Anpflanzungen in Augenschein nehmen zu dürfen; und obgleich ich einem Jeden das geringe Vergnügen, das sie ihm gewähren können, gönne, so sind mir dennoch diese Besuche nicht selten ungelegen. Gleichwohl ist dieses nicht das Schwerste, was mich belästigt. Weit störender ist mir der Anblick einiger meiner Nachbarn, die jetzt täglich in den Morgenstunden hier ihren Spaziergang machen. Ich wäre beinahe versucht zu glauben, dafs dasselbe Gewürm, das in den letzten Jahren die Obstbäume verschont, jetzt auf die Menschen übergesiedelt sei. Mein Herr, es giebt hier eine Art von gottseligen, schweigsamen, unheimlichen Wesen, die es sich als Sieg anrechnen, die Freuden des Lebens zu verachten, und die das, was sie als ihren höheren Schatz betrachten, mit der Taufrische ihrer Wangen und mit dem Feuer ihrer Augen bezahlt haben. Welch ein Unterschied, wenn ich von meinen frischen, heiteren Blumen hinübersehe zu ihnen! Ich komme von solchen Begegnungen jedesmal mit einer Niedergeschlagenheit, mit einem beklemmenden Gefühle, das mich den ganzen Tag verfolgt, und unfreiwillig weilen meine Gedanken bei dem Kummer, den ich fühlen würde, wenn ich ein höherer Bruder dieser Menschenblumen wäre und sie unter meiner Obhut hätte, wie die Blumen der Erde hier in meinem Garten.

Und nun schliefse ich meinen langen Brief mit herzlichen Grüfsen von Rosa. Sie bittet nachzufragen, ob die Blumenzwiebeln, die sie jüngst Ihrer Tochter zugesandt, gedeihen und treiben. Zum Herbste verspricht sie eine zweite Sendung. Vielleicht kommt sie in deren Gesellschaft selbst, wenn es Ihnen lieb ist. Sie mufs sich ein wenig umsehen in der Welt, sie ist schon sechzehn Jahre alt. O, mein Herr, sie war nur ein Kind, als Sie hier waren; nun ist sie erwachsen, und warum sollte ich mich scheuen mit Freude auszusprechen, wie schön sie ist? Was habe ich jedoch selbst für ihre Bildung thun können, ich hier in meiner staubigen Schürze, mit den Händen, die von der Erde gebräunt sind, und dem Kopfe voll Sorgen um meine Kräuter und Bäume! Ihre Mutter ruht längst im Grabe, und ich habe nur zuschauen und mich freuen können, wie sie zunahm und wuchs. Selbst ist sie aufgewachsen, ohne Leitung einer menschlichen Hand, mit dem blauen Himmel als Vater und der heimatlichen, stillen Blumenwelt als Mutter. Ich weifs nicht, warum meine Gedanken jetzt mit solcher Liebe bei ihr weilen. Vielleicht vergröfsert die Sehn-

sucht meine Schwachheit für sie; denn gegenwärtig weilt sie seit einigen Tagen bei einer Verwandten, bis sie sich zu ihrem ersten Abendmahlsgange vorbereitet hat. Nach drei Wochen erwarte ich sie zurück.

Nicht ohne Schamgefühl lese ich meinen langen Brief durch, der so dürftig an Inhalt ist. Seien Sie nachsichtig mit einem alten Freunde, mein Herr, er giebt, so gut er's kann, und entschuldigt sich damit, dafs er Ihrem eigenen Wunsche nachkommt. Verbleibe etc.

Zweiter Brief.

den 16. August —36.

Ich habe sie gesehen, gesehen mit einer geheimen Angst, vielleicht mit einer düstern Ahnung. Ich habe sie gesehen, diese finsteren Gestalten mit dem farblosen Antlitz und den halberloschenen Augen. O, mein Herr, stumme Gewitterwolken wanderten lange nahe an meiner Freistatt vorbei; jetzt ist ein Blitzstrahl aus ihnen hervorgezuckt, und meines Lebens bestes Glück ist getroffen und gebrochen. Vielleicht für immer? — Ich — hoffe noch.

Es war an einem Morgen. Rosa war den Tag vorher heimgekehrt. Der Morgen ist meine Freude. Ich war mit der Sonne aufgestanden, die Arbeit war im besten Gange, und mein Gemüt trug, wie die Blumen, noch seinen Morgentau. Haben Sie es bemerkt, mein Herr, wie es Einem zu Mute ist, wenn das Herz, gleich der Biene, aus allem nur Honig saugt?

Ich hatte einige Pfropfreiser eingesetzt und kam zur Erlenlaube am Strande. Rosa safs darin.

„Rosa, sieh, Rosa!" sagte ich. Sie stand auf und wünschte mir einen guten Morgen. Ich wollte sie mit irgend einer Beschäftigung erfreuen. „Komm, Rosa," sagte ich, „wir wollen die Blumenbeete begiefsen, der Tag scheint schön werden zu wollen". Damit wollte ich gehen, doch ich merkte, dafs Rosa zögerte. Als ich mich umwandte, begegneten sich unsere Blicke. Eine unsägliche Zärtlichkeit lag in ihrem Blicke, der trübe, beängstigend, peinigend auf mir ruhte; denn kein Frohsinn milderte ihn jetzt. Aber unsere Blicke hingen lange aneinander und ich sah, schauderte und schwieg. Da begann der ihrige gegen Thränen anzukämpfen, und die Thränen siegten und brachen ihre Dämme, und sie fiel mir um den Hals, und ich hörte sie seufzen: „O, mein Vater, mein Vater, dafs Ihr doch so verloren sein sollt!"

Blitzähnlich durchzuckte mich eine Ahnung, doch ich beherrschte mich und versuchte ruhig zu sein. „Du bist krank, mein gutes Kind,“ sagte ich, „komm, ich will Dich hineingeleiten zur Ruhe!“

Doch Rosa trat einen Schritt zurück. „Krank?“ sprach sie mit einem halb stolzen, halb traurigen Ton, „Ich bin krank gewesen, aber ich bin wieder gesund geworden. Ich hatte, wie Ihr, mein besseres Leben an einen Staub hingegeben, der heute schimmert und morgen verschwindet; nun habe ich gelernt ein Leben zu leben, das keinen Wechsel kennt. Mein Vater, habt Ihr jemals an Gott gedacht?“

Ich sah, was ich verloren, meine Seele verfinsterte sich und ich wurde zornig. „Verbirg Dich vor dem Lichte, wurmstichige Blume,“ sagte ich. „dein Hauch ist ansteckend für meine unschuldigen Pfleglinge und verscheucht des Morgens Engel aus meinem Park.“ Ich konnte nicht sanft werden, bis Rosa gehorchte und ging. Aber als sie vorbeischritt, sah ich, wie sie mich mit einem Blicke umklammerte, als wollte sie mich in ihr Herz reifsen. Sie ging langsam die lange Allee hinauf und verschwand hinter den Pappelbäumen. Da beugte ich mein Knie, begehrte mein Kind zurück von Gott und weinte. Mein Herr, der Friede kehrte wieder und die Sanftmut, und ich folgte Rosas Spur. Als ich zu ihrer Thüre gekommen, hörte ich ihre Stimme. Es war die Stimme einer Betenden, aber sie war gedämpft, und ein Windhauch rauschte durch die Ulmenkronen vor der Treppe. Es verging eine Weile, der Wind verstummte, und ich hörte die Worte: „Er, er soll dein Werkzeug werden; ich bin nur ein schwaches Weib. Nimm ihn hinauf in dein Licht, wenn du auch mich in meine Nacht zurückstofsen wirst.“

Mein Herz wollte zerspringen vor Liebe und Sorge. Ich öffnete die Thür leise, ganz leise und trat ein. Rosa hatte es bemerkt und kam mir entgegen, lächelnd wie ein Engel. „Ich habe für Dich gebetet, mein Vater,“ waren ihre Worte, „und ich bin erhört worden, denn Du trittst hinein zu mir und bist mild.“ Ich schlofs sie in meine Arme und küfste sie auf die Stirn. Aber ich wollte uns nicht durch Worte stören, sondern schwieg und ging wieder hinaus an meine Arbeit, um Trost zu suchen.

Zur Mittagsstunde trafen wir uns, wie gewöhnlich. Bei Tische wurde des Morgenauftritts mit keinem Worte erwähnt. Ich wollte ausweichen und vergessen. Rosa sprach viel von ihrer Verwandten und von ihrem Aufenthalte bei derselben: mit welcher Zärtlichkeit man ihr entgegengekommen, wie vieles sie von ihr gelernt und von den edlen Menschen, die sie bei

ihr gesehen und kennengelernt, wie wichtig es auch für mich wäre — hier verstummte sie und sprach ihre Gedanken nicht zu Ende. Weh, weh mein Herr, dafs ich so wenig über meinen Blumengarten hinausgeschaut und so wenig die Menschen und die Welt kennengelernt habe! Sie verstehen alles. Ich schickte meine Blume weg, um sie im Lichte aufziehen zu lassen, und man hat sie in Feuer gepflanzt. Doch ja keine Gewaltthätigkeit; ich beherrschte mich, und Rosas Worte erhielten keine Deutung. Die ganze übrige Zeit war sie stiller, und manchmal beobachtete ich an ihr ein Lächeln, das an frühere Zeiten erinnerte. Aber mitten während der lichten Augenblicke in ihrem Antlitze sah ich jetzt zum erstenmal einen Zug, der sich nur selten verwischte und niemals verschwand, einen Zug von Leiden und Dahinwelken, gleich dem ersten Schatten, der auf dem Blatte der weifsen Lilie dunkelt und selbst im Schimmer der Sonnenstrahlen verrät, dafs die Blütezeit ihrem Ende naht.

Am Nachmittage sah ich Rosa nicht, aber gegen Abend liefs ich sie zu mir in den Garten rufen. Sie kam, und Arm in Arm durchwandelten wir, meist schweigend, die Alleen. Wohl war es meine Absicht zu reden; aber der Abend war zu schön und mein Herz zu voll. Endlich gelangten wir hinunter an den Strand. Vor einem Jahre hatte ich an einem ähnlichen Abend mit Rosa auf derselben Stelle gestanden. Es war alles wie damals; und sie — — aber ich sah auch auf ihrem Antlitz jetzt einen Strahl von Freude, als sie aus dem dämmernden Gange heraustrat, und die grofse, klare See mit ihren Ufern und Inseln und die sinkende Sonne und das goldene Gewölbe des Himmels sich vor ihrem Auge öffneten....

„Hier war es," sagte ich zu Rosa, „wo Du einst an mich eine Frage richtetest, die mich noch jetzt froh macht, obgleich sich vieles seitdem verändert."

„Was fragte ich damals?" sagte sie und sah mich mit Verwunderung an.

„Wenig, ganz wenig; es war kaum eine Frage, es war ein Seufzer, ein kurzes Gebet. Aber Du ruhtest hier aus, nachdem Du Dich den Tag über mit den Blumen im Garten beschäftigt hattest. Ich selbst safs hier in der Nähe und schaute bald ins Gefilde und bald auf Dich; denn ihr glichet euch damals mehr, denn jetzt, und diese Ähnlichkeit machte mich glücklich. Und als jeder Windhauch sich gelegt, und die See Erde und Wolken widerspiegelte und das Gewölk, gleich einem Spiegel, alle Blumenfarben der Erde widerstrahlte, und die Sonne dieses alles im Schofs ihres Lichts umschlofs, da lächeltest Du und fragtest mich, welches von beiden

schöner sei, die Erde oder der Himmel? Es war das Deine himmlische und unschuldige Frage, mein Kind, und ich erinnere mich ihrer noch." — Ich war gerührt und glaubte Rosas Herz getroffen zu haben; doch sie nahm meine Hand und sagte ruhig: „Das waren Worte einer Schlafenden, mein Vater, vergifs sie, nachdem ich erwacht bin."

Noch einmal brach ich das Schweigen und fuhr fort: „Nicht Worte einer Schlafenden, Rosa, ein Lobgesang war's, wie ihn die Engel singen; denn der Engel Gottesdienst ist die Freude über etwas Schönes und Wahres. Damals vermochte Dein Gefühl noch die Schönheit zu erfassen und die Wahrheit lag klar vor Deinen Augen; denn sie strahlte Dir entgegen aus der ganzen Welt des Schöpfers, und die Erde war Dir gleich wonnevoll, wie der Himmel. Was besitzt Du nun für das, was Du verloren und verworfen?"

Aber mein Kind antwortete mir mit bitterer Frage: „Für die Schönheit einer gefallenen Erde und die Wahrheit eines vergänglichen Schuttes?"

„Für den Frieden Deiner Seele," fuhr ich ohne Heftigkeit fort, „für die Unschuld Deines Herzens und für die Liebe zu einer milden Natur?"

„Die Sorge", erwiderte sie, „darüber, was ich damals war, und die Hoffnung doch nicht verloren zu sein."

„Sag," fuhr ich fort, und flammte auf, „das Scheinbildnis eines Abgottes, den Deine eigenen Gedanken gezeugt, der die Blüte Deiner Jugend zertreten und gespenstergleich auf Deine Zukunft wie auf ein Grab hinweist, eines Abgottes, der auf die lichte Welt des Ewigen, seine grünende Erde, seinen milden Himmel, auf alles, was heilig und teuer ist, auf Deine eigenen blühenden Glieder, auf den Frieden Deines Herzens und das graue Haupt Deines Vaters hinweist und drohend und kalt spricht: Sieh, dieses alles ist nichts, verleugne, verwirf, veracht es, wenn Du mir angehören willst, mir, dem alles, was glüht, liebt, atmet, lebt ein Greuel ist, dessen Reich das ewige Nichts ist, wo kein Wesen seinen Staub belebt, keine Kraft im Siege jubelt, keine Schwachheit in der Gnade der Liebe weint."

Ich sprach mit Feuer; denn die Wahrheit entzündete sich zur Flamme in meiner Seele, und mein Kind ging irre in der Nacht, und ihm mufste zurückgeleuchtet werden. O, mein Bester, was sollte ich anfangen? Rosa weinte und bat den Herrn der Gnade, meine Worte nicht zu hören. —

Niemals hat es mich mehr gekostet, über mich selber zu siegen, als es mich in jener Stunde kostete. Die Liebe stand mir bei und ich siegte. Ich zügelte meinen Zorn — nein, nicht meinen Zorn, — meine Ver-

zweiflung, und die klare Ruhe der Wahrheit zog wieder friedlich in meine Seele ein.

Am Fufse des Baumes, in dessen Schatten wir standen, wuchs in ihrer Unschuld eine schöne, zarte, weifse Lilie, jüngst dem Treibhause entnommen, um, von der frischen Sommerwärme getränkt, hier im Freien ihr Leben zu durchblühen. Seit einem Tage schaute die schöne Blume aus ihrer Knospe hervor, und auf ihrem Antlitz trug sie noch jenen Schimmer, der zu zweifeln scheint, ob er der Erde oder dem Himmel angehören soll, und der es dem Auge unmöglich macht zu bestimmen, wo das Blatt aufhört und wo Farbe, Tau, Luft, Licht beginnen. Ich opferte sie für mein Kind, entrifs sie der Erde und dem Schatten, blies das Erdreich von ihren Wurzeln und befestigte sie an einem Baumzweige, den zarten Kelch den ungehinderten Sonnenstrahlen zugewendet. Ich nahm Rosas Arm; wir durchwanderten schweigsam den Park und kehrten an die alte Stelle zurück.

Die Blume hatte bereits begonnen, sich gelblich zu färben; verschwunden war der schöne Glanz ihres Antlitzes, und die Blätter hingen welk im Sonnenlichte. „Sieh,“ sagte ich zu Rosa, „jüngst wuchs diese Blume niedrig und streckte ihre Wurzeln hinab in die Erde. Und Schatten umhüllte ihr Leben, und Staub berührte ihren Staub; aber barg sie damals nicht weit mehr Himmlisches in ihrem Wesen, als sie jetzt birgt, und war sie nicht damals meine Freude, während sie nun meine Sorge ist? Wenn sie sich nun eigenmächtig von dem Platze losgerissen hätte, den ihr meine Liebe angewiesen, und wenn sie sich, um bald zu ungetrübter Reinheit geläutert zu werden, vom Erdreich abgelöst und sich ins Feuer der Sonne emporgehoben hätte, sollte ich sie darum lieben? Sollte ich nicht zu ihr sprechen: „Stirb, thörichtes Blümlein, denn so kannst du nicht leben!“

„Sterben,“ sagte Rosa lächelnd, „ist Sterben ein Übel?“

„Sterben,“ sprach ich, „ist zum Leben geboren werden, sterben ist aber auch zur Vernichtung geboren werden. O, meine Rosa, so zu sterben, wie diese Lilie gestern den Tod des Knospenlebens starb, um heute ihren silberweifsen Kelch auszubreiten, das ist zu sterben, um in einer reicheren Pracht zu leben, um sich in einer lichteren Welt zu freuen. Solch einen Tod starb die Lilie, als sie ihren Kerker zerbrach, und sie starb ihn nicht darum, weil sie in ihrer Knospe verwelkt war, sondern darum, weil sie in ihrer dunklen Behausung gesund und beharrlich ihre Blätter gepflegt hatte, bis die Natur sie reif fand, sich dem Lichte zu öffnen. So stirbt derjenige,

der, um zu leben, den Tod erleidet. Er bricht nicht übereilt aus seiner Knospe hervor, sondern erfüllt dieselbe mit Schönheit und Leben, und nachher wirft er nicht seine Blätter von sich, sondern breitet sie aus in Luft und Licht.“

So sprach ich. Eine Weile verging in Schweigen. Alles war still, feierlich', erwartungsvoll. Ich hoffte. — Es ist fürchterlich, mein Herr, und ich schaudere es auszusprechen. Mein Kind beschwor mein Vaterherz, doch nicht ihre schwache, wehrlose Seele zu verführen.

Tage, Wochen sind seit diesem Auftritte verflossen. Rosa welkt dahin. Immer klarer, immer deutlicher wird mir nun die Lehre, deren Gift sie eingesogen, diese mörderische Verirrung warmer Herzen, des Sanftmuts Frieden zu verschmähen und sich selbst zu verbrennen, um nicht mehr in Schwachheit schlagen zu können. Ist es nicht gerade in der Schwachheit und im Staube, in denen sich alle Herrlichkeit offenbart und lebt, so wie die Sonne mit tausend Farben in dem vergänglichen Geschlechte der Pflanzen lebt? Warum denn eine Wohnung zerstören, in der die Herrlichkeit in Glanz und Frieden leben kann? Sie suchen ein unsterbliches Leben und Sie nennen ihr irdisches Leben einen Tod. O, mein Herr, wann haben Sie von einer Pflanze Blüte erwartet, die in ihrem Keim gewelkt? Sie glauben an eine Unsterblichkeit! Ist es darum, weil die Erde so finster und das Leben ein Nichts? Nein, nein, darum erwarte ich eine himmlische Welt und ein höheres Leben, weil diese Erde so schön, dieses Leben, ungeachtet seiner Sorgen, so heilig und so wonnig.

Ich schliefse, was soll ich für mein Kind hoffen? Können Sie raten, so zaudern Sie nicht. Der Herbst naht, und die Früchte reifen, wie ich im Vorübergehen bemerkt habe. Senden Sie mir ein Buch, in welchem friedlich über ein Körnchen des wunderbaren Lebens nachgedacht worden ist. Leben Sie wohl. —

Dritter Brief.

den 20. Juni —37.

Mein Herr, ich übersende Ihnen hier ein Tagebuch, das ich während Rosas Krankheit geführt. Ein und das andere Fragment aus meinen Aufzeichnungen wird Sie die Verhältnisse ahnen lassen, die hier walteten und die ich zu wiederholen nicht mehr im stande bin.

— — den 1. Januar —37. Falsche, blinde Lehre, die unschuldige Freude der Erde zu verwerfen! Was ist denn diese Freude anders, als

das Geniefsen des Himmlischen, das alles durchströmt? Gift! Wann saugt die Biene Gift? —

Gieb Licht meinem Auge, dafs ich die Menschheit betrachten kann, so wie ich ein Antlitz betrachte, und zeige mir einen einzigen Zug, der nicht von der Gewalt der Unschuld besiegt wird und ihren lebendigen Reiz erhöht. O, ihr redenden Bilder des Hehren mit eurer Farbenpracht und euren Schatten, o, meine verachteten Blumen, von euch habe ich doch gelernt, dafs das Leben seine Schönheit aus Schatten und Licht schafft.

Vollkommen. Vergebens sagt man: das Vollkommene soll werden. Die Vollkommenheit ist in jedem Punkte der Zeit, und zu dieser Vollkommenheit gehört selbst das unvollkommene Auge, das dieselbe nicht sieht.

Den 7. Februar. Mitternacht. Rosa wacht. Auf der schneeweifsen Ebene sehe ich den Schein des Lichtes aus ihrem Fenster. Ich selbst habe meine Lampe angezündet, da ich nicht schlafen kann. O, ihr Strahlen auf den Schneewehen, Zeugen einer Lichtquelle, der ihr entsprungen, in euch habe ich des Nachts geliebt, Bilder der Menschheit zu schauen, jener heiligen Strahlenflut aus Gott. Rosa, mein verirrtes Kind, tadle nicht den Strahl darum, weil er so weit vom Lichte geflogen; je klarer er ist, desto weiter gelangt er, und je weiter er gelangt, einen desto klareren Ursprung verrät er. Lafs uns hier Liebe und Glauben ausstrahlen, so wird die Nacht um uns herum Tag werden, lafs uns nicht bebend in unsere eigne Quelle zurückstürzen, dadurch verbieten wir ihr Strahlen auszusenden, dadurch verbieten wir ihr Licht zu sein.

Den 17. März. Erster Frühlingstag. Die Sonne erobert wieder ihr Reich. Die Luft ist durchatmet von Leben, sie ist erwacht aus ihrem dunklen Winterschlafe und bald wird die Erde erwachen. Rosa hat zum ersten Male seit langer Zeit wieder ihr Zimmer verlassen. Sie hat eine Weile auf der Treppe gesessen, das Zwitschern der Spatzen angehört und die glitzernden Tropfen von den Dachrinnen tröpfeln sehen. Ich sah ihren Blick leuchten, ich hörte sie mit tiefen, durstigen Zügen atmen und ich glaube, dafs sie einen Augenblick Gott auch in seiner morgenfrohen Welt suchte. O, selbst die Freude, die das Gemüt Anderer zu den Wolken hebt, ist zu schwer für das ihrige, der kleinste Trunk aus dem Gesundheitsbecher der Natur löst ihr Wesen auf. Ermattet, beinahe ohnmächtig, wurde sie in ihr Zimmer zurückgebracht. Wie soll dies alles enden?

Den 17. April. Schon Blumen! Ein Straufs von Anemonen prangt auf Rosas Tisch. Seltsam, je mehr sie selbst dahinwelkt, desto mehr scheint

sie anzufangen, die Gesundheit und das Leben zu lieben. Ist es die Abschiedsstunde, die sich nähert und das Verschmähte wieder teuer macht?

Den 25. April. Die See ist offen, das Eis ist fort. Im Sonnenlichte sah man eine Schar Schwäne auf dem klaren Gewässer glänzen. Sie haben bereits ihre Schwingen gehoben und sind davongezogen. Das Schönste wird niemals unser täglicher Gast, das Schönste ist ein Reisender, der nur Besuche macht.

Den 1. Mai ... Sie will fort. Sie will Abschied nehmen. Was sucht sie? Wohin will sie fliehen? Unter die Erde, über die Wolken, über der Welten Welten. Was wird sie anderes finden, als was sie hier verworfen: eine Schöpfung und einen Gott? Hätte ich die Gabe der Kunst, ich würde an einem Krankenbette sitzen und dem Sterbenden holde Erinnerungen ins Gedächtnis zurückrufen. Ich würde ihm die Erde in ihrem Heiligenschimmer zeigen, ich würde des Jahres wechselnde Zeiten vor seinem Auge in ihrer Schönheit vorbeikreisen lassen, ich würde in seiner Phantasie die Freuden seiner Kindheit, seines Jünglings-, seines Mannesalters wieder ins Leben rufen, alle Blicke der Liebe, die er empfangen, alle Siege, die er das Gute erringen sah, und so um ihn herum eine Sommerwelt von Worten schaffen. In ihr würde er einschlummern, wie man an einem wolkenlosen Sommerabend einschläft, glücklich in der Erinnerung des Tages, der gewesen, und in Erwartung eines Morgens voll Sonne und Luft.

Den 28. Mai. Hierherzukommen, sich hereinzudrängen bis an ihr Bett, um zu trösten! Fort, fort, ihr finsteren Gespenster, ich kenne euren Trost! — Das Edelste, Wahrste, Heiligste ist das Mittel in des Versuchers Hand. Nicht durch das Böse, durch das Beste wird das Herz umgarnt. Ich will Einen von den Wegen schildern; es giebt ihrer tausende. In der Hütte tummelt sich unter Eltern und Geschwistern das unschuldige Mädchen und hat während seiner heiteren Arbeit nur diese im Sinne. So vergeht der Tag, und der Abend naht, und über dem stillen Gefilde gehen die Sterne in ihrem Glanze auf. Eine neue Welt voller Andacht und Frieden reift dort draufsen. Da naht der Versucher. Komm, Unschuldige, spricht er, auf dafs du nicht im Staube deiner kleinlichen Sorgen begraben wirst, sondern lerne ein höheres Leben leben. Und sie folgt, und wie sie aus der Hütte hinaustritt, da hebt sich der Mond über die Berge und macht ihr heimatliches Thal doppelt schön. Stimmung fafst ihr Gemüt, ihr Herz weitet sich vor Freude. Sieh, spricht ihr Führer, ist dieses nicht eines Blickes wert? Und sie sieht, dafs er die Wahrheit spricht. Da läfst er

seine Stimme tiefer erklingen und rügt ihre frühere Kälte, dafs sie ihre Andacht verschlafen, dafs sie nicht oft eine Stunde gesucht, die so herrlich, wie die gegenwärtige. Sie erschrickt, denn ihr Herz ist voller Entzücken, und sie sieht, was sie entbehrt hat. Und das Leben, das Du jetzt lebst, flüstert der Versucher, und die Gefühle, die Dich durchströmen, wer teilt sie mit Dir? Erhebe Dein Auge und schau, ob unter den tausend Geschöpfen, die uns umgeben, irgend eines sich aus seinem Alltagsleben emporhebt, um ein Leben zu leben, wir wir? Siehst Du irgend einen an unserer Seite? Und sie blickt um sich und sieht Keinen. Da verdunkelt sich ihr die Erde, und die Menschheit wird ihr ein wogender Ozean ohne Seele, und sie wirft sich an des Versuchers Brust und sagt: Wir stehen auf einer Klippe im Meere, verlass mich nicht, ich bin allein, wenn ich Dich nicht habe! Wahnwitzige! Warum sagtest du nicht: Ja, die Welt, die Du mir geöffnet, ist heilig und schön, aber meine Hütte ist auch eine geheiligte Welt, meiner Geschwister Augen sind auch lichte, holde Sterne, und in meiner Eltern Schofs fühle ich mich ebenso reich, wie hier; lehre mich lieben, nicht verachten!

Den 1. Juni. Den ganzen Tag nur von ihrer Mutter! Mit strahlenden Augen, durchsichtig, beinahe verklärt nur von ihrer Mutter! Sie war doch ein Kind, ein zartes Kind, als sie die Teure verlor, und doch hat sie noch alles im Gedächtnis. „War sie nicht so? Ging sie nicht friedlich und ruhig unter Deinen Blumen einher, wartete ihrer und wartete Deiner und meiner?“ Fragen auf Fragen! O, sie erinnert sich mit Liebe ihrer Mutter und es freut sie, dafs sie gelebt hatte, wie sie lebte. Sie ist gerettet! Wage ich zu glauben, dafs sie — — Ich werde zu ihr hereingerufen.

Geduld, Entsagung, Hoffnung! Wir sehen uns ja wieder!

* * *

P. S. Wie es hier geht, ersehen sie aus der beifolgenden Annonce, die ich Sie freundlichst bitte, in irgendeine Zeitung einrücken zu lassen.

Sie ruht nun auf der anderen Seite der Seebucht. Die klare Bucht, die vorher meine Freude gewesen, ist nun ein schwarzes, düsteres Grab, über das mein Auge selten einen Blick hinüberzusenden wagt.

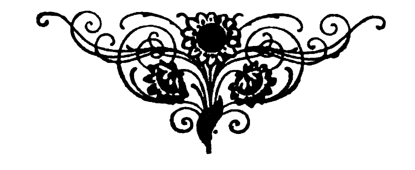
Die Tage sind träge und einförmig. Auf die Dämmerung mufs ich beinahe von Mitternacht bis Mitternacht warten, es ist die Schuld der Jahreszeit, und mit der Dämmerung kommt nicht immer der Schlaf.

Seit einem Jahre habe ich es immer mehr und mehr bemerkt, dafs ich alt werde, und mit den Jahren nehmen die Kräfte ab, mein Herr, und mit den Kräften der Humor, das ist der Lauf der Natur.

Mein alter Diener wird, wie ich alt. Vor einigen Tagen trat ich in den Garten. Er begofs die Blumenbeete, aber ohne Sorgfalt, nachlässig, mürrisch, sodafs er sogar die Blumen mit der Giefskanne stiefs. Ich machte ihm darüber Vorwürfe. „Nun ja," sagte er, „für wen pflegen wir sie denn?" Der alte Mann fing bitterlich zu weinen an, und ich liefs ihn und ging fort.

Kennen Sie irgendein gutes, schutzloses Mädchen von siebzehn Jahren, das sich einen Vater wünschte? Die Ähnlichkeit! In der Jugend sind die Menschen einander ähnlich, das eine Mädchen hat immer etwas von der Seele des andern.

Verzeihen Sie, mein Herr, dafs mein Brief kurz geworden ist. Es kostet mich viel, meine Gedanken zusammenzuhalten. — Noch einmal: für ihr teilnehmendes Herz sende ich mein Tagebuch, in welches ich mancherlei während der letzten Zeit niedergeschrieben. Wenn Sie es mir zurückschicken, erwarte ich einen willkommenen Brief. Leben Sie wohl.



König Fjalar.

Von

Runeberg.

Fünfter Gesang.

Übertragen im Originalversmafs von E. Brausewetter

(Einige unwichtigere Verse sind des Raumes wegen fortgelassen.)

Motto: Was vermag der Mensch, wenn er Euch angreift.
Sternengleich, ungnädig Ihr thront,
leitet durch die Wolken der Erde Schicksal,
spielend ihn ein Hauch Eures Willens lenkt.

König Fjalar war nun alt geworden,
safs meist still in dem hohen Saal,
hatte lange nicht mehr sein Land gesehen,
nicht geatmet kühlende Meeresluft.
Und es kam ein Tag, da stieg die Sonne
neu im Glanz aus der Wellen Bad,
seine niemals alternde Freude leuchtet,
wie in frühern Tagen, noch in dem Saal.
Leicht war in der Morgenstund sein Sinn.
In Verklärung erschien ihm sein Antlitz.
An verflossne, stürmische Zeiten, dacht er.
Sprach davon in ergrauter Kämpfer Kreis.
Plötzlich mitten in der Kunde schwieg er,
stand vom Throne mit Hoheit auf.
„Fliegend schwindet“, sprach er, „die Zeit der Kräfte.
Zum Gedenken giebt es so manchen Tag.
Führt mich nun hinauf zum Telmar-Felsen!
Einmal will ich noch sehn mein Land.
Ich will sehen all das Glück, das mein Geist schuf,
eh mein Auge nachtet im Hünengrab.
Bringt mein Schwert mir zu der That, die übrig
noch für meinen Arm, der schlaff.
Siegen war einst meine Gewohnheit, nur siegend
König Fjalars Sage nun schliefsen darf!“

Schwertumgürtet ward geführt der König
auf den Telmar-Felsen hinauf;
und er safs und sah auf sein Land hin schweigend,
das im Arm des Sommers so friedlich lag.
Sonnenschein lag wärmend über Thälern,
über spiegelnder Seen Flut;
zwischen Hügeln schimmerten blaue Flüsse,
und auf allen Feldern die Ernte prangt.
Trüb doch ward des Alten Blick von Thränen
und er sprach das stolze Wort:
„Ich hab' mein Werk gesehen, es ist vollendet.
Stets lebt fort der Eid, den ich einst hier schwur.
Öde Dörfer erbt' ich von den Vätern.
Daraus schuf ich ein fruchtbar Land.
Diese Äcker pflügten nicht früher Männer.
Diese Hütten sah meine Jugend nicht.
Fjalar hat gelebt." Dann schwieg der König.
Zu ihm trat aus der Kämpen Reih
Sjolf, der Alte, runzelnd die finstre Stirne,
laut und schallend kraftvolle Worte sprach er:
„König, Du wirst alt, die Sehnen der Arme
schwinden, erdwärts gebeugt Du gehst.
Einen Schatten nur, in der Nacht verblassend,
sieht mein Auge von dem, was Du einst warst.
Warst Du Dir genug, was liefst Du welken
Deine Glieder im Altersherbst.
Warst Du's, der das Werk schuf, das Du jetzt schaust,
schaff dann wieder Jugend Dir selbst zurück.
König, Deinen Sinn beug vor den Göttern!
Ihre Gaben Dich machten grofs.
Freya war's, die grünen liefs Äcker, Wiesen.
Nur Allvater Frieden dem Lande gab.
Thors Kraft war es, die Du einst fühltest,
als im Streit Du gewaltig standst.
Was Du selbst vermochtest, das war, zu fallen
ruhmlos, wie der Baum in dem tiefen Wald."
So der Alte. Sinnend safs der König,
sprach mit trotziger Ruhe dann:
„Worte hörte ich von nie erschauten Mächten.
An erträumte Wesen ich glauben soll.
Andern bin ich nicht gewöhnt zu trauen,
Stütze fand ich in meiner Brust.
Menschen sah ich untergehn, doch das Schicksal
war entrissen drohender Götter Hand.
Wahrheit ist es: König Fjalar altert.
Weifs die Locken, der Rücken krumm.
Vieles ist verschwunden, was einst gewesen.
Das ist ja das Leben, der Dinge Lauf.
Eins nur bleibt mir. Mit dem schwachen Arme
kann erringen ich einen Sieg,
werfen fort das Glück und die Freude des Lebens,
lachend königlich aus dem Leben gehn.

Mein Beruf ist erfüllt! Sterben will ich!“
Hoch der Alte erhob das Haupt,
liefs den Königsmantel zu Boden fallen
und zeigte die Wunden der Brust dem Tag.
Zog sein Schwert dann, dessen Klinge früher
rostfrei schimmerte in dem Streit.
Blitze gab es noch in des Alten Auge,
als sein Blick jetzt Grüfse dem Stahle bot.
„Wo ist Dargar nun?“ der König fragte.
„Er, der lauscht auf der Götter Rat,
schaut in Weiten, die seinem Blick verborgen,
und in Zeiten lebt, die noch nicht getagt.
Wäre er so weise, wie er prahlet,
diese Stunde er wüfste und käm!
Meinem Schwert zu stehen, versprach er, ehe
machtlos ruht in richtender Hand der Blitz.“
Kaum gesagt, da kam ein Schatten langsam
schreitend, hergewandert durch das Thal.
Auf die Bergeshöhe den Schritt er richtet
und hinauf zur Spitze, wo Fjalar safs.
Fjalar schien erstaunt, als den Wandrer
an den Zügen er schnell erkannt.
Wortlos safs er, und in der Hand das Stahlschwert
sank zur Seite im stillen Kreise herab.
Dargar vor dem König stand. „Du wolltest,
dafs ich komme! Du siehst mich hier!
Lange hast, Du König, mich warten lassen!
Hinfällig Du wurdest in letzter Zeit.
Hast Dein Werk Du völlig vollbracht, gehalten
Deinen Eid, den Du einstmals schwurst?
Und den Weg gemacht, den Du selbst Dir wiesest
und zu Dunst die Götter und ihren Rat?“
Fjalar lachte. „Manchmal trifft sich's seltsam“,
sprach er, „was für ein Windhauch trug
Deinen Ohren zu meine Mahnung, Alter,
als sie meinen Lippen gerad entfuhr?
Doch Du bist gekommen! Antwort geben
will ich auf Deine Frag' zum Lohn.
Den gewiesnen Weg bin ich wohl gegangen!
Mein Rat hat gesiegt, der der Götter nicht!
Schau Dich um, mein Land ist, was Du schauest,
war es so, als ich nicht da war?
Macht ich hatte, durch vielen Streit zu opfern
das, was nun sich menschlich des Lebens freut.
Deiner Götter Drohung, die Du brachtest,
wie ein Rauch sie verschwunden ist.
Nie mein Hjalmar umfafste seine Schwester,
keine Schande auf meinem Scheitel liegt.
In der blauen Tiefe liegt die Tochter.
Auf bezwungenem Wogenreich,
fleckenlos und hochgerühmt, Hjalmar segelt,
froh, zu Vaters Ehre, von Sieg zu Sieg.

Ein Gelübde ist noch nicht vollzogen.
Jetzt es sei! Meine Zeit ist kurz.
Tritt her, Dargar, komm Deine Schuld nun sühnen!
Deine Lüge büfsen Du mufst mit Blut."
Auf den König sah der Seher nieder.
„Auch von mir wird einmal", er sprach,
„meine Lebensbürde genommen, Fjalar!
Doch zu zeitig kommt mir der Tod wohl nicht.
Menschenloose hab ich genug gesehn,
Leid und Freude genug gehabt.
Doch ein Weilchen fordre ich noch zu leben,
Deinetwillen, König, ich es begehr!
Zögre mit der Rache, bis ein Zeuge
kommt, der Deinen Glanz erhöht.
Zögre, bis der Hjalmar kommt, seines Vaters Ehre!
Lang währt nicht das Warten! Er ist nicht fern!"
So er sprach, und dann er schwieg und streckte
still die Hand nach dem Meere aus.
Jubelnd stürmten dort hinaus Fjalars Scharen:
„Gauthiods Drachen nähern sich; Hjalmar kommt!"
Hjalmar naht. Leicht auf blauen Wogen
flog seine Flotte zum Heimatstrand.
Näher, näher glänzten dort seine Segel.
Um die Kiele schimmerte Wogenschaum.
Freude strahlte aus der Kämpen Blicken,
die versammelt dort auf der Höh.
Nur der alte König erscheint verdrossen,
sinnend, düster starrt er auf's Schiff und schweigt.
Als im Hafen sie, das Klippenufer
von geborgenen Segeln strahlt,
traf erst König Fjalars Blick wieder Dargar,
und er brach sein Schweigen und nahm das Wort:
„Nicht ich meinen Sohn zu sehen glaubte.
Kunde ging, er sei fern von hier.
Doch am Tage, wo ich vom Leben scheide,
wohl einmal ein Wunder geschehen kann.
Hjalmar nanntest Du. Er ist gekommen.
Gröfser nun wird mein Siegesglanz.
Hier mit Sonne, Erde und Meer als Zeugen
soll er stehn und urteilen zwischen uns!"
Als er das gesagt, nahte Hjalmar,
einsam stieg er hinauf den Weg,
nicht, wie ehmals, waffengeschmückt und strahlend,
sondern blofsen Hauptes und ohne Schild.
Blässe lag auf seinem Antlitz, gleichend
weifsem Schnee in der Mondscheinnacht.
Düster war er gleich einem Grabentstiegnen.
In der Hand ein blutiges Schwert er trug.
„Sei willkommen, Sohn," sprach der König
im gebrochenen Ton zum Grufs.
„Wohl ich wünschte anders Dich hier zu sehen.
Meine Freude bist Du, wie Du auch kommst.

Sprich, erzähle, beichte Deine Thaten!
Schwere Kämpfe bestandst Du wohl?
Trägst Du Wunden, die Deine Kräfte schwächten?
Deine Lippe zittert, die Wang ist blafs?"
„Vater", antwortete Hjalmar, „schwere Kämpfe
ohne Waffen ich jetzt bestand.
Stahl hat meinen Panzer mir nicht zerschnitten;
aber tiefe Wunde mein Herz durchbohrt.
Meinen Blick möcht vor dem Tag ich schliefsen;
und ich scheu mich, Dich anzusehn.
Meine Schuld Dir wollte ich offenbaren.
Darum lebe ich noch und atme noch.
Ich bin nun gebrochen, aber Gröfse
hab errungen ich, der so jung.
Frag die Sage, hör den Gesang der Barden,
und Du wirst vernehmen, was Hjalmar war.
„Nordlandsehre", „Meereskönig" hiefs ich.
Fuhr dem Sturme gleich um die Welt.
Brach den Frechen, half dem, der Hilfe brauchte.
Königskronen nahm ich und gab sie fort.
Dann zu Loras Strand ich kam. Morannal
herrschte in des Gesanges Land.
Laut sprach der Ruf von seiner Tochter Schönheit.
Und ich stritt um die Maid mit Morvens Heer.
Und der alte König safs blind im Thurme.
Seine Söhne schlug ich im Streit,
nahm als Siegesbeute an Bord Oihonna.
Meine Hochzeitsfeier war auf dem Meer.
Vater, weifst Du, was es heifst zu lieben?
Hast Du eine voll Glück umarmt,
himmelsklar, üppig und reich wie die Erde,
beide gleichsam blühende grenzenlos.
Frühlingswinde führten meine Segel
auf der endlosen Bahn, ziellos.
Sonnenstrahlender, jubelnder Wogen Schultern
hoben uns beseligt zum Götterheim.
Da war nah die Trauer. Ich safs am Steuer
einen Abend und träumte da,
nur Oihonna wachte an meiner Seite,
und vom Himmel strahlte ein Stern herab.
Da ergriff meine Braut meine Hand: „O Hjalmar!
Warum wardst Du mir so sehr lieb?
Lange vorher warst Du der Held Oihonnas,
eh Dein Blick sie schaute, war sie schon Dein.
Warum blieb meine Liebe nicht eine solche!
Mut ich hatte zu verbergen das,
was ich fürchtete Dir zu offenbaren,
bang, Dein Stolz könnt' mich voll Zorn verschmähn.
Ich war glücklich da, denn mehr, als Hjalmar,
war mir ja meine Seligkeit.
Stolz Morannal nannte ich meinen Vater,
ward als Königstochter dort Deine Braut.

Jetzt vermag ich nicht mehr zu verschweigen,
was ich scheute, zu sagen da.
Alles leiden, Alles ertragen könnt ich,
Dich verlieren, Hjalmar, das kann ich nicht.
Nah der Burg an Deiner Heimatküste,
wo als König Du wohnen sollst,
unter Widars Klippe fand man im Sturme
in den Wogen nachts ausgesetzt ein Kind!"
So sie sprach. „Erbleiche nicht, o Vater.
Ihr Blut auf meinem Schwert Du siehst.
Morvens Maid, Oihonna, mein Weib auf dem Meere,
Deine Tochter und meine Schwester war.
Sterben wollte sie für mich. Ich bringe
ihre Grüfse!" — Er schwieg. — Sein Schwert
sah man, blitzgleich, in seine Brust sich bohren,
und er sank dort hin in des Todes Ruh.
Es verflossen Stunden und wieder Stunden.
Still durchmafs der Tag die Bahn.
Wie ein Grabstein hatte ganz starr gesessen,
unbeweglich, schweigend der König dort.
Was er dachte, wufste keiner. Schauder
schreckte von ihm die Kämpen fort.
Sjolf, der Alte nur und der Seher Dargar
standen nah und sahen des Geistes Kampf.
Als die Sonne sank fern hinter'm Walde,
schlug er himmelwärts sein Aug' auf:
„Ihr seid Sieger," sprach er, „Ihr hohen Götter!
Strafe wurde mir, als ich Euch bekämpft.
Was vermag der Mensch, wenn er Euch angreift!
Sternengleich ungnädig Ihr thront,
leitet durch die Wolken der Erde Schicksal,
spielend ihn ein Hauch Eures Willens lenkt.
Euch zu kennen hab ich gelernt. Nicht Schande
ist's vor Euch sich beugen einmal.
Lebensüberdrüssig ich bin und ird'sche Gröfse
scheint mir winzig. Götter, zu Euch ich geh!"
So er sprach und still mit seinem Schwerte
schnitt er Runen in narbige Brust.
Herzensquellen brausten hervor aus Tiefen.
Warm mit Hjalmars mischte sich Vaterblut.
Nordlands klarer, heller Sommerabend
lagert über dem Land und Meer,
hinterm Wald verbarg sich der Sonne Strahlglut,
und dem Tage gleich da Fjalar erlosch.



Johan Ludvig Runeberg.

(1804—1877.)



Aus „Idyll und Epigramm“[1].

1.

Zwischen frischen Blumen durchs Gehege
schritt das gute Mädchen ganz alleine:
und ein junges Röschen brechend, sprach sie:
„Schöne Blume, wenn du Flügel hättest,
würd ich dich zu meinem Liebsten senden
und zwei leichte Aufträge dir binden
an den rechten und den linken Flügel.
Erstens, dafs er dich doch küssen möge,
zweitens, dafs er dich zurück mir sendet.“

2.

Fünfzehn Jahre war der Knabe, — aber
glaubt nicht, dafs es Liebe gab im Leben,
lebte noch fünf Jahre, aber glaubte,
doch nicht, dafs es Liebe gab im Leben.
Unerwartet kam ein bildschön Mädchen,
welches ihn in wen'gen Stunden lehrte,
was er zwanzig Jahr lang nicht begriffen.

Der Vogel.

Offen ist des Liebchens Fenster,
wäre ich ein fremder Vogel,
flöge ich sogleich ins Zimmer.
Locken würd sie mich ins Bauer,
und das Glas mit Wasser füllen,
Samen in das Fäfschen streuen.

Doch ich wollte ihr dann sagen:
„Mädchen, fort mit Brot und Wasser;
denn dein kleiner, muntrer Vogel
trinkt nur milde Mädchenthränen,
lebt von Kosen nur und Küssen.“

---

[1] Übersetzt von J. Wilhelm.

Die Liebe.

Ihre Tochter scheltend sprach die Mutter:
„Vor der Liebe hab ich dich gewarnet,
und ich seh, dafs ich vergebens warnte."
„Zürne nicht, o Mutter", sprach die Tochter,
„wollt ich mich verschliefsen vor der Liebe,
flög sie auf dem Sonnenstrahl ins Zimmer;
ging ich wieder weg und wollt sie fliehen,
hört ich sie in jedem Windhauch seufzen;
wollt ich schliefsen Auge mir und Ohren,
würd sie mitten in das Herz mir springen."

Die Reize.

Ich sehe die Reihen der Mädchen,
ich spähe und such ohne Ende:
die schönste, die möcht ich erwählen,
und schwank in der Wahl doch immer.
Die eine hat klarere Augen,
die zweite hat frischere Wangen,
die dritte hat vollere Lippen,
die vierte ein wärmeres Herze. —
So fehlt keiner einzigen etwas,
was Herz und Sinne mir fesselt.
Ich kann keine einz'ge verstofsen;
o, könnte sie alle ich küssen!

Trüb des Mädchens Seele nicht.

Safs das Mädchen an dem Bach,
netzte ihre Füfse dort.
Sang ein Vogel über ihr:
„Mädchen, trübe nicht den Bach,
siehst den Himmel nicht mehr drin."
Schlug sie ihre Augen auf,
sprach mit thränenschwerem Blick:
„Gräm dich ob des Baches nicht,
er wird balde wieder klar.
Doch als einmal du mich sahst
neben einem Jüngling hier,
warum sprachst du nicht zu ihm:
trüb des Mädchens Seele nicht,
niemals wird sie wieder klar,
siehst den Himmel nie mehr drin."

Gram und Freude.

Beide, Gram und Freude
wohnten mir im Herzen,
Gram in einer Kammer,
Freude in der andern.
Unversöhnt geschieden
herrschte bald der eine,
bald allein der andre.
Seit die Liebste da ist,
sind die Thüren offen,
und vereinigt beide:
denn mein Gram ist Wonne,
meine Freude Wehmut.

Die einzige Stunde.

Ich war alleine;
er kam alleine;
sein Weg vorüber
an meinem führte.
Er blieb nicht lange;
doch wollt er bleiben;
kein Wörtlein sprach er,
doch sprach das Auge.
Du Niegekannter,
du Wohlbekannter!
Ein Tag verschwindet,
ein Jahr verfliefset.
Erinnerung über
Erinnerung jaget;
die kurze Stunde
blieb ewig bei mir,
die bittre Stunde,
die süfse Stunde.

Das Lachen.

Das Lachen war ohne Heim,
irrte mutlos umher,
kam zu des Hohen Mund:
„Dürfte ich weilen hier?“
„Hier wohnt der Stolz bereits.“

Das Lachen war ohne Heim,
irrte mutlos umher,
kam zum gelehrten Mund:
„Dürfte ich weilen hier?“
„Hier wohnt der Ernst bereits.“

Das Lachen war ohne Heim,
irrte mutlos umher
kam zu des Mädchens Mund:
„Dürfte ich weilen hier?“
„Hier wohnt die Liebe schon,
jüngst traf der Kufs hier ein,
dich nur vermifst man hier.“

Die Gefangenen.

Auf dem roten Grund des Baches
fand der Knabe eine Perle,
leuchtend wie des Himmels Bläue,
wie ein Himmelsstern gerundet.
Doch ein Mädchen lag darinnen
und es bat mit leiser Bitte:
„Opfre deine Perle, Knabe,
löse mich aus meiner Fessel,
einen Blick voll warmen Dankes
will ich für die Freiheit schenken“.
„Nein, bei Gott, du gutes Mädchen,
viel zu kostbar ist die Perle,
trag nur stille deine Fesseln,
mancher trug viel schlimmre schon.“
Doch das Mädchen löste leise
ihre Hülle und entstieg gleich
rotem Morgenrot der Perle,
goldne Locken auf der Stirne,
Rosenglut auf zarter Wange.
Stumm, gebannt von ihrer Schönheit,
stand der Knabe, stand drei Stunden.
Als die dritte Stunde schlug, da
bat er sie mit stiller Bitte:
„Opfre deine Schönheit, Mädchen,
löse mich aus meiner Fessel,
eine Thräne vollen Dankes
will ich für die Freiheit schenken.“
„Nein, bei Gott, du guter Knabe,
viel zu kostbar ist die Perle,
trag nur stille deine Fesseln,
mancher trug viel schlimmre schon.“

Der Traum.

Müde sank ich nieder auf das Lager,
um im Schlaf die Sorge zu vergessen;
doch ein Traum schlich sich zu meinem Kissen,
flüsterte ins Ohr mir leise also:
„Wache auf! Hier ist das schönste Mädchen,
blicke auf, empfange ihre Küsse.“
Und voll Freude schlag ich auf die Augen:
Wo der Traum? Wie leichter Dunst verschwunden.
Wo das Mädchen? Über Berg und Seen.
Wo der Kufs? Ach, nur in meiner Sehnsucht.

Vergeblicher Wunsch [1].

Unzählige Wogen wandern
auf des Meeres glänzender Bahn.
O wäre ich gleich den andern
eine Welle im Ozean!
So ruhig stets tief im Innern,
so sorglos eisig und klar,
so ohne jedes Erinnern
an Glück, das meines einst war.

Doch sollte als Welle ich spielen,
ich blieb mir doch immer gleich,
da geh ich ja unter vielen
im kühlenden Wogenreich.
Sie tändeln in Lust und im Schmerze,
tief fühlen sah ich sie nie,
nur ich hab mein brennendes Herze.
O wäre ich ohne, wie sie!

Der Bauer Paavo [2].

Dicht bei Saarijärvis Heiden wohnte
Paavo auf dem frostbedrohten Hofe,
bauend seinen Acker mit den fleifs'gen Armen;
aber von dem Herrn erhofft er Wachstum.
Und er wohnte dort mit Weib und Kindern,
afs im Schweifs sein karges Brot mit ihnen,
grub im Acker Rinnen, pflügt' und säte. —
Als der Lenz kam, schmolz der Schnee des Ackers,
schwemmte fort die Hälfte seiner Saaten,
und im Sommer schlugen Hagelschauer
ab die andre Hälfte von den Ähren.
Dann im Herbst die Kälte nahm, was übrig.
Paavo's Gattin rauft' ihr Haar und sagte:
„Paavo, Paavo, alter Unglücksvogel!
Greif zum Stab; denn Gott hat uns verstofsen!
Schwer ist betteln, schlimmer noch verhungern!“
Paavo nahm der Gattin Hand und sagte:
„Sieh, der Herr prüft nur, doch er verstöfst nicht
Misch' zur Hälfte in das Brot die Rinde.
Ich will doppelt soviel Rinnen graben
und von unserm Herrgott Wachstum hoffen!“

---

[1] Übersetzt von Frl. Alma von Boehlendorff.
[2] Übersetzt von E. Brausewetter.

Seine Frau buk in das Brot die Rinde,
Paavo grub noch doppelt soviel Rinnen,
kaufte Saat von dem Erlös des Schafes.
Als der Lenz kam schmolz der Schnee des Ackers,
schwemmte aber nicht hinweg die Saaten.
Und im Sommer dann die Hagelschauer
schlugen ab die Hälfte nur der Ähren;
doch im Herbst die Kälte nahm, was übrig.
Paavo's Weib schlug sich die Brust und sagte:
„Paavo, Paavo, alter Unglücksvogel:
Lafs uns sterben! Gott hat uns verstofsen!
Schwer ist sterben, schlimmer noch so leben!"
Paavo nahm der Gattin Hand und sagte:
„Sieh, der Herr prüft nur, doch er verstöfst nicht!
Mische doppelt in das Brot die Rinde.
Ich will doppelt grofse Rinnen graben
und von unserm Herrgott Wachstum hoffen!"
Doppelt buk die Frau ins Brot die Rinde
Paavo grub auch doppelt grofse Rinnen,
kaufte Saat von dem Erlös der Milchkuh.
Als der Lenz kam, schmolz der Schnee des Ackers,
schwemmte aber nicht hinweg die Saaten.
Und im Sommer dann die Hagelschauer
schlugen dies Mal nichts ab von den Ähren.
Auch im Herbst die Kälte liefs den Acker
goldig stehen und des Schnitters harren.
Da fiel Paavo auf die Knie und sagte:
„Gott der Herr prüft nur, doch er verstöfst nicht!" —
Und die Frau fiel auf die Knie und sagte:
„Ja, der Herr prüft nur, doch er verstöfst nicht!" —
Und voll Freude sprach sie dann zum Alten:
„Paavo, Paavo, mach Dich frisch ans Schneiden!
Nun ist's Zeit, zu leben frohe Tage!
Nun ist's Zeit, die Rinde fortzulassen,
Brot zu backen nur aus reinem Roggen!"
Paavo nahm der Gattin Hand und sagte:
„Weib, nur der verträgt geprüft zu werden,
wer nicht in der Not verstöfst den Nächsten!
Misch zur Hälfte in das Brot die Rinde;
denn erfroren steht des Nachbars Acker!"

Sveaborg[1].

Aus „Fänrik Ståls Gesängen."

Wir safsen, als der Tag entwich,
bei hellem Feuerschein,
der alte Fähnrich Stål und ich,
wir waren ganz allein.
Bei Lust und Scherz der Abend schwand,
da wurde Sveaborg genannt.

Ich nannt's nur im Vorübergehn,
doch wurde Ernst daraus:
„Hast Ehrnsvärds Feste du gesehn
umwogt von Meergebraus?
Gibraltar gleich ist sie im Nord!"
So klang des finstern Alten Wort.

[1] Übersetzt von Frau Maria Beaurains geb. Collan.

Ihr Blick aus Felsenaugen schwebt
weit über Land und Meer,
das Gustafsschwert empor sie hebt,
und mahnet stolz „kommt her!"
Es senkt dies Schwert sich nicht zum Streich,
es blitzt nur, und vernichtet gleich.

Zu nah ihr niemals trotzig geh,
wenn Krieg das Land durchzieht,
stör nicht die Königin der See,
wenn sie im Zorn erglüht,
Kanonen dann auf ihr Gebot
dir senden tausendfachen Tod.

Verdrängt war Finnlands Heeresmacht,
am Pole fest sie stand,
doch unser Mut war noch entfacht,
die Hoffnung noch nicht schwand;
das Schwerst erschien uns leicht sogar,
weil Sveaborg noch unser war.

Und jeder trübe Blick ward licht,
ging dieses Wort umher,
wir fühlten Not und Kälte nicht,
es gab kein Klagen mehr.
Den Kopf ein jeder höher trug,
den Arm aufs Neu man hob und schlug.

Im Schneegestöber manche Nacht
man hörte dieses Wort
vom grofsen Kämpfer auf der Wacht
weit von dem Heimatsort,
sein Feuer war's bei grimmem Frost,
im fernen Nord sein Heim, sein Trost.

Doch nun ein Flüstern zu uns drang,
vom Süden kam der Ton,
Verrat in jenen Worten klang
und unsrer Waffen Hohn.
Von Mann zu Mann, von Hauf' zu Hauf'
Verachtung war die Antwort drauf.

Nie, nie vergessen wir den Tag,
als Wahrheit man vernahm,
wo wie ein düstrer Donnerschlag
die sichre Botschaft kam,
dafs unsre letzte Hoffnung schwand,
dafs Sveaborg in Feindeshand.

Hat denn des Meeres Riesenschwall
es in den Grund versenkt?
Hat Blitzeskraft, hat Donnerknall
die hohe Burg gesprengt?
War denn kein Mann mehr auf dem Wall?
Man fragt vergebens überall.

Und tief aus mancher Heldenbrust
geprefst ein Seufzer brach,
und wer von Thränen kaum gewufst
vergofs sie ob der Schmach.
Es war nun tot das Vaterland,
wir weinten an des Grabes Rand.

Der Mann, der solche Wunde schlug,
die nie gesunden kann,
einmal den schönsten Lorbeer trug,
den je ein Held gewann;
sein Name klang von Mund zu Mund,
er war der Sieger von Svensksund.

Doch wenn auch eine ganze Welt
er mit dem Schwert gewann
und sie mit Ruhm und Glanz erhellt,
verachtet sei der Mann!
Weil er dem Feind den Felsen gab
mit Ehrensvärds geweihtem Grab.

Du liebst, o Jüngling, Sang und Ton,
die Vorzeit ist dir wert,
du singst vielleicht einmal davon
wie du's von mir gehört,
dann von der schwarzen That nur sprich,
den Namen hüll in Nacht, wie ich!

Verschweige seiner Sippschaft Stamm,
wirf nicht auf sie den Stein,
es teilt ja niemand seine Scham;
sie trifft nur ihn allein,
denn ein Verräter hat kein Recht
auf Heimat, Name, Stamm, Geschlecht.

So nenn ihn nur den falschen Arm,
der keine Stütze bot,
und nenn ihn Schande, Hohn und Harm
und Strafe, Schuld und Tod!
Zu mild sind diese Worte doch,
du schonst dabei den Hörer noch.

Nimm alles, was dem Tod an Graus,
an Qual dem Leben blieb,
und bilde einen Namen draus
und ihm den Namen gieb,
er klingt doch nicht so schwer, so bang,
wie der bei Sveaborg einst klang.



Kleine Notizen.



Die politsche Lage Finnlands hat in den letzten Monaten keine Veränderung zum Besseren aufzuweisen. Die russischen Machthaber scheinen entschlossen, auf dem seit 1899 betretenen Wege weiter zu schreiten und die höchste finnländische Behörde, der Senat, aus welchem allmählich alle charakterfesten Elemente entfernt worden sind, wagt es kaum, gegen die Mafsregeln Bobrikoffs auch nur den leisesten Widerspruch zu äufsern. Um so zahlreicher und bedeutungsvoller sind aber die Anzeichen einer tiefergehenden Bewegung im Volke selbst, das den Ernst der Lage und die Notwendigkeit fester Haltung der Unterdrückungspolitik gegenüber mit jedem Tage klarer einzusehen beginnt.

Den Lesern der Finnländischen Rundschau ist die grofse Protestadresse bekannt, worin 470000 finnländische Bürger und Bürgerinnen sich in der Wehrpflichtfrage an den Kaiser-Grofsfürsten wendeten und die durch das gesetzwidrige Statut geschaffene unerträgliche Lage darlegten. Die Antwort auf diese Adresse liefs ziemlich lange auf sich warten. Sie erschien endlich um Weihnachten 1901, nicht als ein direkter Ausspruch des Monarchen, sondern in der Gestalt eines Briefes des Minister-Staatssekretärs v. Plehwe an den Generalgouverneur Bobrikoff. Es wird darin beiläufig erwähnt, dafs der Kaiser die Adresse ohne Folge belassen habe; auf den Inhalt derselben wird gar nicht eingegangen, um so mehr hat aber die Thatsache, dafs zahlreiche finnländische Beamte — die überwiegende Mehrzahl des Beamtenstandes — die Adresse unterschrieben, die Machthaber beschäftigt. Diese Beteiligung finnländischer Beamten an einer „offenbar regierungsfeindlichen Manifestation“ mache es nötig, dafs man, um künftig ähnliche Erscheinungen zu vermeiden, bei der Wahl von Kandidaten für Vertrauensposten darauf sehe, dafs die Betreffenden sich nicht an politischen Demonstrationen beteiligt haben, und zur Ernennung für solche Posten nur Personen vorschlage, die genügende Garantieen für eine „richtige“ Auffassung der aus ihrer dienstlichen Stellung in dieser Beziehung resultierenden Verpflichtungen böten. In Ermangelung entsprechender Kandidaten, sowie überhaupt, wenn es sich herausstellt, dafs Beamte aus der Zahl der finnländischen Eingeborenen der Regierung Widerstand leisten, statt ihr behilflich zu sein, sollen deshalb künftig zur Bekleidung solcher Ämter eingeborene Russen zugelassen werden. Dies ist alles, was der Monarch für wert erachtet hat, auf die Nationaladresse den Finnländern zu antworten. Zahlreiche höhere Beamte in Finnland sind in den letzten Monaten teils ohne weiteres verabschiedet worden, teils haben sie, mehr oder weniger gezwungen, ihre Entlassungsgesuche eingereicht. Die „neue Ära“ hat überhaupt eine schon auffällige Verschlechterung des finnländischen Beamtencorps zur Folge gehabt. Dieses liefs sich von vornherein voraussehen. Es ist bedauerlich, dafs manche hochverdiente Männer sich gezwungen sehen, um ihre Entlassung zu bitten, damit sie nicht als Werkzeuge der Unterdrückung gebraucht werden.

Auf dem Gebiete des Unterrichtswesens wird nach dem, was verlautet, manches geplant, bisher haben aber größere Veränderungen nicht stattgefunden. Vom letzten Herbste an wurde die Zahl der Unterrichtsstunden der russischen Sprache in sämtlichen höheren Staatsschulen beträchtlich vermehrt und zugleich eine ähnliche Vermehrung der betreffenden Stunden den Privatschulen als eine unerläßliche Bedingung für die Erhaltung einer Staatssubvention vorgeschrieben. Kaum war diese Maßregel, und zwar mit den größten praktischen Schwierigkeiten durchgeführt, als wieder eine neue „Reform" des russischen Sprachunterrichts in Aussicht gestellt wurde, indem einer der vielen russischen Extrabeamten der Kanzlei des Generalgouverneurs, ein in pädagogischen Dingen gänzlich unerfahrener Jüngling, damit betraut wurde, neue Lehrpläne für die finnländischen Schulen auszuarbeiten. Ein Resultat dieser vorbereitenden Arbeit ist bisher nicht an den Tag getreten. Die Lage der finnländischen Schule ist z. Z. eine sehr unsichere, um so mehr, als der vieljährige Chef der Oberschulbehörde, Wirklicher Staatsrat L. Lindelöf, neulich gezwungen wurde, seine Entlassung nachzusuchen, und sein Nachfolger in dem wichtigen Amte noch nicht bestimmt ist.

Die Verfolgungen der finnländischen Presse werden mit unvermindertem Eifer fortgesetzt. Regelmäßig nach 2 bis 3 Monaten wird eine lange Liste von Strafmaßregeln veröffentlicht, die der Generalgouverneur auf den Vorschlag des sogen. „ratgebenden Zensurkomitees" getroffen hat. Es werden jedesmal gewöhnlich ein paar Blätter auf immer sistiert, fünf bis sieben Blätter auf einige Monate suspendiert und außerdem eine Anzahl von Verwarnungen erteilt. Es kann dabei nicht eindringlich genug hervorgehoben werden, daß sämtliche finnländischen Zeitungen der strengsten Präventivzensur unterworfen sind und daß somit die bestraften Artikel vom Zensor geprüft und gutgeheißen worden sind. Ein ähnliches barbarisches Zensurregiment dürfte wohl kaum anderswo vorkommen — wenigstens nicht in Ländern, die civilisiert genannt werden wollen. Dabei bemüht sich die unter der Ägide des Generalgouverneurs herausgegebene offiziöse „Finlandskaja Gaseta", die Thätigkeit der Zensur als eine sehr milde und gerechte darzustellen; vor allem habe man es „der Herzensgüte" des Herrn Bobrikoff zu verdanken, daß nicht eine noch größere Anzahl von Blättern bestraft werden; denn die finnländische Presse verdiene keine Milde, im Gegenteil strengere Strafen. — Bei dieser bedrückten Lage der Presse und der daraus folgenden Unmöglichkeit, die Lebensfrage des Landes öffentlich zu diskutieren, ist es selbstverständlich, daß eine geheime Presse entstanden ist und daß die Erzeugnisse derselben allgemein gelesen werden. Die Machthaber bieten alle ihre Kräfte auf, die Verbreitung verbotener Druckschriften zu verhindern, haben aber dabei wenig Erfolg. In einem Lande von der Größe und geographischen Natur Finnlands muß die Jagd auf solche Druckschriften vergeblich bleiben. Gegen die „unterirdische" Litteratur giebt es nur ein Mittel, eine gesetzlich geregelte Preßfreiheit.

Vor allem ist es aber die Militärfrage nebst allem, was damit zusammenhängt, die während der letzten Monate die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat. Im Laufe des Herbstes wurden die finnländischen Scharfschützenbataillone mit einer geradezu unbegreiflichen Eile aufgelöst: von finnländischen Truppen sollten nur das Gardebataillon und das Dragonerregiment von Willmanstrand bestehen bleiben. Indessen trafen im November Ereignisse ein, welche die unmittelbare Auflösung der letztgenannten Truppe herbeiführten. Der Generalgouverneur trat bei einem Besuche in Willmanstrand gegen den Chef des Regiments, Oberst Schauman, in einer Weise auf, die diesen bewog, unmittelbar seinen Abschied einzureichen; sämtliche Offiziere folgten dem Beispiele ihres Chefs, und das Regiment, das für eine der besten Kavallerietruppen

des ganzen Reiches galt, wurde auf Veranstalten des Generalgouverneurs aufgelöst und durch ein neugebildetes russisches Kavallerieregiment ersetzt. Diese Begebenheit erregte auch in den höheren Kreisen von Petersburg ein peinliches Aufsehen und dürfte in den Augen mancher Russen die Brutalität Bobrikoffs in das rechte Licht gestellt haben. Dieser verstand es aber auch diesmal, seinen Willen durchzusetzen.

Nach uralten, in Finnland geltenden Bestimmungen soll jedes neue Gesetz in den Kirchen von der Kanzel herab dem Volke verlesen werden. Als nun das Wehrpflichtmanifest und die gesetzwidrige neue Wehrpflichtverordnung erlassen wurden, war man von vornherein darauf gefaſst, daſs zahlreiche Geistliche sich durch die Stimme des Gewissens als verhindert betrachten würden, jene Aktenstücke öffentlich zu verlesen. Man hoffte sogar in Finnland, daſs der Widerstand ganz allgemein werden würde. Die Hoffnungen sind zwar nicht in erwünschtem Maſse in Erfüllung gegangen, doch haben zahlreiche Geistliche teils offen erklärt, daſs sie die Erlasse nicht verlesen könnten, teils darum ersucht, von dem Verlesen befreit zu werden. In mehreren Fällen hat die Gemeinde entweder sofort die Kirche verlassen oder auch bestimmten Einspruch gegen das Verlesen erhoben, sodaſs der Pastor dem Konsistorium mitteilen muſste, daſs das Verlesen ihm unmöglich gemacht worden ist. Die kirchlichen Behörden versuchten in einigen Gemeinden einen neuen Ausweg, der als geradezu unwürdig betrachtet werden muſs. Ein kaum zurechnungsfähiger Geistlicher, der sonst keine Verwendung gefunden hatte, sollte umherreisen und in den Kirchen der widerspenstigen Pfarrer die Dokumente verlesen. Die Prozedur artete jedoch fast überall in einen vollständigen Skandal aus. U. a. sollte diese Methode in Helsingfors versucht werden, wo die ganze Geistlichkeit auf dem Boden des Gesetzes geblieben und sich geweigert hatte, die kaiserlichen Erlasse zu verlesen. Zwei Sonntage nacheinander erschien der arme „Reisepastor“ nach beendigtem Gottesdienst auf der Kanzel; jedesmal wurde sein Versuch, das Verlesen zu beginnen, mit ruhigen, aber bestimmten Protesten empfangen, worauf die ganze Gemeinde einen Psalm anstimmte. Bis heute ist in den Kirchen der finnländischen Hauptstadt das Wehrpflichtstatut nicht verlesen.

Einen sehr kräftigen Protest gegen das neue Statut haben die meisten Gemeinden Finnlands abgegeben. Nach den Bestimmungen des Wehrpflichtgesetzes von 1878 war es Sache der städtischen und ländlichen Gemeinden, Mitglieder zu den sogen. verstärkten Aufgebotskommissionen zu wählen, welchen die praktische Anordnung und Durchführung des jährlichen Aufgebotes zum groſsen Teil anvertraut ist. Das neue Wehrpflichtstatut von 1901 enthält über die Schuldigkeit der Gemeinden Bestimmungen ähnlicher Art, wie das Gesetz von 1878. Auch jetzt wurden die Gemeinden verständigt, Mitglieder zu den Kommissionen zu wählen. Das Volk wuſste aber, daſs diesmal nicht, wie früher, ein von Monarch und Ständen formuliertes Gesetz, sondern ein verfassungswidriges Statut dem Aufgebot zu Grunde gelegt werden sollte. Und die groſse Mehrzahl der Gemeinden weigerte sich, Mitglieder zu den Kommissionen zu wählen. Von den verhältnismäſsig wenigen Gemeinden, wo eine Wahl stattfand, wurde diese nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalte verrichtet, daſs das Aufgebot nach den Bestimmungen des Gesetzes von 1878 vor sich gehen solle. Einige Gouverneure suchten die Gemeinden durch unsinnig hohe Geldbuſsen zur Wahl zu zwingen, jedoch in den meisten Fällen ohne Erfolg. Schlieſslich wurde eine amtliche Bestimmung erlassen, wonach die Wahl der „verstärkten“ Aufgebotskommissionen für unnötig erklärt wurde; die Kommissionen sollten ohne diese von den Gemeinden erwählten Mitglieder funktionieren.

Nach dem erwähnten Vorspiel lieſs sich erwarten, daſs ein Aufgebot dieses Jahr nicht ohne die gröſsten Schwierigkeiten würde zu stande gebracht werden können. So scheint sich auch in der That die Sache zu gestalten. Zwar hat das Aufgebot, in dem Augenblicke, wo dieses geschrieben wird, nur an wenigen Orten des Landes stattgefunden, weshalb keine statistische Übersicht des Resultates hier mitgeteilt werden

kann. Doch verlautet schon, daſs in manchen Gegenden kein einziger Mann sich zum Aufgebote gestellt habe. In Helsingfors fand das Aufgebot den 17. und 18. April statt. Von etwa 870 einberufenen Jünglingen meldeten sich etwa 57; alle übrigen blieben ohne weiteres aus. Wenn sich die Verhältnisse in allen Teilen des Landes so gestalten, dürften die Machthaber wohl einsehen, daſs das finnländische Volk die veränderte Lage verstanden hat. Früher ist es sehr selten vorgekommen, daſs junge Leute ohne weiteres vom Aufgebote ausgeblieben sind; die Achtung vor dem Gesetz war in dem Volke fest eingewurzelt. Jetzt hat Finnland kein Militärgesetz mehr und das Volk fühlt sich nicht durch verfassungswidrige Statuten des russischen Selbstherrschers gebunden.

An dem zweiten Aufgebotstage, dem 18. April, sollte Helsingfors ein Schauspiel erleben, wie die finnländische Hauptstadt es noch nie gesehen hat. Vor dem Aufgebotslokale fand, wie zu erwarten war, ein nicht unbeträchtliches Gedränge von Menschen statt, und es kam hier und da zu kleinen Zusammenstöſsen zwischen jungen Burschen und der Polizei. Etwa um 3 Uhr nachmittags begab sich ein Haufen Menschen von dort nach dem Senatsplatz, wo einige aus dem Senatsgebäude heraustretende, mit Recht unpopuläre Senatoren mit Pfeifen und Schreien begrüſst wurden. Zuschauer strömten herbei, die Objekte der Demonstration entfernten sich; aber die Menge blieb auf dem Platze. Die Stimmung war ein wenig aufgeregt, und es gelang der Polizei nicht, den Platz zu räumen, dieses um so weniger, als die Helsingforser Polizei, die noch vor einem Jahre eine in der Stadt geradezu populäre Institution war, nunmehr dank der Thätigkeit des neuen Polizeichefs und des russischen Gouverneurs, eine bedenkliche Verschlechterung und eine zunehmende Brutalität an den Tag legt. — Doch hätte es sicher nur geringer Ruhe und Geduld bedurft, damit die Menge sich von selbst zurückgezogen hätte. Es kam aber anders. Jemand — man weiſs nicht, ob der russische Gouverneur Kaigorodoff oder ein anderer hoher Funktionär — kam auf den unglückseligen und verbrecherischen Gedanken, die seit ein paar Jahren hier garnisonierende uralische Kosakensotnie zur Stelle zu beordern. Kaum war die wilde Horde auf dem Platze angelangt, als Signal geblasen wurde und kleine Kosakengruppen sich daran machten, den Platz zu „säubern", d. h. mit Knutenhieben auf die meistens ganz friedlichen Zuschauer loszusprengen, wobei weder Frauen noch Kinder verschont blieben. Die an eine derartige asiatische Rohheit nicht gewohnten Leute waren vielleicht im ersten Augenblicke ein wenig verblüfft, allmählich wuchs aber die Erbitterung, neue Scharen strömten herbei, die Angriffe der Kosaken wurden öfters wiederholt, es gelang aber nicht, den groſsen Platz zu räumen. Einige bekannte Persönlichkeiten aus der Stadt suchten die Volksmenge zu überreden, sich zu entfernen, erhielten aber die sehr begreifliche Antwort: „Erst die Kosaken weg, dann werden wir uns entfernen". In der That muſste ein jeder, der dem empörenden Schauspiele beiwohnte, zu der Überzeugung gelangen, daſs es ganz und gar von den Militärbehörden abhing, den Kampf einzustellen oder noch Stunden lang andauern zu lassen. Endlich lieſs man sich zwischen 8 und 9 Uhr abends überreden, die Kosaken zurückzukommandieren, und kurz nachher war der Platz leer und die Ruhe wiederhergestellt. Zahlreiche Personen wurden im Laufe des Nachmittags verwundet, jedoch keine lebensgefährlich. Der Auftritt machte auf alle Klassen der Bevölkerung einen Eindruck, der nicht leicht verblassen wird. Die russischen Machthaber haben gern die Rolle der Wohlthäter und Beschützer der Armen und der sozialen Reformatoren spielen wollen. Diese Rolle zu spielen dürfte ihnen künftig schwerlich gelingen. Die Arbeiterbevölkerung der finnländischen Hauptstadt hat jetzt gelernt, wie die Russen „die öffentliche Ordnung" aufrechterhalten. Wer die Knute aus eigener Erfahrung kennt, dem fällt es schwer für russische Verhältnisse zu schwärmen oder an russische Milde zu glauben.



Der Kampf ums Recht in Finnland.

Von

Civis.



Die letzte Zeit ist für Finnland reich an wichtigen Ereignissen gewesen, die auch für die Politik Russlands überhaupt eine gewisse symptomatische Bedeutung haben. Es hat sich gezeigt, dafs die neue Wehrpflichtsverordnung, die gegen den Beschlufs der Stände Finnlands im Jahre 1901 dem Lande gegeben wurde, bei dem Aufgebote von 1902 nicht hat befolgt werden können. Von den einberufenen Wehrpflichtigen, deren Gesamtzahl ca. 24 000 beträgt, haben sich nur ungefähr 40 Prozent zur Besichtigung und Losziehung angemeldet.

Die Bedeutung dieses Ausbleibens, das in jedem Lande Aufmerksamkeit erregen würde, wird offenbar, wenn man einen Blick auf die politischen Verhältnisse Finnlands wirft, wie sich dieselben gestaltet haben, seitdem i. J. 1898 in St. Petersburg der Beschlufs gefafst wurde, statt des auf ein Ständegesetz von 1878 gegründeten nationalen Militärwesens das russische Militärwesen einzuführen, und der General Bobrikoff gleichzeitig zum Generalgouverneur des Landes ernannt wurde, um diese Reform zu bewerkstelligen und im Zusammenhange damit eine vollständige Russifizierung der Administration Finnlands vorzubereiten. In den Kreisen in St. Petersburg, welche diese Tendenzen vertraten, hatte man nur eine sehr geringe Kenntnis von den finnländischen Verhältnissen. Der im russischen Kriegsministerium ausgearbeitete Vorschlag zur Armeereform ward allerdings dem Landtage übergeben, aber blofs zur Begutachtung, obgleich den Ständen, laut der Verfassung des Landes, das Recht zusteht, in der Wehrpflichtfrage zu beschliefsen. Als später die Befürchtung aufkam, die Stände würden von diesem Rechte ernstlich Gebrauch machen und vielleicht die Vorlage ablehnen, beschlofs man, kurz nach der Eröffnung der Session des Landtages, ohne Einwilligung der Stände eine Verfassungsänderung vorzunehmen.

Dies geschah durch das bekannte Manifest vom 15. Februar 1899, wodurch verordnet wurde, dafs finnländische Gesetzgebungsfragen, welche die Interessen Rufslands berühren, im russischen Reichsrate behandelt werden sollen; dem Landtage soll in solchen Fragen nur eine konsultative Vorprüfung zukommen; der Kaiser entscheidet dieselben autokratisch. Dieses Manifest, wogegen die Stände, der finnländische Senat und das Volk (durch die bekannte Massenadresse und die Deputation nach St. Petersburg) energisch protestierten, ist seitdem beim Wehrpflichtsgesetz zur Anwendung gekommen. Die Mehrzahl des Reichsrates verhielt sich ablehnend gegen den Vorschlag des Kriegsministeriums. Trotz alledem wurde dasselbe vom Kaiser zum Gesetz erhoben.

Nicht vor der Vermehrung der Militärlast hat sich das Volk gefürchtet, und nicht einer solchen haben sich auch die Stände widersetzt. Der Landtag, der einen Gegenvorschlag machte, vermehrte darin die Präsenzstärke von ungefähr 6000 bis auf 12000 Mann; übrigens hat das Rekrutenkontingent aus Finnland, dessen Einwohnerzahl 2³/₄ Millionen beträgt, für die Heeresmacht des russischen Reiches keine grofse Bedeutung. Was man in Finnland nicht wollte und nicht will, ist, dafs finnländische junge Leute in russischen Truppen dienen sollten, anstatt, wie vorher, als Wehrpflichtige in Truppen zu dienen, deren Befehl und Verwaltung finnländisch gewesen sind — und die doch bei Manövern gezeigt haben, dafs sie vorzüglich mit dem russischen Heere zusammenwirken konnten, dessen technische Ausbildung auch in den finnländischen Truppen befolgt wurde. Und vor allem will man nicht, dafs die Dienstpflicht und Anzahl der Mannschaft ohne Einwilligung der Stände bestimmt werden soll. Deshalb protestierte auch das Volk im Herbste 1901 gegen das neue Gesetz durch eine neue Adresse, die ebenfalls von etwa ¹/₂ Million finnländischen Bürgern und Bürgerinnen unterzeichnet wurde, und deshalb ist die Bewerkstelligung dieses Gesetzes bei jedem Schritte von Seiten des Volkes und der Behörden auf Widerstand gestofsen.

Nur der Senat, aus welchem i. J. 1900 unter Verhältnissen, die unten berührt werden sollen, die widerstandskräftigen Elemente ausgeschieden sind, hat, obgleich aus finnländischen Männern zusammengesetzt, nachdem er die neue Wehrpflichtsverfassung promulgiert hatte, willig für die Bewerkstelligung derselben gearbeitet, und der Eifer, den er dabei unter Einflufs des Generalgouverneurs entwickelte, hat im Lande allgemeinen und starken Unwillen erregt.

Von den Geistlichen, welche die Verordnung in der Kirche zu verlesen gehabt, hat zwar die Mehrzahl, widerwillig und zögernd, dem durch die Bischöfe des Landes ausgeübten Drucke der Regierung nachgegeben, aber recht viele Geistliche haben sich dessen geweigert, und mehrere unter ihnen haben Erklärungen abgegeben, die durch ihre männliche und offene Sprache der ganzen lutherischen Kirche zur Ehre gereichen.

Ein 75jähriger Pfarrer schrieb in seiner Erklärung an das Konsistorium:

„Die Gründe, weshalb ich es nicht auf mich habe nehmen können, in der Kirche meiner Gemeinde die neue Wehrpflichtverfassung zu verlesen, sind — soviel ich zu verstehen vermag — absolut zwingender Art.

Die neue Verfassung ist im Widerspruche mit Finnlands von mehreren Monarchen beschworenen Grundgesetzen zu Stande gekommen und kann also die Bewohner des Landes zum Gehorsam nicht verpflichten. Dies ist für mich um so klarer, als ich am ausserordentlichen Landtag von 1899 an der Behandlung der Allerhöchsten Vorlage über die Wehrpflicht teilgenommen und die Antwort der Stände unterschrieben habe.

Wenn ich dennoch, also mit Kenntnis dieser Umstände, die neue Verfassung als ein im Lande gültiges Gesetz verlesen wollte, dem die Mitglieder meiner Gemeinde zu gehorchen hätten, so würde ich mich der Unwahrheit im Heiligtum des Herrn schuldig machen.

Auch würde ich meinen Amtseid brechen, durch den ich mich zum Gehorsam gegen die Gesetze und Verfassungen des Landes heilig verbunden habe.

Weiter habe ich auf die Mitglieder meiner Gemeinde Rücksicht nehmen zu müssen geglaubt. Diese haben mit der tiefsten Betrübnis die Ausfertigung der neuen Verordnung erfahren und mir durch Deputationen ihre Gedanken darüber und über die verhängnisvollen Folgen ausgedrückt, welche dieselbe nach sich ziehen würde, wenn sie Gesetz würde.

Es ist bekannt, dafs man in verschiedenen Kirchen die Kundmachung dadurch zu verhindern gesucht hat, dafs die Gemeinde die Kirche verlassen hat. Die Gemeinde verläfst die Kirche in der Überzeugung, dafs sie recht gehandelt hat. Es ist aber dies eine gezwungene Notwehr gegen den, der das Volk seines kostbarsten Eigentums hat berauben wollen, und zu dieser Notwehr habe ich meiner Gemeinde keine Veranlassung geben zu müssen geglaubt.

Unser Erlöser, der zur Welt kam, um von der Wahrheit zu zeugen, hat jedem Christen das Vorbild gegeben, immer von der **Wahrheit** zu zeugen; er gebot „dem Kaiser zu geben, was ihm gehört", er gab sich aber nie zum Werkzeug zur Durchführung einer ungerechten Handlung her. Die Worte des Apostels Paulus: „seid jeder menschlichen Ordnung unterthan" schliefsen einen Protest in Worten oder einen Widerstand in Handlung nicht aus, wenn die Obrigkeit, die in **Gottes Namen** regieren soll, etwas anbefiehlt was gegen das ewig Rechte streitet. Da muss es die Pflicht der Bürger sein, die Obrigkeit den Widerspruch zwischen ihrer Handlungsart und der ihr von Gott gesetzten Aufgabe fühlen zu lassen, vorausgesetzt, dafs man dem göttlichen Prinzipe der Obrigkeit seine Huldigung giebt durch die Ehrfurcht, womit man seinen Protest ausspricht.

Mit all der Kraft, die mir zu Gebote steht, erkläre ich hierdurch, dafs ich keineswegs aus Widerspenstigkeit oder Unehrerbietigkeit gegen meine Vorgesetzten es unterlassen habe, die neue Wehrpflichtsverordnung zu verlesen, sondern nur aus Gehorsam gegen den Richter, der im Innern jedes Menschen Gottes ewiges Recht bewacht.

Ich habe schon ein Alter von 75 Jahren erreicht, ohne mich wissentlich einer solchen Verletzung des Gebotes des Gewissens oder meines Amtseides, wie der jetzt fraglichen, schuldig gemacht zu haben, und ich hoffe mit Gottes Hilfe, wenn meine Zeit dahin ist, hinscheiden zu können, ohne ein aus solchem Grunde beflecktes Andenken zu hinterlassen."

Ein anderer, noch älterer Pfarrer äufserte sich in demselben Sinne.

In den allermeisten Fällen hat indessen die Wehrpflichtsverordnung nicht in vorgeschriebener Weise verlesen werden können, denn die Verlesung wurde von der Gemeinde verhindert, indem sie dagegen protestierte und ein Kirchenlied, gewöhnlich das alte: „Eine feste Burg ist unser Gott" anstimmte. Dies ist in allen gröfseren Städten des Landes, u. a. in der Hauptstadt Helsingfors geschehen. Die Geistlichen, die die Verlesung verweigert haben, sind später auf Befehl der Regierung bei den Konsistorien verklagt worden, und als diese sie nur zum Verluste des Gehalts einiger Monate verurteilten, hat die Regierung diese Klagen vor höhere Instanz ziehen lassen, in der Hoffnung, dafs das höchste Gericht, d. h. das Justizdepartement des Senats, die Verklagten von ihren Ämtern absetzen werde.

Zur Vorbereitung des Aufgebotes gehört, sowohl nach dem neuen,

wie nach dem alten Wehrpflichtsgesetze, dafs die Gemeinden Bevollmächtigte zu den Ersatzkommissionen auswählen, welche die Besichtigung und die Losziehung bewerkstelligen sollen. Ungefähr die Hälfte der Gemeinden des Landes haben sich geweigert, solche Wahlen vorzunehmen. Sobald die ersten Gemeinden einen dahin gehenden Beschlufs gefafst hatten, befahl der Senat den Provinzialverwaltungen, durch Androhung von Geldbufsen diesen Widerstand zu brechen, und solche Geldstrafen sind in der That in grofser Anzahl auferlegt worden. Der Betrag derselben ist in vielen Fällen unbillig hoch gewesen: so sind z. B. arme Gemeinden von 5000 Einwohnern mit Geldbufsen von 15000 Mark bedroht worden. Da aber dieses Zwangsmittel nicht die gewünschte Wirkung hatte, sah sich der Senat zu der Mafsregel veranlafst, dafs die Ersatzkommissionen ohne die Bevollmächtigten der Gemeinden für beschlufsfähig erklärt werden sollten, wodurch zugestanden wurde, dafs das neue Gesetz nicht ordnungsmäfsig befolgt werden konnte. Um die solchermafsen aus den Fugen gegangene Verordnung ins Werk zu setzen, mufste man aber, damit die vorgeschriebenen Ämter bei den Ersatzkommissionen besetzt werden könnten, zu neuen Abweichungen greifen. Zu Schriftführern wurden teils inkompetente Personen ausersehen, teils hat man gegen die klare Bestimmung des Gesetzes zu diesen Posten Beamte verordnet, die darum nicht nachgesucht hatten und nicht verpflichtet waren, einen solchen ihrem Dienste fremden Auftrag zu übernehmen. Aufser den ordentlichen Militärärzten mufsten zur Besichtigung der Wehrpflichtigen einige aufserordentliche Ärzte angestellt werden; da solche aber nicht aufzutreiben waren, verordnete der Senat russische Ärzte und brach damit gegen die ausdrückliche Bestimmung der Verfassung, dafs nur finnländische Unterthanen einen finnländischen Staatsdienst bekleiden oder in Finnland öffentliche Aufträge ausführen können. Bei Einforderung einiger Angaben, die zur Durchführung der Wehrpflichtsverordnung nötig waren, ist der Senat von Seiten der meisten der betreffenden Behörden auf prinzipiellen Widerstand gestofsen, und die drei „Hofgerichte“ (die judiziellen Zwischeninstanzen) haben ausdrücklich erklärt, dafs sie sich nach dieser verfassungswidrigen Verordnung nicht richten werden. Die Hofgerichte werden also ihresteils die ausgebliebenen Wehrpflichtigen freisprechen, wenn diese vor Gericht verklagt werden, und es ist wahrscheinlich, dafs die Gerichte erster Instanz derselben Auffassung sein werden. Der Senat hat aber eine Verlängerung der Aufgebotszeit erwirkt und hofft, in Gemeinden, wo das Ausbleiben am gröfsten gewesen

ist, die Wehrpflichtigen bewegen zu können, sich bei den erneuerten Aufgeboten einzustellen.

Einen solchen Sieg über das Gewissen der Jugend erstreben, heifst in der That, der Regierung eine grosse moralische Niederlage bereiten. Nicht um eine bürgerliche Pflicht zu vermeiden, sind die jungen Leute von dem Aufgebote ausgeblieben, sondern sie haben, der von den Ständen ausgesprochenen Rechtsauffassung und dem von den Gemeinden gegebenen Beispiele folgend, nach ihrem Können die russische Alleinherrschaft verhindern wollen, sich über Finnland zu erstrecken. Diesen zur Bewahrung der Rechtsordnung geleisteten Widerstand brechen, heifst einen grofsen Lebenswert dahingeben und das sittliche Bewufstsein der künftigen Generationen trüben. Und welche Mittel wendet man dazu an! Offiziös wird in der Regierungspresse versprochen, dafs, wenn die Aufgebotenen sich jetzt einstellen, der Senat eine solche Änderung der neuen Militärordnung erwirken werde, dafs die finnländische Mannschaft auch künftighin in finnländischen Truppen dienen soll. Welches wird die Gemütsstimmung der Jugend sein, wenn sie später sieht, dafs diese Vorspiegelungen falsch gewesen sind?

Ein Zustand, wie der jetzige, ist natürlich dem finnländischen Volke sehr peinlich, da es seit bald hundert Jahren während seiner Vereinigung mit Rufsland sich daran gewöhnt hat, dafs seine alte Rechtsordnung gewissenhaft beobachtet wurde, und da dieses Volk nicht verstehen kann, weshalb das Gesetz des Landes in solcher Weise verletzt wird. Auch für die Reichsregierung kann der Zustand in Finnland nicht angenehm sein. Man hat — davon zeugen die Diskussionen des russischen Reichsrats in der Wehrpflichtfrage — erwartet, dafs die russische Wehrpflicht sich nicht ohne Schwierigkeit einführen liefse. Deswegen hat man bestimmt, dafs im Jahre 1902 blofs 280 Mann einberufen werden sollten, nämlich die Mannschaft, die zur Rekrutierung des finnländischen Gardeschützenbataillons, der einzigen nicht aufgelösten finnländischen Truppe, erforderlich ist. Es hat sich aber gezeigt, dafs diese verdächtig grofse Erleichterung ohne Eindruck auf die Bevölkerung geblieben ist, denn diese hat keineswegs vergessen, was man im Jahre 1899 offen aussprach, dafs es nämlich der Zweck der Militärreform sei, aus Finnland so viel Mannschaft einzuberufen, dafs 20000 Mann finnländische Soldaten gleichzeitig unter den Waffen stehen sollten. Durch die übereilte, durch den Generalgouverneur herbeigeführte Auflösung der acht finnländischen Armee-Scharfschützen-

bataillone und des finnländischen Dragonerregiments wurde der Übergang zur russischen Wehrpflicht des versöhnenden Scheins beraubt, den man demselben zuerst dadurch hatte geben wollen, dafs man, übrigens in sehr unbestimmter Weise, die künftige Einrichtung neuer Truppen andeutete, die hauptsächlich aus finnländischer Mannschaft bestehen sollten und als eine Fortsetzung der alten Bataillone gedacht werden konnten. Anstatt in dieser Weise den finnländischen Offizieren innerhalb Finnlands Anstellung zu bieten, suchte man durch Vorspiegelung grofser Vorteile sie zu bewegen, in Rufsland Dienst zu nehmen; da war es klar, dafs es keine quasi-finnländischen Truppen mehr geben würde. Und von staatsrechtlichem Gesichtspunkte aus gesehen hörte die Existenz des finnländischen Militärs auf, als die Kanzlei des finnländischen Befehlshabers und der Stab des finnländischen Militärs aufgelöst wurden. — Wenn man die Hoffung gehegt hatte, für die russische Armee eine Menge tüchtiger finnländischer Offiziere zu gewinnen, so hat man sich indessen geirrt. Die meisten Offiziere haben es vorgezogen, ihr Auskommen anderweitig zu suchen, statt ihr Land zu verlassen; und die Rohheit, mit der der Generalgouverneur gegen die finnländischen Truppen, insbesondere gegen das Dragonerregiment, aufgetreten ist, hat bei den Offizieren eine nie zu tilgende Bitterkeit zurückgelassen.

Wie sollen nach alle dem die Aufgebote zu Stande gebracht werden, wenn man künftighin nicht einige hundert, sondern einige tausend Mann zur Fahne einberufen will, und also diejenigen, die zu den Wahlurnen gehen würden, grofse Aussicht hätten, für den russischen Militärdienst in Anspruch genommen zu werden. Wird man etwa dann die Ausgebliebenen durch Militär einfangen lassen? Sicher ist, dafs soviel junge Leute, wie nur möglich, vorher nach Amerika auswandern werden. Schon die Aussicht auf die Einführung der russischen Wehrpflicht vervierfachte im Jahre 1899 die Emigration, und diese hat seitdem stetig zugenommen.

In russischen Regierungskreisen ist schon früher die Ansicht ausgesprochen worden, dafs eine auf Russifizierung gerichtete Militärreform so grofse Schwierigkeiten und Leiden verursachen würde, dafs sie in keinem vernünftigen Verhältnisse zu dem Nutzen stände, der vom russischen Gesichtspunkte aus davon erwartet werden könnte, und es ist von jener Seite auch vorgeschlagen worden, dafs Finnland durch Geldbeiträge, statt der Wehrpflicht an der Verteidigung des Reiches teilnehmen sollte. Vielleicht wird sich diese Ansicht noch geltend machen und die Frage in finanzieller Form den Ständen vorgelegt werden, deren Beschlufs zur Erhebung neuer

Steuern erforderlich ist. In Finnland würde man natürlich am liebsten sehen, dafs den Ständen ein neuer Vorschlag zum Wehrpflichtgesetz, im Zusammenhange mit einer Revision des sogen. Reichsgesetzmanifestes vom 15. Februar 1899, übergeben würde, und dafs ihr Recht zur Teilnahme an der Militärgesetzgebung damit wieder anerkannt würde.

In welcher Art die eine Richtung der russischen Politik gegenüber sich im übrigen geltend gemacht, dürfte aus folgenden Beispielen ersichtlich werden. Inbetreff der Verwaltungssprache wurde im Widerspruche mit der Verfassung des Landes im Jahre 1900 eine Verordnung erlassen, des Inhalts, dafs die Amtssprache des Departements der Ökonomie des Senats, sowie der zentralen und Provinzialverwaltungen russisch werden soll; es soll diesen Verwaltungen jedoch offen stehen, in ihrer Berührung mit dem Publikum auch noch fernerhin die einheimischen Sprachen des Landes, schwedisch und finnisch, anzuwenden. Die Verordnung hat die Einführung des Russischen im Senat auf das Jahr 1903, in den übrigen genannten Verwaltungen auf das Jahr 1905 angesetzt; nur die vom Senate nach St. Petersburg abzufertigenden Schriftstücke sollten gleich im Original russisch abgefafst sein. Es zeigte sich aber, dafs diese Bestimmung nicht zu befolgen war, denn weder die Senatoren, noch die Referenten vermögen in dieser Sprache offizielle Aktenstücke abzufassen. Die Senatoren haben sich zwar dazu verstanden, ihre Namen mit russischen Buchstaben unter Übersetzungen zu zeichnen, die Referenten aber sind dazu nicht zu bewegen gewesen, und die Folge davon ist, dafs die Übersetzungen ohne die gehörige Kontrasignation nach St. Petersburg gesandt worden sind. Die erwähnte Sprachverordnung von 1900 wird nicht durchgeführt werden können. Da es in Finnland nur ungefähr 8000 Personen giebt, deren Muttersprache russisch ist, ist es klar, dafs nur wenige Finnländer jemals Gelegenheit haben russisch zu hören und zu sprechen. Es ist den Finnländern in der Regel unmöglich, russisch so gut zu lernen, dafs sie von amtswegen diese Sprache anwenden könnten; die in der Schule erworbene Kenntnis der schweren russischen Sprache geht bald verloren, da die Praxis im Leben fehlt. — Auf Grund der Grundgesetzwidrigkeit der Verordnung von 1900 weigerten sich ungefähr die Hälfte der Senatoren, dieselbe zu promulgieren, und reichten ihre Entlassung ein, nachdem sie dem Monarchen gegenüber ehrlich ausgesprochen hatten, dafs sie bei der Vollziehung von Bestimmungen, die solche Folgen haben mufsten, nicht mitwirken wollten.

Bis jetzt sind nur ein paar Versuche gemacht worden, innerhalb

Finnlands im Widerspruch mit der Verfassung des Landes einem Russen[1] einen höheren Staatsdienst zu verleihen, nämlich als ein Oberst Seyn zum Direktor der Kanzlei des Generalgouverneurs, sowie als ein General Kaigorodoff zum Gouverneur der Provinz Nyland ernannt wurde. Kaigorodoff hat von den in Kraft stehenden Gesetzen, sowie von dem Charakter und den Sitten der Bevölkerung keine Notiz genommen. Auf dem Gebiete der Verwaltung hat seine vornehmste Mafsregel darin bestanden, dafs er in deutlichem Widerspruch mit der Sprachverordnung von 1900 versucht hat, in seinem amtlichen Briefwechsel mit dem Senate vor der festgesetzten Zeit die Bestimmungen der Verordnung ins Werk zu setzen; dadurch hat er gezeigt, dafs das neue Régime seine eigenen Bestimmungen nicht respektiert. Einer seiner Untergeordneten, ein geachteter und untadelhafter Beamter, weigerte sich, diesen Befehlen zu gehorchen, und wurde deshalb auf Veranstaltung des Generalgouverneurs ohne Untersuchung und gerichtliches Urteil abgesetzt. Sonst hat Kaigorodoff, der ein bischen schwedisch gelernt hat, sich natürlich mit den laufenden Verwaltungsgeschäften nicht befassen können, und bei Handhabung derselben haben ihm sicherlich einige jüngere russische Beamte nicht behilflich sein können, die ihm vom Generalgouverneur zur Verfügung gestellt wurden; bei diesem sind eine Anzahl solcher Beamten „wegen besonderer Aufträge“ angestellt, — ein dem finnländischen Verwaltungsrecht ganz fremdes Amt. In der Nyländischen Provinzialkanzlei, wo das wichtigste Amt zweimal vakant erklärt worden ist, ohne dafs jemand sich darum beworben hätte, werden mehrere der ordentlichen Ämter ohne jede Leitung von stellvertretenden jüngeren finnländischen Beamten gehandhabt, die selbstverständlich auch beim besten Willen einer Provinzialverwaltung nicht vorstehen können.

Die Thätigkeit Kaigorodoffs, wie die des Generalgouverneurs ist vorzugsweise auf die Polizei gerichtet gewesen. Auf Grund anonymer Angaben oder der Berichte der Gendarmen werden den Behörden beständig Erklärungen über Unordnungen, die nicht stattgefunden haben, und Mifsverhältnisse, die nicht vorhanden sind, abgefordert. Diese Korrespondenz Bobrikoffs und Kaigorodoffs zeugt nicht allein von einer vollständigen Unfähigkeit, finnländische Verhältnisse zu begreifen, sondern auch von

[1] Hier wird vom Amt des Generalgouverneurs abgesehen, das nach altem Herkommen von einem Russen bekleidet werden kann, und dessen Inhaber in der That seit 1809 Russen gewesen sind.

einem Mangel an den einfachsten administrativen Begriffen, und würde, wenn sie gesammelt und veröffentlicht würde, eine sehr traurige Vorstellung von russischer Verwaltungspraxis geben. Bemerkenswert ist es indessen, dafs man der nach Finnland verlegten russischen Gendarmerie bisher keine offizielle Stellung gegeben hat; diese vermeidet, als eine öffentliche Behörde aufzutreten und beschränkt sich auf heimlichen Spiondienst. Statt dessen sucht man die Polizei der Städte durch Einführung schlechter Elemente zu korrumpieren. In Helsingfors ist ein gewisser Oberst Carlstedt, ein finnländischer Offizier, der, nachdem er von seinen Kameraden gezwungen wurde, ein finnländisches Bataillon zu verlassen, in Rufsland gedient hat, zum Polizeimeister gemacht, und sind schon einige von ihm angestellte Polizeibeamte wegen Mifsbrauchs ihrer Amtsgewalt, wegen Meineids u. s. w. verurteilt worden. Diesen Personen sind nun durch Vermittelung des Generalgouverneurs kaiserliche Gnadenbeweise zu teil geworden — was vor den Augen des grofsen Publikums die Regierung Bobrikoffs in ein sehr grelles Licht gesetzt hat. Dadurch hat sich auch bestätigt, was z. B. sein Zensurrégime schon vorher gezeigt hatte, dafs nämlich blofs sittlich verkommene Finnländer sich ihm anschliefsen. Dafs die ganze Verwaltung Bobrikoffs der Art ist, dafs sie die russische Regierung entehrt, darüber scheint man schon in einflufsreichen Kreisen St. Petersburgs im Klaren zu sein.

Die vornehmste polizeiliche That Kaigorodoffs sind die Gewaltthaten der Kosacken in Helsingfors am 18. April d. J., dem Tage, wo die Besichtigung der Gestellungspflichtigen in der Stadt vor sich gegangen war. Kaigorodoff, zu Pferde auf einem der Plätze von Helsingfors, hiefs, ohne die vorhergehenden im Gesetze bestimmten Warnungen, eine Sotnja (100 Mann) uralscher Kosacken mit der Knute auf das Publikum einhauen, das von einer unbedeutenden Demonstration hingelockt worden war, die eine Anzahl Gestellungspflichtiger und Strafsenjungen gegen einige Senatoren veranstaltet hatten. Das Publikum war schon im Begriffe, sich zu entfernen, und es that nichts, was die Anwendung von Militär berechtigt hätte. Die Kosacken aber peitschten vor Kaigorodoffs Augen friedliche Menschen, meistenteils Frauen und Kinder, die zu den Treppen der Nikolaikirche und der Universität, sowie zu dem eingehegten Platz um das Denkmal Alexanders II. ihre Zuflucht genommen hatten, und auf seinen Befehl ritten einzelne kleinere Kosackenhaufen in die an den Platz stofsenden Strafsen und griffen da ganz unerwartet friedliche Wanderer an, drangen in die Höfe der Häuser, ja sogar in ein Krankenhaus ein, wo

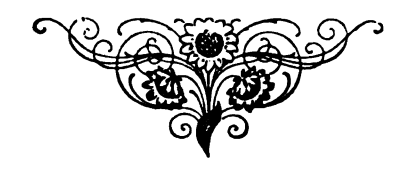
sie verschiedene Personen mifshandelten. Das Publikum, das sich inzwischen, meistens durch Zuflufs von Arbeitern, vermehrt hatte, wehrte sich gegen die Kosacken durch Steinwerfen und verliefs den Platz nicht eher, als bis die Kosacken abgezogen waren. Nachher hat Bobrikoff, der bei dieser Gelegenheit abwesend war, erklärt, dafs er diese Handlungsweise Kaigorodoffs und die Gewaltthaten der Kosacken vollkommen billigt.

Durch diese Gewaltthaten hat Kaigorodoff einer der hauptsächlichen Bestrebungen des Bobrikoffschen Régimes entgegengearbeitet. Jahrelang hat der Generalgouverneur gesucht, durch Gendarmenagenten, die oft als russische Hausierer aufgetreten sind, die besitzlosen Klassen gegen die herrschende gesellschaftliche Ordnung aufzuhetzen, indem sie ihnen vorspiegelten, die Einführung des russischen Gesetzes werde für die Armen allerlei Vorteile herbeiführen; u. a. werde die grundbesitzlose Bevölkerung auf dem Lande unentgeltlich Grundstücke bekommen, indem die gröfseren Güter — deren Anzahl in Finnland übrigens sehr gering ist — unter den Besitzlosen verteilt werden sollten. Viel Glauben hat man diesen Versprechungen nicht geschenkt, und das Mifstrauen gegen dieselben hat zugenommen, da man von keinen Reformen gehört hat. Nun bekam man auf einmal die Einsicht, dafs, was das russische Régime auch sonst zur Folge haben mag, eines wird es wenigstens ganz gewifs dem Volke geben, nämlich die Knute an Stelle des Gesetzes.

Man fragt sich in Finnland nicht ohne Verwunderung, welches der Zweck dieser sogen. Russifizierungspolitik ist, die Finnland und Rufsland nicht vereinigt, sondern im Gegenteil immer weiter voneinander trennt. Solange die Autonomie Finnlands nicht verletzt wurde, fand eine ununterbrochene Annäherung zwischen Finnland und Rufsland statt. Der auf der Verschiedenheit der historischen Entwicklung, der Religion, der Sitten und der Sprache beruhende Unterschied zwischen den beiden Völkern ist zwar zu grofs, als dafs eine Verschmelzung denkbar gewesen wäre; das russische Leben aber fand in Finnland, besonders dank der russischen Litteratur, immer gröfseres Verständnis, und das Volk Finnlands war mit Treue und Liebe seinen russischen Monarchen zugethan, in denen es die Aufrechterhalter der Landesverfassung verehrte. Das Vertrauen und die Liebe des Volkes ist ein kostbarer Schatz, der nicht verscherzt werden sollte, nur um eine scheinbare, äufsere Gleichheit zwischen der finnländischen und der russischen Verwaltung zu stande zu bringen. Denn eine wirkliche Einführung russischer Institutionen in Finnland ist nicht möglich. Mit

einem Male die ganze finnländische Rechtsordnung wegzufegen, sowie alle Beamten des Landes zu entlassen und durch Russen zu ersetzen, kann natürlich nicht in Frage kommen. Man scheint auch nur allmählich russische Rechtsgrundsätze und russische Männer in die Verwaltung einführen zu wollen, aber diese neuen Elemente können in keiner Weise mit den finnländischen zusammengeschweifst werden; der russische Beamte kann das finnländische Gesetz nicht beobachten, ebensowenig wie der finnländische Beamte das russische. Überall, wo man eine solche Zusammenwirkung versucht, wird Verwirrung entstehen, und das Fortgehen in dieser Richtung wird schliefslich eine administrative Anarchie herbeiführen, die auf den sittlichen und ökonomischen Zustand des Landes äufserst schädlich einwirken mufs. Dasselbe Recht eignet sich nicht für alle Völker; was für russische Verhältnisse gut passen kann, würde in Finnland als eine Zwangsjacke empfunden werden, und das Gesetz kann durch blofsen Zwang nicht aufrecht erhalten werden; um wirklich zu leben, mufs es die Rechtsanschauung des Volkes ausdrücken und freiwillig beobachtet werden.

Finnland hat, seitdem das Ministerstaatssekretäramt im Jahre 1900 in die Hand des Staatsmannes gelegt wurde, der jetzt der Minister des Innern des Kaiserreichs ist, keinen einheimischen Mann mehr an solchem Platze, dafs er dem Monarchen die Lage des Landes darstellen könnte. Das Volk mufs warten, bis die Reichsregierung auf experimentellem Wege die Unmöglichkeit der jetzigen Politik erfahren hat. Ihre Versuche werden ohne Zweifel Finnland sehr schwere Leiden verursachen, diese werden aber in der Hoffnung einer helleren Zukunft ertragen werden. Magna est veritas et praevalebit.



Johan Wilhelm Snellman.

Ein finnländischer Publizist, Denker und Staatsmann.

(Schlufs.)

Von

M—r—s.



Nach Schweden zurückgekehrt, nahm Snellman als Mitarbeiter bei der „Freja“ an einer heftigen publizistischen Fehde teil, die durch eine ins Schwedische übersetzte Schrift über D. Fr. Straufs' Ansichten hinsichtlich der Evangelien veranlafst worden war, die Gegenstand einer gerichtlichen Klage seitens der kirchlichen Behörden geworden war. Snellman und die ganze liberale Presse verteidigte eifrig den Herausgeber, der freigesprochen wurde. Daneben erschienen mehrere andere Schriften aus seiner Feder. Eine ungewöhnlich interessante und gut geschriebene Schilderung „Deutschland“ zeugte von der Genauigkeit und Vielseitigkeit seiner Beobachtungen während seiner soeben beendigten deutschen Reise und wurde von der schwedischen Kritik wohlwollend beurteilt. Von einem Roman „Vier Ehen, Gemälde in Terburgs Manier“ erschien nur der erste Teil: „Liebe und Liebe“, der jedoch ein abgeschlossenes Ganzes für sich bildet. Ein zweiter Teil war niedergeschrieben und sogar bereits gedruckt, als Snellman, der selber mit demselben nicht zufrieden war und einsah, dafs die belletristische Schriftstellerei überhaupt nicht sein eigentlicher Beruf war, dem Verleger Order gab, die ganze fertige Auflage zu makulieren. Der Roman „Liebe und Liebe“ ist ins Russische und ins Deutsche übersetzt.

In Stockholm veröffentlichte er schliefslich sein vornehmstes wissenschaftliches Werk: „Läran om Staten“ („Die Lehre vom Staat“). Dieses

Werk, das in seinen Grundzügen sich an Hegels Staatslehre anschliefst, dieselbe jedoch in einer verhältnismäfsig freisinnigeren Richtung modifiziert, verrät überall die selbständige Auffassung des Verfassers. Der Grundgedanke ist, dass ein lebendiges Nationalgefühl die einzige richtige Grundlage für ein gesundes Staatsleben ist. Dieses Werk, das auf die Denkweise im Vaterlande des Verfassers einen tiefgehenden Einflufs ausgeübt hat, ist in stilistischer Hinsicht besonders hervorragend. Es ist ihm hier gelungen, sich ganz und gar von der abstrusen Hegelschen Form zu befreien, die seine früheren philosophischen Schriften zum Teil beschwert. Auch verwandte er auf den Stil in der „Lehre vom Staat“ sehr viel Sorgfalt und betrieb eigens zu diesem Zwecke Studien in französischer Litteratur.

In Schweden hatte er nun durch seine Schriftstellerthätigkeit das Ansehen erworben, dafs man seine Ernennung als Professor der Philosophie an einer der schwedischen Universitäten wünschte. Er widerstand aber dieser Versuchung und kehrte Ende 1842 in die Heimat zurück, nachdem er während seiner drei Wanderjahre seine publizistische, wie seine wissenschaftliche Fähigkeit zur Reife entwickelt hatte. Dafs seine Laufbahn im Vaterlande keine gewöhnliche werden würde, ahnten seine Bekannten in Stockholm, unter denen Almqvist beim Abschied äufserte: „In Finnland wirst du entweder gehängt oder Mitglied der Regierung“.

Der Beifall, den Snellmans Werke bei der ausländischen Kritik gefunden hatten, trug natürlich dazu bei, seine Popularität im Vaterlande zu erhöhen, und voll Unruhe fragte man sich, ob nicht die Helsingforser Universität sich beeilen würde, eine so ungewöhnliche Kapazität an sich zu fesseln. Es erwies sich aber, dafs die Machthaber hierzu keineswegs geneigt waren; sie sahen im Gegenteil in seiner letzten litterarischen Thätigkeit neue Beweise für die Richtigkeit der Ansicht, die sie schon früher hegten, dafs Snellman ein gefährlicher Volksaufwiegler war, der Thron und Altar untergrub. Vergebens schlugen seine Freunde im akademischen Senat vor, ihn an die Universität zu fesseln, der Rektor gestattete nicht einmal eine Diskussion der Frage. Während man in Schweden alles that, um ihn zu gewinnen, hielt man ihn im Vaterlande für vollkommen entbehrlich. Ebenso mifslang sein Versuch, in der Zeitungspresse in Helsingfors festen Fufs zu fassen. Er sah sich infolge dessen gezwungen, eine Anstellung als Schulvorsteher in einer entlegenen kleinen Provinzstadt, Kuopio, anzunehmen. Die Herren, die am Ruder safsen, glaubten, dafs er — solchermafsen an die Grenzen der Civilisation versetzt — ihnen

nicht mehr lästig werden konnte; sie mufsten aber bald einsehen, dafs sie sich darin geirrt hatten. Denn neben seinem pädagogischen Berufe übernahm er in Kuopio zugleich eine publizistische Aufgabe, die für Finnland epochemachend werden sollte. Er begann nämlich im Jahre 1844 zwei Zeitungen herauszugeben: die eine ein Volksblatt in finnischer Sprache, die andere in schwedischer Sprache für die Gebildeten. Besonders die letztere, die „Saima“ hiefs, war es, durch die er Einflufs gewann. Man kann sagen, dafs erst mit dieser Zeitung die Presse in Finnland zu einer Macht im öffentlichen Leben wurde. Mit ausserordentlichem Talente behandelte Snellman hier Fragen der verschiedensten Art; in ernsten Artikeln kämpfte er für Reformen in Schulunterricht, Gewerbeleben, Zollwesen, Grundbesitz, Forstwesen, Armenpflege, Strafgesetzgebung; in kritischen Aufsätzen besprach er Werke der einheimischen und ausländischen Litteratur; mit den Waffen der Satire züchtigte er in gebundener und ungebundener Form das Elend und den beschränkten Gesichtskreis der einheimischen Presse und die spiefsbürgerliche Selbstzufriedenheit, die sich vielerorts im Lande breit machte und den Fortschritt hinderte. Eine Menge der Reformen, auf die die „Saima“ drang, sind später durchgeführt worden.

Als wichtigste Reform verlangte die „Saima“, dafs die finnische Sprache aus ihrer unterdrückten Stellung zu einem Ausdrucksmittel für eine höhere Kultur erhoben würde. Sie wollte, dafs diese Sprache als die eigentliche Nationalsprache des Landes betrachtet würde, und dafs folglich die gebildeten Klassen, die zum grofsen Teil finnischen Ursprungs sind, und deren Vorväter ihre ursprüngliche finnische Muttersprache gegen das Schwedische eingetauscht haben, allmählich zu der ersteren zurückkehren müfsten. Nur durch eine solche Einheit der Sprache konnte nach Snellmans Überzeugung die Einheit des Nationalbewufstseins errungen werden, die den Bestand des finnländischen Volkes sicherstellen konnte; eine Ansicht, die er mit philosophischen Gründen zu stützen suchte. Diese seine Forderung ward zum Gegenstand heftiger und langwieriger Zwistigkeiten, und hat sogar die Bildung zweier Parteien veranlafst, die der schwedisch und die der finnisch Gesinnten (sog. Svekomanen und Fennomanen), deren Kampf sich bis auf unsere Tage erstreckt hat. Wie diese Streitfrage auch beurteilt werden mag, so hatte Snellman doch ohne Zweifel wenigstens darin Recht, dafs die Sprachenverhältnisse des Landes eine gründliche Umgestaltung erforderten, da die Mehrzahl des Volkes infolge der Recht-

losigkeit und Vernachlässigung seiner Sprache sich in einer Lage befand, die nicht nur eine Ungerechtigkeit, sondern auch eine politische Gefahr involvierte. Unbegründet ist auch die Beschuldigung, die man gegen Snellman gerichtet, dafs er die auf skandinavisch-germanischem Grunde erwachsene Kultur Finnlands habe vernichten wollen. Denn wenn er auch glaubte, dafs die Kultur Finnlands in rein finnischem Gewande einen höheren Grad von Selbständigkeit und Eigentümlichkeit erreichen konnte, als wenn sie ein blofses Anhängsel der schwedischen Kultur verblieb, so fiel es ihm doch nicht ein, die ersten aus ihrem historischen Zusammenhange mit der skandinavisch-germanischen Bildung zu reifsen, mit welcher dieselbe auch, abgesehen von der intimen litterarischen und wissenschaftlichen Verbindung, durch die stärksten Bande verknüpft ist, nämlich durch den evangelischen Glauben und durch die in der Vereinigung mit Schweden ausgebildete Rechtsordnung und -auffassung. Schon a priori mufs es ja unglaublich erscheinen, dafs der Hegelianer Snellman nicht den Wert germanischer Kultur zu schätzen gewufst hätte. Bemerkenswert ist übrigens der Zusammenhang, der zwischen den Nationalitätsbestrebungen in Europa und der hegelschen Philosophie stattgefunden hat, indem viele von den Führern der genannten Bestrebungen gleich Snellman Anhänger dieses Systems gewesen sind.

Der scharf polemische Ton, den die „Saima" anschlug, erregte an vielen Stellen Anstofs, bei andern aber und besonders bei der Jugend erweckte die „Saima" einen vaterländischen Eifer, der nicht mit dem Augenblicke verflog. Was jedoch dem Blatte verhängnisvoll wurde, war die Unzufriedenheit, die es in den Regierungskreisen hervorrief. Der damalige Generalgouverneur Fürst Menschikoff huldigte der politischen Maxime, dafs man von Finnland gar nichts, weder Gutes noch Übles hören durfte, und am allerwenigsten etwas, was einer Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen ähnlich sehen konnte. Aber eine ganze Nation zu wecken, ohne Lärm zu machen, war offensichtlich unmöglich. Da gerade diese Erweckung das Ziel der „Saima" war, so wurde ihr ganzes Bestehen zu einem fortwährenden Kampf gegen die Zensur. Nach einem dreijährigen zähen Kampfe wurde das Blatt durch ein Verbot der Regierung Ende 1846 vernichtet. Snellman gab jedoch seine Sache nicht auf, sondern setzte seine schriftstellerische Thätigkeit in einer Monatsschrift, dem „Litteraturbladet", fort, zu deren Herausgabe sein Freund Lönnrot sich eine Erlaubnis verschafft hatte. Wenn auch in einer litterarischeren Richtung,

als die „Saima“ verfocht dieselbe doch in der Hauptsache dieselben Ideen.

Inzwischen wurde die Professur der Philosophie an der Universität frei. Snellman bewarb sich um dieselbe und wurde vom akademischen Senat vorgeschlagen, die Regierung ernannte jedoch einen anderen. Gleichzeitig wurde ein Katheder in Upsala vakant und Snellman konnte, wenn er wollte, dasselbe erhalten. Die Versuchung war grofs; nach einem schweren innern Streite beschlofs er aber im Vaterlande zu bleiben, das nach seiner Ansicht vor allem auf seine Fähigkeiten Anspruch machen durfte. Hier war er dank der Verfolgungen der Regierung eine Zeitlang gezwungen mit Frau und Kindern — wie er sagte — „gleich den Vögeln des Himmels“ zu leben. Der unerträgliche Druck der Zensur zwang ihn gegen Ende 1849 die Redaktion des „Litteraturbladet“ niederzulegen und gleichzeitig gab er sein Rektoramt in Kuopio auf, um nach Helsingfors überzusiedeln. Man ging mit der Absicht um, daselbst eine private höhere Handelsschule zu errichten, und hatte ihm den Posten eines Vorstehers derselben angeboten. Als aber dies bekannt wurde, verweigerte die Regierung die Genehmigung zur Eröffnung der Anstalt. Die Regierung glaubte ohne Zweifel eine grofse staatsmännische Geschicklichkeit an den Tag zu legen, als sie gleichzeitig Snellman vorschlug, gegen ein hohes Gehalt Chefredakteur der offiziellen Zeitung zu werden, wodurch seine publizistische Kapazität in den Dienst der Regierung gestellt worden wäre. Er lehnte jedoch das Angebot ohne Zaudern ab. Statt dessen war er genötigt, um sich und die Seinigen zu ernähren, eine bescheidene Stelle als Comptoirbeamter in einem Geschäftshause in Helsingfors anzunehmen.

Mit der Thronbesteigung Kaiser Alexanders II. brach für Finnland im Allgemeinen und für Snellman persönlich eine bessere Zeit an. Die Professur der Philosophie, die eine Zeitlang aufgehoben gewesen, wurde wieder errichtet, obgleich vorläufig unter dem neuen Namen „Professur der Sittenlehre und des Systems der Wissenschaften“, und 1856 Snellman zuerteilt. Wenn er auch schon zu alt war — 50 Jahre — und die Zeit, während welcher er die Professur bekleidete, zu kurz, als dafs er nunmehr als Gelehrter das hätte werden können, was er unter günstigen Umständen vielleicht geworden wäre, so hat er doch als Professor einen grofsen Einflufs auf die studierende Jugend ausgeübt, von denen viele in ihrer Anschauungsweise und zukünftigen Lebensrichtung wesentlich durch seine Vorlesungen bestimmt worden sind. Schon vor seiner Ernennung zum

Professor hatte er sein „Litteraturbladet“ wieder übernommen und angefangen, wie früher, an dem öffentlichen Meinungsaustausche lebhaften Anteil zu nehmen. Er trug wesentlich dazu bei, die Begriffe über die Anlage des Eisenbahnnetzes im Lande zu klären, und legte bei der Gründung des Volksschulwesens und mehreren andern Reformen, die nun zu Stande kamen, sein gewichtiges Wort in die Wagschale. Auch die Machthaber hatten allmählich eingesehen, dafs er, weit davon entfernt ein Umstürzler zu sein, im Gegenteil eine anwendbare Kraft für eine Regierung war, die praktische Reformen plante. Die nächsten Vertrauensmänner des Monarchen, der Ministerstaatssekretär Graf Armfelt und sein Gehilfe, Baron Stjernvall-Walleen suchten in einer Menge wichtiger Angelegenheiten seinen Rat und seine Beihilfe; und selbst bei dem neuen Generalgouverneur Grafen Berg genofs er ein gewisses Vertrauen. Hierdurch gelang es ihm, Berg zu bewegen, die Haltung der Regierung inbezug auf die finnische Sprache zu ändern, die am Ende des vorhergehenden Regimes Gegenstand der Verfolgung gewesen war. Frei von Doktrinarismus stellte nun Snellman als Richtschnur für die politische Haltung des finnischen Volkes den Grundsatz auf: „Die bestehenden Verhältnisse sollen zu all dem Guten, das sie gestatten, benutzt werden.“ Von diesem Gesichtspunkte drang er in seinem „Litteraturbladet“ darauf, dafs man zu den Absichten Kaiser Alexanders Vertrauen hegen sollte, und bekämpfte die politische Auffassungsweise, die an die Möglichkeit einer glücklichen Zukunft für Finnland nicht glauben wollte, falls es nicht von der Vereinigung mit Russland gelöst wurde, eine Lehre, die von einigen schwedischen Zeitungen und auch von einigen nach Schweden ausgewanderten Finnländern gepredigt wurde. Der heftige Angriff, den er gegen diese Emigranten richtete, wurde von manchen Seiten dahin mifsdeutet, als buhlte er, der frühere Anhänger der Opposition, jetzt um die Gunst der Regierung. In der That war aber seine Handlungsweise nur von der Einsicht dessen diktiert, was nach seiner Ansicht das Wohl des Vaterlandes unter den obwaltenden Verhältnissen forderte. Die Regierung hatte sich ihm genähert, nicht er der Regierung. Dieselben Gesichtspunkte bestimmten seine Handlungsweise inbezug auf die sog. Januarkommission. Diese Kommission, die laut einem Kaiserlichen Befehle von den Bürgern des Landes gewählt und zu Beginn des Jahres 1862 sich versammeln sollte, war blos mit einer konsultativen Befugnis ausgestattet, sollte aber dennoch, wenigstens provisorisch, an die Stelle des Landtages treten. Die Berufung

dieser Kommission stand also ohne Zweifel im Widerspruche mit dem Grundgesetze, da sie das in der Verfassung den Landständen eingeräumte Recht der Gesetzgebung verletzte. Als Kaiser Alexander aber hierüber und über die Unzufriedenheit, die die Mafsregel in Finnland hervorgerufen hatte, aufgeklärt wurde, eine Änderung in der Richtung gestattet hatte, dafs von einer temporären Gesetzgebung keine Rede mehr war und dafs die Kommision nur die Aufgabe haben sollte, die Fragen für einen künftigen Landtag vorzubereiten, drang Snellman, gegen die Ansicht vieler anderer, darauf, dafs jeglicher weitere Widerstand gegen die Sitzungen der Kommission aufhören sollte, da gerade dadurch die gesetzmäfsige Berufung der Volksvertretung gesichert würde. Seine Ansicht gewann die Oberhand und der Ausgang zeigte, dafs er richtig vorausgesehen hatte. Die Stände, die seit dem Jahre 1809 nicht zusammenberufen waren, versammelten sich 1863, und 1869 wurde die neue Landtagsordnung sanktioniert, wodurch die Periodizität der Ständeversammlungen eingeführt ward.

Die Regierung sah sich nach Verstärkung unter den Männern um, die durch Begabung und öffentliches Ansehen sich auszeichneten, weshalb man Snellman einen Platz im Senate, d. h. in der Regierung anbot. Er lehnte zuerst ab, da er seine wissenschaftliche und publizistische Thätigkeit ungern aufgab. Als er aber wiederholt aufgefordert wurde, nahm er das Amt eines Chefs der finnländischen Finanzen im Senate an. Man sagt, dafs Kaiser Alexander, nachdem er das von Snellman ausgearbeitete Projekt einer im Auslande aufzunehmenden Staatsanleihe für Rechnung des finnländischen Hypotekenvereins durchgelesen, geäufsert habe: „c' est de la haute finance“, und von diesem Augenblicke an die finanzielle Kapazität Snellmans in der Verwaltung Finnlands zu verwerten wünschte.

Unter seinen wichtigeren staatsmännischen Handlungen sind zu erwähnen: Der bedeutende Anteil, den er an der Redaktion der Thronrede hatte, mit der Kaiser Alexander den Landtag von 1863 eröffnete und worin der Kaiser ohne Vorbehalt die Giltigkeit der konstitutionell-monarchischen Grundsätze für die Regierung Finnlands anerkannte, die in erster Linie auf Snellmans Initiative zu Stande gekommene Sprachenverordnung von 1863, wodurch jene Reformarbeit eröffnet wurde, die darauf ausging, der finnischen Sprache eine mit der schwedischen Sprache gleichberechtigte Stellung in administrativer und judizieller Beziehung zu verschaffen, und die in einer Gleichberechtigung der beiden Sprachen in den Schulen mündete, die Münzenreform von 1865, bei welcher Snellman eine

aufserordentliche Energie in der Überwindung der vielfachen Schwierigkeiten entwickelte und deren glückliche Durchführung Finnland die grofsen Vorteile eines selbständigen Münzwesens und eines festen Münzwertes verschaffte, wodurch zugleich dem wirtschaftlichen Aufblühen des Landes ein fester Grund gelegt wurde. Ein Komitee von 1862 zur Revision der Pressgesetze, in dem Snellman Mitglied war, arbeitete in hauptsächlicher Übereinstimmung mit seinen Ansichten einen Entwurf eines neuen Pressgesetzes aus, durch das die Zensurinstitution gänzlich abgeschafft wurde. Dieser Entwurf fand im Jahre 1865 kaiserliche Sanktion, leider war aber dieses liberale Pressregime von kurzer Dauer, da die Zensur, wenn auch in etwas veränderter Form, ein paar Jahre später wieder eingeführt wurde, wogegen aufser andern Ursachen die verhältnifsmäfsig weniger freiheitsliebende Haltung mitgewirkt haben dürfte, die Kaiser Alexanders Regierung unter dem Einflufse der politischen Strömungen in Russland gegen Ende der sechziger Jahre anzunehmen begann.

Während der Zeit, wo Snellman das Finanzportefeuille verwaltete, traten in Finnland eine Reihe von Mifsernten ein, von denen besonders die vom Jahre 1867, wo ein frühzeitiger Frost beinahe im ganzen Lande die Saat vernichtete und ein frühzeitiger Winter die Einfuhr zur See erschwerte, verhängnisvoll wurde. Snellman konnte, trotz energischen Kampfes, der Hungersnot und den daraus folgenden verheerenden Krankheiten nicht vorbeugen, aber seiner rastlosen Thätigkeit, die darauf ausging, den Notleidenden Arbeitsverdienst und Getreide zu verschaffen, gelang es wenigstens, die Verheerungen einzuschränken und vor allem im nächstfolgenden Jahre so zeitig im Frühling das Land mit genügender Aussaat zu versehen, dafs den Folgen der Mifsernte schneller und vollständiger abgeholfen wurde, als man zu hoffen gewagt hatte.

Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan, der Mohr konnte gehen. Eine Meinungsverschiedenheit, in die er mit dem Generalgouverneur Grafen Adlerberg hinsichtlich des Baues einer Eisenbahnlinie nach St. Petersburg geriet, hatte seine Entlassung aus dem Senate, im Sommer 1868, zur Folge. Auch darnach übte er eine vielseitige und für das Land nützliche Thätigkeit aus, z. B. als Vorsitzender in der Verwaltung des finnländischen Hypotekenvereins, der während der Hungerjahre nahe am Ruine war, aber unter seiner Verwaltung sich wieder erholte, ferner als Vorsitzender in der „Finnischen Litteraturgesellschaft“, wo er die Initiative

zu vielen bedeutungsvollen litterarischen Unternehmungen ergriff u. s. w. Im Jahre 1866 geadelt, nahm er als Mitglied des Adels an den Landtagen von 1867, 1872 und 1877—78 teil. Unter den vielen Fragen, in denen er hierbei sein Wort in die Wagschale legte, mag das Wehrpflichtgesetz von 1878 erwähnt werden, durch das die allgemeine Wehrpflicht in Finnland eingeführt wurde. Nach dem Austritte aus der Regierung konnte Snellman sich wieder in gröfserem Umfange der schriftstellerischen Thätigkeit widmen, teils als Mitarbeiter in der Zeitungspresse, teils in mehreren kleineren Werken, von denen einige Erinnerungen aus der eigenen Jugendzeit des betagten Schriftstellers behandeln und eine Frische des Stils und eine Wärme der Schilderung verraten, die sie an die Seite des Besten, was er geschrieben, stellen.

Bis ins hohe Alter hinein hörte er nicht auf, mit unermüdlicher Kraft für seine Ideen zu kämpfen, manchmal rücksichtslos gegen anders Denkende, aber immer in einer Weise, die keinen Zweifel über die Ehrlichkeit und die politischen Ziele seiner Bestrebungen bestehen liefs. Von politischen Gegnern leidenschaftlich bekämpft, wurde er andererseits von Freunden und Anhängern begeistert auf den Schild erhoben. Selbst jugendlichen Sinnes, trotz der Bürde des Alters, wurde er besonders von der akademischen Jugend bewundert, die zum gröfsten Teile seinen Nationalitätsideen huldigte. Und als er im Frühling 1881 fünfundsiebzig Jahre alt wurde, ward er der Gegenstand einer so allgemeinen und glänzenden Huldigung, wie sie kaum ein anderer Finnländer von seinen Landsleuten erfahren. Es war eine Abschiedshuldigung, die er von seiner Nation empfing. Nicht lange darauf begann eine Krankheit, an der er bereits eine Zeit lang gelitten, eine bedenkliche Wendung zu nehmen, und er starb den 4. Juli 1881. Der finnländische Bauernstand auf dem Landtage von 1882 beschlofs, ein Denkmal auf seinem Grabe zu errichten als Zeichen der Dankbarkeit dafür, dafs er der finnischen Sprache Anerkennung verschafft hatte, und in Kuopio, wo er zuerst einer finnländischen Publizistik in höherem Sinne den Weg bahnte, steht nun sein Bild in Bronze. Er starb nicht ohne Befürchtungen für die politische Zukunft seines Landes, denn er ahnte, dafs die russischen Unikationstendenzen sich auch nach Finnland erstrecken würden, aber er hoffte, dafs die Gefahr beschworen werden konnte, wenn nur das Band der Einigkeit zwischen den verschiedenen Bestandteilen des finnländischen Volkes genügend fest geknüpft würde. „Wird wohl“, sagte er in einem seiner letzten Artikel, „Finnland dem bösen Tage entgehen?

Die Geschichte giebt keine Hoffnung darauf. Mag er nur nicht kommen, ehe die grofse Umgestaltung vor sich gegangen, ehe er hier eine einige Nation antrifft. Ein kräftig lebender Nationalgeist kann gebogen, aber nicht gebrochen werden, und eine verwunderte Nachwelt wird sehen, wie er gleich einer Geistererscheinung aus der Erde auftauchen wird, in neuer Gestalt, aber an sich derselbe unveränderliche Geist, der das Leben der Nation durch die Jahrhunderte geschaffen".



Zu Elias Lönnrots Gedächtnis.

Elias Lönnrot, dessen hundertjährigen Geburtstag ganz Finnland am 9. April dieses Jahres in dankbarer Erinnerung beging, wurde nicht grofs durch Heldenthaten und glänzendes Genie, und doch führte er Werke aus, wie sie wenigen Sterblichen vergönnt gewesen zu vollbringen. Er war kein Dichter, aber er fügte mit bewundernswertem Geschicke die finnischen Volksrunen, die er zum grofsen Teile selbst sammelte, zu einem einheitlichen grofsen Ganzen zusammen, das den Volksdichtungen anderer Länder zur Seite gestellt werden kann. Er besafs keine schöpferische poetische Gabe, aber ein feines Gefühl für Poesie, speziell die Volkspoesie, und er hatte eine gründliche Kenntnis der finnischen Sprache, ihres Formenreichtums, ihrer Metrik u. s. w. Er war infolgedessen im Stande u. a. durch Übersetzung und Bearbeitung fremder Originale seinem Volke einen reichen Schatz finnischer Kirchenlieder zu geben, die meisten einfach, volkstümlich und in metrischer und sprachlicher Beziehung wohllautend. Seine Begabung war nicht die des Gelehrten, aber während seiner zahlreichen Forschungsfahrten richtete er stets seine Aufmerksamkeit auf die Eigentümlichkeiten des Finnischen und verwandter Sprachen und führte mit Hilfe dieser Erfahrung einen einheitlichen litterarischen Sprachgebrauch durch, wodurch er, zu unberechenbarem Nutzen für die Volksbildung und die vaterländische Kultur die junge finnische Litteratur vor der Gefahr bewahrte, gleich der estnischen, in zwei Dialekte zu zerfallen. Schliefslich mag erwähnt werden, dafs Lönnrot an den zersplitternden politischen Streitigkeiten keinen Anteil nahm. Wenn er sich in öffentlichen Fragen äufserte, that er es in einfacher, klarer und freimütiger Weise und er-

mahnte stets zu Eintracht und friedlicher Arbeit für das gemeinsame Vaterland.

Dafs Lönnrot während seines allerdings langen Lebens so viel erreichte, kam daher, dafs er seine Arbeit möglichst auf ein Gebiet konzentrierte. Er verstand auch durch eine einfache, mäfsige und regelmäfsige Lebensweise seine Gesundheit zu kräftigen und zu erhalten und seinen Tag in sorgfältiger Weise einzuteilen und anzuwenden.

* * *

Wir wollen hier in Kürze die Schwierigkeiten schildern, mit denen Lönnrot während seines arbeits- und mühevollen Lebens zu kämpfen hatte.

Schon in frühester Kindheit legten ihm Armut und Not gröfsere Hindernisse in den Weg, als Andern. Er wurde in einer elenden Bauernhütte im nordwestlichen Teile der Provinz Nyland in Finnland geboren. Sein Vater war Dorfschneider und ernährte sich und die Seinigen nicht schlechter, als die meisten andern in seiner Umgebung. Es war aber in dieser Gegend noch ganz gewöhnlich, das Brot mit Fichtenrinde und Flechten zu mischen, und noch schlimmer wurde es, wenn einmal die Ernte mifsriet und Hunger und Epidemieen zu wüten begannen. Als schliefslich der Krieg von 1808 ausbrach, da hatten seine Eltern keinen anderen Ausweg, als die Kinder zum Betteln hinauszuschicken. Elias war damals sechs Jahre alt. Er stand an fremden Thüren und wartete auf eine milde Gabe; darum zu bitten, dazu konnte er sich nicht entschliefsen. So wanderte er weit umher bis in die Nähe von Åbo.

Als Elias etwas älter wurde, war er gezwungen, gleich den älteren Brüdern, zur Nadel zu greifen, um dem Vater zu helfen. Die Fertigkeit im Nähen, die Lönnrot sich solchermafsen erwarb, kam ihm später während seiner zahlreichen Reisen in armen Gegenden wohl zu Nutzen. Die Nadel fand aber einen schweren Konkurrenten in den wenigen Büchern, die sich in der ärmlichen Hütte befanden. Schon in einem Alter von sechs Jahren konnte der kleine Elias den Katechismus auswendig, und jeden freien Augenblick safs er in irgend einer verborgenen Ecke, das Buch in der Hand. Diese unbezwingliche Lust zum Lesen war es, die schliefslich den Vater und den ältesten Bruder des Knaben veranlafste, ihn nach Ekenäs, die nächstgelegene Stadt, in die Schule zu schicken, „damit er wenigstens schwedisch lernen sollte.“

Lönnrots liebster Wunsch war somit in Erfüllung gegangen; bald jedoch zeigte es sich, welchen Schwierigkeiten und Entbehrungen der zehnjährige

Knabe in der Schule entgegenging. Schwedisch war die Unterrichtssprache und der Katechismus mufste in dieser Sprache von neuem gelernt werden. Aufserdem war die trockene Kost, die er von Hause mitgebracht hatte, oft ungenügend. Aber er durfte nicht klagen; er hungerte lieber. Einmal hatte die Magd in der Familie, wo Elias wohnte, bemerkt, dafs sein letztes Brot lange unberührt blieb. Als seine Wirtin ihn über die Ursache befragte, antwortete Elias: wenn ich mit dem letzten Brote anfange, ist es bald zu Ende. Das Schlimmste war jedoch, dafs man zu Hause, wohin Elias nach einjährigem Schulbesuche zurückkehrte, nicht mehr imstande war, ihn fernerhin in die Schule zu schicken. Elias mufste wieder zur Nadel greifen.

Doch gab der Knabe seine Leidenschaft damit nicht auf; jeden freien Augenblick safs er über dem geliebten Buche. Dies bewog seinen älteren Bruder, ihn nach ein paar Jahren wieder in die Schule zu schicken, diesmal in die Kathedralschule zu Åbo. Hier waren die Schwierigkeiten mindestens ebenso grofs, wie in Ekenäs. Seine Kenntnisse in der Unterrichtssprache waren noch immer so mangelhaft, dafs er schon beim Eintrittsexamen nahe daran war, zurückgewiesen zu werden. Mit der Nahrung war es auch hier sehr schlimm bestellt, und dazu gesellte sich eine neue Schwierigkeit: die Anschaffung der teuren Bücher. Man sah Elias oft vor der Thüre eines glücklicheren Kameraden sitzen und in der Winterkälte seine Aufgaben lernen, während der Kamerad sein Mittagsmahl verzehrte und so lange sein Buch entbehren konnte. Auch versuchte Lönnrot sich eine kleine Einnahme zu verschaffen, indem er einem Universitätsdiener behilflich war. So vergingen drei Jahre. Er begann bereits sich in den Schulfächern und besonders in dem damals so wichtigen Latein, heimisch zu fühlen, als Not und Mangel ihn zum zweitenmal zwangen, nach Hause zurückzukehren.

Das Ziel seiner Sehnsucht — das akademische Bürgerrecht — liefs Lönnrot jedoch nicht mehr aus den Augen. Im heimatlichen Kirchspiele gab es einen wohlwollenden Pastorsadjunkten, der ihm helfen wollte und der einen Ausweg fand. Auf seinen Rat griff Lönnrot zu dem uralten Mittel, in der Gegend von Haus zu Haus zu gehen und durch Gesang das Notwendigste für den Schulaufenthalt zu sammeln. Er dürfte einer der Letzten in Finnland gewesen sein, der auf diesem, bekanntlich auch von Luther und andern grofsen Männern benutzten Wege sich die Mittel zum Weiterstudieren verschaffte. Es wird erzählt, dafs Lönnrot auf diese Weise sogar sechs Tonnen Korn zusammengesungen. Daraus wurde zu Hause Brot

gebacken, und solchermafsen versehen. brachte ihn der Pastorsadjunkt ins Gymnasium nach Borgå, wo er, obgleich das Schuljahr schon beinahe zu Ende war, am 20. März 1820 Aufnahme fand. Schon einige Wochen später wurde ihm eine Stelle als Apothekerschüler in Tavastehus angeboten mit der Verpflichtung, mehrere Jahre diesen Dienst zu versehen. Aber nicht einmal während der anstrengenden Apothekerarbeit vergafs Lönnrot seine Studien. Des Abends und des Nachts studierte er Botanik und ein lateinisches Wörterbuch, das er auswendig lernte. Durch solchen eisernen Fleifs und mit Hülfe wohlwollender Gönner erreichte er schliefslich das ersehnte Ziel: den 10. Oktober 1822, beinahe gleichzeitig mit Runeberg und Snellman, wurde er als Student an der Universität zu Åbo immatrikuliert.

Aber die studentische Korporation, in die er einzutreten wünschte, die nyländische, hätte ihm beinahe den Eintritt verweigert. In der Korporation, die jetzt ihr Jahresfest an Lönnrots Geburtstag feiert, wurde nämlich in Frage gesetzt, ob er aufgenommen werden könne, da er, wie erwähnt, während seiner Schulzeit bei Dienerarbeiten behilflich gewesen war. Nachdem der Inspektor der Korporation, ein humaner und feingebildeter Mann, bemerkt hatte, dafs auch die Apostel sich durch niedrige Arbeiten ernährt hätten, fand Lönnrot dennoch Aufnahme. Und diese Episode wurde zum Glück für ihn. Der betreffende Inspektor, ein Professor Törngren, fafste nun Interesse für den bescheidenen Jüngling und verschaffte ihm Hauslehrerstellen, erst bei fremden, dann in seiner eigenen Familie. Von nun an war Lönnrot von eigentlichen Nahrungssorgen befreit und fand aufserdem während seines ganzen Lebens ein liebevolles Heim in der Törngrenschen Familie, sowohl in der Hauptstadt, wie im Sommer auf ihrem Landgute. In diesem Hause machte er auch die Bekanntschaft mehrerer der hervorragendsten Männer seiner Zeit.

* * *

Schon als Apothekerschüler in Tavastehus hatte Lönnrot ein lebhaftes Interesse für das Finnische, seine ursprüngliche Muttersprache, gefafst. Hier lernte er v. Becker, den verdienstvollen Herausgeber der Wochenschrift „Turun Viikkosanomat“, kennen und wurde mit den Volksliedersammlungen des älteren Topelius bekannt. v. Becker machte ihn mit den Werken Porthans bekannt und gab ihm vielfache Anregungen und Ideen hinsichtlich der Struktur der Runen, wie z. B. über die Vervollständigung einer Rune durch seine Varianten, die Verschmelzung mehrerer Runen zu einer zusammenhängenden epischen Dichtung u. s. w.

Bei diesen Studien der Volksdichtung — Lönnrot war inzwischen in demselben Jahre wie Runeberg Kandidat der Philosophie geworden — sah er aber ein, wie ungenügend der Vorrat an Volksrunen war, den man bis dahin aufgezeichnet hatte. Als nun nach dem grofsen Brande von Åbo die Universität ein Jahr lang geschlossen war, begab sich Lönnrot 1828 auf vier Monate nach den Landschaften Tavastland, Savolaks und Karelen, um Runen zu sammeln. Er bestritt die Reisekosten aus eigenen Ersparnissen und verfolgte dabei den Nebenzweck, die Volkssitten und das Volksleben in Ostfinnland kennen zu lernen. Er kleidete sich als Bauer, hing sich einen Ranzen auf den Rücken, eine Büchse auf die Schulter und eine Flöte ins Knopfloch und gab sich für einen Bauernsohn aus, der nach Karelen reiste, um seine Verwandten zu besuchen. Wie täuschend sein Aussehen war, erfuhr er oft genug, wenn man den Runensammler für einen fechtenden Gesellen, einen Landstreicher oder gar einen Räuber hielt. Gewöhnlich reiste er zu Fufs, manchmal mit den Pferden Bekannter, oder auch zu Boot. Dafs Lönnrot sich auf diese Weise leichter den Bauern in den Gegenden, die er durchzog, nähern konnte, ist offenbar. Aber er fand auch selbst ein solches Gefallen daran, dafs er auch später in einer ebenso einfachen Ausrüstung herumreiste, sogar, als er als Provinzialarzt in Kajana auf Amtsreisen in seinem ausgedehnten Bezirk war.

Schon von dieser seiner ersten Reise brachte Lönnrot eine so reiche Ernte mit, dafs er in den folgenden Jahren (1829—1831) vier Hefte ältere und neuere Runen unter dem gemeinsamen Namen „Kantele" herausgeben konnte. Diese vier Hefte seiner ersten Runenausgabe hatten ihrem Herausgeber einen so empfindlichen pekuniären Verlust verursacht, dafs er nicht im Stande war, das fünfte Heft drucken zu lassen, das in fertiger Redaktion vorlag und mit einer erläuternden Vorrede versehen war. Dieser Umstand veranlafste einige vaterländisch gesinnte Männer unter Lönnrots Kameraden an der Universität sich zu einer Gesellschaft zu verbinden, die ursprünglich nur die Aufgabe hatte, Lönnrots Runensammlungen zu veröffentlichen und seine ferneren Reisen zu unterstützen. Bald jedoch wurde der Zweck der Gesellschaft erweitert; auch die Anzahl ihrer Mitglieder wuchs beträchtlich, aus dem bescheidenen Kreise wurde die für die finnische Kultur so bedeutungsvolle „Finnische Litteraturgesellschaft". Heutzutage ist die Entwicklung der finnischen Litteratur ohne die grofsartige Thätigkeit jener Gesellschaft undenkbar, zu deren Bildung die genannten pekuniären Kalamitäten Lönnrot's die erste unmittelbare Ursache gewesen waren.

Wir übergehen hier die zahlreichen Reisen, die Lönnrot unternahm, um Runen zu sammeln, besonders nachdem er (1832) Provinzialarzt in Kajana geworden war. Auch ist es hier nicht unsere Aufgabe, den Gang seiner Arbeiten und das Verfahren zu beschreiben, das er bei der Zusammenstellung der finnischen Volksrunen zu einem einheitlichen Volksepos beobachtete[1]. Unseres Erachtens hat die „Kalevala“ durch die Lönnrotsche Redaktion ihren Charakter als reine Volksdichtung keineswegs verloren.

Lönnrot war unablässig damit beschäftigt, an dem grofsen Epos und den anderen Runensammlungen zu redigieren und zu verbessern (*Kanteletar* = Liedersammlung, *Sananlaskuja* = Sprichwörter, *Avoituksia* = Rätsel, *Loitsurunoja* = Zauberrunen). Er liefs sich weder durch Ratschläge wohlmeinender, aber kurzsichtiger Freunde, noch durch die drohenden Wolken und Stürme jener in politischer Beziehung finstern Zeit vom einmal eingeschlagenen Wege ablenken. Einem dieser „Freunde“, der der Ansicht war, dafs es unrecht von Lönnrot war, seine Zeit und seine geringen Mittel auf etwas so „Unnützes“ zu vergeuden, schreibt Lönnrot: „Kann wohl sein; manchmal habe ich auch selber daran gedacht, die ganze Arbeit aufzugeben, von der ich nur Mühe und Kosten habe. Es ist aber schwer, von seiner Natur zu lassen, und wenn wir es auch gethan haben, so kehren wir doch wieder zu dem zurück, wozu die Natur uns zwingt.“

Eine andere ähnliche Antwort mag hier noch erwähnt werden. Es war während der düstern Zeiten in den vierziger Jahren. Lönnrots Freund J. V. Snellman war von einem harten Schlage betroffen worden, indem seine Zeitschrift „Saima“ verboten wurde. Kurz entschlossen gründete Snellman jedoch eine neue Zeitschrift: „Litteraturblatt für allgemeine bürgerliche Bildung“. Da er aber nicht selbst verantwortlicher Redakteur derselben werden konnte, bat er Lönnrot, dieses Amt zu übernehmen, was dieser sofort that. Ein „Freund“ liefs nun Lönnrot verstehen, dafs ihm Lönnrots Propaganda für die finnische Sprache recht beunruhigend erscheine, da solches ja von oben mit mifsgünstigen Blicken betrachtet werde. Hierauf antwortete Lönnrot: „Deine Warnung scheint wohl begründet zu sein; aber andrerseits ist es gewifs, dafs die Freundschaft, deretwegen man nichts zu opfern wagt, geringen oder keinen Wert hat. Wenn das „Litteraturbladet“ aufhören mufs, und wenn auch mir verboten wird, zu

---

[1] Wir geben über diese Frage einen besonderen Artikel. Die Redaktion.

schreiben, so kann ich mich wohl damit trösten, dafs das der Lauf des Schicksals gewesen, und umso eifriger die Werke anderer lesen, so lange solches erlaubt ist. Um aber zu arbeiten, so lange es Tag ist, damit die Nacht nicht komme, wo niemand mehr wirken kann, habe ich beschlossen, eine neue Auflage der Kalevala auszuarbeiten."

Nicht einmal während der schlimmsten Zeiten, die bald darnach einbrachen, verzweifelte er. Die Nacht, die er geahnt hatte, brach bald, nachdem er seine zweite Kalavelaausgabe beendigt hatte, ein. Die Vorrede derselben trägt das Datum 17. April 1849; im Buchhandel erschien sie den 5. Dezember desselben Jahres. Den 8. April 1850 wurde das berüchtigte Verbot gegen die finnische Litteratur erlassen, wonach in finnischer Sprache nichts anderes gedruckt werden durfte, als was religiöser Erbauung und wirtschaftlichem Nutzen diente. Was that aber Lönnrot? Er liefs sich in keiner Weise in seiner Arbeit auf dem einmal beschrittenen Wege einschüchtern. Ja, gerade um diese Zeit begann er unmittelbar für die Hebung der Volksbildung zu wirken. Als in Uleåborg kein Redakteur für die Zeitung „Oulun Viikko-Sanomat" zu finden war, übernahm es Lönnrot 1852 von Kajana aus die Zeitung zu redigieren und erhob die genannte Zeitung zu einem für jene Zeit wirklich guten Volksblatte. Er hielt sich allerdings innerhalb des Gebiets des „wirtschaftlichen Nutzens", aber auch hier verstand er eine Menge guter und nützlicher Stoffe für seine ländlichen Leser zu finden: er giebt gute Ratschläge in Landwirtschaft, Handwerk, Gartenbau, Krankenpflege, Kindererziehung, kommunalen Fragen, Sparbanken u. s. w.; auch die Gefahren des Alkoholgenusses werden in kräftigen Farben hervorgehoben. Und alles dies bei geringen Einnahmen („ich, der ich schreibe, habe 30 Rubel, er, der da streicht, hat 500 Rubel" sagte Lönnrot) und unter unaufhörlichen Scherereien, denen er von seiten der Zensur ausgesetzt war. Man durfte z. B. keine Angaben über ein solches „wirtschaftliches" Thema, wie den Stand der Ernte, veröffentlichen, weil man in solchem Falle möglicherweise von dem Jahresberichte abweichen konnte, den der Gouverneur der Provinz von Amtswegen abzugeben hatte! Ebenso war das Wort „Beisitzer"[1] verboten, weil es sich auf einen ganzen Beamtenstand bezog, der sich beleidigt fühlen konnte, wenn ihm etwas so schreckliches passierte, in den Zeitungen genannt zu werden; das Wort mufste infolgedessen in

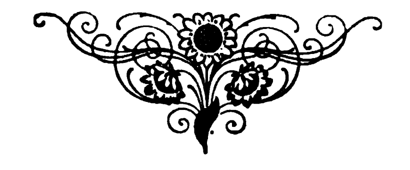
[1] Mitglied des ländlichen Gerichtshofes.

„reicher Mann“ verändert werden! Und unter allen diesen Schwierigkeiten fuhr Lönnrot fort, über die alltäglichsten Sachen zu schreiben, aber immer „zur Verbesserung der Kenntnisse, der Geschicklichkeit und der Sitten des Volkes.“

* * *

Er „wartete auf bessere Zeiten“. Und diese brachen schneller an, als man hätte ahnen können. Die Redaktion der „Oulun Viikko-Sanomat“ gab Lönnrot 1853 auf, als er zum Professor der finnischen Sprache an der Helsingforser Universität ernannt wurde; und lange dauerte es nicht, ehe das Sprachverbot von 1850 vergessen und aufgehoben ward.

Mehr als zwei Dezennien lebte er, nachdem er von seinem Professoramte Abschied genommen (1862), in stiller Zurückgezogenheit auf dem Lande voll emsiger Thätigkeit an seinen Runen und einem umfangreichen finnisch-schwedischen Wörterbuch. Es war ihm vergönnt, bessere und hellere Zeiten für sein Volk aufgehen zu sehen, wo Volk und Fürst in ungetrübtem Einverständnisse für den Fortschritt arbeiteten. Und als er den 9. April 1882 sein 80. Jahr erreichte, gestaltete sich dieser Tag zu einer, das ganze Land umfassenden Nationalfeier. Als er zwei Jahre später — den 19. März 1884 — starb, versammelten sich auf dem kleinen Friedhofe in Sammatti Deputationen aus allen Teilen Finnlands, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Finnland betrauerte in Lönnrot nicht nur den Sammler und Herausgeber des finnischen Volksepos, nicht nur den Begründer der finnischen Schriftsprache und neueren finnischen Litteratur, sondern vor allem einen seiner edelsten Söhne.



Die Auflösung des finnländischen Militärs.

Nach dem gemeinsam von Regent und Ständen geschaffenen Wehrpflichtgesetze von 1879 sollte die finnländische Heeresmacht aus folgenden Truppenteilen bestehen: a) den aktiven Truppen, nämlich dem Finnländischen Leibgardescharfschützenbataillon und acht Armeescharfschützenbataillonen, wozu noch 1889 das Finnländische Dragonerregiment hinzukam; b) der Reserve, die hauptsächlich den Zweck hatte, im Bedarfsfalle die aktiven Truppen auf die Kriegsstärke zu bringen und die in 32 Kompagnien eingeteilt war; und c) der Landwehr, die aus allen denen bestand, welche ihre Wehrpflicht in der Reserve bereits absolviert hatten.

Die Dienstzeit für diejenigen, die durchs Los bestimmt waren, in die aktiven Truppen einzutreten, betrug in Friedenszeit drei Jahre, wonach sie für zwei Jahre zur Reserve übergeführt wurden. Diejenigen, welche unmittelbar in die Reserve eingeschrieben wurden — und dazu gehörten sämtliche übrigen zu den Urnen aufgebotenen Mannschaften — sollten derselben fünf Jahre lang angehören und mufsten während der ersten drei Jahre im ganzen 90 Tage an den militärischen Übungen teilnehmen.

Das erste Kontingent der nach diesem Gesetze Gestellungspflichtigen trat am 1. November 1881 zum ersten Male in aktiven Dienst. Im Herbst 1883 waren die jungen Truppen vollzählig, und im Sommer desselben Jahres wurden auch die Reserven zum ersten Male zum Dienste berufen.

Sowohl Offiziere, wie Unteroffiziere waren in diesen Truppen gleich den Mannschaften finnländische Unterthanen. Diese in der Natur der Sache selbst begründete Thatsache war aufserdem durch § 120 des Gesetzes von 1878 ausdrücklich vorgeschrieben. Als Chef der finnländischen

Truppen fungierte der Generalgouverneur von Finnland, der zugleich Chef der in Finnland stationierenden russischen Truppen war.

Der nationale Charakter, der solchermafsen der finnländischen Wehrpflichtinstitution erhalten blieb, bedingte keineswegs einen Verzicht auf das vom Standpunkte der Verteidigung wichtige Prinzip der Gleichförmigkeit der gesamten Heeresmacht des Reiches. Dafs dieses Prinzip bei den finnländischen Truppen schon von Anfang an beachtet und in seinem ganzen Umfange durchgeführt wurde, geht aus folgenden Thatsachen hervor:

Ohne irgend welche Einschränkungen oder Veränderungen sind die für die russische Armee geltenden Reglements und Instruktionen auch bei den finnländischen Truppen befolgt worden. Die Kommandosprache ist ausschliefslich russisch. Das finnländische Kadettenkorps, wo die an den finnländischen Truppen angestellten Offiziere ihre Ausbildung erlangen, subordiniert der Oberleitung der russischen Militärlehranstalten; der Unterricht wird daselbst in militärischen Fächern ausschliefslich in russischer Sprache unter Anwendung derselben Lehrbücher betrieben, die für die russischen Anstalten vorgeschrieben sind. Jeder finnländische Offizier mufs nach Absolvierung des Kadettenkorps drei Jahre in einem russischen Regimente dienen, ehe er zum Oberleutnant in seiner eigenen Truppe befördert wird.

Dafs die hingebende, aufserordentlich pflichttreue Arbeit, die das finnländische Offizierkorps und seine Unteroffiziere der Ausbildung der gestellungspflichtigen Mannschaften widmeten, gute Früchte trug, sollte sich bald genug zeigen. Als Kaiser Alexander III. im August 1885 einen Besuch in Willmanstrand abstattete, wo sämtliche finnländische Bataillone zum ersten Male in einem allgemeinen Lager versammelt waren, zollte er ihren Leistungen ungeteilten Beifall und Anerkennung. Und in der wichtigsten Aufgabe der Infanterie — im Zielschiefsen — standen die finnländischen Truppen bald nicht nur auf derselben Höhe, wie der Durchschnitt der russischen Infanterie, sondern weit über demselben, eine Thatsache, die alljährlich durch die inspizierenden russischen Generale bestätigt wurde.

Seit der Kaisermusterung in Willmanstrand sind die finnländischen Bataillone aufserdem der Reihe nach je zwei zur Teilnahme an den grofsen, jeden Sommer in Krasnoje Szelo bei St. Petersburg stattfindenden Lagerübungen kommandiert worden. Hier, wie auch sonst sind sie während der Manöver mit russischen zu Brigaden und Divisionen verbunden worden

und haben mit andern Waffengattungen Operationen ausgeführt, ohne dafs die geringste Verschiedenheit in der Manövrierung hätte bemerkt werden können. Hierbei wurde finnländischen Truppen zum öftesten die schwierige Aufgabe zu teil, selbständige Vorhut oder Nachhut und Flankendetachements zu bilden oder verantwortungsvolle Späherdienste zu leisten, wobei Rapporte in russischer Sprache an die zuständigen Chefs abgeliefert werden mufsten. Wenn wir noch hinzufügen, dafs die finnländischen Truppen an Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung den russischen vollkommen gleich waren, und dafs der Train nach russischem Muster eingerichtet war, so dürfte es einleuchten, dafs von finnländischer Seite alles erfüllt worden ist, was man vom Standpunkte gemeinsamer Verteidigung an Uniformität verlangen konnte. Dafs das finnländische Militärstrafgesetz hinsichtlich der Strafarten in gewisser Beziehung vom russischen abweichen mufste, hat seinen Grund in dem höheren Bildungsstandpunkte des finnländischen Volkes. Truppen, die wie die finnländischen nur 1,9 % Analphabeten zählen, können nicht, wie es in den russischen Strafkompagnien geschieht, wegen disziplinarischer Vergehen mit Prügel bestraft werden.

Die Aufrechterhaltung dieser Gleichförmigkeit war dadurch garantiert, dafs die sog. Kommandoangelegenheiten schon seit der Vereinigung Finnlands mit Rufsland der höchsten Militärbehörde in Rufsland subordinierten. In Übereinstimmung hiermit waren sie auch laut § 119 des Gesetzes von 1878 dem russischen Kriegsminister unterstellt, der alle hierher gehörigen Fragen, die von der eigenen Entscheidung des Kaisers abhängen, demselben vorzutragen hatte.

* * *

Das kaiserliche Manifest vom 12. Juli 1901 erklärte das Wehrpflichtgesetz von 1878 für aufgehoben. Das finnländische Volk sollte „zu einem anderen Modus der Wehrpflichtleistung übergehen". Warum? — Weil „die Erfahrung die Unzulänglichkeit des Gesetzes von 1878 bewiesen hatte". Welche Unzulänglichkeit? Darüber schwieg das Manifest und wies nur in allgemeinen Redensarten auf die Pflicht des finnländischen Volkes hin, sich den Gesetzen zu unterwerfen, die „die Einheit der russischen Armee sicherstellen". Um den Übergang zu dem neuen Systeme „zu erleichtern", sollten die finnländischen Armeescharfschützenbataillone aufgelöst werden. Nur das Gardebataillon und das finnländische Dragonerregiment sollten bestehen bleiben.

Ungefähr einen Monat nach dem Julimanifest gab der Generalgouverneur Bobrikoff, dem die Einzelheiten der Zerstörungsarbeit überlassen waren, den Befehl, dafs die zwei ältesten Altersklassen der finnländischen Bataillone verabschiedet werden sollten. Im Oktober erfolgte ein ähnlicher Befehl hinsichtlich der übrigen Altersklassen. Nur einige Dutzend Mann sollten im Dienste zurückbleiben, um die Kasernen zu bewachen, bis diese im Dezember von den russischen Truppen in Besitz genommen werden konnten. Das Offizierkorps und die festangestellten Unteroffiziere sollten vorläufig im Dienst bleiben und sich überlegen, ob sie auf das von Bobrikoff erwirkte kaiserliche Dekret reflektieren wollten, wonach diejenigen finnländischen Offiziere, die sich in russische Regimenter überführen liefsen, aus der russischen Staatskasse Gratifikationen erhalten sollten, die das Gehalt für 2—4 Monate betrugen.

Nur einige wenige meldeten sich zum Empfange dieser „Gnadenbeweise“, die aber thatsächlich niemals zur Auszahlung gelangten.

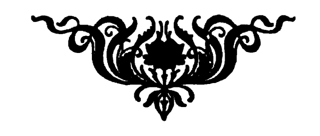
Die meisten Offiziere in den finnländischen Bataillonen hatten Amtswohnungen in den Kasernen. Da das Mietsjahr in Finnland vom 1. Juni bis zum 1. Juni läuft, und man zu anderer Zeit äufserst schwer Wohnungen bekommt, war es für sie von Bedeutung, bis zu Ende des Mietsjahres in ihren Wohnungen bleiben zu können. Im August bestimmte General Bobrikoff allerdings, dafs vor dem 1. Juni 1902 keine Wohnung geräumt zu werden brauchte. Im Dezember wurde plötzlich befohlen, die Kasernen müfsten spätestens den 14. März vollständig geräumt sein. In Wirklichkeit wurden jedoch die meisten Offiziere gezwungen, nebst ihren Familien noch viel früher, schon Anfang Februar, manche sogar im Dezember, ihre Wohnungen zu verlassen.

Den 20. Dezember wurde ein neues kaiserliches Reskript erlassen, laut welchem den finnländischen Offizieren, die in russische Regimenter eintreten wollten, neue und gröfsere Vorzüge versprochen wurden. Sie sollten aus finnländischen Staatsgeldern nicht nur die Kosten des Umzuges, sondern auch den 1 bis $1^1/_2$jährigen Betrag ihres Gehalts erhalten. Aber auch dieser Versuch vermehrte nicht die Anzahl der nach Rufsland übersiedelnden Offiziere, und diese Thatsache erklärt zum Teil die Brutalität, mit der man bei der Räumung der finnländischen Kasernen vorging.

In einem halben Jahre hatte man in solcher Weise vernichtet, was im Verlaufe von zwanzig Jahren aufgebaut worden war. Ja, das Zerstörungswerk

ging sogar noch weiter, als das Julimanifest vorschrieb. Im November 1900 besuchte Bobrikoff Willmanstrand und trat hierbei gegen den Chef des Dragonerregiments in so beleidigender Weise auf, dafs dieser unmittelbar um seinen Abschied bat; das Offizierkorps, aufgebracht über den Schimpf, der seinem Chef angethan war, folgte seinem Beispiele. Die Folge war, dafs das ganze Regiment aufgelöst und die Kaserne von einem russischen Dragonerregiment in Besitz genommen wurde. Ein Teil der finnländischen Offiziere mufste noch am Weihnachtstage ihre Wohnungen räumen.

Sowohl die Kasernen, wie die gesamte Ausrüstung des finnländischen Militärs ist aus finnländischen Staatsgeldern bestritten worden. Hierfür ist ebensowenig, wie für die in Besitz genommenen Vorräte an Waffen und Ammunition irgend eine Entschädigung dem finnländischen Fiskus zugesprochen worden.



Zur Kalevalafrage.

Von

Gustav Schmidt.

Nachdem in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift eine aus finnischer Feder stammende Darstellung die litterarische und wissenschaftliche Bedeutung des Kalevalaepos erörterte und einige kurze Proben aus der ästhetisch wertvollsten deutschen Übersetzung dem Leser ein Urteil über einige Perlen der Dichtung ermöglicht haben, dürfte es den Freunden der „Finnländischen Rundschau“ erwünscht sein, kurz über die Polemik unterrichtet zu werden, die — ziemlich in der Stille — über Lönnrots Anteil an der Komposition des gedruckten Kalevalas, sowie über die Frage, ob das Kalevala ein Volksepos zu nennen sei, ausgefochten wurde.

Die Litteratur, auf der das vorliegende Referat fufst, umfafst die folgenden Schriften: K. B. Wiklund, „Om Kalevala, finnarnes nationalepos och forskningarna rörande detsamma“ („Über das Nationalepos der Finnen, das Kalevala, und die Kalevalaforschungen“), Stockholm 1901; Kaarle Krohn, „Zur Kalevalafrage“ im Anzeiger der finnisch-ugrischen Forschungen I[3], Helsingfors 1902; K. B. Wiklunds Erwiderung hierauf: „I Kalevalafrågan“ („Zur Kalevalafrage“), Upsala 1902; und Kaarle Krohn, „Är Kalevala ett folkepos?“ („Ist das Kalevala ein Volksepos?“), Finsk Tidskrift LI 12, Helsingfors 1902. Lediglich auf Wiklunds erste Broschüre und die hieraus schöpfende Darstellung von K. J. Hagfors, „Om Lönnrot och Kalevala“ („Über Lönnrot und das Kalevala“), Tidskrift för folkskolan 1901, 6, stützt sich Anton Weis-Ulmenriet in seinen Auslassungen über „Die Ergebnisse der Kalevalaforschung“ in den Grenzboten 1901 No. 43. Auf Kaukos oben berührten Aufsatz (S. 53 ff. der „Finnländischen Rundschau“ 1902, I) erlaube ich mir, statt der fortwährenden Bezugnahme auf denselben, den Leser hiermit ein für allemal hinzuweisen.

„Die Anschauung“ — sagt Wiklund in seiner erst genannten Schrift —, „die die Wissenschaftsmänner und das grofse Publikum zu Lebzeiten Lönnrots vom Kalevala hatten, war die, dafs man in der Dichtung ein grofses Volksepos zu sehen habe, das seit urdenklichen Zeiten auf den Lippen des Volkes gelebt und das durch Lönnrots liebevolle Arbeit der Nachwelt erhalten und, wo dies nötig war, mit vorsichtiger Hand nach seiner ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt sei. Die wissenschaftliche Forschung, die nach Lönnrots Tode einsetzte, habe indes nachgewiesen, dafs diese Ansicht durchaus falsch sei. Die aus dem Munde des Volkes aufgezeichneten Lieder waren alle ziemlich kurz und lange nicht von dem Umfange, in dem sie in den gedruckten Kalevalaredaktionen auftreten. Dazu waren sie recht unstabil, d. h. sie konnten von einem Volkssänger so, vom andern so, ja sogar von einem und demselben Sänger verschieden vorgetragen werden. Bald trat dieser Held des Epos in den Mittelpunkt, bald jener, kurz der Stoff war in fortdauernder Umgestaltung und Entwicklung begriffen. Somit kann auch nicht die Rede davon sein, dafs durch das ganze Material ein „roter Faden“ gegangen wäre, den Lönnrot nur hätte blofslegen und um den er seinen Reichtum an Episoden und Situationen hätte spinnen können; sondern er verfuhr ungefähr ebenso, wie diese Volkssänger, denen er sich selber gleichstellte, wobei ihm jedoch die Überfülle von Varianten, die er gesammelt oder hatte sammeln lassen, günstig zu statten kam: er stellte die Dichtung zusammen, wie es ihm am besten, vollständigsten und wohl auch ursprünglichsten schien, feilte hier, legte dort hinzu, änderte hier einen Namen, schob dort einen ein u. s. w. — und das, was entstand, war ein ganz neues Etwas, was als Ganzes jedoch mit keiner der vom Munde des Volkes erhaltenen Varianten übereinstimmte, sie alle enthielt, mitunter wohl aber auch etwas in sich schlofs, von dem das Volk nichts wufste. Der Plan, das Schema war dem Zusammensteller während der Arbeit an dem Materiale allgemach zugewachsen“. In die Augen fallende Beispiele für Lönnrots Art der Verarbeitung sind für Wiklund die Runen von der Erschaffung der Welt (1—2), sowie der Cyklus, der sich um die Gestalt der Aino gruppiert (3—5). Hinsichtlich des Alters der Runen —, „denn nur diese, nicht das gesamte Epos, können von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet werden, ist die Wissenschaft noch nicht zu bestimmten Ergebnissen gekommen, doch kann man ihnen kein besonders hohes Alter zusprechen. Woher die ursprünglichsten Runen stammen — auch hier kann nicht das ganze Kalevala in Frage kommen, dessen Heimat lediglich

Lönnrots Schreibtisch ist — hat die jüngste Forschung dagegen festgestellt: aus südlicheren Gegenden, von estnischem Grund und Boden, wo wiederum Einflufs von den schwedischen Landen im Westen (und auf Dagö, Ösel u. s. w.) und aus dem Süden von den Letten konstatiert worden ist. Aus Estland und Livland haben sie dann die Wanderung bis nach Nordrussisch-Karelien gemacht, wo ihre Ausschmückung abgeschlossen wurde.“ Indem nun Wiklund die Resultate der Forschung zusammenfafst, ergiebt sich ihm als Facit: „Das Kalevala ist keineswegs das unmittelbare Werk des finnischen Volkes. Man kann auch nicht sagen, Lönnrot habe das vorgefundene Material blofs zusammengestellt, wie er es am passendsten befand ... Der Wahrheit dürfte man am Nächsten kommen, wenn man sagt, Lönnrot hat das Kalevala unter Zuhilfenahme einer Masse volkstümlicher Gedichte, die nach Inhalt und Form wenig stabil waren, verfafst. Der Kern der Handlung ist von Lönnrot selbst gebildet, das Volk kannte nur einzelne Episoden. Gewisse von diesen hat er ohne besonders grofse Veränderungen aufgenommen, andere hat er dafür fast bist zur Unkenntlichkeit umgestaltet.“ — „Wenn es nun feststeht, dafs das Kalevala kein reines Volksepos ist, dafs es eigentlich von einer bestimmten Persönlichkeit verfafst ist, die nicht den breiten Schichten des Volkes, sondern den gebildeten Klassen angehörte, so mufs auch das Urteil über dieses Werk gegen früher bedeutend anders gefafst werden, müssen seine fühlbaren Mängel gehöriger ins rechte Licht gesetzt werden. Gewifs finden sich schöne Partieen vor, aber diese werden bei Weitem nicht von den Schwächen in der Komposition, in den Charakteren, in der ganzen Stimmung aufgewogen. Die Lobpreisungen älterer Autoritäten über den ästhetischen Wert der Dichtung halten nicht mehr Stich.“

Soweit Wiklund. Der deutsche Referent seiner Schrift, Anton Weis-Ulmenriet (Grenzboten 1901 No. 43), kam noch zu dem Schlusse, dafs Lönnrot sein Volk „mystifiziert“ habe. Und hier setzt Professor Kaarle Krohn mit seiner eingehenden Kritik der Wiklundschen Broschüre ein („Zur Kalevalafrage“). „Lönnrot hat uns sein gesamtes Material hinterlassen, woraus zur Genüge hervorgeht, dafs von einer Absicht, wie sie ihm aus dem Stegreife vorgeworfen wird, nicht die Rede sein kann. Aus dem Material aber und der Menge von Liedervarianten aus Finnland und Estland (bald 100 000 Nummern) erkennen wir, gegen Wiklunds Behauptung, dafs es gerade die Stabilität der Liedformen ist, was uns in die Augen fällt. Bei der Vergleichung dieser Formen konstatieren

wir alsdann meistens eine Entwicklungskette in geographischer Ordnung. Jede neuentwickelte Form setzt einen höher begabten Volkssänger voraus. So wenig, wie diese, war Lönnrot ein selbstbewufst produzierender Poet, aber in dem poetischen Instinkte, mit dem diese das Vorhandene ausbilden, steht er ihnen sehr nahe. Er ist wirklich ein Volkssänger, und wenn man ihn den Verfasser der Kalevaladichtung nennen wollte, so müfste man auch den Volkssängern diesen Titel geben, Lönnrot wäre alsdann nur ‚der letzte Verfasser‘." — „Es ist nicht faktisch, dafs der Faden der Erzählung Lönnrots Werk ist, während das Volk nur einzelne Episoden kannte. Ebensowenig trifft die Behauptung Wiklunds von der stellenweise zu konstatierenden Vergewaltigung des Materials zu. Die Ordnung der Gesänge bei den Volkssängern weist hingegen schon auf gewifs nicht schwanke Verbindungen der Episoden hin, und so sagt Lönnrot selber aus, er habe sich zunächst hieran gehalten und habe, wo diese Ordnung nicht ausreichte, „der Natur der Liederthemen", d. h. Möglichkeiten zu neuen Verbindungen nachgespürt. Da sich Lönnrot hierin nicht einmal — im wesentlichen — von den Volkssängern unterscheidet, können wir ihn auch nicht als den einzigen Zusammensteller bezeichnen. Wie er uns selbst mitteilt, hat er sogar die letzte Anregung zur Zusammenstellung eines Gesamtepos von einem Volkssänger, Vaassila Kieleväinen, erhalten, mag diese auch noch so bescheiden gewesen sein." — „Ist nun das Kalevala ein Volksepos? Es hängt dies davon ab, ob wir überhaupt den Begriff Volksepos gebrauchen wollen; denn streng genommen giebt es kein rein volkstümliches Epos. Wenn wir aber mit Volksepos ein Gedicht bezeichnen wollen, das nicht nur volkstümliches Material enthält, sondern vom Volke selbst bearbeitet worden ist, soweit es überhaupt in seinem Bereiche liegt, so müssen wir der finnischen Dichtung ohne Zweifel jenen Titel beilegen, läfst sich doch seine Entstehung bis auf die kleinsten Details erläutern! Auch die Feststellung von Lönnrots Anteil an dem Kalevalaepos hat den Forschern nicht allzu grofse Mühe gemacht, und selbst die Darlegung der successiven Arbeit der Volkssänger an einem jeden Liede wird ihnen mit Hilfe des massenhaften Materials, das vorliegt, gelingen. Jedenfalls irrt man sich, wenn man manche Rätsel als von Lönnrot aufgegeben oder veranlafst ansieht. Und gewifs wird der vorübergehende Schaden, den die Zusammensetzung der Kalevarunen der Erforschung dieser zugeführt hat, überreichlich aufgewogen durch die Anregung zu neuen Sammlungen, welche gerade vom gedruckten Kalevala

ausgegangen sind. Nicht anders steht es mit den Entlehnungen in der Dichtung. Die internationalen Ingredienzien, die die Forschung in dem Epos aufgewiesen hat, haben dasselbe in ein noch interessanteres Licht gerückt, als es ein rein nationales Produkt vermocht hätte; denn vom modernen Standpunkte haben die Sagenstoffe auch für die allgemeine europäische Sagenforschung einen nicht geringen Wert."

Seine Entgegnung („I Kalevalafrågan") auf K. Krohns Kritik hebt Wiklund mit der Frage an: „Ist das Kalevala ein Volksepos?" Der Begriff des Volksepos, der in der Volksschrift nur schwach durchschimmerte, wird hier nun folgendermafsen gefafst: „Es ist ein Epos, von einem Dichter (Skalden) verfafst, der den breiten Schichten des Volkes angehört oder ihnen nahesteht, ein Epos, auf volkstümliches Material basiert, das jener zu seinem geistigen Eigentume gemacht und in volkstümlichem Geiste und gemäfs seiner Dichterindividualität weiter entwickelt hat . . . Da ein Dichter nur in vergangenen Zeiten, bei weniger entwickelter geistiger Kultur und unter primitiveren gesellschaftlichen Verhältnissen beständig den breiten Schichten des Volkes angehören oder ihnen nahestehen und somit in wirklich volkstümlichem Geiste dichten konnte, vermochte ein Volksepos nur während einer längst verronnenen Periode zu entstehen; heute ist dies eine Unmöglichkeit." Gegenüber der von K. Krohn gegebenen Definition betont Wiklund grundsätzlich die Forderung, dafs der Zusammensteller eines Epos selber ein Dichter sein müsse. Wendet man nun obige Definition auf das Kalevala an, so erhält man folgende Sätze: „Das Kalevala ist aus volkstümlichem Materiale heraus geschaffen. Lönnrots eigener Feder ist nur eine verschwindende Anzahl von Verszeilen entsprungen." Hingegen ist die grundsätzliche Forderung Wiklunds nach dessen Ansicht nicht erfüllt. Lönnrot war kein Dichter, sondern ein gelehrter Sammler, der sein Material nach gewissen gelehrten Sammlerprinzipien entwickelte. Seine Behauptung von der Instabilität der Liederformen hält Wiklund bis auf weiteres aufrecht. Auf Grund derselben spricht er Lönnrot die Berechtigung ab, sich den Volkssängern gleichzustellen. Diese änderten und kombinierten vollständig unbewufst, spontan, Lönnrot durchweg bewufst, nach einem selbsterdachten Plane. „Steht es also fest, dafs Lönnrot wie ein Gelehrter, nicht wie ein Dichter verfuhr, so mufs man — von obiger Definition ausgehend — die eingangs gestellte Frage mit nein beantworten. Besehen wir nun Lönnrots Zuthaten zu dem vom Volke erhaltenen Stoffe, so ergiebt sich, dafs der „Faden der Hand-

lung“ dennoch Lönnrots Werk ist. Den Volkssängern war eine durchgehende Handlung nicht bewufst.“ Auch für die Veränderungen des Materials bis zur Unkenntlichkeit seitens Lönnrots findet Wiklund fernerhin Beweise. Es fragt sich nun: „Hat das Kalevala nicht auf eine natürlichere, schönere Weise zusammengesetzt werden können, als es geschehen ist?“ Ganz abgesehen davon. dafs sich das gedruckte Kalevala bequem auf die Hälfte seines Umfangs zusammenstreichen liefse, ohne dafs der Faden der Handlung zerrissen würde, könnte auch das allein in Lönnrots Redaktionen enthaltene Material nach Wiklunds Ansicht einfach anders gestaltet werden. In 57 Zeilen Kleinoktav wird ein Rezept für ein neues Epos, dessen Stoff aus dem alten und dem neuen Kalevala geschöpft ist, mitgeteilt. Zum Beschlufs geht Wiklund auf die Ansicht A. Weis-Ulmenriets über, das Kalevala sei eine Mystifikation. Er deutet zugleich den Ausspruch seines Referenten dahin, dafs allerdings eine Mystifikation stattgefunden habe, doch sei dies von Lönnrots Seite unbewufst geschehen, sei also verzeihlich. Eine gröfsere Schuld aber treffe die finnischen Wissenschaftsmänner, indem sie die Resultate ihrer Forschungen über die umstrittenen Fragen dem grofsen Publikum nicht in populärer Form mitgeteilt, sondern die veralteten Auffassungen von dem Werte des Epos bei akademisch Gebildeten und Laien fernerhin hätten bestehen lassen.

„Auch unter der Voraussetzung der Wiklundschen Definition des Begriffes Volksepos ergiebt es sich nun“ — wie K. Krohn in seinem Aufsatze: „Ist das Kalevala ein Volksepos?“ darthut — „gleichwohl, dafs das Kalevala allen Anforderungen dieser Erklärung gerecht wird. Lönnrot ist den breiten Schichten des Volkes, aus denen er hervorgegangen, infolge kultureller Einflüsse nie fremd geworden. Zu der Zeit, wo er die Hauptstadt als junger Kandidat verliefs, war das höhere Kunstleben daselbst noch nicht erwacht, und zurück führten ihn erst seine Wege, als er sein grofses Werk vollendet hatte. Was ihm alsdann an Material zuflofs, war ebenso sehr oder mehr, als der Stoff anderer Volksepen, das Produkt einer im Verlaufe von Jahrhunderten ausgeführten kollektiven Arbeit des Volkes. Mit diesem Materiale verfuhr aber Lönnrot nicht wie ein moderner, pedantisch genauer Sammler nach einer wissenschaftlichen Methode. Denn von wissenschaftlicher Textkritik wufste er nichts, sondern er liefs sich bei der Auswahl allein von seinem Gefühle für das Passende und Ansprechende leiten, wie er ja in der kurzen Spanne von zwei Monaten sozusagen in einem Flusse die 5000 Zeilen der ältesten ungedruckten Kalevalaredaktion

zusammensetzte. Gewifs war er auch kein produzierender Dichter, aber er hatte die dichterische Begabung, die dem Volkssänger eigen war. Dafs er aber mitunter auch nicht ohne dichterische Begabung verfuhr, das gesteht selbst Wiklund ein, wenn er die Runen von Aino und Kullervo, bei deren Komposition Lönnrot am meisten auf sich angewiesen war, als gelungen anerkennt. Dafs das Kalevala, bei all seinen Mängeln, auch eine Dichtung ist und als solche wirken kann, beweisen die zahlreichen Kunstwerke, zu denen das Epos inspirieren konnte. Somit wird man der Dichtung die Bezeichnung Volksepos so wenig absprechen können, wie irgend einer andern Schöpfung dieser Art bei anderen Völkern. Was schliefslich den Vorwurf betrifft, den Wiklund am Schlusse seiner zweiten Broschüre den finnischen Gelehrten macht, dafs man nämlich die Resultate der Kalevaforschungen nur in der gelehrten Litteratur veröffentliche, gegenüber dem grofsen Publikum aber stillschweige, so ist dieser durchaus unbegründet. Lönnrots Verhältnis zum Kalevala hat J. Krohn u. a. in seiner populär gehaltenen Litteraturgeschichte behandelt, mehrfach ist über die Kalevalaforschungen in verbreiteten Zeitschriften geschrieben. Und kaum je hat die finnische Wissenschaft überhaupt der gelehrten Welt einen einzigen Gedanken, einen einzigen Satz vorgelegt, den sie nicht vorher in der Sprache des Volkes und in volkstümlicher Form mitgeteilt hätte, da der in Rede stehende Gegenstand stets einer der populärsten gewesen ist — wie er es bleiben wird, solange das Kalevala für die Finnen noch irgendwelches Interesse bietet."

Wir haben hiermit den Inhalt der obenangeführten Litteratur, soweit er von allgemeinerem Interesse ist, erschöpft. Möge nun diese lediglich objektive Darstellung den Leser zu eigenen Schlufsfolgerungen anregen. Von finnischer Seite können wir heute schon getrost der Überzeugung Ausdruck geben, dafs die Entscheidung der Kalevalafrage, der Frage sowohl nach Lönnrots Anteil an dem Zustandekommen des Epos, wie auch der Frage nach dem Kalevala als Volksepos überhaupt, in nicht allzu weiter Ferne liegen dürfte, sobald nur die Schätze der seit einer ziemlichen Reihe von Jahren mit Emsigkeit betriebenen Variantensammlungen und die Ergebnisse der wissenschaftlichen Bearbeitung des geernteten Materials veröffentlicht werden können. Und damit wird auch die Frage nach der Entstehung eines Volksepos im allgemeinen in ein neues Licht gerückt werden.



Das finnische Theater in Helsingfors.

Von

Werner Söderhjelm.

Herumziehende Theatertruppen die aus Ländern kamen, wo die dramatische Kunst schon hoch entwickelt war, haben in mehr als einem Lande in Europa dazu beigetragen, die Kenntnis dramatischer Litteratur und scenischer Kunst zu verbreiten und zugleich den Grund zu einem einheimischen modernen Theater zu legen. Die neuere dramatische Kunst Deutschlands ist der englischen Theatertruppe, die auf dem Kontinente Shakespearesche Stücke und die seiner Vorgänger aufführte, zu grofsem Danke verpflichtet; in Schweden haben französische Schauspieler anregend auf die Entstehung des schwedischen Theaters unter Gustaf III. eingewirkt. Politische und kulturelle Verhältnisse brachten es mit sich, dafs Finnland den aus Schweden gekommenen Theatertruppen die ersten Impulse in der modernen Schauspielkunst verdankt.

Die Theaterannalen in Finnland bezeichnen als Leiter der ersten bemerkenswerten Truppe, die ein bleibendes Andenken hinterliefs, den bekannten Seuerling, der für einen der ersten herumziehenden Theaterdirektoren in Schweden zu Ende des 18. Jahrhunderts galt. Es ist bezeichnend, dafs schon bei seinem ersten Auftreten in Finnland der Gedanke an ein einheimisches Theater erwacht. In der Zeitung „Åbo tidningar“ vom Jahre 1781 hebt ein Theaterliebhaber in einem Artikel hervor, dafs der Gedanke an die Gründung eines stehenden Theaters in Finnland „sich mit solcher Heftigkeit seines Gemüts bemächtigt habe, dafs er unaufhörlich mit Plänen zur Verwirklichung desselben beschäftigt gewesen sei“, er glaubt das gröfste Hindernis, das in der Schwierigkeit besteht, eine

genügende Anzahl geschickter Schauspieler zusammenzubringen, beseitigen zu können und sagt: „Vielleicht meint man, dafs ich den Vorschlag machen will, Schauspieler aus Stockholm, Göteborg oder Norrköping zu verschreiben? Doch weit gefehlt. Ich meine, sie müfsten sich unter uns finden und sollten da zusammengesucht werden. Sie brauchen auch nicht einmal ausgebildet zu werden; sie sind schon eingeübt. Von meinem wichtigen Gegenstande eingenommen, habe ich nämlich aufmerksam den Charakter und das Betragen meiner Mitbürger studiert; und da habe ich zu meiner gröfsten Freude unter ihnen eine ganze Menge guten Materials und sogar hervorragende Schauspieler aller Art entdeckt, sodafs wir als vollkommene Schauspieler uns gar nicht an die Ausländer oder Bewohner anderer Städte zu wenden brauchen. Ich habe mir, um nicht zu vergessen, die Geschicktesten vermerkt und in aller Stille ihnen die Rollen zugeteilt, die sie meisterlich spielen .... es fragt sich also nur, wie man diese Virtuosen dazu bringen soll, den Schauplatz zu betreten ....“ Er zweifelt nicht daran, dafs man die in Frage stehenden Personen überreden könnte, auf der Bühne aufzutreten, „da sie ja doch auf dem grofsen, allgemeinen Theater des Lebens täglich vor aller Augen ohne Bedenken spielen; warum sollten sie sich weigern, dieses ein- oder ein paarmal wöchentlich auf einem kleineren Schauplatz zu thun, wo ihre Geschicklichkeit nicht nur gröfseres Vergnügen bereitet, sondern auch mehr Nutzen bringt“, und entzückt von der Perspektive, die sich vor seinen Augen öffnet, glaubt dieser Theaterliebhaber prophezeien zu können, dafs die Finnländer auf diese Weise in kurzer Zeit das vollkommenste Theater in Europa besitzen würden, und „in dieser glänzenden und wichtigen Geistesübung selbst Paris in den Schatten stellen könnten.“ Er sieht im Geiste, wie Fremdlinge von allen Seiten hier zusammenströmen, um zu staunen und zu lernen, „was zugleich eine nationale Einnahmequelle werden könnte und ein Mittel, die ungeheure Unterbilanz zu heben, die jetzt den ausländischen Handel unserer Stadt bedrückt“.

Aber keiner der Schauspieler auf dem „grofsen allgemeinen Theater“ des Lebens schenkte dem sanguinischen Aufrufe des Theaterliebhabers Gehör. Freilich erhielt Åbo schon im Jahre 1813 ein eigenes Theatergebäude und Helsingfors ein solches im Jahre 1827, aber von einem eigenen stehenden Theater war keine Rede. Die Schaubühne wurde in Helsingfors von einer deutschen Theatertruppe eingeweiht und während eines weiteren Dezenniums wurde auf den bedeutenderen Bühnen in Finn-

land mehr deutsch, als schwedisch gesprochen, wie noch viel später zahlreiche deutsche Schauspielertruppen aus Reval und Petersburg in Finnland gastierten. Doch faſsten sie hier bei weitem nicht so festen Fuſs, wie die Schweden, da, wie es in einem Artikel über die Theaterverhältnisse zu Anfang der 50er Jahre im „Litteraturbladet" bezeichnend genug heiſst: „Die Bildung bei uns überall, auſser in Wiborg, schwedisch ist."

Je ausgezeichneter aber die gastierenden schwedischen Schauspieler waren und je längere Zeit sie hier blieben, desto reger wurde das Interesse, ein stehendes Theater zu bilden. Von Anfang der 50er Jahre an wird die Idee zur Gründung eines solchen wach erhalten und der, welcher diese Idee am wärmsten verfocht, Fredrik Cygnaeus, hatte dabei immer die Möglichkeit im Auge, daſs diese stehende Truppe schlieſslich vollkommen national werden würde, indem man sie allmählich aus einheimischen Kräften rekrutierte. Man kann die Existenz einer stehenden Theatertruppe in Helsingfors vom Jahre 1862 an rechnen; doch trotz immer wieder auftauchenden Forderungen, trotz Theaterschulen und trotz zeitweise verhältnismäſsig recht zahlreichem Engagement von einheimischen Schauspielern ist es dem schwedischen Theater in Helsingfors noch nicht gelungen, das Ideal, das Cygnaeus vorschwebte, zu verwirklichen.

* * *

In den zahlreichen Artikeln und Polemiken, die in der Mitte des Jahrhunderts den Theaterverhältnissen bei uns gewidmet wurden und an deren enthusiastischem ideellem Tone man die Wärme des groſsen vaterländischen Aufschwungs merkt, ist das Grundthema beständig: ein einheimisches Theater mit einheimischen Kräften und ein architektonisch würdiger Schauplatz. Nur selten hört man Stimmen, die an die Gründung einer dramatischen Kunst in finnischer Sprache gemahnt hätten. Aber es wäre ja merkwürdig gewesen, wenn die starke finnische Bewegung, die zu dieser Zeit, besonders durch Snellman, sich über das Land verbreitete, nicht auch auf die Ideen in dieser groſsen Kulturfrage eingewirkt hätte. So viel ich weiſs, hat aber Snellman selbst während jener Zeit sein Interesse nicht auf die Zukunft des Theaters in Finnland ausgedehnt. Doch schon im Jahre 1844 findet man einen Aufsatz in der Zeitung „Helsingfors tidningar" „Über die Gründung eines finnischen Theaters", unterzeichnet A. M. und von einem Schüler Snellmans herrührend, dem späterhin so bekannten Politiker und Schriftsteller Agaton Meurman.

Der Artikel wurde geschrieben, als der Verfasser noch ein achtzehnjähriger Schüler war, und wenn man auch seine Ausdrücke „finnische" Schauspieler, „finnisches" Theater, „finnische" Dramatik u. s. w. deuten könnte, als hätte er überhaupt das Einheimische damit gemeint, so scheint der Artikel im Grunde doch auf ein sprachlich finnisches Theater hinzuzielen. Der Artikel hebt hervor, dafs das Schauspielertalent eigentlich nicht etwas dem finnischen Charakter Widersprechendes wäre und dafs eine finnische Truppe eine Dramatik grofsziehen könnte, die Stoffe aus der finnischen Geschichte und dem finnischen Volksleben behandeln würde. Die Redaktion bemerkt in einer Note, dafs man aus des Verfassers Darstellung nicht vollkommen klar ersehe, ob er überhaupt ein einheimisches oder rein finnisches Theater meint, und fügt hinzu, dafs die letztere Alternative etwas sei, was noch vollkommen in den Wolken schwebe.

Im Jahre 1847 wurde zum erstenmal auf einer Liebhaberbühne in Kuopio eine gröfsere finnische Originalkomödie „Silmänkääntäjä" (Der Zauberer) von P. Hannikainen aufgeführt, ein höchst drastisches, realistisches Stück, welches primitive Verhältnisse in einem Dorfe schildert, das von dummen Menschen bewohnt wird, und das unter anderm einige von ihren Haustieren auf die Scene bringt. In demselben Jahre bringt die Zeitung „Helsingfors tidningar" wieder einen Artikel über die einheimische Schauspielkunst und in diesem Artikel wird zum erstenmal ausdrücklich ausgesprochen, dafs ein finnisch-sprachliches Theater ein erstrebenswertes nationales Ziel wäre. Eigentümlich genug ist indessen die Idee des Verfassers, wie er sich das Eindringen des Finnischen ins Drama denkt. „Man sollte mit finnischen Couplets beginnen, ja vielleicht durch Einfügen der einen oder andern finnischen Scene in ein schwedisches Originalstück, so ungefähr wie jetzt in unsern poetischen Kalendern und Flugschriften finnische Erzählungen brüderlich vereint neben schwedischen zu sehen sind. So wird man sich gewöhnen, finnisch auf der Scene zu hören; an Stelle der Couplets und zerstreuter Scenen wird man allmählich kleinere Stücke und schliefslich auch gröfsere in der einheimischen Sprache aufführen sehen. Wenn man so weit gekommen ist, wird es an der Zeit sein, die finnische Bühne von der schwedischen zu trennen — Finnland wird dann neben dem schwedischen ein nationales Theater besitzen ..... Kein Vaterlandsfreund sieht die Hoffnung auf eine finnische Litteratur als einen leeren Traum an, warum sollte man am finnischen Drama verzweifeln?"

Der Artikel war nicht unterzeichnet. Auf eine Anfrage an Z. Topelius,

der viele Jahre hindurch diese Zeitung redigiert hatte, wer der Verfasser dieser Zeilen gewesen sei, erteilte der Dichter eine Antwort, die ich hier in ihren Hauptzügen wiederzugeben mir erlaube, weil sie die Frage von der Entstehung des finnischen Theaters näher beleuchtet. Er sagt: „Der Aufsatz in der Zeitung ‚Helsingfors tidningar' 1847 in den Nrn. 90, 92 ist von mir, der damals der alleinige Redakteur der Zeitung war. Er giebt, wenn auch recht dürftig, die Auffassung der Zeit wieder und ist hauptsächlich gegen die Übermacht der deutschen Oper in Helsingfors und gegen die allgemeine Miſsachtung der Schauspieler gerichtet, welche letztere erst P. Deland einigermaſsen zu überwinden glückte. Was sollte man aber auch von den Schauspielern halten, wenn kurz vordem der deutsche Direktor Schoultz seine Frau für 20 000 Rubel an einen russischen General verschachert hatte? — Das Finnische Theater ist ein Kind der Fennomanie der Jahre 1828, 1835, 1840, ruhte aber noch im Jahre 1857 ungeboren im Schoſse seiner Mutter... Die schüchterne Anspielung auf das finnische Theater, die ich im Jahre 1847 machte, wo ich fast allen Kunstzweigen hier im Lande nahe stand, dürfte wohl zunächst von Lagerwall herrühren, aber der weitere Blick auf die heimische Kunst stammt von Cygnaeus, der immer groſs in Ideen, wenn auch unpraktisch in ihrer Verwirklichung war."

Es dauert indessen noch zwei Jahrzehnte bis neue Versuche von einzelnen Liebhabertheatern gemacht werden, um die finnische Sprache auf der Bühne in Finnland einzuführen. Ende der 60er Jahre werden von einem Vereine in Helsingfors, dessen Zweck es war, für die Entwicklung der finnischen Sprache besonders in der höheren Bildungssphäre zu arbeiten, regelmäſsige Liebhabervorstellungen angeordnet. Der Leiter dieser Vorstellungen war ein junger hervorragender Ästhetiker und dramatischer Schriftsteller, Doktor der Philosophie Kaarlo Bergbom, und diese Vorstellungen erweckten recht viel Aufmerksamkeit. Auf seine Initiative hin fand auch eine Vorstellung statt, von der an man in gewisser Hinsicht die Entstehung des finnischen Theaters datieren kann. Am 10. Mai 1869 fand im Neuen Theater in Helsingfors, das zu diesem Zwecke von Theaterfreunden aus den finnisch gesinnten Kreisen in Helsinfors gemietet war, eine Vorstellung statt, wo Alexis Kivis groſsartiges Trauerspiel „Lea" in der Originalsprache und mit einer schwedischen Schauspielerin, Frau Hedwig Charlotte Raa, in der Hauptrolle aufgeführt wurde. Frau Raa hatte den kühnen Versuch gewagt, eine schwere und groſse Rolle in einer Sprache einzustudieren, die sie nur mangelhaft

beherrschte, und diese Aufgabe löste sie zu aller Verwunderung mit einer unglaublichen Sicherheit. Eine schwedische Hauptstadtzeitung äufsert sich darüber: „Frau Raa sprach finnisch auf eine Weise, die als wunderbar bezeichnet werden mufs, und wurde mit einem orkanähnlichen Applaus und einem Blumenstraufsregen belohnt“, eine andere sagt, dafs sie „zeigte, dafs man das Unmögliche möglich machen kann“. Durch diese Leavorstellung hat Frau Raa ihren Namen für immer mit der Entstehung des finnischen Theaters verknüpft, doch ist ihr das letztere auch noch für so manches spätere Gastspiel zu Dank verpflichtet.

Der Enthusiasmus, der jetzt erwachte, liefs sich durch keine Hindernisse schrecken und ruhte nicht eher, als die Idee von einer stehenden finnischen Theatertruppe verwirklicht wurde. Man nahm die Möglichkeit an, mit der stehenden schwedischen Truppe im Neuen Theater abzuwechseln, man suchte mit der Direktion des letzteren Unterhandlungen anzuknüpfen, man versuchte durch eine Petition beim Landtage dem werdenden finnischen Theater eine Unterstützung von staatswegen zu sichern unter denselben Bedingungen, wie die schwedische Truppe sie genofs. Alle diese Bestrebungen führten zu nichts Anderem, als zu heftigen und bitteren Polemiken, und als das Gesuch um Staatsunterstützung an der ablehnenden Haltung der Landtagskommissionen scheiterte, da griff die private Initiative ein, und im Frühjahr 1872 wurde ein Garantieverein gegründet, während Dr. Bergbom einige seiner jungen Schauspieler, welche seine Privattruppe am finnischen Verein gebildet hatten, um sich sammelte. Er übte sie während des Sommers gründlich ein und gab mit ihnen seine erste Vorstellung in Björneborg am 13. Oktober 1872. Von da an datiert also faktisch die Existenz eines stehenden finnischen Theaters.

* * *

Die hauptsächlichsten Einwände, die man von der schwedischgesinnten Seite gegen die Idee der Gründung eines stehenden finnischen Theaters und gegen den Anspruch auf Staatsunterstützung vorbrachte, bestanden darin, dafs man behauptete, dafs weder im Original noch in Übersetzungen ein Repertoire für ein solches Theater vorlag und dafs die finnische Sprache, deren Entwicklung als Kultursprache noch in den Windeln lag, nicht den Forderungen einer höheren dramatischen Kunst hinsichtlich eines ausdrucksvollen und nuancierten Dialogs würde Genüge leisten können. Man hatte wohl nicht so unrecht, doch übersah man, dafs nichts in solchem

Grade geeignet war, eine dramatische Litteratur hervorzurufen und das Instrument der Sprache in ihrem Dienste zu kultivieren, als gerade ein finnisches Theater. Und während man sich auf den Standpunkt der höheren Bildung stellte und ihre Interessen geltend machen wollte, bedachte man nicht, dafs es überhaupt kein so direkt wirkendes Erziehungsmittel im Dienste der Bildung gab, als eine nach richtigen Prinzipien geleitete dramatische Kunst in der eigenen Sprache des Volkes. Die Zeit hat hinsichtlich des finnischen Theaters gezeigt, wie die Einwände der Gegner zu Schanden geworden und die Erwartungen der Enthusiasten in vollem Mafse in Erfüllung gegangen sind.

Es war eine weitumfassende und vielseitige Aufgabe, die eine derartige Anstalt zu lösen hatte und der Leiter des finnischen Theaters hat keine von den Seiten dieser Aufgabe aufser Acht gelassen und sie alle mit gleicher Sorgfalt behandelt, jeder von ihnen sein volles Interesse und seine Arbeit widmend. Es galt Schauspieler zu bilden aus einem Material, das — man mag sagen, was man will — zu dem undankbarsten gehört. Ein Volk, dessen Hauptcharakterzug Trägheit und Langsamkeit ist, Trägheit beim Sprechen, beim Denken, beim Sichbewegen, das eine Sprache besitzt, deren Tonfall ungewöhnlich wenig melodiös ist, dessen Äufseres allerdings im allgemeinen nicht dazu angethan ist, zu entzücken — ein solches Volk besitzt wahrlich nur geringe Voraussetzungen, um auf der Bühne den wechselnden Gestalten der dramatischen Dichtung Leben einzuhauchen. Es galt sodann ein Repertoire zu schaffen, das eigentlich nicht existierte und das zum gröfsten Teil von Übersetzern geliefert werden mufste, deren Kompetenz man noch nicht genügend geprüft hatte; und um eines der Hauptziele zu erreichen, das sich Dr. Bergbom gestellt hatte, und das er während des ganzen Bestehens des Theaters energisch angestrebt hat, genügte es nicht, das erste Beste zu übersetzen, sondern dem Repertoire sollten zugleich die besten dramatischen Werke der Weltlitteratur einverleibt werden. Schliefslich galt es ein Publikum zu erziehen, das hinsichtlich der dramatischen Kunst eine vollkommene „tabula rasa“ war und von dessen Voraussetzungen und Geschmack man sich nur durch allmähliche Fühlung überzeugen konnte; dankbar würde es sein, das wufste man, aber würde es gelingen, auf die Dauer die Prinzipien eines klassischen Repertoirs dem Geschmacke dieses Publikums gegenüber aufrecht zu erhalten?

Es scheint fast, als ob die erste der genannten Aufgaben am schwersten

zu lösen gewesen wäre. Man mufs zugeben, dafs es recht lange gedauert hat, bis die Leistungen der jungen finnischen Truppe ein gewisses Gepräge von Liebhabertheater verloren hatten. Man erfreute sich wohl einer gewissen Frische und Unmittelbarkeit, die damit im Zusammenhange standen und die gegen das viele Konventionelle und uns Fremde, das wir bei den Vorstellungen der schwedischen stehenden Truppe zu sehen gewohnt waren, besonders vorteilhaft abstach. Wenn es aber auch glückte, diese Frische beizubehalten, als die Routine gröfser wurde und man sowohl vom Zusammenspiel, als bei der Wiedergabe der einzelnen Rollen von wirklich künstlerischen Leistungen sprechen konnte, so waren sie doch nicht im Stande, den Mangel an Tradition zu ersetzen, der besonders auf gewissen Gebieten der scenischen Kunst sich noch bis auf die letzte Zeit öfters störend geltend macht. Und wenn es auch zur Erhebung der Gefühle beitrug, dafs viele dieser Schauspieler aus denselben Kreisen hervorgegangen waren, wie die Zuschauer des Parkets oder der ersten Reihen und die Schwester die Hauptrolle in einem Stücke spielte, das den Bruder zum Verfasser hatte, dafs die Statisten sich viele Jahre hindurch aus den Studenten und jungen Damen der finnischgesinnten Kreise der Hauptstadt rekrutierten, so konnte doch auch diese Art Befriedigung nicht lange vor der erwachenden Macht der künstlerischen Kritik stand halten — einer Kritik, die vielleicht allzulange sich darein gefunden hatte dieser Anstalt nur als einem Ausdruck der fortschreitenden nationellen Kulturarbeit Beifall zu zollen. Es mufs betont werden, dafs diese Truppe in der Zeit ihres dreifsigjährigen Bestandes sich merkwürdig wenig verändert hat und infolgedessen nur wenige wirklich hervortretende Acquisitionen aufzuweisen gehabt hat; das ist aber wohl kaum die Folge einer Abneigung gegen den Schauspielerberuf, als vielmehr gerade der Mangel an gutem Material. Nur eine erste Kraft von Bedeutung hat dieses Theater erzogen, nämlich Ida Aalberg, aber auch bei ihr sieht man, dafs die Kunst nicht immer etwas für sie war, was sie mit spontaner Gewalt erfüllte. Im übrigen bestand das Personal des Theaters aus teilweise tüchtigen, teilweise leidlichen Kräften, von denen viele in gewissen Rollen, besonders im Volksschauspiele Ausgezeichnetes leisteten. Doch könnte man wohl kaum einen einzigen nennen, der eine Universalität des Talents besessen hätte, wie man sie so oft an Schauspielern in Theatern mit reicherer Tradition sieht, und die ihnen gestattet, sehr verschiedenartige Rollen auf gleich erfolgreiche Weise zu bewältigen. Infolgedessen sieht man hier selten bei einem

Stücke aus dem Gebiete der höheren Komödie oder der Tragödie sämtliche Rollen befriedigend besetzt.

Unter so bewandten Umständen verdient ja natürlich das Geleistete desto mehr Anerkennung, besonders da zu dem Mangel an Zuflufs neuer und künstlerischer Kräfte der unglückliche Umstand hinzukommt, dafs das Theater besonders im Anfang seines Bestehens durch Todesfall einige Talente, die das Beste versprachen, verlor.

Was das Repertoire anbetrifft, so zeigt es eine ungeheuer reiche Abwechslung der dramatischen Litteratur. Auch hinsichtlich dieses hat das Theater im Laufe seiner Entwicklungszeit einem gewissen Liebhabertheaterton seinen Tribut gezahlt, besonders mit der Anzahl kleiner Gesangstücke ausländischen und einheimischen Fabrikats, die aufgeführt wurden. Doch ist die Aufgabe des Theaters, wie gesagt, gewesen, sowohl zu belustigen, als zu erziehen, und das schwerfälligere Repertoire, das vor allem den letzteren Zweck verfolgte, mufte natürlich durch leichtere Sachen im Gleichgewicht erhalten werden, die dann nach Geschmack und Aufassungsfähigkeit des Publikums gewählt wurden. Es ist übrigens recht interessant das Repertoire der ersten Dezennien seit dem Bestehen des Theaters genauer zu verfolgen. Die erste Vorstellung brachte Topelius' „Ett skärgårdsäfventyr“ (Ein Abenteuer in den Skären). Das erste Jahr weist, neben Topelius und Kivi, zwei Stücke von Holberg, eins von Kotzebue und einige deutsche Singspiele auf. Unter den Stücken des grofsen Repertoires trifft man, sonderbarerweise, erst Victor Hugos „Maria Tudor“; 1874 kommt Schiller mit „Kabale und Liebe“ an die Reihe, und während des ersten Dezenniums werden von ihm noch „Die Räuber“ und „Maria Stuart“ gegeben, während Molière durch „Le médecin malgré lui“, „Le bourgeois gentilhomme“ und „L'avare“ repräsentiert wird, 1881 schliefst sich ihnen Shakespeare mit „Romeo und Julia“ und 1880 Ibsen mit „Nora“ an. Im übrigen sind es einheimische Sachen von Runeberg, Kivi u. a., dann auch einige wenige norwegische (Björnson) und dänische (Oehlenschläger, Hertz) und eine Menge der damals beliebten deutschen Schriftsteller (Mosenthal, Wilbrand, Moser, Brachvogel, Anzengruber, Benedix, L'Arronge). In der Folge haben eine Menge von Shakespeares, Molières, Ibsens u. a. Stücken, die gröfsten des Weltrepertoires, ihren stehenden Platz auf dem Programme erhalten. Faust wurde mit Ida Aalberg als Margaretha gegeben. Dabei wurde keins von den besten Stücken des neueren Repertoires übergangen.

Daneben aber hat das Theater geradezu ein einheimisches finnisches Drama ans Tageslicht gefördert. Wenn auch der gröfste Dramatiker der finnischen Sprache, Alexis Kivi, lange vor der Entstehung des Theaters seine Stücke geschrieben hatte, so hat dasselbe doch genügend Gelegenheit gehabt, gute Sachen aufzuführen, die direkt unter dem Einflufse des Theaters und für dasselbe geschrieben waren. Ich brauche nur an Minna Canth zu erinnern, deren starkem, wenn auch etwas unkultiviertem Talent das Theater nicht weniger als acht Stücke zu verdanken hat, an G. v. Nummers, dessen zwei gröfsere Werke „Bakom Kuopio" (Hinter Kuopio) und „Elinas död" (Elinas Tod) zwar schwedisch geschrieben sind, aber zuerst in finnischem Gewande auf diesem Theater aufgeführt wurden, und schliefslich an den vortrefflichen Lustspieldichter R. Kiljander. Es scheint in der Absicht Dr. Bergboms gelegen zu haben, so weit möglich, alle ihm angebotenen Erzeugnisse einheimischer dramatischer Produktion zur Aufführung zu bringen; freilich ist so manches dadurch auf die Scene gekommen, das noch nicht reif zur Aufführung war und sich deswegen auch nicht lange auf dem Repertoire hat halten können, aber dank diesem Prinzipe ist dem Neuling mehr Ermunterung zu teil geworden, als wenn er beständig zurückgewiesen worden wäre, und auch ein Mifserfolg konnte für die Zukunft lehrreich sei.

Mit diesem Repertoire ist es dem finnischen Theater, wie gesagt, gelungen das zu erreichen, was den Gegnern im Anfange als eine vollkommene Chimäre erschien, nämlich: eine finnische Dramatik zur Entwicklung zu bringen, eine starke Produktion von guter Übersetzungslitteratur ins Leben zu rufen — P. Cajanders Übersetzungen von Shakespeare sind vorzüglich — und einen grofsen Teil der Bevölkerung mit einer Kunstart und einer Litteratur bekannt zu machen, von der sie sonst kaum je etwas erfahren hätte. Es mufs nämlich betont werden, dafs die Truppe nicht nur in Helsingfors gespielt, sondern jährlich Tournéen im ganzen Lande unternommen hat. Die Wirkung, die alles dieses bei der Hebung des allgemeinen Bildungsniveaus der finnischsprechenden Bevölkerung ausgeübt hat, kann wohl kaum in exakten Zahlen angegeben werden, aber es ist selbstverständlich, dafs hier, wie auch überall anderswo, ein nach ideellen Prinzipien geleitetes Theater zu einem der mächtigsten Faktoren der Kulturarbeit werden mufs. Die Volksvorstellungen des Theaters, die einen wichtigen Teil seiner Wirksamkeit bilden und die keineswegs blofs „zur Erheiterung" dienen, haben wenigstens dem einfachen Volke der Hauptstadt die Vorstellung vom

Theater als einer Bildungsanstalt eingeschärft, die man ebensowenig entbehren kann, wie die Volksschule.

* * *

Nicht einmal die schlimmsten Gegner der finnischen Partei konnten ihre Bewunderung der aufserordentlich hingebenden und aufopfernden Arbeit versagen, welche Freunde der finnischen Sache an den Tag legten, wo es galt, der finnischen Sprache und dem finnischen Geiste auf allen Gebieten des kulturellen Lebens den Weg zu ebnen und Raum zu schaffen. Derjenige, der jetzt in allen Institutionen des öffentlichen wie des privaten Lebens, auf dem rein humanistischen, wie auf dem industriellen und technischen Gebiet die finnische Sprache gleichberechtigt neben der schwedischen sieht, kann sich nicht leicht vorstellen, welcher hartnäckigen Willenskraft von seiten des Einzelnen es bedurfte, um diese scheinbar so natürliche Sache zu Stande zu bringen. Aber die Älteren von uns, die bei der praktischen Verwirklichung der Theorien und Ideen der finnischen Bestrebungen mit dabei waren, zur Zeit als die Mehrzahl der Gebildeten in Finnland es nicht nur für eine Utopie, sondern für ein direktes Attentat gegen die Bildung im Lande ansahen, das Finnische für Kulturzwecke zu verwenden, sie wissen viel Interessantes darüber mitzuteilen, wie die Initiative des Einzelnen, die persönliche Aufopferung, meist auf denselben Schultern lastend, die unerschütterlich konsequente Arbeit, die beständig in erster Reihe von derselben nicht allzu zahlreichen Gruppe von Personen ausgeführt wurde, die Grundmauern an dem Kulturgebäude aufführten, das später, nachdem der Widerstand gebrochen und das Publikum mithalf, seine Zinnen immer höher erhob.

In der angedeuteten Arbeit offenbart sich eine der schönsten Seiten des Nationalitätskampfes in Finnland. Und es giebt wohl kaum eine andere Institution, die durch die Liebe zur Volkssprache hervorgerufen, auf deren Teil so viel warme Hingebung und selbstlose Aufopferung gefallen ist, wie auf die des finnischen Theaters. Dr. Bergbom hat demselben seine ganze Lebensarbeit gewidmet, und seiner rastlosen Arbeit in allen Zweigen der Verwaltung dieses Instituts hat man die erzielten Erfolge zu verdanken. Zusammen mit seiner Schwester, Fräulein Emilie Bergbom, die ihm treulich zur Seite gestanden, hat er während langer Jahre mit der künstlerischen Leitung auch die praktische vereinigt, und man kann sagen, dafs während des gröfsten Teils der Existenz

des Theaters alle Sorge, angefangen von der Wahl des Repertoires und dem Engagement der Schauspieler bis um die letzten Fetzen an dem Gewande der Statisten und der Sorge Möbel und Hausgerät bei einzelnen Familien zu entleihen, so lange das Theater noch nicht die Mittel zu einem eigenen vollständigen Inventar besafs, dafs Alles dieses auf den Schultern der zwei genannten Personen ruhte. Unter solchen Umständen konnte nicht immer allen Ansprüchen entsprochen werden, und da bekam die Theaterleitung wohl so manchmal einen patriarchalisch-familiären Anstrich. Aber was bedeutet dies im Vergleiche zu der ungeheueren Menge von Kenntnissen, Arbeit, Energie, Liebe, von welcher der Standpunkt, auf dem sich das finnische Theater gegenwärtig befindet, Zeugnis ablegt? Das Repertoire selbst ist genügend besprochen worden. Ich will nur hinzufügen, dafs die Regie im allgemeinen das höchste Lob verdient, und dafs schon sehr zeitig in Anbetracht der geringen Ressourcen des Theaters in dieser Hinsicht fast Unmögliches geleistet wurde. Die Schauspieler dieses Theaters haben mit grofser Hingabe ihrer Aufgabe obgelegen, treu an demselben festhaltend, trotz einer sehr prekären Lage und geringen Gehalts und obgleich von ihnen ein fast unbegrenztes Mafs von Arbeit gefordert wurde, da die Kräfte stets geringzählig waren und das Repertoire abgewechselt werden mufste — das Publikum reicht nicht einmal hin, um für die interessantesten und bestgespielten Stücke mehr als eine verhältnismäfsig geringe Anzahl Vorstellungen zu erzielen. Dieses Publikum hat seinerseits auch seine Pflicht erfüllt und auf seine Art das Interesse wach erhalten, nicht nur, indem es für seine Pflicht hielt das Theater zu besuchen, sondern auch durch wiederholtes Beisteuern in Form von Garantiezeichnungen und von kleineren direkten Beiträgen.

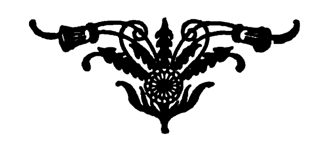
Das letzte grofse Opfer, das das Publikum des finnischen Theaters für sein Schofskind gebracht, war das Zustandekommen eines neuen Theatergebäudes. Schon seit Jahrzehnten, kann man sagen, war dieser Gedanke geplant, konnte aber der nötigen materiellen Opfer wegen nicht realisiert werden — denn wenn auch die Opferwilligkeit grofs war, so hat sie doch nicht die Grenzen der vorhandenen Möglichkeiten überschreiten können. Doch vor einiger Zeit wurde der Plan wieder mit Energie in Angriff genommen und dank reichlicher und vorteilhafter Staatssubsidien ist man so weit gekommen, dafs am 9. April, dem Geburtstage Elias Lönnrots, ein stattliches und schönes Theatergebäude eingeweiht werden konnte.

Es war wahrlich an der Zeit, dafs das Theater ein neues Lokal er-

hielt. Bis dahin wurde in dem sogen. Arkadiatheater gespielt, in demselben alten Holztheater, das im März 1827 eingeweiht wurde und damals in der „Esplanade“ stand und das späterhin, nachdem es in seinen vier Wänden Zeuge so verschiedenartiger Vorstellungen gewesen war, — angefangen von deutschen Opern der Schoultzschen Truppe bis zu Emilie Högvists Triumphen und der unvergefslichen Première von „König Karls Jagd“ am 24. März 1852, — im Jahre 1873 von einer Gesellschaft gekauft und dem finnischen Theater vermietet wurde, dessen Heimstätte es bis auf die jüngste Zeit gewesen. Freilich ist die alte „Scheune“, wie es mit nicht unberechtigter Geringschätzung benannt wurde, einmal einem vollständigen Umbau unterworfen worden, doch nahm es immer mehr und mehr das Ansehen einer Karikatur eines Theatergebäudes an, so eng, unbequem und zugig, wie es war.

Das neue Theatergebäude ist nach Rissen des Architekten Onni Törnqvist aufgeführt, es fafst etwa 1000 Zuschauer und ist nach den neusten Anforderungen eines Theatergebäudes eingerichtet. Der Stil ist modern, auf mittelalterliche, besonders romanische Motive sich stützend, kommt aber einem Typus am nächsten, den man an amerikanischen und und englischen Granitgebäuden antrifft. Die Hauptfassade ist aus hellem Nystadgranit und von prächtiger, erhebender Wirkung.

Die erste Periode in der Geschichte des finnischen Theaters ist hiermit abgeschlossen und die neue, die unter dem Schutze der Mauern des eben eingeweihten Thaliatempels anbricht, wird, wie man hoffen mufs, einen neuen Aufschwung sowohl in künstlerischer Hinsicht als in der Sympathie des Publikums für dieses Institut bedeuten.



Jonatan Reuter.

Eine Darstellung seines Schaffens und übersetzte Proben aus seinen Werken.

Von

Ernst Brausewetter.



Jonatan Reuter wurde als Sohn eines Pfarrers und einer Probsttochter in der kleinen Seestadt Ekenäs 1859 geboren. Er verlebte seine Kinder- und Jugendzeit an der Meeresküste Finnlands. Dafs sein Vater Pfarrer, seine Mutter eine Probsttochter war, dafs er also von echt religiösen Eltern erzogen ist, zeigt sich in seiner Dichtung, die von religiösem Geiste ebenso, wie die des Zachris Topelius, erfüllt ist. Es ist eine überzeugte, echte Gläubigkeit, aber keine Kirchengläubigkeit. Sie veranlafst ihn aber, wie viele überzeugten gläubigen Schriftsteller, zu religiösen Tendenzdichtungen, die gegen die moderne materialistische Weltanschauung gerichtet sind. So schildert er in der Erzählung „Von Gott gesucht", wie der Bauer Marholms-Janne, der nicht nur sozialistische und glaubenslose Anschauungen, wie sein Vater, hat, sondern auch ein wüstes Trinkerleben geführt hat, sich zum Gottes- und Jesusglauben in einer Sturmnacht auf einem Bootkiele bekehrt, als seine Genossen in die Tiefe gesunken und ihm, der da allein in Todesgefahr, die Teufels- und Höllenfurcht überkommt und er sich daran erinnert, dafs seine Mutter ein Lied von Jesus sang, „dafs er der beste Freund" sei. Die Erzählung schliefst: „Mutter, ich habe gegen Dich und gegen Alle gesündigt. Sieh nicht böse auf mich, Mutter —, denn nun ist es zu Ende. Gott selbst hat mich heute Nacht auf dem Fjord gesucht."

Überall zeigt sich in dieser Erzählung die tendenziöse Darstellung und noch mehr in der „Im Mondschein", wo der Tod eines „Materialisten"

geschildert wird. Die Frau ist tiefbetrübt über den Tod ihres jungverstorbenen Mannes und ihr Vater, ein alter Professor, tröstet sie mit den Worten: „Es giebt ein Wiedersehen, ein anderes Dasein, wo es kein Leid mehr giebt, wo kein Auge mehr weint!" Aber sie antwortet ihm: „Mein Wilhelm sagte schreckliche Worte, bevor er starb! Er sagte: Nun sollst Du meine Hand drücken, Marta, nun, solange sie noch warm ist und Deine in Liebe zu fassen vermag. Denn bald ist sie kalt und bald ist sie im Schofse der Erde verwest und giebt Leben und Kraft den Blumen auf meinem Grabe. Ja, bald ist Alles zu Ende für immer!"

Dafs die eigene Frau diese Worte des Mannes „schrecklich" nennt, sie, die doch seine Weltanschauung kennen mufste, zeigt eben, dafs der Autor hier diese Weltanschauung verdammen will, obwohl alle modern denkenden Menschen die Worte des Mannes durchaus „richtig", vielleicht sogar poetisch finden werden.

Aber Jonatan Reuter ist deshalb kein düsterer Lebensbetrachter, kein Verdammer der Lebensfreude, im Gegenteil, aus seinem ganzen dichterischen Schaffen spricht die Liebe zur Freude, zum Hellen, zum Sonnigen, zum Schönen. Und besonders ist er ein Naturschwärmer. Er, der am Meere aufgewachsen ist, der noch jetzt seine freie Zeit in einem kleinen Häuschen am Meere verbringt und dort mit Fischern und Bauern verkehrt, da ihn seine „Freunde" dort in der Einsamkeit nicht besuchen („Meine Sommerwohnung"), preist überall das glückvolle Leben in freier Natur im Gegensatz zum leeren, prunkhaften Gesellschaftsleben:

> Ein Hüttchen mit Veranda vor,
> die Balken weifs gemalt
> . . . .
> . . . .
> Da bin ich froh, von Herzen froh
> und frei von Zwang und Streit.
> Ich schätze nicht des Lebens Lust
> den Prunk und Pracht und Geld!
> Ich habe ja in eigner Brust
> die eigne kleine Welt.

Und er will fortgehen „vom Qualm und Dunst, von dem unsere Zeit so eng ist" und von dem „Gesellschaftsleben, das zu voll von Vorurteil, Geboten und Zwang" ist und „einen Bissen der grünen Natur" mit weifsen und blauen Anemonen „und oben mit klarem Azur" haben. (Gedicht: „Ich kümmere mich nicht um des Lebens Lärm".) Diese Verwerfung des leeren Lebensgenusses und die Preisung des Lebens in der Natur zeigt sich auch

in dem Gedichte „Reichtum", wo er „nicht blankes Metall suchen", „nicht Paläste und prächtige Häuser bauen und zu Festen und Vergnügungen gehen will", sondern „lieber vergessen und arm leben und mit der jubelnden Freiheitsfreude in der Brust über das wogende Meer hinsegeln". Auch in dem Gedichte „In eigner Brust" (Seite 223) giebt er ähnliche Gedanken und preist zugleich die Arbeitsfreude znr Förderung der Lebensfreude und stellt in dem Gedichte „Arbeiten" deren weitere Bedeutung dar. Diese Natur geniefsende Lebensfreude findet in dem Gedichte „Seliges Los" einen begeisterten, in „Trink Lebenslust" einen fast bacchantischen Ausdruck (beide Seite 224). Und diese Freude an der Natur erfüllt seine Dichtungen. Er ist ein begeisterter, froher, farbenreich malender und Naturstimmen erlauschender Schilderer der Natur in Vers und Prosa:

„Ich höre den Naturgeist rufen, wo ich geh,
im Baumessäuseln und im Wiesenblumenland.
Ich höre den Naturgeist rufen, wo ich steh,
im milden Sonnenschein, am schönen Meeresstrand.
Und des Naturgeists holde Rede zu mir dringt,
wenn auf die stille Erd' der Mond herniederblinkt.
Sie flüstert in mein Ohr im Traum der stillen Nacht
vom schweren Lebensgang, der Zeit so heifser Schlacht."

Er, der am Meere wohnt, weifs dieses in allen seinen wechselnden Stimmungen zu schildern, das wildtobende im Gedichte „Sturmmoment" und in „Sturmbild", das beginnt:

„Rasend tobt das Meer, es wälzet
wolkenhohe Wogen von Räumt zu Räumt.
Abgrundtiefer Schlund sich öffnet
und darin es wild aufschäumt.
Über diesem mächt'gen Chaos
liegt das Dunkel schwarz und schwer"

und in „Wogenleben" (siehe S. 225) die wechselnden Meeresbewegungen. sonnige, klare Seebilder in „Am Meeresrande" und „Abend am See".

Und welche Lust bereitet es ihm erst und wie froh schildert er es, wenn er „segeln" kann. Solche Schilderungen finden sich in mehreren Gedichten, z. T. Gedichtcyklen und dem „Zum Meer" (siehe S. 225).

Und das Meer wird ihm zum Symbole der Freiheit. In der Erzählung „Die Insel der Gefangenen" (siehe S. 231) singt es den Freiheitsgesang um die eingesperrten grofsen Geister, und er verkündet dort und in dem Gedichte „Freiheit des Geistes", dafs man den Geist überhaupt nicht fesseln kann, dafs er aus den Eisenfesseln und den Gefängnismauern hinausfliegt, dafs aber die Zeit kommen wird, wo nicht nur die Geister frei sind,

sondern wo auch das Handeln frei wird, und zwar das Handeln nach eigener Erkenntnis, nicht nach Gesetzen. Reuters Freiheitsideen sind etwas allgemein gefafst ohne jede Vertiefung, und das ist etwas, was sich in seinem Schaffen namentlich zeigt, wo er tiefe Gedanken oder feinere innere Stimmungen darstellen will, wie in „Ein Blick in das Verborgene“ und in „Ein verwundetes Genie“.

Aber in der Naturschilderung leistet er Vortreffliches und Mannigfaltiges, aufser in der des Meeres, auch in der des Waldes, dessen „Sagensausen“ er im „Tannenwalde“, dessen Luft- und Lichtspiegelungen und Sonnen-, Mondbeleuchtungen und Vogelstimmen er in mehreren Gedichten geschildert hat, so in „Am Weiher“:

„Grüne Birken stehn im Kranz,
spiegelnd in des Weihers Glanz
kleinsten Zweig im Sonnenschein,
doppelt zierlich, rein und fein.

An des Wassers blauem Rund
zeichnet auf lichtgrünem Grund
die Gestalt sich elfenfein
mit dem Blick so kindlich rein.

Mit der kleinen Kinderhand
reicht sie von dem Blumenstrand
Brot dem Schwan auf klarer Well,
doppelt zierlich, zart und hell.

O welch schönes Bild das war,
grün der Strand, das Wasser klar.
Mädchen, Schwan auf blauem Kreis,
alle beide schwanenweifs.“

und in „Mondscheinabend“:

„Traurig steht der Wald im Schlummer.
Still, so still das Wasser ruht.
Nordland-Himmels dunkler Purpur
küfst die dunkle Wasserflut.

In des Haines tiefem Schatten
ruhen still dort er und sie;
lauschen eines einz'gen Vogels
letzter Abendmelodie.

Durch der Bäume Laubwerk schimmert
Mondlicht auf des Glückes Ort.
Flüstern in der jungen Liebe
tausend Träume ohne Wort.“

Noch mehr aber preist er den Frühlingsanfang in zahlreichen Frühlingsgesängen und in der S. 226 abgedruckten Skizze „Südwest“ und besonders ist es der „Sonnenschein“, über den er jubelt in dem Gedichte dieses Titels:

„O wie schön, dafs sich doch findet
soviel Sonnenschein auf der Erde!“

und noch mehr drückt er diese Natur- und Lichtfreude in dem „Vormittagsgesange im Walde“ aus, wie die nachstehenden zwei Verse daraus beweisen:

„Lieb ist mir Tageshelle,
Sonne, Vormittagslicht,
Lenzgrün an jeder Stelle,
Silber im Bachgefälle,
wenn sich das Licht drin bricht.

Dunkel und Nacht mich drücken
nieder zur Erde ganz.
Nebelgespenste entrücken,
was mich erfüllt mit Entzücken
draufsen im Mondscheinglanz.“

In derbhumoristischer Weise hat er sogar die lebhafte Freude der Tiere, einer Kuh, an dem Aufleben der Natur, z. B. in dem Gedichte „Landschaft", geschildert:

„Selbst die Kuh, die ist der Wiese Gast
. . . .
findet recht, es ist ein Sommerfest,
macht ihren frischen Sprung!"

Aber Jonatan Reuter ist nicht nur ein Naturschilderer, sondern auch der des Fischer- und Bauernlebens, ja des ganzen Landlebens teils in heiterer, humorvoller, teils in düsterer Weise, denn er kennt nicht nur die Freude, nicht nur das Lichte und Frohe, er kennt auch alles Leid, alle Not, alles Elend des Lebens.

Heitere, fast ideal schöne, mit feinem sympathievollem Humor betrachtete Bilder bietet er z. B. in der „Glückseligkeitsinsel", wo das trauliche frohe Leben in einem „Hüttchen, niedrig, grau, mit Bäumen ringsumher, ein kleines schönes Lenzidyll, vom Fichtenwald umkreist", wo die Kinder auf der sonnigen Wiese spielen, die Mutter von Zeit zu Zeit durch die offene Thüre zusieht und der Fischer ein neues Boot fertig hat und in den Finkengesang einstimmt: „Glückseligkeitsinsel".

Ein ähnliches trauliches Lebensbild wird in „Sonnenkind" geschildert. Dort ist ein alter Grofsvater, „der viel verloren hat, was an Lebensfreude ihm gegeben", der aber einen Enkel hat, der auf seinem Arme mit seinem Barte spielt und den er mit Zärtlichkeit an seine Brust drückt. Und da giebt es einen Freude zwitschernden Zeisig, Blumen noch im Herbste, einen Sonnnenblick im Winter „zur Freude, zu wärmen, zu leuchten".

Und fröhliche Mädchen schildert er fein humorvoll: „Die schöne Anna", die sich von keinem Jungen fangen läfst, aber vielleicht schliefslich „von einem prächtigen Burschen, um bei ihm zu bleiben". Und eine andere in „Früh auf" nennen ihre aus dem Schlafe aufgeweckten Brüder „verrückt", weil sie auf dem Piano phantasiert: „was ein Herz in jungen Jahren füllen kann unter Blatt und Blumen in Sonne und Lenz."

Und mit derbem Humor schildert er die Ausflüge z. B. in „Mitfahrt", wo man: „ifst und trinkt" und schliefslich sagt: „niemals hat der — Kaffee so geschmeckt, wie heut!" Und noch derberen Humor offenbart Reuter in der lustigen Kleinstadtgeschichte mit grell satirischer Schilderung der Verhältnisse in „Eine Historia von den Prinzipalen, den Rivalen, der schönen Karolina und dem Feuerturme", in der durch den Beschlufs der „Prinzipale" der begütertste „Rivale" die kokette, schöne Grofsstädterin „Karolina" bekommt.

Aber auch düstere Lebensbilder hat Reuter wirklichkeitsgetreu, mit innigem Mitleid geschildert, die zum Teil ergreifende tragische Lebensschicksale darstellen. So in dem Gedichte „Ellen“. Erst ein frohes, lichtes Bild eines vierzehnjährigen Mädchens, dann aber heifst es:

„Ach Ellen, Ellen unter Blumen und Sang,
Dein Wandern wird nicht mehr lang!
Ach Ellen klein, nur vierzehn Jahr,
so lebenswarm dein Lenzleben war —
doch ist die Wange so hektisch rot,
der Doktor sagt, du bist bald tot!“

Und in dem Gedichte „Leid“ lebt ein siebzehnjähriges Mädchen „in einem glücklichen Heim, das stand — auf einer Schärgaardsö; eine kleines Hüttchen niedrig, grau — mit Aussicht auf die See.“ Und „Alma's Freude war grofs jedes Jahr, wenn der Frühling kam, zu schauen die zarten Schöfslinge des Grüns“.

„Und doch nichts war, nichts so herrlich schön,
wie Frühlingsvogelsang,
auf den sie lauschen konnte warm
die ganzen Tage lang.“

Aber Alma erkrankt an einer Hirnentzündung durch eisigkalten Meerwind und verliert das Gehör.

„Dann kam ein Morgen, spiegelstill
mit Sonne auf der ganzen Bucht
und Vögel gab es, ach, aber still,
so still war ihre Welt.“

Und es endigt: „für sie der Frühling nun nicht mehr
ein richt'ger Frühling war.“

Und noch tragischer, leidvoller ist das Schicksal der armen Fischerfrau in der längeren Dichtung „Schwere Stunden“. Sie ist lungenkrank, nur ein Mittel kann ihr helfen. Ihr Mann will es ihr mit seinem Segelboote aus der Stadt im Wintersturme holen, kommt auch glücklich zum Hafen, stürzt aber in der Dunkelheit beim Aussteigen ins Wasser und ertrinkt. Sie steht mit vier Kindern und dem fünften erwarteten ohne ihren Ernährer da. Sie geht zum Pfarrer. Sie schildert ihre Not; aber der reiche Pfarrer verweist sie auf Gott, „der kleinste Sperling fällt nicht zur Erde, nach des Herrn Wort“ — „er wird auch Haus und Heim Euch geben“ — „Man mufs nicht klagen, habt Geistesmut — denn Gott ist so weise und ist so gut!“ Weinend geht die Witwe fort.

„Ein Kind ward geboren in Leid und Not.
Es nahm es wieder ein hilfreicher Tod.
Bald drauf ging am Abend die Mutter dort
von ihren vier lieben Kleinen fort.“

Ein heiteres, frohes Familienheim eines sich innig liebenden Pärchens wird durch Unterschrift unter einen Schuldschein für Freunde zerstört. Anfangs behält die Frau ihren guten Mut, als aber all' die lieben, erinnerungsteuern Sachen unter dem Spotte der Menschen versteigert werden, da beginnen ihre Thränen zu fliefsen. Nun brauchte sie Trost und Schutz an seiner Brust und den Glauben, „dafs Liebe mehr vermag, als tote Papiere mit Federstrich d'rauf".

Andererseits hat Jonatan Reuter auch den Mut, die Ausdauer und die treue Pflichterfüllung in diesen schlichten, armen Menschen verherrlichend geschildert, so den Mut eines Fischers, der sich Sturm und Gefahren aussetzen mufs, um den kargen Verdienst zu erwerben. („Mannesmut" Seite 224) und ebenso die opferbereite Pflicht, das sich Fügen in das Notwendige, in dem Gedichte „Das Leben fordert", wo ein Mann seine einzige Freude, einen blühenden Faulbaum, in dem Vögel singen, abschlägt, damit sein Feld durch mehr Sonne ertragbarer wird:

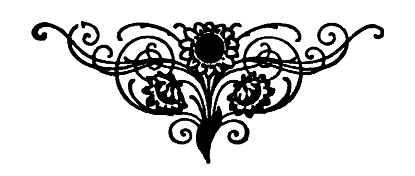
„Ein jeder Schlag, den er dem Stamme gab
ward auch der Seele feinem Strang gegeben,
mit ihm schlug er die Lebensfreude ab —
nun lag das Feld von Sonnenlicht umgeben."

Und die stille, ergebene Pflichterfüllung, wenn es auch schwer fällt, schildert er in der Novelle „Der Krüppel" [1]. „Am schönsten wäre, so recht leben zu können, wie die Andern. Aber wenn man zu nichts Anderem taugt, mufs man das thun, wozu man taugt", sagt der alte Krüppelige resigniert.

Jonatan Reuter gehört nicht zu den gröfsten Dichtern Finnlands, nicht alle seine Gedichte sind aus tiefster Seele geschaffen und wenige mit originaler Verskunst; aber er hat viel Schönes, viel echt Dichterisches geschaffen. Sein Schaffen verdient daher wohl hier einmal behandelt zu werden.

---

[1] In deutscher Übersetzung in „Finnland im Spiegel der Dichtung und seine Dichter" von E. Brausewetter. Berlin 1899, Schuster & Loeffler.



Gedichte von Jonatan Reuter.

Übertragen von

Ernst Brausewetter.



In eigner Brust.*[1]

Was klagst du denn, dafs schwer dein Leben sei,
so mühenreich, an allen Freuden arm?
Warum, da deine Seele frisch und frei,
dein Herz noch immer klopft so stark und warm?

Nur Freud beim Lustgelag gesucht du hast.
War aus das Fest, war auch die Freude hin!
Die Weltlust ist ein hinterlistger Gast;
macht unbemerkt dir öd und leer den Sinn.

Die Freude, die zum Lenz das Leben macht,
such nimmer draufsen in der Lebenslust.
In deinem tiefsten Innern sie erwacht
und quillt empor aus deiner eignen Brust,
erfüllt dich dann bis in des Wesens Kern
und plötzlich trägst du jede Mühe gern!

Mach aus der Weltlust Arm die Seele frei,
lafs nutzlos keinen Augenblick vorbei!
Wenn jeder einem Werk gewidmet ist,
du bald von Hoffnungsmut erfüllt auch bist.
Thut erst dein Blick auf's Leben Hoffnung kund,
lacht auch der Morgen dir mit Gold im Mund.

Und frisch erwachst du, der so sanft geruht,
wie neubelebt in früher Morgenstund
voll Kraft und Lust, Vertrauen, Zukunftsmut
und Arbeitsfreude tief im Herzensgrund.
Das Leben gab mir, denkst du, ohne Klag'
heut wieder einen schönen Arbeitstag.

---

[1] Die mit Stern versehenen sind aus „Finnland im Spiegel seiner Dichtung und seine Dichter" von E. Brausewetter. Berlin, Schuster & Loeffler.

Ein seliges Los.*

Du kleiner froher Vogel
dort draufsen in dem Hain,
wie ist dein Haus so lustig,
wess' Los kann schöner sein?

Zum Heim hast du des ganzen,
des weiten Waldes Rund,
und mit all' seinen Vögeln
stehst du im Sängerbund.

Wenn einen Ton du zwitscherst,
so stimmen alle ein,
du kennst die Stimmen aller,
wie sie dein Stimmelein.

Wie hold, wie selig wär' es,
könnt Gleiches uns geschehn:
„Verstanden sein von allen!
Selbst alle zu verstehn!"

Trink Lebenslust.

Trink Lebenslust
in vollem Zug und gut,
das Leben währt ja nur
eine Minut!
Trink Lebenslust.

Trink Lebenslust!
In der Natur Festsaal
man Frühlingsnektar reicht
im Goldpokal!
Trink Lebenslust.

Trink Lebenslust
in Licht, Duft und Gesang
im Frühlingshauch,
im Sturmwindklang!
Trink Lebenslust.

Trink Lebenslust
im jungen Lebensmai,
die Lust halt fest noch, ist
der Lenz vorbei —
trink Lebenslust.

Mannesmut.*

Oft rühmt man, was Helden einst gewagt,
die kämpfend vergossen ihr Blut!
Der Not widerstehen unverzagt,
ist höherer Mannesmut.

Ich kenn' eine Klippe in kahler Schär,
so winzig, so arm und grau.
Dort wohnt ein braver Fischer im Meer.
Vier Kindlein hat er und Frau.

Gar dürftig ist ihre Lebensart,
sein Handwerk voll von Gefahr.
Er ist meist draufsen auf Fischfangfahrt
im Klippenmeer zufluchtsbar.

Oft hat er gekämpft in schwarzer Nacht
mit Wogen und Sturm und Tod.
Oft hat ihn die Plage kraftlos gemacht
nur um das tägliche Brot.

Ob auch der Hunger ihm ständig droht,
auf Gott er vertrauen thut.
Steht vor der Thür auch lauernd die Not,
das raubt ihm nimmer den Mut.

Das Meer war niemals furchtbar genug,
zu hemmen des Emsigen Fleifs.
Und niemals das Meer wohl Männer trug,
die rangen und strebten so heifs.

Man rühm' nur, was Helden einst gewagt,
die kämpfend vergossen ihr Blut!
Der Not widerstehen unverzagt,
ist höherer Mannesmut.

Zum Meer.

Nun bläst des Meeres frischer Wind
her von Südwest,
liebkost die Seemannswange lind
der Winde allerbest!
Zum Meer, zum Meer, in Sturm, du feste Jacht.
Zum Meer, in Sturm, Alle auf Wacht,
zum Meer!

Frei ist das Leben auf weitem Raum.
Da herrscht kein Zwang.
Das Meer singt grün mit weifsem Schaum
den hohen Freiheitssang.
Zum Meer, zum Meer, in Sturm du feste Jacht.
Zum Meer, in Sturm, Alle auf Wacht,
zum Meer.

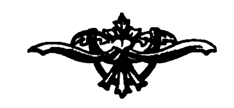
Schwell herrlich, schönes Segel, schwell
im Windesstofs,
flieg freudig gegen das Wogenfjäll,
die Lust ist grofs!
Zum Meer zum Meer, in Sturm du feste Jacht,
zum Meer, in Sturm, Alle auf Wacht,
zum Meer!

Wogenleben.

Leise zieht ein Morgensäuseln
über'm blauen Fjorde hin,
und ein lebhaft leises Kräuseln
bildet sich im Wasser d'rin.

Wogen wachsen, Wogen schwellen,
weifs in heifser Mittagsstund,
brausen zu den Dünenwellen,
spritzen wild um Klipp' und Grund.

Tagesunruh sinkt in Träumen
still im Abendglutenbrand.
Was bleibt von der Wogen Schäumen?
Nur vom Schaum ein flücht'ger Rand.



Südwest.

Von

Jonatan Reuter (Helsingfors[1]).



Indem ich eines Abends — in ein Buch vertieft — beim Lampenscheine an meinem Schreibtische sitze, fühle ich plötzlich, dafs irgend etwas um mich herum anders wird, als sonst. Ich blicke auf, finde aber nichts Bemerkenswertes. Die Bücherrücken starren mich von ihren gewöhnlichen Plätzen auf dem Bücherbrette an, die Bilder hängen, wo sie immer gehangen, alle Sachen befinden sich in derselben Ordnung, wie sonst. Ich gehe ins andere Zimmer hinüber und durchschreite es prüfend. Die Veilchen duften, wie vorher, und die soeben aufgeblühte Rose glüht in dem Lichtstreifen, den die Lampe auf sie wirft. Auch hier scheint sich nichts verändert zu haben. Und trotzdem empfinde ich dieselbe Unruhe, dasselbe Gefühl, dafs irgend etwas eingetroffen. Ich kehre in mein Arbeitszimmer zurück, ziehe die Gardine vom Fenster zurück und blicke hinaus ins Dunkel. Da schlägt mir plötzlich eine Welle kühler Luft entgegen und ich fühle den Duft, der mir seit lange bekannt und lieb ist — es ist Ozon in der Luft, es sind die ersten Zeichen von offenem Meere und Frühling, es ist — ja, ohne Zweifel, es ist Südwest da draufsen.

Ich habe mich schon oft nach der Ursache dieser duftenden Luft verwundert gefragt. Ist es nur der Südwest, der sie hervorrufen kann, wenn er durch kleine Öffnungen und Fensterritzen dringt, oder haben andere Winde dieselbe Eigenschaft? Jetzt habe ich indessen keine Ruhe, darüber nachzudenken, und überlasse es einem gelehrten Hause, darüber eine

---

[1] Autorisierte Übersetzung von J. Wilhelm.

Dissertation zu schreiben. Jetzt mufs ich mir vor Allem darüber Gewifsheit verschaffen, ob draufsen Südwest ist oder nicht.

Ich öffne das Fenster, der sternbesäte Himmel breitet sich vor mir aus, und begierig und wollüstig trinke ich diese herrliche, feuchte Luft, die in leisem Zuge sich vom Meere heranschmiegt, indem sie den Rauch von der elektrischen Centrale in einem zierlichen Bogen nordostwärts beugt.

Welch eine Zauberkraft hat dieser Südwest, gerade dieser Südwest, der jetzt weht! Was ist das Merkwürdige daran, welche seltsame Gewalt liegt in ihm und was unterscheidet ihn von den andern Winden? Unlösbare Fragen!

Denk ich an den Nordwind, so überkommt mich ein Gefühl der Kälte. Er bringt im Winter scharfen Frost, und im Sommer macht er die Luft kühl und die Landschaft kalt. Der Nord hat allerdings des Vorfrühlings lange sonnige Tage im Gefolge, aber auch die eisernen Nächte des Sommers und den ersten Frost des Herbstes. Vereint sich der Nord mit dem Ost, so giebt es peitschenden, eiskalten Regen mitten im Sommer, und wendet sich der Wind zur Hälfte westwärts, so wird er bös und tobend mit heftigen Böen, Sturm und Hagelwetter.

Nur während der schönen Hochsommernächte kann der Nordwind warm und sonnig sein, wenn er den heifsen Atem der Nadelwälder aus dem Binnenlande nach dem Meere hinausträgt und mit seltsamer Ruhe die Schiffe der Küstenfahrer vorwärts treibt; sie bekommen dann ein mystisches und geisterhaftes Aussehen, während sie in der nächtlichen Dämmerung lautlos gleich Schatten zwischen den Klippen dahingleiten, am Steuer die unbewegliche schwarze Gestalt des Steuermanns.

Der Ost, der Passatwind des Vorfrühlings, der in einem Strich bis Johanni weht, bringt allerdings oft Wärme; kommt er aber im Sommer, so droht er den Acker des Landmannes auszudörren. Für die kleinen Kartoffelfelder des Schärenbewohners, deren dünnes Erdreich auf felsigem Grunde ruht, ist dieser andauernde heifse Ostwind ein Verheerer, der die jungen Blätter zusammenschrumpfen und die Blumen welken macht. Ein wenig besser ist es, wenn sich der Ost mit dem Süd einläfst.

Der Südwind — ja, von dem weifs man nicht viel, denn er weht beinahe nie. Der West kann schon prächtig sein, aber hier an der südlichen Küste, wo Wald und Inseln ihm im Wege stehen, findet er nie Gelegenheit seine Talente zu entwickeln.

Der Südwest ist der Winde Wind, ist der Besieger des Winters und die Ankunft des Frühlings, ist das Entzücken des Sommers und der Schrecken des Herbstes, ist die universelle Macht, die uns unsre Bewunderung und Liebe entreifst, ohne dafs wir es wissen, die uns mit Grauen und Entsetzen schlägt, ohne dafs unsre grenzenlose Bewunderung und Liebe sich verändert.

Ehe der östliche Passat beginnt, spielen sämmtliche Wetter des Himmels mit den schmelzenden Schneewellen und den Eismassen. Weichen diese nicht schnell genug der Sonne, so wird der Südwest zornig und rückt gleich einem rasenden Berserker heran und taucht unter das Eis, bricht und hebt, bis die Eisfelder mit donnerndem Krachen auseinander bersten. Das Eis, das nicht entzweigemahlen wird, schleudert er an die Ufer, um von der Sonne oder dem Regen vernichtet zu werden. Und den Rest thut dann der warme Ost.

Im Frühsommer ist der Südwest der eigentliche Lebensspender, wenn er sanft, wie das flüsternde Schmeichelwort eines jungen Weibes, herankommt, wie ein leise tönender Akkord, und dem Wasser jenes wunderbare Freudeglitzern im Sonnenlicht verleiht, das kein anderer Wind hervorzurufen vermag. Dieser Südwest ist niemals kalt und unangenehm, sondern weich und feucht, er mildert die herben Umrisse und giebt der Schärenlandschaft einen eigentümlichen hellblauen Ton. Der Südwest ist der Wind der Schären; hat man die Schären nicht — ich möchte sagen — in der Beleuchtung des Südwests gesehen, so weifs man nicht, wie schön sie sind, wie sie das Herz entzücken und das Auge berauschen können.

Nimmt der Südwest an Stärke zu und wird zur frischen Brise, so ist er ein gleichmäfsiger und prächtiger Segelwind und wirft schöne Sturzwellen, die sich mit zischenden Perlen und Schaum brechen und ihr kräftigendes Meersalz über das Deck des Seegelboots schleudern. Dann spielt das Orchester des Südwests seine herrlichsten Melodieen, mit singendem Sausen in den dünnen Stagen und Wanten, mit Posaunenklang und Trommeldröhnen an Bug und Felswänden, mit dem Geschrei der Seemöven, mit den Seemansliedern der Frachtfahrer, mit all dem Reize, den eine Seefahrt in den Schären und nur in den Schären haben kann.

Stunde für Stunde, Tag für Tag und Woche für Woche kann man in die Betrachtung dieses Marinebildes versunken dasitzen, über das der Südwest mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele dahinzieht, während segelnde Schaluppen und Yachten den Wasserspiegel beleben, flinke See-

vögel hin und herschwirren und die Lerche ihren Triller ertönen läfst, der hier draufsen viel schöner ist, als der Gesang einer Nachtigall. Bewölkt es sich einmal, so verwandelt sich der goldne Tag in einen silbernen mit weifsen Lichtern über Wasser und Land, und fängt es an zu regnen, so ist der Regen warm und die Temperatur wird zum Dampfe des Treibhauses. — Manchmal geschieht es auch des Morgens, dafs über der Landschaft ein milchweifser Nebel liegt, der sich während des Vormittags in grofse weifse Wolkenballen verwandelt, die sich über die Wasserflächen wälzen, Wolken, zwischen denen die Sonne hin und wieder hervorlugt. Wenn sich der Nebel nach dem Lande zu verzieht, verändert sich die Landschaft in eigentümlicher Weise, indem die Perspektive zur Geltung kommt. Der zunächst stehende Wald ist deutlich durch den Nebel zu sehen, die entfernteren Bäume sind schon etwas heller, ganz weit hinten verschwinden Wald und Felsen in Dämmerung.

Manchmal spielt das Orchester des Südwests eine ganz andere Melodie. Deiningen wälzen sich vom Meere heran, die unverhältnismäfsig grofs im Verhältnis zum Winde sind, der beinahe ganz abgeflaut ist. Sie sind kurz und steil, diese Deiningen, und bäumen sich in spitzen Wellenkämmen, als würden sie von einer unsichtbaren Gewalt aufwärts gezogen. Die Luft ist von einem seltsamen Getöse erfüllt, das dem Echo in einer ungeheuern Kirche gleicht. Der Raum ist unendlich vergröfsert, und jetzt erst wird man seiner Weite mit seinem ganzen Gefühle gewahr. Die Schärenleute fahren an solchen Tagen nicht weit hinaus mit ihrem Fischgeräte; sie wissen dafs Gewitter in der Nähe sind. Es liegt Elektrizität in der Luft. Sie ist damit geladen. Nachts wetterleuchtet es am Horizonte; der folgende Tag ist wieder klar mit denselben Laut- und Wellenerscheinungen, und wieder Wetterleuchten in der Nacht — schliefslich steigt die Wolke mit rasender Geschwindigkeit empor, entladet sich und verschwindet nordwärts.

Der Südwest, der des Herbstes Schrecken und Grauen ist, der Maste und Kiele bricht, Segel in Fetzen reifst und Menschenleben verschlingt, den kennen wir alle aus den Spalten der Zeitungen, das ist der einzige Südwest, von dem die Journale wissen. Wenn dieser Südwest brüllt, dann erschauern wir in der Tiefe unsers Wesens, aber in unserm Grauen, mitten im Rasen des Orkans bewundern wir seine Macht, dieser brüllende Sturm erhebt und beflügelt in seiner Gröfse unsern Geist.

Der Südwest kommt von dem grofsen Meere zu uns; er bedeutet die

Erlösung von den Eismassen und Fesseln des Winters; er ist für den Schärenbewohner die Freiheit selbst, und für uns alle das Symbol der Freiheit. Er bringt, ohne dafs wir es wissen, eine ewige Erneuerung von Hoffnung und Lebensfreude mit sich, einen Reichtum von Ideen und Gedanken, ohne die wir dahinwelken und sterben würden, wie Pflanzen ohne Sonne und Wasser. Er giebt uns die Saaten der Felder und den Blust der Haine, er giebt dem Landmanne Sicherheit und dem Schärenbewohner das tägliche Brot, und seine Freiheitssymphonieen, flüsternde Zärtlichkeiten und Orchesterfanfaren giebt er jedem, der ihnen lauschen will. So lange der Südwest über Finnlands Erde weht, wird es seinen Einwohnern nicht an der Notdurft des Lebens mangeln, weder in leiblicher, noch in geistiger Hinsicht; so lange er uns Jahr für Jahr die Jugend seiner neuen Lenze schenkt, werden wir nicht sterben.

So stehe ich und denke am offenen Fenster, indem ich meine Lungen mit der weichen, feuchten Luft fülle, die der Südwest als erstes Zeichen des Frühlings vom Meere über das Land trägt. Unter dem hohen Bogen der Rauchsäule von der elektrischen Centrale glänzen die Sterne in scharfem Kontraste zu dem roten, träumerischen Lichte des Leuchtturms am Horizonte. Langsam verdünnt sich der Rauch und verschwindet, und die schimmernden Sterne des halben Himmelsgewölbes strahlen mir im milden, weichen Dunst des Südwests entgegen.



Die Insel der Gefangenen.

Von

Jonatan Reuter[1].



Das Lob des Meeres habe ich gesungen, und das Lob des Meeres werde ich singen, bis die Nacht nahe ist. Das Lob des Meeres will ich singen vom Deck des Dampfers, der mich fortführt, um neue Höhen, neue Küsten und neue Erscheinungen zu schauen, um die Wette mit den Wogen singen, die sich schäumend am Buge des Fahrzeugs brechen und ihr Salz zu den Wolken emporwerfen ...

Aber du bedarfst nicht meines Gesanges. Schöner, stärker und herrlicher erhebst du selbst überall deine Stimme, spielt dein tausendstimmiges Orchester den Sturmmarsch der Freihheit an Klippen und Schären ...

Wenn der Dampfer so durch die See geht, von den Gesängen der Wogen umsaust, und wenn ich gegen das Geländer gelehnt sitze und rings um mich schaue, da tritt östlich vom Kurse vor meinen Blick gleichsam ein Dunst in der Ferne hin, der langsam im Scheine der Sonne Farbe und Form annimmt. Wenn das Fahrzeug noch eine Weile in dem Abend weiter gebraust ist, dann ist der Dunst zu Mauermassen geworden, die hoch aus den Wogen emporsteigen, lichtrot, mit Fenstern und Schiefsscharten. Und auf dem höchsten Punkte steht eine Stange mit einer Fahne, die im Winde weht. Wenn das Auge sich mit dem Fernglas bewaffnet, dann ordnen sich die Massen zu einer vollständigen Festung auf einer Klippe erbaut und von dem Schaum und Getöse der Wogen umringt.

---

[1] Übersetzt von E. Brausewetter.

Ich befrage meine Karte, suche und berechne. Der Sextant des Gedankens und der Log des Urteils führen den Blick auf einen Punkt auf der blauen Fläche der Seekarte: „Insel der Gefangenen".

Hier findet sie sich also, diese Insel im Meere, die in starken Mauern die freien Worte und viele Männer der Freiheit beherbergt, Geister, die für das Bestehen der Gesetze, für die Vorkämpfer der Herrschsucht und die Sklaven des Egoismus zu grofs und gefährlich waren, Geister, die ihre Stimme über Land und Reich zur Befreiung der Menschen hatten ertönen lassen.

Die Insel der Gefangenen!

Still und leblos liegt die Festung in dem Wogenschwalle, der gegen ihre Mauern schlägt. Sie hat keine Antwort auf den Ansturm der Wellen, sie braucht auch nicht zu antworten, denn sie ist stark in allen Fugen. Aber in ihrer Selbstbefriedigung und Sicherheit vergifst sie, dafs der Wassertropfen selbst den Granit aushöhlt, und sie vergifst, dafs das, was sie erbaut, im Streite mit der Ordnung der Welt und der Menschen Ziel nicht ewig währen wird.

In der Abendruhe, wenn die Scheibe der Sonne wie ein roter Halbkreis über der Woge liegt und die Fenster wie Feueraugen in den Mauern die Insel der Gefangenen schimmern, dann führt mich die Jolle der Träume unsichtbar zur Festungspforte. Sie ist verschlossen, aber die rostigen Schlösser, deren Mechanismus alle kennen, werden leicht mit den Schlüsseln der Phantasie geöffnet, und ich beginne meine Wanderung in der sonderbaren Welt, altmodisch in ihrer ganzen Idee, trotz ihrer vollkommenen Waffen.

Die Wachen schlafen auf ihren Posten und lassen mich unangetastet passieren. Die Kanonen liegen auf ihren Lafetten, die Mündungen hinaus gegen das Meer der Freiheit gerichtet, dessen Brausen ihnen gleichsam zum Trotz und Hohn erklingt. Der Kapitän schläft und die Soldaten schlafen, und aufser dem ewigen Schlage der Wogen gegen die Mauern vernimmt man keinen Laut, kein Zeichen vom Leben.

Drinnen in dem gewölbten Raume stehen feste Kassenschränke, in denen die Offiziere die Gelder verwahren, die sie aus der grofsen Einsammlung der schwererworbenen Mittel der Menschen bekommen haben, Mittel, die mit dem Schweifse zerfurchter Gesichter und mit Herzeleid und Elend gewonnen sind.

Als ich so in dieser Stadt, der leblosen, wandere, die auf den er-

prefsten Sparpfennigen der Menschen schläft, sehe ich nicht eine Blume des freigewordenen Gedankens spriefsen, höre ich nicht den zitternden Gesang der Stimme eines selbständigen Geistes in die Nacht aufsteigen zu dem, was besser ist, auf Tönen aus grofsen Herzen der Menschheit zur Höhe emporsteigen. Das Gras wächst nicht in trocknem Sande, sondern in den Mauermassen des Granits. Nur eine Eiche steht, verwelkt, und streckt ihre leblosen Äste über das Dach, wie ein armes Skelett.

Insel der Gefangenen!

Drinnen in den Zellen schläft man nicht. Dort arbeiten starke Gedanken noch in der Nacht, und dort grübeln die besten Hirne der Menschheit sich müde, und dort flammt der Enthusiasmus der Jugend mit dem Glücke der Zukunft, dem Glücke des ungeborenen Geschlechtes lockend vor dem Blicke. Silberhaarige Greise sitzen über dicke Folianten gelehnt, Männer in des Lebens besten Jahren gebeugt vom Unglück, aber mit der unbezwinglichen Kraft der Hoffnung in ihrem eigenen Innern, schöne junge Weiber, die lieber ihr Dasein hohem Ziele geweiht und ihrem Vater oder Bruder oder Herzensgeliebten zu der verborgenen Insel gefolgt wären, als sich der künstlichen Freude und Lust auf dem weiten Markte der Städte zu weihen — eingeschlossen sind sie in gewaltige Gewölbe, aber wo sie auch sind, hören sie das Dröhnen des freien Meeres draufsen, das unaufhörlich gegen die Wälle schlägt. Der Tag kommt, der Tag kommt, murmelt das Echo in dem Gewölbe, der Tag kommt doch zum Schlusse in der Zeitenvollendung — der grofse Tag der Freiheit, wenn die Ideen die Siege des Lichtes über den gebrochenen Fesseln der Sklaverei feiern, wenn die Mauern brechen und der Kampf des hohen Menschengeistes gegen den Zwang beendet ist, der Kampf gegen das Leid beendet ist, und die Thüren sich öffnen für herrliche frische Winde, für den Wohlgeruch des Vogelbeerbaums und den holden Duft zarter Blumen im Scheine der Lenzsonne.

Aber als ich wieder aus den geschlossenen Kammern der Zellen auf die steinigen Gassen zwischen den Gefängnisgebäuden hinauskomme, wo es dunkel ist im Schatten und wo der Mondschein bisweilen weifs liegt, wie ein Totentuch, und wo blinkende taunasse Kanonen in stillem Tode auf den Wällen liegen, da sehe ich gleichsam einen dichten Nebel aus dem brausenden Meere der Freiheit, auf dem die Wogen im Mondscheinglitzer gegen das Land schlagen, aufsteigen. Als ich in der nächsten Sekunde den Blick zu der obersten Bastion hinaufschweifen lasse, wo die

Flaggenstange ihre Spitze gegen die Wolken richtet, siehe, da steht dort eine schön anzuschauende Jungfrau. Wie eine überirdische Offenbarung steht sie da, schlank und hoch, in weifsen schönen Gewändern, mit goldenem Haare und ernsten Augen — gleich einem Genius — mit der Flaggenleine Biegung in ihrer weifsen Hand.

Und als ich voll Verwunderung fragend zu dem Genius aufschaue, begegne ich einem tiefen forschenden Blicke, und sie spricht, und der Laut ihrer Stimme ist wie ein stiller Gesang mit Brausen und Mondscheinreflexen als Accompagnement, und sie sagt:

„Ich denke das Elend des Lebens ist grofs und die Stunden des Lebenden könnten anders sein, als sie sind. Und wenn ich die vielen Männer in das Gewölbe der Gefangeneninsel eingesperrt sehe, und wenn ich das Meer ringsum seinen Freiheitsgesang brausen höre, den die in Fesseln Geschlagenen hören, aber die schlafenden Wächter und schlafenden Soldaten nicht hören, da erscheint mir das alles wie eine bittere Ironie des Schicksals gegen die, welche die Macht haben. Werden auch die grofsen Geister in Ketten geschlagen, stärkere, als eiserne, sieh, nichts wird sie lähmen; denn ihre Gedanken werden bei Tausenden nach ihnen wachsen, und sie werden im Gange der Zeit wachsen, gleich wie aus einem Senfkorn ein grofser Baum werden kann. Und sie werden eines Tages die Gewalt und den Zwang überwinden und allen zum Trotz die grofse Freude erringen, und sie werden nicht nur das Band der Welt überwinden, sie werden sich selbst überwinden und die Gefangenschaft, in die sie selbst sich gebracht. Denn die Woge des Meeres ist mächtig, unermüdlich spielt sie ihren tausendstimmigen Orchestermarsch an der Mauer und dem Gewölbe, und einmal wird der Tag kommen, an dem, von keinem vorausgesagt, der Sturm losbrechen wird; und dann, wenn der Freiheitsmarsch vom Orchester der Wogen hunderttausendstimmig gespielt wird, dann werde ich auf dieser Bastion stehen und dann werde ich die Flagge des Zwanges, der Verwüstung und der Herzlosigkeit herunterreifsen und dann werde ich mit dem Metallklang der Sturmglocke so läuten, dafs der Klang über alle Landesgrenzen der Erde gehen wird, und dann werden die Grundwälle erschüttert und die Mauern werden einstürzen, wie die Mauern Jerichos, und dann wird kein Stein auf den Steinen dieser Schlackenbauten der Civilisation bleiben, aufser dem, was gut ist.

Und dann wird ein neues Geschlecht auferstehen, neue Menschen, die nicht mit andern streiten sollen und sich gegenseitig in Fesseln schlagen,

sondern unter denen die Fahne der Freiheit von Stangen wehen wird, die sich hoch in die Wolken heben.

Aber man mufs warten — die Menschheit mufs warten!“

Sacht löst sie ihre Hand von der Fangleine, und langsam, wie das Echo zwischen hohen Bergen und Wäldern fortklingt, entschwindet sie, wie ein Nebel, zum Schaum des Strandlandes hin . . .

Mit schwellenden Gefühlen begebe ich mich wieder hinab auf die steinigen Gassen, wo jeder Tritt an den harten Mauern widerhallt. Ich gehe an den schlafenden Wächtern vorbei, hinaus durch die Gefängnispforte, löse die Zauberjolle der Träume ab und rudere über die mondklare Fläche zum Dampfer, dessen Laternen weit fort leuchten, und steige auf Deck hinauf. Die Passagiere sitzen teils im Salon und spielen leichte Musik, teils in der Rauchkajüte mit Cigarren und beim Glase. Keiner hat meine Abwesenheit bemerkt, keiner mich vermifst.

Wieder stehe ich am Geländer und blicke über das Unendliche hinaus. Die Insel der Gefangenen verschwindet in der Ferne, und bald sehe ich nicht mehr das Licht aus den Zellen der arbeitenden Männer.

Als ich so stehe und an die Wanderung dort zwischen den Wällen und Kanonen der Festung denke und in der Erinnerung den Genius stehen und schön und stolz auf mich herabblicken sehe und wieder ihre Worte höre, da erscheint es mir plötzlich, dafs jeder Mensch wie ein Gefangener auf der Insel der Gefangenen ist, dafs alles Leben wie ein einziger langer Kampf gegen die Fesseln der Leiden, gegen die schweren Ketten des Elends ist, dafs alles Leben wie ein Streben hinaus aus den gewölbten Zellen des begrenzten Gesichtskreises zu der grofsen Freiheit ist, dafs unsere ganze arme Erde wie eine einzige grofse Insel der Gefangenen ist, auf der wir unter dem gewaltigen Gewölbe der sternbestreuten Feste eingesperrt sitzen.

Aber das Loblied des Meeres will ich doch singen, singen bis die Stimme erlischt; denn das Meer wird einmal hunderttausendstimmig den gewaltigen, unwiderstehlichen Sturmmarsch spielen. Das Lob des Meeres will ich aus der Tiefe meiner Brust singen, aber für dich genügt nicht mein geringer Gesang, für dich genügt nicht mein schwacher Lautenschlag . . .

Aber die Jungfrau sagte: „Man mufs warten, die Menschheit mufs warten!“



In Feiertagstracht.

(Aus einem Briefe.)

Von

Juhani Aho.

Nach dem Manuskript übersetzt von E. Brausewetter.

— — — — — — — — —

Und dann folgte ich dem Flufsufer und kam zum Dorfe Nivala, das dort von Wiesen und fruchtbarem Ackerfelde umgeben war, die aus dem undurchsichtigen Weiher emporragten, und das auf beiden Seiten des Flusses ausgebreitet lag — und ging in den nächsten Hof hinein.

Es war in der thätigsten Erntezeit und nur die Bauernfrau war zu Hause, der Bauer war mit all seinen Leuten draufsen auf den Äckern, weit von dort. Um noch an demselben Abend zu den andern Höfen zu gelangen, wollte ich die Unterschriften so schnell, wie möglich, erlangen und bat daher die Bauernfrau, nachdem ich sie in Kürze über die Sache aufgeklärt hatte, um die es sich hier handelte, die Leute von meiner Ankunft zu unterrichten.

„Müssen sie alle kommen? — Die Knechte und auch die Mägde? Sollen auch die Weiber ihre Namen unterschreiben?“

„Diese Sache betrifft alle Mitbürger Finnlands, die Frauen ebenso, wie die Männer!“

„Gewifs .... natürlich gilt es allen“, sagte sie mit einer Stimme und einem Ausdrucke in ihrem Gesichte, als wollte sie versichern, dafs sie völlig verstanden hatte, was in Frage war.

Ich blieb allein in der Stube zurück, in die der Schein der Abendsonne hineinfiel. Mit der eigentümlichen Kraft, mit der in wichtigen

Augenblicken des Lebens man Eindrücke bekommt, prägten sich die Gegenstände in diesem Gemache meinem Gedächtnisse ein: das schwarze Ofenloch, der Kochtopf in der Speiseecke, die Schlittenkufen auf den Sparren oben im Dache, ein Regal mit Milcheimern und Fässern, das an der Wand befestigte Bett, die alte Uhr und die Büchse, die an der Wand daneben hing. Es war ein so behagliches Heim und zugleich so einsam. Es war so trostreich und doch so hoffnungslos. Vielleicht machte das einförmige und dumpfe Ticken der Uhr das Seinige dabei. Dieser Wohlstand verratende Hof, ein Produkt einer Jahrhunderte alten Kultur, das sich im Schutze ungekränkter Gesetze entwickelt hatte — Stück für Stück, Stein auf Stein, Stock für Stock, Deich nach Deich, Acker nach Acker, war von dem Geschlechte vom Vater auf den Sohn aufgebaut und angebaut, und hier stand er auf eigenem Grunde, völlig fertig und sicher unter all den andern, deren Dächer hinter Äckern und Wiesen hervorleuchteten.

Es gab da keine Ursache zu der Bedrücktheit, die ich empfand. Wirkte vielleicht nur die untergehende, bereits etwas kühle Herbstsonne so? Oder lag der Grund zu meiner Stimmung in dem Auftrage, der mich herführte? War es nicht wieder Alles vergebens? Würde all dieses zum geringsten Nutzen werden?

Ich warf einen Blick durch das Fenster hinaus und sah eine lange Reihe Männer an den Äckern entlang angetrampelt kommen und hinter ihnen eine Menge Weiber. Ruhig und sicher näherten sie sich, gleichsam im Takte schreitend, diese stattlichen nnd kräftigen Österbottninger. Als sie um die Hausecke schritten, erdröhnte der Boden; dann kamen sie geräuschvoll in die Vorstube hinein und dann alle mit dem Bauer an der Spitze in die Stube.

Ich wurde von einer unerklärlichen Verlegenheit und Unsicherheit diesen Menschen gegenüber, von denen ich nicht einen einzigen kannte, obwohl wir in derselben Gemeinde wohnten, ergriffen. Würden sie völlig verstehen, worum es sich handelte? Hatten sie den Gang der Ereignisse verfolgt? Wufsten sie überhaupt, um welche Frage es sich handelte? War es vielleicht geglückt, auch ihnen einzubilden, dafs Alles gut war, wie es war, dafs aller Widerstand vergeblich war und dafs nichts gemacht werden mufste?

Ich hatte anfangs beabsichtigt, ihnen die Sache mit eigenen Worten darzulegen, ihnen die rechte Natur der letzten Ereignisse und den Zweck

der Unterschrift zu enthüllen, zu beleuchten und zu erklären. Aber nun beschlofs ich, die Adresse für sich sprechen zu lassen.

Ich begann sie vorzulesen, indem ich am oberen Ende des langen Tisches stand. Der Bauer stand am andern Ende und die Leute hatten sich an den Wänden entlang aufgestellt, die Knechte rechts und die Mägde links, wie bei einer Leseprüfung.

— — — — — — — — — — — — — —

„Bestürzung und Trauer — — eine durchgreifende Kränkung der Grundgesetze und teuern Rechte des Grofsfürstentums — — —“

„Finnlands Volk hat keine Herabsetzung seiner gegenwärtigen Militärlast verlangt.“

„In der neuen Wehrpflichtsverfassung kommen Ausdrücke vor, die ein Ableugnen ausdrücken, dafs das finnische Volk ein eigenes Vaterland hat.“

„Finnlands Volk kann nicht aufhören, ein Volk für sich zu sein.“

— — — — — — — — — — — — — —

Während ich das vorlas, konnte ich nicht unterlassen, hie und da einen Blick über das Papier hinweg auf den Bauern mir gerade gegenüber zu richten. Er schien ein wenig unruhig, fast nervös zu werden; seine Züge bekamen bisweilen einen bekümmerten Ausdruck. Je länger ich las, je ernster und feierlicher die Worte klangen, desto schwerer schien es ihm zu werden. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, betastete mit dem Daumen den Hemdsaum, zog seine Weste zurecht, wechselte die Füfse und wich immer weiter in dem Raume zurück. Er flüsterte seiner Frau etwas zu, und über ihr Gesicht legte sich derselbe bekümmerte Ausdruck. Plötzlich drehte sie sich nach der Thüre um und ging aus der Stube hinaus und die Mägde folgten ihr, die eine nach der andern.

Als ich geschlossen hatte, klärte ich die Anwesenden darüber auf, dafs derjenige, der wollte, nun in der Lage wäre seinen Namen unter diese Adresse zu schreiben.

Keiner rührte sich, aufser dem Bauern, der durch die offene Thür hinausging und zu seinen Leuten sagte:

„Kommt einen Augenblick her, ihr Knechte!“

Und sie gingen ihm alle nach.

Das war also die Antwort, die ich bekam! Sie zogen sich zurück, sie wollten nicht mit dabei sein, sie waren auch von der Vorsicht und der Nachgiebigkeitspolitik angesteckt!

Es blieb mir nichts Anderes übrig, als meine Papiere zusammenzusuchen und zu gehen.

Aber bevor ich das ausführen konnte, trat der Bauer wieder herein und mit ihm alle seine Knechte und nach diesen die Bauernfrau, gefolgt von den Mägden. Und der Bauer kam zum Tische hin und ergriff die die Feder und schrieb seinen Namen, langsam, umständlich und feierlich, und die andern thaten es in derselben Weise, erst die Knechte, dann die Bauernfrau und die Mägde, in Reihe und Ordnung. Und diejenigen, die ihre Namen nicht schreiben konnten, baten mich, es zu thun, und hielten während der Zeit zwei Finger auf das Papier.

Als dies geschehen war, kam die Bauernfrau zu mir hin und flüsterte mir ins Ohr: „Er wollte nicht in den Arbeitskleidern unterschreiben . . .“

Aber mein Herz schlug in Jubel, denn schon, als sie wieder in die Stube hineinkamen, hatte ich bemerkt, dafs sie alle ihre Feiertagskleider angezogen hatten.

Die Abendsonne, die noch in die Stube hineinschien, erschien mir nun wie die Morgenröte zu leuchten und all mein Zweifel war verschwunden.



An der Sorge Strand.

Von Juhani Aho[1].

Ein seichter, sumpfiger Einödbinnensee, in den das schwarze Schlammwasser des Moores sich ergiefst. An den Ufern dichtes, undurchdringliches Schilf, gleich einem dicken, ungepflegten Bart, und mitten drin eine kleine Ader klarsten Wassers.

Es tröpfelt vom grauen, schmutzigen Herbsthimmel. Das Ried steht unter Wasser bis an den Waldessaum hinan. Der Wald ist eine undurchdringliche Wildnis, und die egalen spitzen Tannen sehen aus, wie ein riesiges Distelland. Am hervorspringenden Waldrande steht eine Scheune und ein grauer Heuschober. An der Ecke der Scheune wächst eine einsame abgeästete Föhre, an deren Stamm ein Brutkästchen mit runder Öffnung sitzt.

Hoch über dem Walde dämmert durch den Regen ein Bergrücken und auf seinem Firste der Schatten eines Gutshofes. Dessen Kate wahr-

[1] Übersetzt von J. Wilhelm.

scheinlich das Häuschen ist, welches hier, etwas höher hinauf, auf einem trockeneren Hügel liegt und zu dem ein schmutziger Kuhsteig mich vom Walde geführt.

Da ist der Pferde- und Viehstall, der Speicher und eine Rauchkammer, die halbwegs im Erdboden verschwindet. Die Dächer sind aus Birkenrinde und Rasen, eine Fensterhälfte aus Schindeln und ein Loch mit einem Fetzen zugestopft.

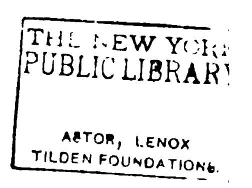
Auf dem Roggenfelde Stoppel, auf dem Flachsacker liegt ein umgeworfener Wasserzuber, und am Zaune hängt vom Frost beschädigtes Kartoffelkraut. Niemand zu sehn — wo mögen die Leute wohl sein —, die Thür von aufsen angelehnt.

Ein aufgeweichter Weg führt zum Ufer; übelriechende Flachsreste im Schlamme, eine umgestofsene Waschbank, mit den Füfsen in der Luft, ein Eimer ohne Band und ein altes Boot, zur Hälfte mit Wasser gefüllt, worin eine Angelrute und ein Stück verkohltes Theerholz herumschwimmen.

Am Ufer bewegt sich ein grau-rotes Wesen: es ist ein erbärmlicher, rauher, herrenloser Hund. Er sieht einen fremden Mann an der Pforte stehen und erschrickt. Er bellt nicht, sondern listet sich fort, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, und hält in den Zähnen einen faulen Fisch. Eine Krähe hat sich auf den Latten niedergelassen, sie neidet dem Hund seine Beute, fliegt flügelschlagend hinter ihm drein und landet, vom Winde getragen, in der abgeästeten Föhre an der Scheunenecke.

Die Dämmerung kommt, ich mufs noch den See umkreisen und habe noch zwei Viertelmeilen durch den Wald dort herauf zum Gutshofe auf dem Bergesrücken. Meine Kleider sind durchnäfst, die Stiefel voll Wasser, die Hände erstarrt. Schnee und Regen peitschen mein Gesicht, der Wind rüttelt den halbmorschen Zaun und singt traurig klagend im Flintenlaufe an meinem Ohre.

Im Schutze der Katenwand will ich meine Pfeife anstecken. In der Tasche kommt mir ein Stück alten Zeitungspapieres zwischen die Finger. Das Datum fehlt, aber da steht der Anfang einer Notiz: „Traurig sind jetzt die Zeiten in Finnland. Niedergeschlagenheit hat sich der Sinne bemächtigt und ....“ Eine Fortsetzung ist nicht da, und thut auch nicht nötig.



Die Verwaltung Finnlands in geschichtlicher Beleuchtung.

Von

Observator.



I. Die Zeit der Grundlegung.

Die staatliche Autonomie, die Alexander I. nach der Eroberung Finnlands 1809 auf dem Landtage zu Borgå „für ewige Zeiten" dem finnländischen Volke zusicherte, das ihm durch diese Ständeversammlung als dem Grofsfürsten von Finnland huldigte, ist dann bei der Neugestaltung der centralen Verwaltung des Grofsfürstentums sehr deutlich zum Ausdruck gekommen. Finnland war früher, gleich anderen Teilen der schwedischen Monarchie, von Stockholm aus regiert worden; es erhielt nun eine eigene, aus Finnländern bestehende Centralregierung, die zuerst Regierungskonseil, dann — von 1816 an — Kaiserlicher Senat für Finnland genannt wurde, um noch deutlicher sein unmittelbares Verhältnis zum Monarchen und seine vollkommene Unabhängigkeit von sämtlichen russischen Behörden zu kennzeichnen. Der Senat besteht aus zwei Abteilungen: dem Justizdepartement, der höchsten Instanz der Rechtsprechung, und dem Ökonomiedepartement, das die Verwaltung führt, beide im hohen Namen des Kaisers-Grofsfürsten entscheidend. Der Vorsitzende des Senats ist der Generalgouverneur, der aufserdem in seiner Eigenschaft als „Chef der civilen exekutiven Gewalt" eine gewisse Aufsicht über die Verwaltung zu üben hat; er soll u. a. darüber wachen, dafs die Einwohner des Landes „den Schutz der Gesetze geniefsen". Der Senat hat keinerlei legislatorische Rechte; er kann nur Gesetzentwürfe vorbereiten. Aber seine Verwaltung umfafst alle solche Fragen, die inner-

halb des Rahmens geltender Gesetze und Etats zu entscheiden sind; die übrigen, deren Zahl nicht grofs ist, sind der eigenen Entscheidung des Kaisers vorbehalten. Der finnländische Minister-Staatssekretär trägt dem Kaiser die finnländischen Geschäfte vor; er ist ein finnländischer Beamter, kein russischer Minister, und das Amt ist bis 1899 von Finnländern verwaltet worden.

Nur Finnländer dürfen finnländische Staatsämter bekleiden. Die höheren Beamten (sogen. Vertrauensmänner), deren Zahl nicht grofs ist, können vom Kaiser abgesetzt werden. Die Richter, und in der Regel die grofse Menge der anderen Beamten, können nicht auf administrativem Wege abgesetzt werden, sondern nur durch richterlichen Urteilsspruch laut geltendem Strafrecht. Begeht ein Beamter ein Amtsvergehen, so hat der Staatsanwalt gegen ihn vor Gericht Klage zu erheben.

Die hier in ihren Hauptzügen angedeutete Ordnung, die bald hundert Jahre bestanden hat, ist durch verschiedene administrative Verordnungen vom 20. September 1902, welche die Konstitution Finnlands schwer verletzten, in bedenklicher Weise erschüttert worden. Ehe wir diese berühren, möchten wir jedoch in aller Kürze angeben, unter welchen Verhältnissen die innere Selbständigkeit Finnlands entstanden ist und sich weiterentwickelt hat. Damit soll ihre geschichtliche Existenzberechtigung dargethan werden. Diese beruht — das mag gleich gesagt sein — ganz einfach auf der Thatsache, dafs Finnlands finnländische Verwaltung dem Volke und den Monarchen recht gewesen ist; kein einziger Kaiser hat, solange Finnlands Recht respektiert wurde, dieses Landes wegen Regierungssorgen gehabt, und solange ist keiner von ihnen ohne die wärmste Liebe von Seiten des finnländischen Volkes geblieben. Dafs die Interessen des russischen Volkes durch Finnlands Selbständigkeit Abbruch gelitten, ist eine Behauptung slavophiler Pamphletisten, für die sie nicht den Schatten eines Beweises haben aufbringen können.

Finnland war 1809 ein Stück westeuropäisches ancien régime. Seine Verfassung, deren Haupturkunden die Regierungsform von 1772 und die Vereinigungs- und Sicherheitsakte von 1789 bilden, war streng monarchisch und in ihren Grundzügen uralt: das schwedische Staatsrecht aus Gustav Adolfs II. Zeit war in diesen Verfassungsurkunden Gustavs III. von neuem ins Leben gerufen worden. Die wurzelfeste Königstreue des Bauernstandes, welche die Politik Gustavs unterstützt hatte, war in dem hartnäckigen Widerstande der finnländischen Bauern gegen die Armeen Alexanders zu

Tage getreten. Diese Treue war wert, gewonnen zu werden, und Alexander gewann sie, indem er dem Lande dessen Gesetze erhielt und es „unter die Zahl der Nationen“ erhob.

Der finnländische Adel hatte gleich dem schwedischen eine heftige Opposition gegen die Eigenmächtigkeit Gustavs III. getrieben. Ein grofser Teil der angesehensten Mitglieder desselben waren Offiziere, und das Offizierkorps hatte ein paar Jahrzehnte vorher während des Krieges, den Gustav III. gegen Katharina II. führte, beinahe offen gegen den König revoltiert. Einige Offiziere waren sogar in russische Dienste getreten; es waren aber nicht diese Renegaten — ein Sprengtporten u. A. —, die Finnlands Zukunft schaffen sollten. Alexander appellierte an die edlen Gefühle des finnländischen Volkes und konnte folglich für seine Zwecke die gediegenen Elemente der Gesellschaft verwenden. So berief er den Professor der Åboer Universität, Mathias Colonius, damals der hervorragendste Jurist im Norden, der während des Krieges, als die Universitätsstadt von russischen Tuppen besetzt war, in einer Rektoratsrede sich geweigert hatte, das Recht des Eroberers auzuerkennen, und liefs ihn nicht nur den Plan für die Organisation der Centralregierung ausarbeiten, sondern vertraute ihm auch darauf als Prokurator des Regierungskonseils die oberste Aufsicht darüber an, dafs die Gesetze verfassungsmäfsig angewandt wurden.

Im finnländischen Adel gab es einige, die sich durch ihre Treue gegen Gustav III. und sein Geschlecht ausgezeichnet hatten und die, als Gustavs Sohn 1809 vom schwedischen Reichstag seines Thrones beraubt wurde, um einen französischen Maréchal Platz zu machen, einen neuen Gegenstand für ihre Gefühle suchten, Aristokraten, denen die französische Revolution ein Greuel und Napoleon das Raubtier aus der Apokalypse war, und die sich in dem revolutionierten Schweden kaum zurechtgefunden hätten. Der hervorragendste unter ihnen war der an allen europäischen Höfen durch seine Schönheit, seine galanten Abenteuer und seine Vergötterung Gustavs III. bekannte Graf Armfelt. Ein anderer von derselben Art war General Aminoff, weniger bedeutend als Persönlichkeit, aber unter den finnländischen Offizieren sehr einflufsreich, deren Lebensunterhalt der Kaiser durch Aminoffs Vermittelung sicherstellte. Alexander wurde für diese „Gustavianer“ was Gustav für sie gewesen war, und ihre Standesgenossen, die zu ihrem Erstaunen sahen, wie Gustav Mauritz Armfelt, der Königsgünstling, als Freund und Ratgeber des Kaisers ein

weitsichtiger finnländischer Staatsmann wurde, folgten, anfangs zögernd, dann aber, als sie eingesehen, dafs der Kaiser es ehrlich meinte, mit Zuversicht, Treue und voll Bewunderung für Alexander, dem Beispiel der früheren „Gustavianer". Der Adel war meist auf den Staatsdienst angewiesen; grofse Landgüter sind in Finnland äufserst selten. Als die finnländische Armee 1809 aufgelöst wurde, mufste der Adel sich immer mehr der Beamtenlaufbahn in der Civilverwaltung widmen; viele von ihnen aber liefsen — bis 1899 — ihre Söhne unter den Fahnen Rufslands dienen.

Der Adel in Finnland war vor allem Dienstadel; man wurde in Schweden gewöhnlich nobilitiert, wenn man einen gewissen Rang erreicht hatte, und auf diese Weise wurde der Zusammenhang mit den nichtadligen Ständen gewahrt. Das vornehmste und einzige wirklich bedeutende Privilegium des Adels war, im Reichstag der erste Stand des Reiches zu sein. Er bildete keine Kaste, sondern eine sociale Gruppe, tonangebend, aber nicht exklusiv. Er führte natürlich die nichtadligen Beamten mit in die Bahn hinein, die Alexanders Politik für Finnland vorgezeichnet hatte. Die lutherische Geistlichkeit, die als Reichsstand seit alters her auf den Reichstagen mit dem Bauernstande verbunden war, leitete diesen nicht nur als dessen Seelsorger, sondern auch dank ihrer gröfseren politischen Einsicht; und sie gewöhnte bald sich selbst und den Bauernstand daran, als summus episcopus des Landes den griechisch-katholischen Herrscher zu betrachten, der die Religion und die Verfassung des Volkes bestätigt hatte. Ein moderner Geist war unter der Bürgerschaft der finnländischen Städte nicht zu verspüren, und dieselbe hätte, trotzdem sie einer der Reichsstände war, 1809 in Finnland keinen entscheidenden Einflufs ausüben können; dazu waren die Städte zu klein und zu gering an Zahl; später ist der Einflufs der städtischen Bevölkerung sehr gewachsen. Alexander machte ein kleines Krähwinkel, das hinter den Kanonen der Seefestung Sveaborg lag, zur Hauptstadt des Grofsfürstentums und legte die Pläne zu diesem seinem Helsingfors mit Hilfe eines dritten Gustavianers, Ehrenström, in einer Weise an, die sogar einem Touristen sofort verrät, dafs es die Hauptstadt eines Staates werden sollte und geworden ist.

II. Der Geist der Verwaltung während des 19. Jahrhunderts.

Ein Land, von selbständigen Bauern bevölkert, die von einer ziemlich geringen Zahl Geistlicher und Beamten geleitet wurden, das war das Finnland, welches Alexander durch Waffen erobert und durch Staats-

klugheit und vertrauensvolle Gerechtigkeit für sich gewonnen hatte. Dafs er die Verfassung bestätigte, war keine liberale Selbstherrscherlaune; er hielt sie aufrecht, auch als er selbst den Kurs geändert hatte, und seine spätere Politik stimmte, wie diejenige Nikolaus' I., im grofsen Ganzen mit dem Charakter des Volkes wohl überein; dieser war stets konservativ und ist es noch heutzutage. Man strebte nicht nach etwas Neuem; man wünschte nur das Alte zu bewahren. Und da das Grundgesetz bestimmte, dafs der Kaiser darüber zu entscheiden hatte, wann die Stände zu berufen seien, so wartete das Volk geduldig auf den nächsten Landtag bis zum Jahre 1863, wo Alexander II. eine neue Periode im Leben der Nation inaugurierte, die der Reformen, der „Ständegesetzgebung."

Bis dahin stand alles auf dem alten Fufs: die Regierung konnte zufolge der Stagnation in der Staatsthätigkeit sich ohne neue Steuern behelfen, und Gesetze wurden nur auf dem administrativen Gebiete geschaffen, wo der Monarch laut Grundgesetz bedeutend weitere Befugnisse hat, als es in anderen modernen Konstitutionen der Fall ist. Die Verfassung wurde während dieser Zeit, wo das Volk selbst vom politischen Leben ausgeschlossen war, von den Behörden, in erster Linie vom Senat und von den Gerichten, aufrecht erhalten; die Organisation dieser letzteren gestattet indessen in der ersten Instanz dem Laienelement einen grofsen Einflufs, indem dieselbe aus einem juristisch gebildeten Vorsitzenden und aus Schöffen, einer sogenannten „nämd", bestehen, die sowohl die Beweis- wie die Rechtsfrage prüfen und die, wenn sie einig sind, dem Vorsitzenden gegenüber das Votum decisivum haben.

Eine der Hauptbedingungen für die nationale Existenz Finnlands war unter solchen Umständen und ist es selbstverständlich noch heutzutage, dafs die Beamten Finnländer sind, die mit den Sitten des Volkes und den Gesetzen des Landes vertraut sind.

Die Sprache der gerichtlichen und der Verwaltungsbehörden war bis zu den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts die der gebildeten Klassen und der Küstenbevölkerung, nämlich schwedisch, während die Muttersprache der grofsen Masse der Landbevölkerung das Finnische war und ist. Als ein Mifsverhältnis wurde aber dies erst empfunden, als die finnische Sprache nach jahrzehntelanger litterarischer Arbeit eine solche Entwicklung erlangt hatte, dafs es darauf Anspruch erheben konnte, als offizielle Sprache eingeführt zu werden. Hierüber haben heifse Kämpfe stattgefunden, aber die Frage ist entschieden, und die Bitterkeit, die sie mit sich brachte, hat

sich gelegt; es ist jetzt schon zu spät, wie vergebliche Versuche in dieser Richtung dargethan haben, noch auf dieser Saite zu spielen, um Bauern und Beamte zu entzweien. Finnisch und Schwedisch sind, nach der Auffassung des ganzen Volkes, die nationalen Sprachen Finnlands. Das Russische, das nur von etwa 8000 Personen gesprochen wird, ist de facto wie de jure eine fremde Sprache. Indessen ist schon längst dafür gesorgt worden, dafs Russen, die sich in Finnland aufhalten, bei verschiedenen Behörden ihre Sachen in russischer Sprache erledigen können.

Das finnländische Verwaltungsrecht ist sehr kompliziert und erfordert umfassende rechtshistorische Studien; es steht in innigstem Zusammenhange mit dem Prozefs-, Civil- und Strafrecht; dies ist z. B. in der Arbeit der Provinzialverwaltung täglich fühlbar: ein Gouverneur, der seine Instruktion noch so genau kennen mag, kann, selbst wenn er Finnländer ist, ohne Hilfe juristisch gebildeter finnländischer Beamten überhaupt nicht auskommen. Sollen Russen in gröfserem Umfange in finnländischem Staatsdienst Verwendung finden und darin wirkliche Beamtenarbeit — nicht nur Gendarmeriedienste — leisten können, so mufs das finnländische Recht aufgehoben werden; es ist aber nicht so leicht, die sehr umfangreiche legislatorische Arbeit eines Jahrhunderts ohne weiteres zu vernichten und zu ersetzen; ebenso unmöglich ist es, die Gesetzgebung des 19. Jahrhunderts beizubehalten und sich nur von dem alten schwedischen Recht zu befreien, denn die ganze grofse Masse der nach 1809 erlassenen Gesetze steht in unzertrennlichem Zusammenhang mit dem älteren Recht, welches ihre Grundlage bildet: sollen die von schwedischen Königen gegebenen Gesetze auf einmal gänzlich verschwinden, so ziehen dieselben auch die mit „Alexander“ und „Nikolaus“ signierten mit sich in den Orkus. Auch eine partielle Einführung russischen Rechts wäre unthunlich; das hiefse in eine Maschine Räder einfügen, die nicht hineinpassen. Die Gesetzgebungen Finnlands und Russlands sind nämlich einander vollkommen unähnlich.

Die finnländische Verwaltung ist ihrer Langsamkeit und ihrer Pedanterie wegen getadelt worden. Die Langsamkeit beruht hauptsächlich auf der kollegialen Arbeitsmethode, die in den centralen Behörden, vor allem im Senat, vorherrschend ist: das Bureausystem mit einem Chef, der allein die Geschäfte entscheidet, ist erst in späterer Zeit in etwas gröfserem Umfang eingeführt worden. Ein Kollegium, das jede Frage an der Hand geltender Gesetze gewissenhaft prüft, das ist der Typus der centralen Verwaltungsbehörde; das ausländische Ministerrégime ist unbekannt. Die

kollegiale Verwaltungsmethode ist schwerfällig, aber sie gewährleistet eine grofse Sicherheit, wo die Volksvertretung selbst keinen Einflufs auf die Wahl der Regierungsmitglieder und keine Kontrolle über diese besitzt. Ein derartiger sogenannter Parlamentarismus ist der finnländischen Verfassung vollkommen fremd; diese gewährt dem Landtage nur Gesetzgebungs- und Besteuerungsrecht. Die kollegiale Verwaltung giebt auch dem Monarchen eine gute Garantie. Es ist sein in den Gesetzen und Verordnungen ausgesprochener Wille, der am kollegialen Tisch verwirklicht wird, wo gleichgestellte Beamte einander kontrollieren; ein in seinem Ressort allmächtiger Chef kann dagegen leicht seine persönlichen Ansichten und Launen an Stelle der festen Normen des Regentenwillens setzen. Die finnländischen Beamten haben gewissenhaft das Recht des Monarchen gewahrt und sie haben, so lange sein Willen sich innerhalb der Grenzen der Verfassung bewegt hat, sich in ihrer Amtsthätigkeit ganz und gar von seinen Absichten bestimmen lassen. Nikolaus I. wufste genau, dafs er in seinem ganzen ungeheuren Reich nirgends treuere Diener hatte als in Finnland; die steifnackigen Beamten in Finnland, die in dem Geist des Metternichschen Régimes aufgewachsen waren, sahen im Grofsen wie im Kleinen genau darauf, dafs dem Kaiser gegeben ward, was des Kaisers war; und es beunruhigte keineswegs Nikolaus, dafs in den schwedischen Gesetzen, die ihm seine Gerechtsamen gaben, der Kaiser-Grofsfürst als „König“ bezeichnet war. Die Pedanterie, mit der diese Gesetze angewandt wurden, war ihm recht, denn er sah ein, dafs die Macht des Monarchen nur dann feststeht, wenn ihre Ausübung dem Recht gemäfs geschieht.

Eine gute Stütze für die Macht des Monarchen ist die Unabsetzbarkeit der Richter und der unteren Beamten. Was die Richter betrifft, so ist das selbstverständlich. Und hinsichtlich der Verwaltungsbeamten in einem Lande, wo der Monarch selber nicht wohnt, ist nicht zu vergessen, dafs höhere Beamte, falls sie eigenmächtig werden wollten, dazu im allgemeinen der Mitwirkung von Untergeordneten bedurften. Für Regent und Volk ist es daher gut, dafs diese unteren Beamten den Machtsprüchen des Vorgesetzten gegenüber nicht schutzlos dastehen, sondern im Streitfall von unabhängigen richterlichen Behörden gerichtet werden können, die nicht unmittelbar an der Verwaltung interessiert sind, für die es aber von Bedeutung ist, dafs die allgemeinen Rechtsnormen rücksichtslos zur Anwendung kommen. Und ebenso gereicht es nicht nur dem Volk, sondern

auch der Macht des Monarchen zu Nutz und Frommen, wenn Beamte, die sich vergangen haben, vom öffentlichen Ankläger belangt und laut Gesetz von einem allgemeinen Gerichtshof gerichtet werden; denn wenn die Klage auf der Genehmigung der Vorgesetzten beruht, so kann nur zu leicht deren Willkür an die Stelle des Gesetzes treten, indem sie den Schuldigen vor der Strafe wegen eines Mifsbrauchs schützen, dessen sie sich vielleicht selber schuldig gemacht haben.

Doch kehren wir zu unserer geschichtlichen Betrachtung zurück. Den alten, bedächtigen Beamten aus Nikolaus' I. Zeit erschien Alexander II., der Jugendfürst, wenn auch nicht als reformatorischer Brausekopf, so doch sicher als bedeutend liberaler als sie selbst. Sie lernten indessen ihn verstehen und ihm folgen; unter seiner Leitung gewöhnte sich der Senat daran, mit dem Landtag Hand in Hand zu arbeiten. Es ist den Kaisern nicht unbekannt gewesen, dafs Beamte, die entweder im Adel oder als gewählte Volksvertreter an den Landtagen teilnahmen, freimütig ihr Recht als Landtagsmänner ausübten und ohne Vorbehalt die Entwürfe der Regierung kritisierten; noch hat in Finnland nie ein Beamter darunter zu leiden gehabt, dafs er im Landtage gegen eine allerhöchste Vorlage gesprochen hat; und die Beamten haben mit ihrer speziellen Sachkenntnis der Landtagsarbeit wesentliche Dienste geleistet. Dies hat sie nicht davon abgehalten, in ihrem Amt in Übereinstimmung mit den eingewurzelten Überlieferungen die Gerechtsame des Monarchen gewissenhaft zu wahren. Gesetzgebung ist Eines, Amtsthätigkeit ein Anderes. Der pflichttreue finnländische Beamte hat, ohne irgend welche Konflikte, das Wohl des Landes vor Augen, seine bürgerlichen Pflichten im Landtage wie auch in der unter Alexander II. geschaffenen kommunalen Selbstverwaltung erfüllen können. Bei dieser und anderer ähnlicher bürgerlicher Thätigkeit ist das Standesgefühl dem allgemeinen Bürgergeist gewichen, der in einer späteren Zeit, als die Verfassung des Landes gekränkt worden war, in einer einmütigen gemeinsamen Arbeit für die Erhaltung derselben zum Ausdruck gekommen ist.

Als im Herbst 1902 13 höhere Beamte, unter ihnen 9 Mitglieder der Hofgerichte (Appellationsgerichte) willkürlich ihres Amtes entsetzt wurden, da wufste jedermann, dafs dies geschehen war, weil die Hofgerichte und viele Behörden sich ausdrücklich geweigert hatten, die Gültigkeit des ungesetzlichen Wehrpflichtukases von 1901 anzuerkennen, und das Volk hegt für die verfassungstreuen Beamten tiefe Dankbarkeit, dafs sie solcher-

mafsen die Gerechtsamen des Landes gegen Gewalt zu schützen gesucht und dem Volke gegeben was des Volkes ist. Das wurde ausgesprochen von einer am 12. November 1902 in Helsingfors abgehaltenen grofsen Bürgerversammlung, welche den Beschlufs fafste, dafs der loyale passive Widerstand gegen die revolutionäre Russifizierungspolitik unentwegt fortgesetzt werden soll. Die 14000 Jünglinge, die dem Militäraufgebot von 1902 nicht Folge leisteten, begreifen sehr gut, dafs sie es in erster Linie den Hofgerichten und den Kommunalverwaltungen[1] zu verdanken haben, dafs es nicht möglich gewesen ist, sie zur Strafe durch finnländische Behörden zum Militärdienst in russischen Truppen zu zwingen.

III. Die neuen Veränderungen.

Den 20. September 1902, kurz nachdem die 13 Beamten, von denen 12 inamovibel waren, ohne Prozefs und Urteilsspruch abgesetzt worden, wurde eine Anzahl neuer Verordnungen erlassen, die bedeutende Veränderungen der bestehenden Ordnung, eine schwere Verletzung der Gerechtsamen Finnlands und eine grofse Gefahr für seine Zukunft involvieren. Wir geben im Nachfolgenden eine gedrängte Übersicht der Hauptbestimmungen dieser Verordnungen.

* * *

Betreffs der Besetzung von Ämtern wird bestimmt, dafs nicht mehr, wie bisher, nur Finnländer, sondern auch Russen, die gewisse in der Verordnung aufgezählte Anstalten absolviert haben, zu finnländischen Beamten (auch Richtern) ernannt werden können, ohne irgendwelche Kenntnisse des Rechtes und der Sprachen Finnlands gezeigt zu haben. Der Generalgouverneur hat aufserdem das Recht, Ausnahmen von allen jetzt oder früher vorgeschriebenen Kompetenzbedingungen zu gestatten.

Wie die übrigen steht auch diese Verordnung in krassem Widerspruch mit dem finnländischen Grundgesetz. Nach dem § 10 der Regierungsform und § 1 der Vereinigungs- und Sicherheitsakte können zu finnländischen Staatsämtern nur Finnländer ernannt werden. Auch hat der Kaiser-Grofsfürst nicht das Recht, besonders in Bezug auf Richterstellen, die Forderungen aufzuheben, die hinsichtlich der Gesetzkenntnis u. A. gelten. Und schliefslich wird durch die Verordnung indirekt das Recht der finn-

---

[1] Vgl. Der Kampf ums Recht in Finnland. Finnl. Rundschau 1902, 3.

ländischen Beamten gekränkt, diejenige Beförderung im Dienst zu finden, die das Gesetz der nachgewiesenen Kompetenz garantiert. Statt dessen wird so gut wie allen Russen, die über ein gewisses Mafs allgemeiner Bildung gebieten, ohne weiteres der Zutritt zu sämtlichen Ämtern in Finnland geöffnet.

* * *

Eine jener Verordnungen, welche der Regierung das Recht einräumt, die Richter und alle anderen Beamten ohne vorhergehendes gerichtliches Verfahren ihres Amtes zu entsetzen, verstöfst nicht nur gegen deutlich formulierte Bestimmungen des finnländischen Grundgesetzes, sondern kränkt auch — soweit es die Richter betrifft — eins der wichtigsten und teuersten Rechtsprinzipien, auf denen die durch Gesetz geregelte Staatsordnung ruht und die fast in sämtlichen civilisierten Staaten der Welt eine fundamentale Bedeutung haben — das Prinzip der Unabhängigkeit der Richter. Der Ukas begnügt sich nicht damit, die Mitglieder der Hofgerichte und die Landrichter von der Willkür des Justizdepartements des Senats, oder was beinahe dasselbe sagen will — des Generalgouverneurs abhängig zu machen; er greift auch gewaltsam in das Recht der Stadtgemeinden ein, ihre gewählten Richter vor willkürlicher Amtsentsetzung gesichert zu sehen. Man hat allerdings wenigstens den Schein eines Gerichtsverfahrens zu bewahren gesucht, indem man dem Angeklagten das Recht gegeben hat, sich zu erklären. Von einem Zeugenverhör ist aber keine Rede.

Die Bestimmungen über die Fälle, in denen eine Amtsentsetzung stattfinden kann, sind besonders charakteristisch für den Geist, der diese Verordnung beherrscht. So kann ein Beamter, der wegen irgend eines Vergehens gegen das allgemeine Strafgesetz verurteilt worden ist, vom Senat, dessen Beschlufs von der Zustimmung des Generalgouverneurs abhängig ist, auch in dem Falle seines Amtes entsetzt werden, wenn die ihm vom Gericht zuerteilte Strafe nicht mit dem Verlust des Amtes verbunden (z. B. eine unbedeutende Geldstrafe) ist. Ferner kann ein Richter oder anderer Beamter abgesetzt werden, wenn er „bei der Ausübung seiner Amtspflichten oder auch aufserhalb des Dienstes“ sich Handlungen erlaubt, „die mit seiner Amtspflicht und Amtsstellung nicht vereinbar sind“. Des Pudels Kern besteht natürlich darin, dafs ein Beamter, der in der Ausübung seines Amtes sich an eine verfassungsmäfsige Interpretation der Gesetze hält. oder der aufserhalb seiner Amtsthätigkeit Verfassungstreue zu fördern sucht und an der loyalen Arbeit zur Aufrechterhaltung der bedrohten

konstitutionellen Staatsordnung teilnimmt, der unkontrollierbaren und willkürlichen Absetzungsgewalt der administrativen Justiz anheimfällt. Er braucht ja sogar nur auf eine den Machthabern nicht bequeme Zeitung zu abonnieren, um sich schon der Gefahr auszusetzen, dafs seine Handlungsweise als eine „mit seiner Amtsstellung nicht vereinbare“ erklärt wird.

*
* *

Wegen eines im Strafgesetzbuch vorgesehenen Amtsvergehens kann nach einer der neuen Verordnungen ein Beamter nur verklagt werden, nachdem zuerst eine diesbezügliche Genehmigung von seinem Vorgesetzten eingeholt worden. Dieser höhere zuständige Ort richtet sich nach der Rangklasse des betreffenden Beamten; Klagen gegen die höchsten Beamten dürfen nur nach vorheriger Genehmigung des Kaisers erhoben werden, gegen übrige Beamte nur nach eingeholter Erlaubnis des Senats, des betreffenden Hofgerichts oder Chefs. Diese letzteren haben auch darüber zu bestimmen, ob und wie lange der Angeklagte von der Ausübung seines Amtes unter Verlust seines Gehaltes oder eines Teils desselben fernzuhalten sei. Diese Bestimmungen finden auch in den Fällen Anwendung, wo ein Beamter wegen eines andern als eines eigentlichen Amtsvergehens angeklagt wird, falls er dabei „seine Machtbefugnis überschritten oder sonst seine Amtsgewalt mifsbraucht hat“. Sie berühren dagegen nicht das Recht des Generalgouverneurs, des Senats und des Prokurators Beamte wegen eines Amtsvergehens gerichtlich zu belangen; ausgenommen sind hiervon nur die höchsten Rangklassen, deren gerichtliche Belangung von der Entscheidung des Kaisers abhängt.

Laut Schreiben des finnländischen Staatssekretariats an den Generalgouverneur, welches in die finnländische Gesetzsammlung aufgenommen worden (!), hat der Kaiser befohlen, dafs die genannte Verordnung auch auf alle gegenwärtig an finnländischen Gerichten schwebenden Klagen wegen Amtsvergehens anzuwenden sei, die noch nicht durch gerichtliche Resolution endgültig entschieden sind.

Nicht nur durch die Art und Weise, wie sie zu stande gekommen, steht diese Verordnung in Widerspruch mit der für Finnland geltenden Gesetzgebung, sondern auch ihrem Inhalt und ihrem Geiste nach. Nach derselben sind sämtliche Beamte vor Klagen wegen Amtsvergehens so gut wie vollkommen sichergestellt, wenn nur der Generalgouverneur und der von ihm in diesen Sachen abhängige Senat oder auch Gouverneur solches

wünscht. Der hohe Rechtsgrundsatz von der Gleichheit aller vor dem Gesetz und von der im Strafgesetzbuch sanktionierten juristischen Verantwortlichkeit der Beamten für ihre Amtsverwaltung ist hierdurch in rücksichtslosester Weise verletzt und das finnländische Volk infolge dessen vorläufig wenigstens theoretisch einer unverantwortlichen Beamtenherrschaft preisgegeben. Andererseits kann der verfassungstreue und der gegenwärtigen Regierung unbequeme Beamte ohne weiteres (mit der Genehmigung eben dieser Regierung) vor Gericht belangt werden, wobei der Angeklagte sogar des unbedeutendsten Amtsvergehens wegen, noch ehe das Gericht sein Urteil gefällt hat, an der Ausübung seines Amtes verhindert werden und seines Gehaltes verlustig gehen kann.

Und das erwähnte Verfahren soll auch bei andern Verbrechen als bei Amtsvergehen Anwendung finden, falls der Angeklagte dabei seine Machtbefugnisse überschritten oder sonst seine Amtsgewalt mifsbraucht hat (die sogenannten gemischten Delikte); d. h. der Generalgouverneur oder ein Gouverneur hat das Recht, noch ehe ein richterliches Urteil gefallen, im voraus zu bestimmen, ob der Angeklagte sich des in Rede stehenden Verbrechens schuldig gemacht hat, also einer Verwaltungsbehörde wird das Recht zuerkannt, nach einer blofsen vorbereitenden polizeilichen Untersuchung der Gerechtigkeit einfach vorzugreifen und Handlungen zu konstatieren, deren Vorhandensein nur durch ein judizielles Prozefsverfahren und durch richterlichen Urteilsspruch endgültig festgestellt werden kann; und diese Behörde kann das judizielle Verfahren einfach verhindern.

Was schliefslich das oben erwähnte Schreiben des Staatssekretariats an den Generalgouverneur betrifft, so mag in formeller Beziehung nur beiläufig angedeutet werden, dafs zum erstenmal eine derartige Urkunde in der finnländischen Gesetzsammlung Aufnahme findet. Laut geltendem Gesetz haben nur Reskripte und Manifeste des Kaisers, die in seinem Namen erlassenen Verordnungen des Senats, sowie die Vorschriften des letztern an untergeordnete Behörden diejenige allgemein verbindliche Kraft, dafs sie in der Gesetzsammlung veröffentlicht werden, um allgemein nachgelebt zu werden. Der Ministerstaatssekretär ist aber, wie schon hervorgehoben worden, nur vortragender Rat beim Kaiser und als solcher nicht berechtigt, Verordnungen mit rechtsgiltiger Wirkung zu erlassen.

Im Februar 1903 sind sechzehn Räte und adjungierte jüngere Beamte des Hof (Appellations)-Gerichts zu Åbo abgesetzt worden, weil das Hofgericht die Bestimmungen vom 20. September 1902 in Sachen betreffend

Amtsverbrechen anzuwenden sich geweigert hat. Unter diesen Sachen war eine, schon vor dem 20. September 1902 erhobene Klage gegen den Gouverneur der Provinz Nyland, Kaigorodoff, wegen der von ihm befohlenen Ausschreitungen der Kosacken am 18. April 1902 in Helsingfors und eine andere wegen ungesetzlicher Verhaftung zweier Personen. Das Hofgericht hatte das Rathausgericht in Helsingfors beauftragt in diesen Sachen Zeugen zu vernehmen: die schon geladenen Kläger und Zeugen wurden indessen, auf Befehl des Generalgouverneurs, von der Polizei verhindert an den Sitzungen des Stadtgerichtes am 26. und 27. Februar zu erscheinen.

* * *

Der Hauptzweck einer dieser Verordnungen ist offenbar die bisher dem Senat als oberster Regierungsbehörde zuerteilte Gewalt thatsächlich in den Händen des Generalgouverneurs zu konzentrieren, dem hierdurch ein beinahe unumschränkter Einfluſs auf die Geschäfte übertragen wird. Die Verordnung sagt zwar, daſs die innere Regierung des Landes dem Senat unter Leitung seines Vorsitzenden, des Generalgouverneurs, anvertraut ist, und dieses bedeutet nur, daſs der Generalgouverneur Vorsitzender des Senates ist, aber man kann auch den Ausdruck dahin deuten, daſs der Senat, was seine Beschlüsse betrifft, vom Generalgouverneur abhängig wird. Kein Beschluſs des Senats, gegen den der Generalgouverneur Einspruch erhoben, darf — das wird im Gegensatz zu früheren Bestimmungen verfügt — zur Ausführung gelangen, ehe der Kaiser in der Frage eine Entscheidung getroffen. Die Verordnung sagt weiter ganz unbestimmt, daſs die Beamten des Senats dem Generalgouverneur Gehorsam leisten sollen. In Fragen, welche Beamten betreffen, bedürfen, wie schon gesagt worden ist, die Beschlüsse des Senats die Genehmigung des Generalgouverneurs. Dieser wird sich folglich, nicht als Vorsitzender eines Kollegiums, sondern als besondere Behörde, eine von den Gesetzen ganz unabhängige Macht anmaſsen können. Eine derartige Spaltung der Verwaltungsbefugnisse wird sich aber nicht als heilsam erweisen und ist nicht geeignet, die konsequente Ausübung der monarchischen Macht zu fördern, welche nur durch einheitlich funktionierende Organe sichergestellt werden kann. Die Macht des Kaisers wird wahrlich nicht vergröſsert dadurch, daſs der Generalgouverneur die allerhöchse Entscheidung für jede Kleinigkeit beanspruchen kann, die ihn persönlich interessiert. Und falls der Senat, wie in letzter Zeit der Fall gewesen, dem Generalgouverneur

gehorcht, wird dieser ganz unkontrollierbar sein; ist der Senat dagegen selbständig, so wird der Kompetenzkonflikte und des Haderns kein Ende sein. — Sämtliche Ämter im Senat, mit Ausnahme der höchsten (der vortragenden Räte und der Kämmerer, die vom Kaiser ernannt werden), sollen vom Generalgouverneur besetzt werden.

Der Vizevorsitzende des Ökonomiedepartements (bisher mit dem Chef eines Ministeriums zu vergleichen), sinkt zum Schatten eines Schattens herab, da seine Obliegenheiten nunmehr in nichts anderem bestehen, als in solchen Sitzungen des Departements zu präsidieren, wo weniger wichtige Angelegenheiten verhandelt werden. Sogar die bisher in seinen Händen liegende Verwaltung des Senatsgebäudes und die oberste Leitung der der Oberaufsicht des Senats unterstellten Anstalten (Staatsarchiv etc.) ist nach der neuen Verordnung dem Generalgouverneur übertragen.

Zu den Fragen, die nur in Gegenwart des Generalgouverneurs oder seines Gehülfen (des „Adjoints", welcher bisher nur in Abwesenheit des Generalgouverneurs funktioniert hat) behandelt werden dürfen, gehört u. a. die Aufhebung „obligatorischer Vorschriften", die von Provinzialbehörden oder kommunalen Institutionen in Städten oder auf dem Lande ausgefertigt worden sind. Der Sinn dieser dunklen Bestimmung scheint nichts mehr und nichts weniger zu sein, als eventuelle Eingriffe in das Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden zu ermöglichen.

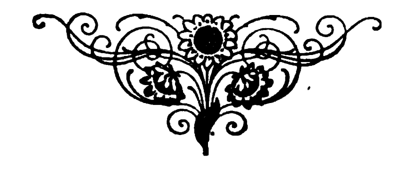
Unter den verhängnisvollsten und sinnlosesten Bestimmungen dieser Verordnung ist besonders folgende hervorzuheben. Dem Senat wird verboten, solche Gesuche, Adressen und Petitionen entgegenzunehmen, „die von mehreren Personen gemeinsam eingereicht werden und die unter dem Schein Darstellungen von den Bedürfnissen des Landes zu geben, einen Tadel von Regierungsmafsregeln oder eine Störung der allgemeinen Ordnung und Ruhe bezwecken". Diese Bestimmung ist zu durchsichtig, als dafs man nicht ohne weiteres ihren Zweck erriete. Sie soll natürlich verhindern, dafs sich in Zukunft das den russischen Gewalthabern so unangenehme Schauspiel von Massenpetitionen des Volkes wiederholt. Da man dem Monarchen die Vorstellung beigebracht hat, das Volk selbst sei mit der Russifizierungspolitik vollkommen einverstanden, so mufste den immer wiederkehrenden Versuchen eben dieses selben Volkes die Bobrikoffschen Intriguen Lügen zu strafen, ein für allemal ein Riegel vorgeschoben werden.

Beachtenswert ist schliefslich die Bestimmung, dafs der Prokurator

(höchster Vorgesetzter der Staatsanwaltschaften) von nun an nicht mehr über etwaige Gesetzübertretungen, die der Generalgouverneur sich zu Schulden kommen lassen sollte, beim Kaiser Vorstellungen machen darf, sondern nur über solche von seiten des Senats, und dafs auch diese nicht mehr direkt an den Kaiser gehen dürfen, sondern nur durch Vermittelung des Generalgouverneurs.

Die Erklärung der rechts- und vernunftwidrigen Mafsregeln, von welchen hier die Rede war, ist darin zu finden, dafs in der Regierungsgewalt über Finnland eine eigentümliche Verschiebung stattgefunden. Der Kaiser hat seine Stellung als Grofsfürst von Finnland thatsächlich aufgegeben zu Gunsten einer Klicke russischer Bureaukraten, denen die konstitutionelle Ordnung Finnlands verhafst war.

Diese reaktionären Usurpatoren kennen aber Finnland nicht und verstehen nichts von dem wahren Wesen des Rechtsstaats, welcher hier seit Jahrhunderten wurzelt. Sie schwelgen heute im Gefühl der Macht, bedenken aber nicht, dafs es nicht lange dauern kann, bis ein solches Regiment wie das ihrige in einen Schutthaufen zusammenfallen mufs. Sie können jetzt die äufsere Organisation verderben. Der gesunde Kern des in Selbstverwaltung und Gesetzestreue geschulten Volkes wird aber gewifs die gegenwärtige Krisis überleben.



Neue Verordnung über Promulgierung von Gesetzen.

Ein Beitrag zur Beleuchtung der neuesten „Reformen“.

Von

Gammal.



Unter normalen Verhältnissen haben alle legislatorischen Maſsregeln den Zweck das Wohl des Landes zu fördern, indem sie teils das ältere Recht in Übereinstimmung mit den Forderungen der neuen Zeit entwickeln, teils neue Rechtsnormen oder Institutionen schaffen für Bedürfnisse, die früher übersehen worden oder nicht vorhanden gewesen sind. In dieser Weise Schritt für Schritt die Gesetze und Institutionen zu reformieren ist die wichtigste Aufgabe des Staates nächst der die bestehende Rechtsordnung aufrechtzuerhalten. Darum hat man auch mit dem Begriff Reform die Vorstellung verbunden, daſs es eine Veränderung zum Bessern ist, die mit derselben bezweckt wird, daſs folglich jeder neue legislatorische Akt entweder zur Stärkung der Rechtsgarantieen beitragen oder zur Folge haben soll, daſs der Staat in höherem Maſse als bisher an der sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung des Volkes mitwirkt.

Im Verlauf der letzten Jahre hat man jedoch in Finnland wiederholt die Erfahrung gemacht, daſs die Reformpolitik, die gegenwärtig von den Machthabern beliebt wird, den obigen Grundsätzen, welche die reformierende Thätigkeit der Staatsgewalt kennzeichnen sollen, vollkommen fremd ist. Wenn diese Politik mit ihren in Petersburg oder vom Generalgouverneur geplanten „Reformen“ hervortritt, so geschieht es nicht um zu entwickeln und zu verbessern, sondern um die Institutionen und Gesetze Finnlands zu verschlechtern und zu vernichten. So ist es denn schlieſslich dahin ge-

kommen, dafs jede Botschaft von einer Reform im Geiste des neuen Regimes auf die Gemüter im Lande wie die Botschaft von einem Unglück wirkt.

Auch als das Gerücht sich verbreitete, dafs eine neue Verordnung über die Promulgierung von Gesetzen bestätigt worden, fragte man sich: was für Böses wird uns nun zugefügt werden? Die Unruhe war diesmal allerdings gedämpfter, als sonst, denn die Reform betraf ja glücklicherweise nur eine Angelegenheit formeller Natur. Man hat sich aber trotzdem in der Voraussetzung nicht getäuscht, dafs die Lust der Machthaber, die bestehenden Verhältnisse zu verändern, auch dieses Mal sich als etwas ganz Anderes erweisen würde, als ein Bestreben, dieselben zu verbessern.

In Finnland fehlt es allerdings an vollständigen und genauen Bestimmungen darüber, wie die verschiedenen Arten von legislatorischen Urkunden zu benennen sind, wie auch inbezug auf das Verfahren, das bei der Promulgierung in den verschiedenen Fällen zu beobachten ist. Indessen ist die Praxis in dieser Hinsicht vollkommen genügend gewesen. So hat man z. B. in jüngster Zeit begonnen, die Benennung Gesetz („lag") auf alle derartigen, unter Mitwirkung der Stände zustande gekommenen Gesetzurkunden anzuwenden, die ein ganzes, wenn auch spezielles, Rechtsgebiet regeln; mit dem Ausdruck Verordnung („förordning") bezeichnet man dagegen nunmehr auf dem allgemeinen legislatorischen, von Monarch und Ständen gemeinsam abhängigen Gebiete nur solche Urkunden, die eine Änderung oder einen Nachtrag zu bereits geltenden Gesetzen enthalten. Da man nun notwendig gefunden hat, über die erwähnten formellen Gegenstände Bestimmungen zu erlassen, hätte man wohl billigerweise zunächst an der Hand der einmal anerkannten Praxis die Terminologie feststellen sollen, die bei der allgemeinen Gesetzgebung und bei der Gesetzgebung auf administrativen Wege zur Anwendung kommen soll. Zugleich hätte eine Bestimmung darüber erlassen werden sollen, in welcher Weise die Mitwirkung der Stände an dem Zustandekommen der zu promulgierenden Gesetze ausgedrückt werden soll; denn die bisher übliche Ausdrucksweise läfst in diesem Punkte vieles zu wünschen übrig. Im Eingange der meisten von den Ständen angenommenen Gesetzurkunden aus den sechziger und dem Anfange der siebziger Jahre hiefs es: „Auf unterthänige Befürwortung der Stände Finnlands". Nachdem man darauf aufmerksam geworden, dafs das Wort Befürwortung („tillstyrkan") als mit dem Ausdrucke Rat synonym, nicht sinngemäfs war, kam der korrekte Ausdruck: „Mit der

Einwilligung („samtycke") der Stände Finnlands", in den genannten Urkunden zur Anwendung. Im Jahre 1889 erhielt aber der Senat aus Petersburg den Wink, den letztgenannten Ausdruck durch die Worte: „Auf Vorschlag („framställning") der Stände Finnlands", zu ersetzen. In diesem Ausdrucke liegt allerdings keine Verneinung der Thatsache, dafs das Gesetz von den Ständen mit Beschlufsrecht angenommen wurde. Aber es ruft den Eindruck hervor, als wäre die Initiative zu den legislatorischen Mafsregeln von den Ständen ausgegangen und ist deshalb in den meisten Fällen unrichtig, wo das Gesetz nicht auf Grund einer von dem Landtag ausgegangenen Motion, sondern auf Grund einer allerhöchsten Proposition angenommen wurde.

Die Frage über die Form, durch die die durch übereinstimmenden Beschlufs von Monarch und Ständen zustande gekommenen Gesetze und Vorordnungen von übrigen in der Gesetzsammlung veröffentlichten Erlassen unterschieden werden sollen, ist in der in Rede stehenden Verordnung überhaupt nicht beachtet worden. Ihr erster Punkt lautet folgendermafsen:

„Finnländische Gesetze, die nach Vortrag des Ministerstaatssekretärs für Finnland von Vorschlägen des Generalgouverneurs, des Senats oder der Stände, sowie in anderen Fällen zustande gekommen, werden in Gestalt von allerhöchsten Verordnungen laut festgestelltem neuem Formulare erlassen; derartige Verordnungen sind nur mit der Unterschrift des Ministerstaatssekretärs versehen."

Indem die Schreiben der Stände, die sie zugleich mit dem Texte der von ihnen angenommenen Gesetze dem Kaiser einsenden, mit den Vorschlägen des Generalgouverneurs und des Senats zusammengestellt werden, erhalten jene Schreiben eine vollkommen falsche Beleuchtung. Wenn von nun an nur die Benennung Verordnung angewandt werden soll und nicht mehr das Wort Gesetz, so ist dies eine bedenkliche Abweichung von den aus historischen Gründen geltenden Formen und der mit Rücksicht auf diese stattgefundenen Entwicklung.

Die angeführte Bestimmung ist auch sonst mangelhaft und unklar. Welches sind denn die andern Fälle, die darin angedeutet werden? Etwa Fälle, wo ein finnländisches Gesetz auf Vortrag eines andern, als des Ministerstaatssekretärs vom Kaiser sanktioniert wird? Solche Fälle können laut Gesetz nicht vorkommen und dürfen deshalb nicht in einer offiziellen Urkunde als möglich vorausgesetzt werden.

Mit Ausnahme von Manifesten wurden sämtliche vom Kaiser sank-

tionierten finnländischen Gesetze und Verordnungen bisher „laut eigenem Beschlufs Seiner Kaiserlichen Majestät und in Seinem hohen Namen“ vom Senat erlassen. Die Aufhebung dieses Modus insolviert keine Verbesserung. Da der Senat die kollegiale Landesregierung ist, deren Gutachten, bei normaler Behandlung der Geschäfte, hinsichtlich jeder legislatorischen Frage vorliegt, über die der Kaiser Beschlufs fafst, so ist der bisher übliche Modus der richtige gewesen. Es stimmt mit der Stellung des Ministerstaatssekretärs überein, dafs er bisher durch seine Unterschrift blofs für die richtige Erledigung der Beschlüsse des Kaisers zn haften hatte. Er ist ein Staatssekretär, kein beratender und verwaltender Minister; die sachlich ministeriellen Funktionen kommen dem Senat zu.

Eine Abweichung von der bisher geltenden Ordnung enthält obige Bestimmung auch darin, dafs sie voraussetzt, dafs Gesetze infolge von Vorschlägen des Generalgouverneurs zutsande kommen können; der Generalgouverneur hat kein Recht, allein ohne Mitwirkung des Senats, dessen Vorsitzender er ist, dem Kaiser allgemeine Gesetze zur Sanktion vorzuschlagen.

Der zweite Punkt der Verordnung lautet:

„Alle übrigen Gesetze, die in Finnland Anwendung finden, werden in der für die Gesetzgebung des Kaiserreichs festgestellten Form ausgefertigt, und haben in dieser Gestalt geltende Kraft.“

Es ist unmöglich zu begreifen, was diese Bestimmung bedeuten soll. Der erste Punkt umfafste ja bereits andere Fälle als die dort spezifizierten, und im vierten Punkt wird speziell über die Form der legislatorischen Mafsnahmen bestimmt, die vom Senat unabhängig vom Kaiser ergriffen werden. Folglich bezieht sich der Ausdruck im zweiten Punkt: alle übrigen Gesetze auf etwas vollkommen Unbestimmbares. Da sie „in der für die Gesetzgebung des Kaiserreichs geltenden Form“ ausgefertigt werden sollen, könnte man annehmen, dafs hier russische Gesetze gemeint seien. Aber russische Gesetze finden keine Anwendung im Grofsfürstentum. Sind hingegen unter jenen unbestimmbaren Kategorien von Gesetzen wirkliche finnländische Gesetze gemeint, die aber in ihrer Form sich nach den für die Gesetzgebung des Kaiserreichs geltenden Bestimmungen zu richten haben, so ist eine derartige Hinweisung nicht genügend, sondern mufsten diese Formen zugleich spezifiziert werden.

Neu ist die Bestimmung, dafs der Generalgouverneur vorschreiben soll, ob in besonderen Fällen die Promulgierung „auch mittels Verlesung in den

„Kirchen oder an andern Orten“ erfolgen soll. Indem man solchermafsen nur teilweise und bedingungsweise den Wunsch der Geistlichkeit berücksichtigt hat, von der althergebrachten Verpflichtung die Gesetze in der Kirche zu verlesen, befreit zu werden, hat man gefunden, dafs der Generalgouverneur kompetenter, als der Senat, ist um die Frage zu beurteilen, in welchen Fällen das alte Verfahren zu beobachten sei. Man hat indessen vergessen zu bestimmen, ob die Vorschrift des Generalgouverneurs dem Senate mitgeteilt werden, oder ob er sie selbst den Gouverneuren mitteilen soll.

Die gröfste Neuigkeit enthält jedoch der vorletzte Punkt, der folgendermafsen lautet:

„Die Gesetzsammlung erscheint in russischem Original und in genauen finnischen und schwedischen Übersetzungen. Der russische, finnische und schwedische Text eines jeden Gesetzes sollen unmittelbar nacheinander folgen.“

In Ländern, wo die Gesetze infolge der Zusammensetzung der Bevölkerung aus verschiedenen Nationalitäten in mehr als einer Sprache erscheinen müssen, ist selbstverständlich nur ein Gesetztext de facto Original, die übrigen Übersetzung. Aber de jure gelten sämtliche Texte als Original. Dies ist auch in Finnland der Fall gewesen. Der finnische Gesetztext ist bisher meist eine Übersetzung des schwedischen Textes gewesen, hat aber, da er vom Landtag als Original angenommen wird, bei der Anwendung genau dieselbe Gültigkeit gehabt, wie der schwedische Text. Man hat die Gesetze nicht auf schwedisch nebst finnischer Übersetzung ausgefertigt, sondern sie erschienen in identischen schwedischen und finnischen Texten. In Bezug auf den russischen Text hat man sich für seine Eigenschaft als Original allerdings auf den Umstand berufen, dafs der Kaiser das Gesetz in der ihm vorgetragenen russischen Form sanktioniert. De facto ist aber dieser russische Text immer, oder wenigstens mit äufserst wenigen Ausnahmen, eine Übersetzung gewesen. Und so wird es auch in Zukunft verbleiben, soweit es das Gebiet der allgemeinen Gesetzgebung betrifft: die Stände nehmen die Gesetztexte in schwedischer und finnischer Fassung an.

Ohne geringsten Schaden für ihre russischen Gesichtspunkte hätten die Verfasser der vorliegenden Verordnung diesen Punkt folgendermafsen redigieren können: „In die Gesetzsammlung werden alle Gesetze, Verordnungen und sonstigen obrigkeitlichen Verfügungen in russischer, finnischer und schwedischer Sprache aufgenommen. Über die Mafsregeln,

die erforderlich sind, um die genaue Übereinstimmung der drei Texte miteinander zu garantieren, sind besondere Bestimmungen gegeben." Wie die Fassung des Punktes lautet, übersieht sie auch, dafs Gesetzurkunden, die ohne Vortrag beim Kaiser vom Senate ausgearbeitet werden, bisher sowohl de jure, wie de facto in schwedischer oder finnischer Sprache verfafst und festgestellt werden, und dafs es folglich eine pure Unwahrheit wäre, in der Gesetzsammlung die russische Übersetzung derselben als Original zu bezeichnen.

Schon der einfache Takt hätte die Verfasser der Verordnung davon abhalten sollen, die Gesetztexte in den beiden Nationalsprachen als blofse Übersetzungen eines russischen Originaltextes zu bezeichnen. Aber von rechtlichem Gesichtspunkte mufs eine bedeutend wichtigere Anmerkung gegen den in Rede stehenden Punkt der Verordnung erhoben werden. Er involviert die Bestimmung, dafs die Sprache der Gesetzgebung in Finnland von nun an das Russische sein soll. Eine derartige Bestimmung hat die Regierung nicht das Recht zu erlassen.

Da die Volksvertretung an der Ausübung der legislatorischen Gewalt teilnimmt, so ist es eine notwendige und natürliche Konsequenz hiervon, dafs die ganze legislatorische Arbeit im Landtag in den beiden Sprachen — Finnisch und Schwedisch — vorsichgeht, die die Nationalsprachen in Finnland sind. Aus dieser Thatsache, die durch keinen Machtspruch verändert werden kann, folgt wiederum als logische Konsequenz, dafs die schwedischen und finnischen Gesetztexte, die von den Ständen — sei es auf Grund von Allerhöchsten Vorlagen des Kaisers, oder anläfslich einer Motion des Landtages — angenommen werden, originale Gesetztexte sind und als solche anerkannt werden müssen. Dies findet auch im Grundgesetz eine Stütze (vgl. §§ 40—42 der Regierungsform von 1772), und aufserdem ist ausdrücklich im § 51 der Landtagsordnung (in der Redaktion des Manifestes vom 25. Juni 1886) bestimmt, dafs ein von den Ständen angenommenes und vom Kaiser sanktioniertes Gesetz in wortgetreuer Übereinstimmung mit dem von den Ständen angenommenen Entwurf ausgefertigt werden soll.

Es ist deshalb, wie schon oben angedeutet worden, nicht zutreffend, wenn man meint, das nur der russische Gesetztext vom Kaiser sanktioniert wird, und dafs die Sanktion nur diesem Texte die Bedeutung eines Originals verleiht. Der Kaiser sanktioniert das von den Ständen angenommene Gesetz, folglich nicht nur die seinetwegen ausgefertigte russische Fassung desselben,

sondern zugleich auch den finnischen und den schwedischen Text, deren letztere mit unbestreitbarer Gültigkeit den Behörden und Einwohnern des Grofsfürstentums zur Richtschnur dienen sollen.

Die Bestimmung, die das Russische für die Sprache der finnländischen Gesetzgebung erklärt, ist also eine neue Kränkung des Grundgesetzes. Sie steht in dieser Beziehung neben dem ebenfalls grundgesetzwidrigen Sprachenmanifest vom 26. Juni 1900 und teilt mit ihm die zweilhafte Ehre sich nicht nur über geschriebenes Gesetz hinwegzusetzen, sondern aufserdem auch solche natürliche Gerechtsamen zu kränken, die jeder respektieren mufs.

Noch andere Anmerkungen können sowohl aus rechtlichem, wie aus praktischem Gesichtspunkte gegen die neue Verordnung erhoben werden. Das Angeführte dürfte jedoch genügen, um die Beschaffenheit derselben zu beleuchten. Sie bildet einen neuen Beweis dafür, wie schlimm es gegenwärtig um die Behandlung der finnländischen Staatsangelegenheiten im Staatssekretariat in St. Petersburg bestellt ist.



Über die „samskola“[1] in Finnland.

Von

Lucina Hagman.



Anfang der 80er Jahre bestanden die höheren Schulen in unserem Lande aus achtklassigen Lyceen[2], die zur Universität vorbereiteten und aus Elementarschulen mit niedrigerem Kursus: lauter Knabenschulen. Die Mädchen erhielten ihr Mafs an Kenntnissen in den sogen „Töchterschulen“ (fruntimmerskolor[3]), die aus den 40er Jahren stammten, ein sehr primitives Unterrichtsgebiet umfafsten und weder ein Abiturientenexamen noch auch sonst irgend welche weitere systematischen Studien im Auge hatten.

Die „samskola“, wie die für beide Geschlechter gemeinschaftliche höhere Schule bei uns genannt wird, hielt im Herbste 1883 ihren Einzug, wo die erste Lehranstalt dieser Art gegründet wurde. Vielleicht ist dem Leser bekannt, dafs unsere Schulen in Hinsicht auf die Unterrichtssprache in zwei Gruppen zerfallen: die schwedischen und die finnischen Schulen. Die erste „samskola“ gehörte zur erstgenannten Gruppe und wurde in der Hauptstadt Helsingfors gegründet.

Drei Jahre darauf, im Herbste 1886, wurde die erste „samskola“ mit finnischer Unterrichtssprache ebenfalls in Helsingfors eröffnet. Während der 19 Jahre, die seit dem Beginn der „samskolor“ verflossen, sind nicht

---

[1] Wir behalten hier den schwedischen Ausdruck „samskola“ für die höheren Schulen mit durchweg gemeinschaftlichem Unterricht für beide Geschlechter unverändert bei, da es in Ermangelung des Gegenstandes selbst in der deutschen Sprache auch an einer entsprechenden Bezeichnung für denselben fehlt.

[2] Gegenwärtig 24 Staats- und 2 Privatanstalten.

[3] Gegenwärtig 12 Staats- und 13 Privatanstalten.

weniger, als 44 ähnliche Lehranstalten, entstanden. Und dies in einem Lande, das keine drei Millionen Einwohner besitzt. Der Zuwachs der einseitigen (Separat-) Schulen während desselben Zeitabschnitts ist dagegen merkwürdig gering gewesen und erreicht nicht den siebenten Teil der Anzahl der „samskolor“. Diese Thatsachen drücken unwiderleglich den Wunsch des Publikums hinsichtlich der Art der Lehranstalten für die heranwachsende Jugend aus. Als weiterer Beweis dafür, mit welcher Intensität die Eltern und Vormünder der gemeinschaftlichen Erziehung vor der alten Separatschule den Vorzug geben, mag erwähnt werden, dafs im Verlaufe eines einzigen Schuljahres, 1895, neun neue „samskolor“, von denen mehr, als die Hälfte, zur Universität vorbereiten — entstanden, wogegen während derselben Zeit nur eine einzige Separatschule gegründet wurde: eine sogen. Fortbildungsanstalt zur Ausbildung von Lehrerinnen für die Töchterschulen. Die Entstehung neuer Knabenschulen gehört entschieden zu den Ausnahmen. Die wenigen übrigen Separatschulen, die während der letzten 20 Jahre entstanden, sind gleich der schon erwähnten im Jahre 1895 gegründeten, Fortbildungsklassen der Töchterschulen und bezwecken die Ausbildung von Lehrerinnen für die letzteren.

Alle höheren „samskolor“ und die meisten niederen sind bis jetzt Privat- oder Kommunalanstalten und auf private Initiative entstanden, geniefsen jedoch nunmehr in der Regel Staatssubvention. Sechs drei- bis vierklassige Elementarschulen, die gemeinschaftlichen Unterricht haben, gehören dem finnischen Staat. Von den obenerwähnten 44 „samskolor“ bereiten 20 zur Universität vor und bestehen aus acht oder neun Klassen. Zur Aufnahme in diese Schulen wird ein zwei- bis dreijähriger Vorbereitungskursus verlangt. 12 von den 20 „samskolor“ haben schon die volle Anzahl der Klassen erreicht und Abiturienten an die Universität entlassen, der Rest ist noch im Wachstum begriffen. Die übrigen „samskolor“ sind vier- bis fünfklassige Elementarschulen; es ist aber anzunehmen, dafs mehrere von ihnen in der Zukunft ihre Klassenzahl vergröfsern und dann auch ihre Schüler der Hochschule zuführen werden.

Die Schülerzahl in den Staatslyceen und Elementarschulen für Knaben stieg im Schuljahre 1900—1901 im Ganzen auf 5124; die privaten „samskolor“, die obenerwähnten 6 Staatselementarschulen mit gemeinschaftlichem Unterricht mit einberechnet, hatten in demselben Jahre 4665 Schüler und 4 zur Hochschule vorbereitende Separatanstalten zusammen 596 Schüler[1].

---

[1] Finnlands offizielle Statistik IX. für das Jahr 1900—1901.

Wenn wir zu der obenangeführten Schüleranzahl der „samskolor“ noch die Schüleranzahl (275) der 4 neuen „samskolor“, die in der offiziellen Statistik des erwähnten Jahres nicht aufgenommen sind, hinzufügen, so erreicht die Gesamtzahl der Schüler in den „samskolor“ 4940. Wenn wir noch in Betracht ziehen, dafs, während die Eltern in den Separatschulen des Staates ihre Kinder schon für eine jährliche Abgabe von 40 finnländ. Mark unterrichten lassen können, sie in den „samskolor“ dagegen 150—200 finnländ. Mark jährlich zahlen müssen, so liegt es offen zu Tage, welche Art Schulen die Eltern und Vormünder in unserem Lande bevorzugen. Wenn ihre Überzeugung darin sich nicht befestigt hätte, würden sie sich wohl schwerlich diesen Opfern unterwerfen, die ein acht- bis neunjähriger Schulgang der Kinder von ihnen fordert.

Die „samskola“ bezeichnet bei uns eine Umwälzung des Schulsystems. Denn wenn auch die Separatschulen als die privilegierten Staatslehranstalten bis auf weiteres die offiziellen Träger des höheren Schulunterrichts bilden, sind es doch die „samskolor“, die unserem Schulwesen und unserer Erziehungsthätigkeit ihr Gepräge geben. Die „samskola“ ist der junge, frische Spröfsling, um den sich die Interessen und die Reformen konzentrieren. Von einem höheren Gesichtspunkte gesehen ist sie es, die den Fortschritt bezeichnet, denn grofse und tiefgehende Veränderungen in Lebensanschauungen, in Idealen und Bestrebungen stehen mit dem Entstehen und mit der Entwicklung der „samskola“ im Zusammenhange.

Die erste Frage, die wir zu beantworten haben, ist: wie konnte eine so durchgreifende Veränderung in dem Unterrichtswesen eines Landes durchgeführt werden, und wo ist die eigentliche Wurzel zu suchen?

Die Antwort ist nicht schwer zu finden, wenn man sie nur sehen will: unsere „samskola“ ist keine Zufälligkeit; sie ist auch keine importierte Organisation, ist nicht das Resultat des Gedankens eines grofsen Mannes. Sie ist in der Kette unserer Entwicklung ein natürlicher Ring, dessen Einfügen ins Ganze schlichten Menschen zur Aufgabe fiel; etwas, was schon früher oft mit Wahrheiten von grofser Tragweite der Fall gewesen ist. Unsere weitverbreitete „samskola“ bezeugt, dafs wir ein junges Volk sind, allerdings beeinflufst von den veralteten schwerfälligen Systemen der alten Kulturländer, aber glücklicherweise noch zu frisch, um in ihnen zu verknöchern, ein junges Volk, das mit offenem Auge und freiem Sinne die ihm eigentümlichen Entwicklungsziele erblickt und das sich eigne Wege zur Erreichung derselben bahnt.

Die höhere „samskola“ hatte zwei Vorboten. Der eine war die Volksschule, die in den 60er Jahren organisiert wurde und beinahe an den meisten Orten mit gemeinsamem Unterricht für beide Geschlechter errichtet wurde. Der zweite war das Streben nach einer verbesserten Frauenbildung. Die „samskola“ steht in nahem Zusammenhange mit der Auffassung über die noch kaum geahnten und noch weniger anerkannten eigentümlichen Aufgaben der Frau in der Gesellschaft und es wäre unrecht diese Frage hier unberührt zu lassen. Denn versteht man diesen Punkt nicht, so wird auch die „samskola“ ganz oberflächlich, nur vom Standpunkte der Nützlichkeit aufgefafst werden. Mit der „samskola“ sollte der Frau die Möglichkeit eröffnet werden die Forderungen realisieren zu können, die sie ihrerseits an das Leben und an eine gemeinsame Arbeit im Dienste der Kultur stellen zu dürfen glaubte. Sie sah, wie ein grofser Teil des Unglücks und der Leiden ihres Volkes von den schlechten Sitten herstammten. Sie sah, wie die Trunksucht mit allen ihren Nebenerscheinungen den Männern aller Stände und Bildungsgrade anhaftete, sie bemerkte wie dieses Übel, das als das Vorrecht des männlichen Geschlechtes betrachtet wurde, die körperlichen und geistigen Fähigkeiten der Nation schwächte und durch Vererbung auf das folgende Geschlecht eine Generation nach der andern dem Verfalle näher brachte. Die Unsitte des Trinkens, die sich in alle Lager der Bevölkerung erstreckt, verwischte das Gefühl für Recht und Sittlichkeit im Leben, und tief traurig machte es einen erst recht, zu sehen, dafs auch Frauen, die wohl am schwersten von dieser Sünde der Männer betroffen wurden, in vielen Fällen das rechte Urteil über diese unglückselige Unsitte verloren. Das zweite, wodurch die Frauen das Unglück ins Leben einbrechen und an den körperlichen und geistigen Kräften der Geschlechter zehren sahen, war die sexuelle Unsittlichkeit, die mit dem erstgenannten Laster in naher Beziehung steht.

Aber natürlich waren es ja nicht diese Verkehrtheiten allein, sondern vieles Andere, das sein Gepräge dem Leben des Einzelnen, dem Kommunalwesen und dem politischen Leben aufdrückte und sich in den Lebensanschauungen, Ansichten, der Religion und Moral abspiegelte.

Die Frauen wollten eingreifen, aber je mehr sie um sich schauten, desto mehr wurden sie gewahr, wie sie von jedem öffentlichem Einflusse, von jeglicher selbständigen Artbeit, von jeder gesetzlich geordneten Anteilnahme an der Entwicklung zurückgedrängt wurden. Eine der gröfsten Hindernisse für ihre Mitarbeit war ihr Mangel an Kenntnissen und ein-

schlägiger Bildung. Aber das gröfste Hindernis lag wohl darin, dafs Mann und Frau ohne gegenseitiges Verständnis, jedes seinen eigenen Weg ging, allerdings durch das Geschlechtsinteresse an einander gekettet, aber mit nur schwachem gemeinschaftlichem Gefühl für die ernste Arbeit und das Entwicklungsbedürfnis.

Nicht alle fühlten so, aber es waren ihrer genug, um einen Protest zu wecken.

Was aber sollte man thun? Man war gezwungen, die Axt an die Wurzel des Baumes zu legen: neue Wege zur Erziehung des neuen Geschlechts einzuschlagen. Die Erziehung im Hause, in der Kirche und der Schule war das Echo der Sitten und der ererbten Anschauungsweise. Die Schule in den meisten Ländern nur von Männern, entweder nur für Männer — die Knabenschule —, oder nur für Frauen — die Mädchenschule — organisiert, war nicht nur ein Echo, sondern ein treuer Fortpflanzer des Bestehenden. Wie sollte es auch anders sein? Durch ihre ganze Organisation und ihren Geist trotzte die Separatschule der Wahrheit, dafs Mann und Frau von der Natur auf gemeinsame Arbeit angewiesen sind und Seite an Seite, sowohl den Ernst, wie die Freude des Lebens teilen sollen. Gerade in den wichtigsten Wachstumsjahren, in der Zeit, wo die Ideale erwachen, wo das sittliche Urteil sich bildet und der sittliche Charakter entsteht, werden die Geschlechter geschieden und auf diese Weise der Vorteile beraubt, die ein wechselseitiger Einflufs mit sich bringen würde. Welche Verkehrtheit liegt nicht darin, dass die Repräsentanten der beiden verschiedenen Zweige des Geschlechtes Mensch, die Haus und Gesellschaft gemeinsam zu gründen beabsichtigen, zu Spiel und Tanz, in Saus und Braus zusammengeführt, aber wenn es ernste Arbeit, tiefere Interessen und das Streben zu gemeinsamem Glücke gilt, streng von einander geschieden werden!

Man fand, dass dies ein Verbrechen war gegen das, was in der Schöpfung zum Ausdrucke kam. Die Separatschule trennt, was Gott zusammengeführt.

Der Einwand, dafs Mann und Frau verschiedene Aufgaben zu erfüllen haben, giebt der Separatschule nicht mehr Berechtigung, denn die Aufgaben, zu denen das Lyceum und die Töchterschule erziehen, sind keine Fachstudien, sondern in ihrem Zwecke liegt die Erreichung einer allgemein menschlichen Bildung, und diese zu besitzen, ist eine gemeinsame Aufgabe beider Geschlechter.

Wie sah es nun mit der Wirksamkeit der Separatschule, vor allem der Knabenschule aus? Sie bestand in dem Unterrichte aus verschiedenen Gegenständen, der ausnahmslos von Männern erteilt wurde, aus Lehrbüchern, die nur von Männern und im männlichen Geiste verfafst waren. Es war also ein sehr einseitiger Unterricht, er mag in seiner Art noch so vollkommen gewesen sein. Jeder Unterricht wirkt zugleich erziehend. Bezeichnend für die Knabenschule war, dafs das Ideal des häuslichen Herdes, das in der frühesten Kindheit von der Mutter dem Knaben eingepflanzt wurde, vernachlässigt, sogar von Seiten des Lehrers in der Schule mit Spott und Hohn behandelt wurde. Verstand und Gedächtnis wurden entwickelt, aber die menschlichsten Eigenschaften des Herzens: die Liebe zum Nächsten, die Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung wurden nur wenig genährt. Anstatt der Liebe als Erziehungsmittel, herrschte ein grober Ton und eine harte Faust. Der nur auf männliche Individuen beschränkte Kameradenkreis trug nur noch zur Stärkung der Einseitigkeit bei.

Die Folgen spiegelten sich bald genug im ganzen Wesen des Jünglings, in seiner Sprache, in seinen Gewohnheiten und seiner Anschauungsweise wieder. Das Ideal des häuslichen Herdes verblafst, die egoistische Mannesmoral ist im Wachsen begriffen. Der Jüngling entfernt sich immer mehr von den Frauen, als Seinesgleichen, und wird zu ihnen nur noch geschlechtlich hingezogen. Das gegenseitige Verständnis, der kameradschaftliche Umgang und die gemeinsamen Interessen nehmen ab.

Im Mädchen wird in der Separatschule dagegen das Gefühls- und Phantasieleben zu sehr geweckt. Da das Ziel unklar und unbestimmt ist, mangelt dem Unterrichte eine gewisse Präzision. Man fordert nicht mit genügendem Ernste Selbständigkeit und Widerstandskraft des Charakters. Es scheint, als wäre die Separatschule nicht vollkommen aufrichtig dem jungen Mädchen gegenüber, sondern verberge vor ihr die rauhe Wirklichkeit des kommenden Tages und ihre unmündige und untergeordnete Stellung in dem Bau des gesellschaftlichen Lebens. Dies Geheimhalten ist eine Ungerechtigkeit und eine Herzlosigkeit. Das junge Mädchen muss später gleich dem Knaben in die männliche Gesellschaft eintreten, wo sie gleich ihm ihren Broterwerb suchen muss; sie wird aber nicht durch gemeinsame Arbeit und Umgang mit dem zukünftigen Kameraden im Lebenskampfe dazu vorbereitet. Auf manchem ernsten Gebiete werden ihr moralische Begriffe beigebracht, die denjenigen entgegengesetzt sind, die er in seiner Schule empfängt. Ein solcher Erziehungsweg ist falsch und schief.

In der angedeuteten Richtung ging die Kritik vor, die die „samskola“ in unserem Lande zur Folge hatte. Wir wollten unsere Söhne und Töchter auch in der Schule auf dieselbe Weise vereinigen, wie wir es zu Hause thun. Wir wollten die doppelte Moral und das Privilegiensystem über Bord werfen und beide Geschlechter lehren, gleiches Recht und gleiches Sittlichkeitsgebot zu achten. Deswegen lag es uns am Herzen den Knaben unter dem mütterlichen Einfluss, zu erhalten, der ihm in der „samskola“, wo sowohl Lehrerinnen, wie Lehrer arbeiten, zu teil würde. Deswegen wollten wir eine Schule, wo unsere Töchter eines Masses an Kenntnissen teilhaftig werden konnten, das unabhängig von der Ehe ihnen Mittel in die Hand gäbe, sich ihr Brot zu erwerben und die Achtung, die eine höhere Bildung einflöfst, zu verschaffen. Aufserdem involviert die „samskola“ den Wunsch, dafs die beiden Geschlechter einander in der Jugend unter der ernsten, anspruchslosen Alltagsarbeit kennen lernen sollen. Wir wollten eine Schule, geschaffen und geleitet von Männern und Frauen, eine Schule, die wir verstanden und die uns verstand und die uns ein Helfershelfer werden konnte in der Fortschrittsarbeit für das Glück der Menschheit.

Das ist das Prinzip, aus dem unsere „samskola“ erwachsen ist. Dies Prinzip wird allgemein und voll anerkannt, was ihr Erfolg am besten beweist.

Wie sieht unsere Schule aus? Viele glauben die „samskola“ verwerfe alles Alte, doch ist das ein Irrtum. Im Gegenteil hat die „samskola“ versucht das Beste der Separatschule sich anzueignen und dabei sich besonders die Knabenschule zum Muster genommen, deren Unterrichtsgegenstände, Verteilung des Kursus und Lehrmethoden sie in der Hauptsache zu den ihren gemacht hat. Diese Anordnung gewann gleich im Anfange das Vertrauen der Eltern und Vormünder, sodafs die „samskola“ eine ungefähr gleiche Anzahl Knaben, wie Mädchen zählt. Hätten wir, wie es z. B. in Schweden der Fall war, denen Gehör geschenkt, die mit dem gemeinschaftlichen Unterricht allerlei Experimente mit neuen Lehrplänen und ungeprüften Unterrichtsmethoden vereinigen wollten, so hätten wir eine grosse Unvorsichtigkeit begangen, die uns von unserm eigentlichen Ziele, der gemeinschaftlichen Erziehung, abgelenkt hätte, und wir hätten unsere Kräfte an Nebensachen zersplittert. Jetzt erst, wo die „samskola“ festen Fufs gefasst hat, ist es an der Zeit, auch an andere pädagogische Reformen heranzutreten, und wir sind froh, mitteilen zu können, dafs Derartiges in Vorbereitung ist.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, dafs unsere „samskola“ so viel, wie möglich, einem Heime gleichzukommen sucht, wo Achtung und Vertrauen und freimütiges und doch zugleich ernstes Streben nach gemeinsamen Zielen herrscht. Die Sitte der Kirchen auf dem Lande und der Konfirmandenschulen das männliche Geschlecht rechts, das weibliche links zu setzen, kommt in der „samskola“ nicht zur Anwendung, wo Knaben und Mädchen durcheinander sitzen. Ebenso hat die „samskola“ sich von dem Usus der Knabenschulen freigemacht, die Plätze der Schüler nach den Noten zu bestimmen. Dagegen richtet sich die „samskola“ nach dem Wuchs der Zöglinge, ihrem Sehvermögen nnd Gehör, ihrer Aufmerksamkeit und sonstigem Betragen in der Stunde.

Wie schon oben angedeutet wird die Leitung und der Unterricht in der Schule zwischen Lehrer und Lehrerinnen verteilt. Die Folge ist, dass der ganze Geist und Ton in der Lehranstalt ein ganz anderer ist, als in den Knabenschulen mit ihren ausschliefslich männlichen Erziehern. Das Beisammensein der beiden Geschlechter auf der Schulbank wirkt belebend und Int resse weckend auf den Lernenden, wobei es gleichzeitig natürlich zum Achtgeben auf sich selbst führt.

Die Zwischenstunden in der Schule werden in der Regel draufsen auf dem Schulhofe oder in einem nahegelegenen Parke oder Garten zugebracht. Immer sind einige von dem Lehrerpersonal zugegen. Der Umgang zwischen Knaben und Mädchen in einer „samskola“ gestaltet sich ganz anders, als da, wo jeder seine Separatschule besucht. In der „samskola“ ist er aufrichtig und natürlich. Während der ernsten gemeinsamen Arbeit schärft sich das Urteil über das andere Geschlecht. Man phantasiert hier nicht, man sieht und beobachtet. Man verfällt nicht gleich in Bewunderung, die dann in Gleichgiltigkeit übergeht, wie es so oft geschieht, wenn die Jugend sich nur zum Zeitvertreibe und nicht bei der Arbeit vereinigt. Die gegenseitige Achtung, unterstützt vom Erzieher, genügt um alles Unpassende und Ungehörige fern zu halten; die wenig ansprechende Schülerkurtoisie erhält hier keine Nahrung. Man arbeitet als Bruder und Schwester und kann man das, so kann man auch später im Leben besser Seite an Seite gemeinsam leben und arbeiten. Das Aufgeben des eigenen Vorteils, des Eigennutzes ist die Grundbedingung, damit die menschlichen Erdbewohner einst Schwert und Fahne niederlegen können. Erst mufs der Fluch des Egoismus begriffen werden, ehe der unheilbringende Kampf zwischen den Nationen aufhören kann. An neuen Formen für das politische

Leben arbeiten, den Eigennutz, die Begierde, die Herrschsucht aber unberührt lassen, wird nie zu einer Wiedergeburt führen.

In der „samskola“ werden diese Auswüchse wirklich einigermassen zurückgedrängt. Die Knaben lernen dort, dafs das Leben auch etwas Anderes ist, ja gerade das Entgegengesetzte von dem, was auf den Blättern ihrer Geschichtsbücher steht: sie lernen, dafs man ein Held sein kann, ohne rücksichtslos vorzugehen, dafs man grofs und mächtig sein kann, ohne die Grösse und die Macht seines Nächsten zu verkleinern, ja dafs man glücklicher wird, wenn man von dem, was man hat, Andern zu Gute kommen läfst, als wenn man Alles für sich und für die eigene Umgebung sammelt: eine wichtige Lehre für die zukünftigen Staatsmänner aller Länder, aller Völker.

Die Wechselwirkung der Wesenseigenthümlichkeiten der Geschlechter macht das Leben in der „samskola“ reich und vielseitig, sowohl während der Stunden, als auch in den Zwischenstunden, wie in der freien kameradschaftlichen Vereinigung zu idealen Zwecken und zu gesellschaftlichen Vergnügungen. Die verschiedenartigen Anlagen vervollständigen einander, ohne deswegen zurückgedrängt zu werden. Der Satz, dafs die mathematischen Studien sich für das weibliche Gehirn nicht eignen, sind, wie anderwärts, auch durch die Erfahrung in der „samskola“ widerlegt worden. Die Fortschritte in diesem Fache können nicht nach den Geschlechtern bemessen werden. Und denen, die behaupten, die Mädchen lernten ihre Mathematik doch auf eine andere Weise, als ihre männlichen Schulkameraden, erwidern wir: das ist ja gerade der Vorteil und beweist, dass die männliche Art und Weise nicht die absolute war. In der Entdeckung einer neuen Art und Weise liegt ja eine Fortschrittsmöglichkeit.

Dadurch dafs die „samskola“ die verschiedenen Fähigkeiten beider Geschlechter weckt und sie sozusagen gegeneinander abwägen kann, wird man finden, dafs auch andere Unterrichtsfächer, und nicht nur die Mathematik, auf eine andere Weise und an der Hand einer anderen Kritik, als der bis jetzt gültigen, studiert werden können, z. B. Geschichte. Sie interessiert beide Geschlechter, obgleich die Lehrbücher, die bis auf Weiteres nur von Männern zusammengestellt sind, demnach am meisten das Eigenthümliche in der Knabennatur ansprechen. Die Lehrbücher sehen die grossen Begebenheiten in den Kriegen, in den blutigen Thaten, in den siegreichen Eroberungen, im Einzug der Fahnen und Heere in die besiegten Länder; deswegen sieht auch der Knabe die grossen Begebenheiten

in diesen und derartigen Geschehnissen. Die Lehrbücher heben vor allem die Dynastien, die politischen und die äufseren Einrichtungen hervor, und werden deswegen auch vom Knaben am ehesten beachtet. Dafs die Mädchen davon unberührter bleiben, ist ganz natürlich, beweist aber keineswegs, dafs ihr Interesse für menschliches Schicksal und Menschenhandlungen geringer wäre. Für die Mädchen bedeuten die rein menschlichen Handlungen, die friedliche Arbeit, die uneigennützigen, die edlen und aufopfernden Charaktere mehr und deswegen werden sie von ihnen mehr begeistert; da aber die Lehrbücher solches nur spärlich aufweisen, schläft das Interesse selbstverständlich ein. Während die Knaben mit Lust und Eifer den äufseren Schachzügen der Herrscher und Feldherren folgen, richten die Mädchen ihre Aufmerksamkeit mehr auf die inneren Geschehnisse, beurteilen die Handlungen der hervorragenden Persönlichkeiten nach einem mehr moralischen Mafsstabe. Die Sympathie der Knaben wird am leichtesten durch grobe, mehr in die Augen fallende Umrisse geweckt, die der Mädchen dagegen durch die feineren, in der Tiefe der Charaktere verborgenen Züge. Die politischen Heldenthaten, die öffentlichen Räubereien beschäftigen die ersteren, die letzteren suchen Thaten höherer Art.

Auch in anderen Sachen zeigt sich dieser Unterschied. Es hat mich manchesmal beunruhigt, dafs die Mädchen für die Natur und das Leben in ihr eine gewisse Gleichgültigkeit zur Schau tragen. Sie sehen nichts und hören nichts. Dagegen ist eine Freude zu sehen, welche Aufgewecktheit, welches Interesse die Knaben beim Unterrichte in den Naturwissenschaften zeigen, ihre Beobachtungen der Thier- und Pflanzenwelt und ihren Eifer, Gegenstände der Natur zu sammeln. Aber wenn ich dagegen sah, ein wie offenes Auge die Mädchen für Erscheinungen des sittlichen Lebens haben, da habe ich mir gedacht, dafs sich darin die Weisheit des Schöpfers ausspricht, die Beobachtungsgabe der Frau auf die inneren Lebenssphären zu beschränken, um so neue Gesichtspunkte für die Entwicklung zu eröffnen.

Sowohl bei der Arbeit in der Klasse, als auch bei den eigenen Festen der Jugend, bei den Schülerkonventen[1]) und den Klassenabenden lernen die Geschlechter von einander: die Mädchen von den Knaben mehr Mut,

---

[1]) Von einer gewissen Klasse an (gewöhnlich von der sechsten — die achte oder neunte ist die oberste —) bilden die obersten Klassen einen Schülerkonvent mit Statuten und organisiertem Vorstande; man versammelt sich zu regelmäfsigen Vereinsabenden, an denen Vorträge gehalten werden, Diskussionen stattfinden etc. Auch wird in der Regel eine Konventzeitung in sauberer Reinschrift herausgegeben.

Selbständigkeit, Planmäfsigkeit und Konzentration in der Arbeit und Bestimmtheit und entwickeln ihren Selbstbestimmungstrieb und ihr Freiheitsgefühl, Eigenschaften, deren sie wohl später im Leben bedürfen, die aber in einer Separatschule schwerer zu erringen sind. Sie lernen aufserdem von ihren männlichen Kameraden, frei und ungekünstelt ihre Meinung auszusprechen und sie zu verteidigen. Sie lernen leichte und hurtige Spiele lieben, entwickeln den Sinn für den Aufenthalt in der Natur, für Sport und sonstige körperliche Übungen. Dafs ihre Gesundheit in der „samskola" mehr leide, als in der Separatschule oder wenn sie keine Schule besuchen, hat auch noch Keiner nachweisen können; im Gegenteil sind die Mädchen im Allgemeinen kräftig und gesund, wenn sie nur vernünftig und regelmässig essen, sich früh schlafen legen und sich nicht dazu hergeben, Familien- und Gesellschaftsfestlichkeiten in und aufser dem Hause mitzumachen, eine allgemeine Unsitte, gegen die die „samskola" anzukämpfen versucht.

Die Eigenart des weiblichen Geistes liegt keineswegs so auf der Oberfläche, dafs sie durch die Berührung mit dem anderen Geschlechte sogleich verfliegen müfste. Wird denn die Birke zur Tanne oder die Linde zur Eiche, weil sie neben einander aufwuchsen? Aber nicht wahr? Der Wald, wo sie nebeneinander vorkommen, ist doch schöner?

Die intellektuelle Bildung, die das Mädchen der „samskola" erhält, wird für sie ein wertvolles Werkzeug bei ihrer späteren Arbeit. Sie gewinnt durch sie an Festigkeit in dem Gefühle ihres eigenen Menschenwertes, erhält grösseren Gleichmut und wird sich ihres eigenen Willens deutlicher bewufst. Sie lernt auch zeitig ihren Genossen, den Mann, und dadurch auch die Gesellschaft kennen und verstehen, in die sie einmal eintreten mufs. Sie entwickelt sich mit ihm zu einem ihm gleichberechtigten Mitgliede des Ganzen.

Die Vorteile, die die Knaben dem gemeinschaftlichen Unterricht zu verdanken haben, sind schon oben berührt worden. Ich möchte nur noch einige Worte hinzufügen. In Aufführung, Fleifs und Aufmerksamkeit finden die Knaben ein gutes Beispiel an den Mädchen. Die Sinnesart und die Sitten werden gemildert. Schlägereien verlieren viel von ihrem Reize, das Prinzip des Drauflosschlagens weicht höherem Ideal. Die Versuchungen zu Unfug und schlechten Sitten treten seltener auf, die Unsitte des Trinkens lockt weniger, ja sogar der Tabak verliert seine Unwiderstehlichkeit. Die Behauptung, dafs die wahre Männlichkeit darunter leiden könnte, wird wohl nicht so leicht jemand mehr mit Ernst vorbringen.

Die Wirksamkeit der „samskola“ bei uns erstreckt sich auf eine so lange Zeit, dafs ihre Zöglinge schon ins Leben getreten sind. Und man mufs sagen, dafs das allgemeine Urteil ein günstiges ist. Viele von ihnen arbeiten jetzt selbst im Dienste der „samskola“ und es ist natürlich leicht einzusehen, dafs sie mit ihrer eigenen Erfahrung als Leiter und Leiterinnen die Institution der „samskola“ bei uns vorwärts bringen müssen. Doch welches Wirksamkeitsgebiet sie sich auch gewählt, ob sie Familienväter -Mütter sind oder einsam im Leben stehen, sie machen ihrer Schulerziehung, ihren Lehrern und ihrem Lande Ehre. Und das ist viel. Sie bereiten neue Männer und Frauentypen vor, die sich der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts annehmen werden und die neue Gesellschaft bilden sollen. Lafst uns hoffen, dafs diejenigen, die selbst unter der Einwirkung des Prinzips der Gleichheit und gegenseitiger Achtung aufgewachsen sind, die Menschen zu einer höheren gegenseitigen Liebe und zum guten Willen, das Menschheitsideal zu verwirklichen, werden führen können.

Der Leser kann leicht die Frage anfwerfen: hat die Entstehung und der Fortbestand der „samskola“ in Finnland keinen Widerstand gefunden? O und welchen! Im Anfang war es eine wahre Hetzjagd, die sowohl privat, wie öffentlich, in der Zeitungspresse, bei Lehrerkonferenzen, in unseren Landtagen, im Rat der Regierung geführt wurde. Die Geschichte dieses Widerstandes könnte einen Aufsatz für sich bilden. Aber der Widerstand hat sich gelegt, und viele, die im Anfang der neuen Bewegung offen erklärten, dafs die „samskola“ einem Versuche gleichkäme „die *göttliche*[1]) Ordnung“ zu durchbrechen, haben schon längst ihre Kinder selbst in diese Schule gethan. Ein Vater, ein hochstehender Mann, sagte zu mir, als er seine Tochter in die „samskola“ brachte: „Wir sind Gegner der Idee der „samskola“, thun aber doch unser Kind in dieselbe“. Wer will jetzt des Widerstandes, des Hohnes, der Verdammung gedenken? Die Erinnerung an die Anstrengungen, den Kampf und den Schimpf verblafst bei dem Gedanken an die Freude über den Erfolg und den Segen, den die Arbeit geerntet.

Die Stände des Landes, die im Anfange das Prinzip verwarfen, waren diejenigen, die zuerst ihre Hilfe boten, indem sie für Staatssubventionierung der „samskola“ plädierten. Die Regierung hat sich noch von der „samskola“ fern gehalten, aber allmählich hat sich die Stimmung auch dort verändert,

---

[1]) Kursiviert von der Verfasserin.

sodafs gegenwärtig diese Anstalten ganz bedeutende Unterstützungen — bis zu 20000 Fmf. jährlich für vollständige Lehranstalten — von staatswegen geniefsen. Ja, der Staat hat sogar allmählich seine Elementarschulen — höhere Lehranstalten für Knaben — in „samskolor" verwandelt, indem er den Rektoren die Erlaubnis erteilt hat, auch Mädchen in die Lehranstalten aufzunehmen. Solcher 3—4—5 klassiger Elementarschulen giebt es, wie schon früher erwähnt, gegenwärtig 6, und nur eine einzige ausschliefslich für Knaben. Obgleich wir vom Erziehungsstandpunkte eine solche Umorganisation von alten Knabenanstalten mit ihren eingewurzelten Überlieferungen, mit ihrer überwiegenden Anzahl männlicher Lehrer und Erzieher in „samskolor" für sehr gewagt halten, können wir diese Organisation doch als eine Art Annäherung des Staates an die „samskola" betrachten.

Mit dem hier Ausgesprochenen haben wir nicht behaupten wollen, dafs eine „samskola", nur weil es eine „samskola" ist, an sich gut ist. Natürlich hängt viel von der Administration und Leitung einer Schule ab. Und wenn auch unsere „samskola" schon den Kinderschuhen entwachsen ist, so hat sie sich doch noch lange nicht zu dem entwickelt, was sie werden kann und werden soll. Es liegt deswegen allen Freunden gemeinschaftlicher Erziehung am Herzen, die Schule immer mehr zu vervollkommnen und in ihr und durch sie auch andere Verbesserungen in der Erziehung einzuführen. Wir sehen voll Zuversicht der Zukunft entgegen und bereiten die Scholle zu neuen Reformen, die alle dazu dienen sollen, das Zugehörigkeitsgefühl in den Menschen und die Liebe zum Nächsten und zu anderen Nationen zu wecken.



Die dekorative Kunst in Finnland[1].

Von

Prof. Dr. J. J. Tikkanen.



Als der jüngste Sprößling trat die finnländische Kunst sehr spät in den Kreis ihrer Schwestern aus den alten Kulturländern Europas. Vor der Stiftung des finnländischen Kunstvereins im Jahre 1846 war sie überhaupt nicht da und erst in den letzten Jahren hat sie begonnen, auch außerhalb der Landesgrenzen eine gewisse Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die dekorative Kunst im eigentlichen Sinne ist sogar bei uns eine so neue Erscheinung, daſs wir ernstlich zweifeln, ob es nicht ein verfrühtes Unternehmen ist, das Kind einem verwöhnten ausländischen Publikum vorführen zu wollen.

Zwar existiert seit 1875 in Helsingfors ein Kunstgewerbeverein, der mit Unterstützung der Regierung eine stark besuchte Schule unterhält. Dennoch kann behauptet werden, daſs eine dekorative Kunst in Finnland erst entstand, als die Künstler ihre Kräfte ihr zuzuwenden begannen, und dies geschah, abgesehen von einigen vereinzelten Bemühungen, erst unter dem Einflusse der revolutionären Bewegung, die gegenwärtig, gleich einem frischen Winde, durch die Kunstwelt geht. Galt doch das Kunstgewerbe unseren älteren Malern und Bildhauern vielfach als etwas unter der Höhe der eigentlichen Kunst Liegendes, und obwohl die Façaden und Treppenhäuser den Architekten Gelegenheit genug zu einem prunkhaften Aufwande der dekorativen Mittel gaben, die die historischen Stilarten

---

[1] Der Aufsatz wurde der Münchener Zeitschrift „Dekorative Kunst“ entnommen, wo ihm 2 farbige Tafeln und 71 Abbildungen von hervorragenden Erzeugnissen der neueren finnländischen Nutzkunst beigefügt sind.

ihnen gewährten und womit sie mehr oder weniger willkürlich schalteten, so waren doch, aus Mangel an Anregung des freien Schöpfungsdranges, auch hier die Voraussetzungen zur Ausbildung einer selbständigen, dekorativen Kunst nicht vorhanden.

Nach schwedischem Muster begann man schon in den siebziger Jahren auch in Finnland die Produkte des volkstümlichen Kunstfleifses zu sammeln und für die modernen Bedürfnisse zu verwerten. In letzterer Hinsicht gingen damals „die Freunde der finnländischen Handarbeit" unter der Leitung der Malerin Fräulein F. Churberg an der Spitze. Die ostfinnischen (karelischen) Textilmuster, worum es sich in erster Linie handelte, sind zwar in ihrer Art höchst beachtenswert[1] und unter den ihnen zu Grunde liegenden Voraussetzungen ebenso schön, wie stilgemäfs. Streng geometrisch, wie sie sind, und für eine kleinliche Ausführung berechnet, sind sie jedoch, wie die eben erwähnten Bestrebungen zu beweisen scheinen, wenig entwicklungsfähig und noch weniger für eine freie künstlerische Behandlung verwendbar.

Wie dem auch sei, so hat die neue dekorative Kunst in Finnland jedenfalls ihren Ausgangspunkt weit weniger in der altnationalen Volkskunst, als in der modernen nationalen Stilentwicklung gesucht. Bei den jüngeren Künstlerkreisen hat sie eine rege Teilnahme, im Publikum, wie überall, eine grosse Aufmerksamkeit — hier Bewunderung, dort Verdammung — hervorgerufen und in der Kunstrichtung um so schneller den Sieg über das Veraltete und Ausgelebte erfochten, als sie in Finnland keine geheiligten Überlieferungen zu bekämpfen hatte. Dabei kam die dekorative Neigung der modernen Kunst überhaupt diesen Bestrebungen zu statten. An ihren Grenzen flossen die beiden Kunstarten ineinander über.

Unter den Vertretern dieser Richtung hat sich der finnländische Bildhauer Ville Vallgren in der Kunstwelt einen Namen gemacht. Mit einer nordischen Gefühlsinnigkeit verbindet er die Raffiniertheit der parisischen Eleganz. Schon früh zeigte er eine ausgeprägte Begabung für die kleine Skulptur, und gelangte dadurch, dafs er diesem Wege weiter folgte, zu dem Punkte, wo Kunst und Kunstgewerbe sich begegnen. Im Anfange der 90er Jahre begann er jene Thränenflaschen zu formen, auf denen kauernde weibliche Figuren ihre durch den Körper zuckende Trauer in

[1] Vgl. einen Aufsatz über die „finnische Textilornamentik" in der „Finländischen Rundschau", 1901, I, 3 u. 4.



Thränen ergiefsen. Nachher trat er aber der rein dekorativen Kunst noch näher in einer Klasse von Werken, bei denen ebenso reizende weibliche Geschöpfe, nackt oder in fliefsenden Gewändern, bald froh geniefsend, bald aufgelöst in Schmerz, ihr sensitives Traumleben als Schwestern der Blumen nur in Wesensgemeinschaft mit diesen zu besitzen scheinen. In dem Formengefühle des eminent modernen Bildhauers zittert die Seele eines Naturdichters. Die Gebrauchsgegenstände des vornehmen Luxus, wie steinerne Kamine und Kronleuchter, Tischaufsätze, Fruchtschalen u. s. w. aus verschiedenen Metallen in duftiger Patinierung verwandelt er zu Trägern seines lyrischen Symbolismus. — Dem Meister nahe kommt seine Gattin, Antoinette Vallgren, eine geborene Schwedin, in ihren Ledereinbänden mit ebenfalls vielfarbig patinierten Reliefs.

Vallgren, der seit nahezu zwanzig Jahren als Weltbürger in Paris lebt, hat die nähere Fühlung mit der heimischen Kunst so ziemlich verloren. Inzwischen hat sich aber in Finnland eine junge Kunst entwickelt, die sich zwar keineswegs fremdländischen Einflüssen entzieht, zugleich aber auch ihre Eigenart behauptet.

Der von Hause aus mit einer seltenen Malerbegabung ausgerüstete, kühne, selbstbewufste und hochstrebende, Axel Gallén hat die Phasen eines rückhaltlosen Naturalismus und eines forcierten Symbolismus durchlaufen, um zu der dekorativen Malerei im eigentlichen Sinne zu gelangen. In den Kuppelfresken des finnländischen Pavillons auf der Pariser Weltausstellung, die leider nunmehr nur in seinen Originalaquarellen erhalten sind, und in einem grofsen Wandbilde des Studentenhauses in Helsingfors giebt er den vorgeschichtlichen Ereignissen des altfinnischen Nationalepos „Kalevala“ mit der Machtvollkommenheit seiner romantisch angelegten Phantasie eine überaus originelle Gestaltung. Die lyrische Weichheit und Verflossenheit Vallgrens ersetzt er durch die rohe Kraft der Urzeit. „Schöne Seelen“ wenden wohl gerne seinen Bildern den Rücken, jene aber, die von der Kunst leidenschaftliches Feuer verlangen, bringen seiner genialen Begeisterung das richtige Verständnis entgegen und verzeihen ihm auch manche genialisierende Extravaganzen. Dafs wir in diesem Zusammenhange diesen Künstlern einige Aufmerksamkeit widmen, erklärt sich aus ihrer rein dekorativen Behandlung, der stilisierenden Vereinfachung der Formengebung und einer Farbenwahl, die sich mehr nach der beabsichtigten Totalwirkung, als nach den Grundsätzen einer wirklichkeitstreuen Naturwiedergabe richtet. Zuletzt hat er die Kuppel einer Grabkapelle in

Björneborg mit einheimischen, stilisierten Bäumen und Waldkräutern geschmückt, über die die Sonne aus dem Zentrum ihre Strahlen spendet. Man darf seinen dekorativen Stil archaisierend nennen, wenn man nur nicht an irgendeine wirkliche Nachahmung denkt.

Eine damit nahe verwandte ursprüngliche Kraft und ein ähnlicher Archaismus sprechen sich ebenfalls in seinen kunstgewerblichen Arbeiten aus. Seine zwar nur allgemeine Anlehnung an den primitiven Stil der Naturvölker, deren Erzeugnisse er studiert hat, scheint nicht ausschliefslich auf Überzeugung von dem künstlerischen Werte ihrer dekorativen Grundsätze zu beruhen, sondern man gewinnt vielmehr den Eindruck, als wolle er zugleich die Einfachheit, sogar die Unbeholfenheit derselben in absichtlichem Trotze dem banalen Geschmacke der unkünstlerischen Durchschnittsmenschen und einer verdorbenen Überkultur entgegenstellen. Fehlt ihm also das Naive, was zu der primitiven Kunst gehört, so liegt doch in seinen Arbeiten zumeist eine eigentümliche, von jener Absichtlichkeit nur verstärkte Suggestivwirkung. Nicht einschmeichelnde Schönheit, aber in um so höherem Grade künstlerisches Temperament ist in seinen Werken vorhanden. Seine Malerei läfst ihm nicht viel Zeit zu kunstgewerblichem Schaffen. Doch hat er sich auf sehr verschiedenen Gebieten versucht: Glasmalerei, getriebene Metallplatten, Möbelschreinerei, Weberei, sogar Architektur. Die ganze Ausstattung einer der Abteilungen des finnländischen Pavillons in Paris war nach seinen Zeichnungen ausgeführt, darunter ein grofser Knüpfteppich, der von dem Vereine „Freunde der Handarbeit“ auf ausländische Bestellung in mehreren Exemplaren gewebt werden mufste. Ein Teil der Möbel kam in das Hamburger Kunstgewerbemuseum.

Einen gröfseren Einflufs von englischen und belgischen Vorbildern, eine stärkere Anpassung an die Forderungen des Publikums, weil er für einen gröfseren Absatz arbeitete, und sogar gelegentlich Aufnahme der historischen Stilarten zeigt Graf L. Sparre, ein Schwede von Geburt, aber in Finnland nationalisiert. Ursprünglich Maler, hat er seit einigen Jahren seine Kräfte hauptsächlich dem Kunstgewerbe gewidmet und sich als künstlerischer Leiter der Aktiengesellschaft „Iris“ um die dekorative Kunst in Finnland ein grofses Verdienst erworben. Er kann sogar in dieser Hinsicht als der eigentliche Bahnbrecher gelten. Die Fabriken der Gesellschaft in der kleinen Stadt Borgå waren überhaupt die ersten des Landes, die nach echt künstlerischen Grundsätzen arbeiteten. Im Dienste derselben stand auch



ein paar Jahre der schwedische Möbelarchitekt Hj. Nyström, während aufserdem nicht nur verschiedene unserer jüngeren Architekten, wie Lindahl und Thomé, Saarinen und Griepenberg, sondern auch Gallén für das von der Gesellschaft ausgeführte Zimmergerät Zeichnungen lieferten. Leider entsprach das ökonomische Resultat nicht den Erwartungen und das für die Geschmacksentwicklung und die Verbreitung des neuen Stils in Finnland so wichtige Geschäft hat neulich seine Insolvenz angemeldet. Aber sowohl Sparre, als Nyström setzten ihre Arbeit fort, der Letztere im Dienste einer konkurrierenden Gesellschaft in Helsingfors, der Erstere selbständig in eigenem Atelier und eigener Werkstatt in Borgå. Ihm zur Seite steht seine Frau, geborene Gräfin Mannerheim, durch ihre ebenfalls in modernem Stile mit feinem Liniengefühle ausgeführten Lederpressungen bekannt.

Bei den Fabriken der „Iris“ war noch ein dritter ausländischer Künstler angestellt, ein Landsmann, Freund und Geistesgenosse des berühmten Belgiers Henry van de Velde, der Radierer und Keramiker A. W. Finch, dessen in einem eigenartigen, ländlichen Stile gehaltenen Poterien in Finnland eine grofse Verbreitung gefunden haben und zu sehr billigen Preisen verkauft werden. In Formen wie in Farben, ebenso kräftig, wie einfach, zeigt sein glasiertes Steingut gar keine oder nur wenige, oft ganz schnell gepinselte Ornamentierung von meistens abstrakt geometrischer Erfindung.

Überhaupt ist der Anschlufs an die primitive Kunst, jedoch ohne Aufnahme ihrer vorhandenen Formen, ein recht bezeichnender Zug der neuen kunstgewerblichen Bestrebungen in Finnland. In dieser Richtung geht auch der Maler V. Blomstedt, zur Zeit künstlerischer Leiter des Helsingforser Vereins „Freunde der Handarbeit“. Bemerkenswert sind in dieser Hinsicht die nach seinen Zeichnungen gewebten Knüpfteppiche, die bei gleichem technischen Verfahren, auch in der künstlerischen Wirkung an die von unseren Bauern als Bett- und Schlittendecken benutzten sog. „Ryen“ erinnern. Wie überhaupt die Anregung zur Hebung der weiblichen Handarbeit in Finnland von den in diesem Fache bedeutend weiter entwickelten skandinavischen Ländern gekommen ist, so hat sie, besonders in technischer Hinsicht, diesem Beispiele noch immer sehr viel zu verdanken. In jüngster Zeit ist auch die norwegische Bilderweberei in Aufnahme gekommen. Ein Wandteppich von Blomstedt mit der Darstellung eines seinem Götzenbilde opfernden, heidnischen Finnen verdient in dieser Hin-

sicht Erwähnung. Ohne mit den Phantastereien des Norwegers Munthe zu wetteifern, giebt er dem Bilde eine Stilisierung, die der urzeitlichen Stimmung des Gegenstandes, wie den Forderungen einer ungekünstelten Webetechnik Genüge thut.

Neben den Malern treten die jüngeren Architekten als eifrige Vorkämpfer der modernen dekorativen Grundsätze auf. Sind sie doch aus Ursachen, die nicht näher dargelegt zu werden brauchen, im Stande, diese in bedeutend weiterem Umfange durchzuführen. Der Umschwung, der sich gegenwärtig in der finnländischen Baukunst vollzieht, ist in der That so schnell eingetreten und zugleich so grofs, dafs die in den letzten Jahren in Finnland, insbesondere in der Hauptstadt Helsingfors errichteten Gebäude, so verschieden sie auch sonst untereinander sind und so wenig auch einzelne von ihnen jeden Anschlufs an historisch gegebene Stilarten ablehnen, als laute Proteste gegen die ältere, zumeist von der Renaissance bestimmte Richtung dastehen. Wir können hier nicht näher auf diese Entwicklung eingehen, sondern wollen nur zwei bezeichnende Umstände hervorheben, von denen der eine mit dem auch in der Skulptur und dem Kunstgewerbe neuerwachten Interesse für die Wirkung des Rohstoffes bei zweckmäfsiger Behandlung zusammenhängt. Bis zur jüngsten Zeit wurde in Finnland ausschliefslich in meistens geputztem Backstein gebaut, wobei man oft der Versuchung zu leichtfertigen Ausschweifungen in angeklebtem Gypsschmuck oder zu farbiger Nachahmung von kostbaren Materialien nicht widerstehen konnte. Nunmehr hat man indessen begonnen, zumeist einheimische Steinarten — Granit, Marmor, den sehr schönen finnländischen Tropfstein u. s. w. —, wo nur die Mittel es erlauben, für die Façaden zu benutzen. Die Rückwirkung des soliden Materials auf die künstlerische Erfindung und auf die Flächen- und Detailbehandlung läfst sich indessen noch nicht bestimmen. Jedenfalls ist der Umschwung in der Auffassung von der Bedeutung dekorativer Teile und in den Formen derselben unabhängig von der Aufnahme des echten Materials eingetreten. Nicht nur dafs der ganze Apparat von Gesimsen, Fenstereinfassungen, Pilastern, Säulen u. s. w. gänzlich verpönt wird, nicht nur dafs man eine frei malerische Wirkung durch die Verteilung der Massen, durch die Anordnung der Lichtöffnungen ohne Rücksicht auf Symmetrie und gleichmäfsige Wiederholung sucht, nicht nur dafs man im allgemeinen die Ausschmückung der Façaden bedeutend beschränkt hat, man treibt sogar bisweilen die Reaktion so weit, dafs für das Äufsere nur

nackte Wände übrig bleiben, die nur durch Linien, Massen und eine diskrete Färbung im Einklange mit den roten Dächern wirken sollen. Diese Architekten aber, die somit einem extremen Purismus zu huldigen scheinen, können sich doch wieder in andern Fällen in einer reichen, äufseren und inneren Dekoration ergehen.

Die zwei Gebäude, die am deutlichsten die Ideale wiedergeben, die der neuen Baukunst Finnlands vorschweben, der finnländische Pavillon auf der Pariser Weltausstellung und das grofse Tropfsteinhaus der Aktiengesellschaft Pohjola in Helsingfors, beide von den Architekten Gesellius, Lindgren und Saarinen, zeigen dabei in den Details ganz neue, der heimischen Flora und Fauna entlehnte Motive. In Betreff der Wirkung des Ganzen wird man am ehesten an den romanischen Stil gemahnt. Und so wenig auch ein wirklicher Einflufs sich nachweisen läfst, so darf man doch annehmen, dafs die Bewunderung dieser Architekten für die altehrwürdigen, aus gewaltigen Feldsteinen gebauten, in ihrer ungeschlachten Einfachheit grofsartigen Kirchen in verschiedenen Gegenden Finnlands zu der Ausbildung dieses Stiles mitgewirkt, wie auch die Studien Lindgrens in der gemalten Ornamentik derselben bewufst oder unbewufst zu der Innendekoration beigetragen haben dürften.

Es ist also wieder nicht das Leichte und Elegante, das hier angestrebt wird, sondern eben das Gedrückte, Kräftige und Solide, und zwar mit einem starken Anfluge von Sonderbarem, der — wie die Kunst Galléns — an die Romantik der nordischen Wälder erinnert. Dieselbe Stimmung waltet auch in den Zimmereinrichtungen Saarinens. Mit dem überverfeinerten Geschmacke der „obersten Zehntausend“ hat diese Richtung nichts gemein, und ebenso wenig wird man hier die geschwungenen Linien eines van de Veldes und anderer oder den gallisierenden Naturalismus eines Walter Crane wiederfinden. Dagegen ist ein Einflufs von Baillie Scott unleugbar vorhanden, wie auch in verschiedenen Landhäusern und sogar in städtischen Privatgebäuden der drei genannten Architekten ein Anschluss an die englische Villenarchitektur sich nachweisen läfst. Sucht man nach Schlagwörtern, so giebt sich vielleicht die Bezeichnung „rustik“ am ehesten. Alles ist schwer und massiv, die Drechslerarbeit von gedrungenen Formen und Verhältnissen, die Maschinenarbeit soweit wie möglich, überhaupt vollständig verschwunden, die Auszierung auf wenige, bedeutungsvolle Details beschränkt, die Flächen und Grundformen dagegen um so stärker betont. Die Übermalung wird durch die den Stoffcharakter be-

währende Färbung, die Tapeten durch Wandteppiche oder archaisierende Malereien, die steife Symmetrie durchgehend durch eine malerische Freiheit ersetzt. In der Farbenwirkung herrscht ein gesättigter blau-grüner Ton. Ob dies Alles den Forderungen des modernen Lebens entspricht, läfst sich zwar fragen — die meisten, d. h. gewöhnlichen Menschen würden sich wohl auch in dieser, von einem künstlerischen Subjektivismus so stark bestimmten Umgebung, nicht recht gemütlich zu Hause fühlen und ungern unter dem fortwährenden Banne einer romantischen Gefühlsstimmung leben. Wie dem aber auch sei, so beeinträchtigen solche Erwägungen nicht den eigentümlichen Reiz dieser Interieurs als Kunstwerke.

Am vollständigsten sind die Grundsätze der modernen dekorativen Kunst in der neuen Einrichtung des Studentenhauses in Helsingfors durchgeführt (von Sparre und den Architekten Thomé und Lindahl): massive Öfen aus Tropfstein gebaut, einfache Möbel in originellen Formen — wie die Wandbekleidung aus farbiggetöntem Holze, stilisierte Naturmotive in den gemalten Friesen und der Verglasung der Fenster, in jedem Zimmer ein einheitlicher Stil. In diesem Zusammenhange mag erwähnt werden, dafs der auch im Auslande wohlbekannte Maler Edelfelt die Zeichnung zu einer grofsen dekorativen Fenstermalerei im Hause der nyländischen Studentenkorporation geliefert hat.

Hier sei schliefslich noch erwähnt, dafs einige der finnländischen Architekten den Versuch gemacht haben, den Holzstil der Karelen für ihre Möbelzeichnungen zu benutzen. Es erübrigt ihnen jedenfalls noch den praktischen Beweis zu liefern, dafs diese gewifs an und für sich in vielen Hinsichten sehr bemerkenswerte Volkskunst[1], die übrigens nur in der Architektur eine reichere Entwicklung gefunden, auch wirklich für moderne Zwecke verwendbarer ist, als die karelischen Textilmuster. Dafs übrigens auch die Holzarchitektur der Karelen nicht ohne Einflufs auf die neuere Baukunst Finnlands geblieben ist, dafür würden die Landhäuser L. Soncks den Beweis liefern.

Die dekorative Bewegung, deren Hauptzüge wir oben anzugeben versucht haben, hat zwar unleugbar nach verschiedenen Seiten ein frisches Schaffen ins Leben gerufen, ist jedoch noch zu neu und so wenig ab-

---

[1] Siehe das verdienstvolle Werk der zwei Architekten Y. Blomstedt und V. Sucksdorff: „Karelische Gebäude und ornamentale Formen“ (wird in deutscher Übersetzung erscheinen).

geschlossen, dafs ein endgültiges Urteil darüber noch nicht gefällt werden kann. Es wäre gewifs unberechtigt, sie mit den viel reicheren und vielseitigeren Erscheinungen in anderen Ländern zu vergleichen. Von dort sind die Anregungen zu uns gekommen, und der Anschlufs unserer dekorativen Kunst an die Grundsätze des modernen, internationalen Stils ist in dem Vorhergehenden genügend betont worden. Diese Anlehnung geht in einzelnen Fällen bis zu einem bestimmt nachweisbaren Einflusse. Jedoch hiefse es, wie es uns scheint, die Selbständigkeit dieser Kunst verkennen, wenn man sie als eine blofse Nachbildung fremder Vorbilder bezeichnen wollte. Vielleicht dürfte man im Gegenteil gewissermafsen von einer nationalen Eigentümlichkeit sprechen. Wir denken dabei weniger an die Aufnahme von Formen der finnischen Volkskunst, als an das nordisch Phantastische, das romantisch Stimmungsvolle, an den kräftigen Archaismus und eine gewisse volkstümliche Schwerfälligkeit derselben, Züge, die — um ein letztes Beispiel zu erwähnen — auch in der dekorativen Kleinkunst des noch ganz jungen Eric Ehrström wiederkehren.



Aus der Jugendzeit A. E. Nordenskiölds.

Von

Wilhelm Ramsay.



Schon als Knabe verriet Adolf Erik Nordenskiöld eine starke Liebe zur Wahrheit, unerschrockenen Freimut und einen recht hohen Grad von Eigensinn, der mit den Jahren sich zu der Festigkeit und der Ausdauer entwickelte, die später den grofsen Forschungsreisenden auszeichneten. Diese Charakterzüge brachten ihn schon während seiner Schulzeit in einen eigentümlichen Konflikt mit der Schulobrigkeit und gaben später zu den Ereignissen Anlafs, die ihn zwangen, sein Vaterland zu verlassen.

In dem ersterwähnten Falle verliefs Nordenskiöld mit seinem älteren Bruder und einer Anzahl Kameraden vor Abschlufs des Schulkursus das Gymnasium aus Ärger über eine in ihren Augen ungerecht erteilte Strafe. Es mufs hervorgehoben werden, dafs Nordenskiöld keinen Anteil an dem Vergehen hatte, das den Anderen die schwere Strafe zuzog, aber sein Gerechtigkeitsgefühl war in ihrem und im Namen des ganzen Gymnasiums gekränkt.

Während seiner Studienzeit an der Universität zu Helsingfors nahm Nordenskiöld am Studentenleben mit seinen vielfachen Angelegenheiten eifrig teil und schlofs sich an einen Kreis junger Männer an, aus dem späterhin einige, auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, Kunst und des öffentlichen Lebens bedeutende Männer Finnlands hervorgingen.

Ein freier und heiterer Blick auf das Leben und die Zukunft herrschte in diesem Kreise vor. Die grofsen und kleinen Fragen der Zeit wurden eifrig debattiert, und Nordenskiöld schwärmte aus voller Überzeugung für die damals herrschenden freisinnigen Ideen. Seine ganze Natur mit ihrem

ausgeprägten Gefühle für das Recht der Eigenpersönlichkeit schuf ihn zu einem geschworenen Feinde jeglicher Regierungsvormundschaft und jedes Zwanges gegen die natürlichen Gerechtsamen der Mitbürger, jede Bestrebung, jede Anregung, die dazu angethan war, alte Vorurteile zu brechen, die der Entwicklung hindernd im Wege standen, und die Freiheit des Gedankens und des Individuums zu erweitern, fanden stets einen Widerhall in seinem Herzen.

Trotz dieser Begeisterung für neue Bestrebungen wurden weder Nordenskiöld, noch die Mehrzahl seiner nähern Jugendfreunde von der Bewegung ergriffen, die darauf ausging, die einheimische Kultur zu einer rein nationalen finnischen zu gestalten und die damals immer gröfsere Kreise in ihren Bann zog. Nach der Ansicht Nordenskiölds und seiner Freunde hatte diese Bewegung nur eine Begrenzung der Entwicklungsmöglichkeiten Finnlands zur Folge. Die neuen befruchtenden Anregungen für das öffentliche Leben und die Bildung Finnlands sollten dort gesucht werden, wo die Wurzeln dieser Kultur lagen, d. h. in Schweden. Diese Anschauungsweise wurde von den Verfechtern der nationalfinnischen Sache als Gleichgültigkeit für die Lebensfrage des Vaterlandes gedeutet, und Nordenskiöld und seine Genossen mufsten dieses Vergehens wegen sogar von dem Vorkämpfer der nationalen Bewegung, J. W. Snellman, bittere Vorwürfe über sich ergehen lassen. Noch heftiger wurden sie getadelt, weil man in ihrem Kreise ohne Vorbehalt der Auffassung huldigte, dafs Finnland unter der freien Oberhoheit Schwedens einer glücklicheren Zukunft entgegengegangen wäre, als unter der despotischen Herrschaft Rufslands. Snellman erblickte in Schwärmerei für freisinnige Bestrebungen nur ein leeres — und in Anbetracht der damals herrschenden politischen Lage — sehr leichtsinniges Bramarbasieren mit von auswärts entliehenen Phrasen. Dieses Urteil ist, soweit es Nordenskiöld betrifft, ungerecht; denn seinen Äufserungen entsprach stets eine innere selbständige Überzeugung, was deutlich genug aus der Unerschrockenheit hervorgeht, mit der er sie bei Gelegenheiten vertrat, wo ein oberflächlicher und schwacher Charakter nicht Stand gehalten hätte. Ein gerechteres Urteil über Nordenskiöld hätte vielleicht gefunden, dafs er in seinem Jünglingsalter in politischen Dingen recht naiv war, und man mufs zugeben, dafs eine seiner schönsten Charaktereigenschaften — sein Freimut — für ihn ein unübersteigbares Hindernis bildete, um jene bedachtsame Selbstbeherrschung zu erlangen, die man von der damaligen Jugend verlangte.

Um überhaupt zu verstehen, wie Nordenskiöld dazu kam, in der inneren politischen Geschichte Finnlands eine Rolle zu spielen, mufs man in Betracht ziehen, dafs seine Studienjahre in jene Zeit fielen, wo das unter Kaiser Nikolai I. eingeführte Regime die übertrieben strengen Formen angenommen hatte, die das nahe bevorstehende Ende einer solchen Zwangsherrschaft zu verkünden pflegen, und dafs der Vertreter des russischen Kaisers seit 1855, der Generalgouverneur Graf Berg, streng darüber wachte, dafs weder die öffentliche Thätigkeit der Bürger, noch das Leben im geistigen Mittelpunkte des Landes allzu freie und umstürzlerische Wege wandelte. Für den Grafen Berg war selbstverständlich die Jugend, die auf Zeiten der Freiheit hoffte und dieser Sehnsucht selbst den anspruchslosesten Ausdruck zu geben wagte, ein Dorn im Auge. Mit besonders scharfem Mifstrauen betrachtete er alle Äufserungen der Jahrhunderte alten Sympathie zwischen Schweden und Finnland.

Nordenskiöld und seine Kameraden erregten bald den Zorn des Generalgouverneurs, indem sie einen seiner Spione entlarvten. Ein Student, namens Oskar Tamelander, hatte es übernommen, dem Grafen Berg über seine Landsleute denunziatorische Berichte zu erstatten. Sein gemeines Vorhaben wurde indessen bald entdeckt, und der nichts Böses ahnende junge Mann wurde zu einem Kameraden, der zu dem obengenannten Studentenkreise gehörte, eingeladen. Hier wurde ihm sein schändlicher Verrat vorgehalten und zugleich die ihm gebührende Strafe zu teil. Er wurde gleich darauf von der Universität entfernt. Berg schwor Rache, und die Gelegenheit dazu fand er bald genug.

Den 30. November 1855 hatten einige der jungen Männer ihre Kameraden zu einem Festmittage in einem ländlichen Restaurant aufserhalb der Stadt eingeladen. Die Stimmung war ausgelassen und heiter, und einige Festredner erlaubten sich zu allgemeiner Belustigung scherzhafte Toaste auszubringen, in denen sie auf berüchtigte Ereignisse und Personen aus dem in heller Flamme lodernden Krimkriege Anspielungen machten. Der Kapellmeister der für das Fest engagierten Militärkapelle rapportierte über diese Reden höheren Ortes; Berg war entzückt, mit „seinen alten Bekannten“ ein Hühnchen rupfen zu können, und so wurde aus einem harmlosen, kameradschaftlichen Feste ein hochpolitisches Ereignis. Die an der Universität immatrikulierten Teilnehmer wurden relegiert. Nordenskiöld, der seine Studien bereits beendet hatte und Beamter an dem Bergamte geworden war, wurde seines Amtes enthoben.

Nordenskiöld liefs sich den Verlust nicht nahe gehen und begab sich zu weiterer Ausbildung in seinem Hauptfache, der Mineralogie, nach Berlin. Den folgenden Sommer kehrte er nach Hause zurück und wurde zum Dozenten an der Helsingforser Universität ernannt. Bald darauf erhielt er ein gröfseres Stipendium für eine Studienreise ins Ausland. Die kurz vorher errichtete Professur der Mineralogie und Geologie war ihm nun gesichert, und eine sorgenfreie Zukunft schien ihm in seinem Vaterlande beschieden, da trat aber bei der Promotion im Jahre 1857, bei der Nordenskiöld den ersten Ehrenplatz unter den Magistern und den zweiten unter den Doktoren bekleidete, ein Ereignis ein, das zur Folge hatte, dafs er für immer sein Vaterland verlassen mufste.

Zu dem Feste, das zu Ende des Frühjahrssemesters 1857 anläfslich der siebenhundertjährigen Feier der Einführung des Christentums in Finnland im Zusammenhange mit der Promotion von der Universität begangen wurde, hatte man auch Vertreter der schwedischen Universitäten eingeladen. Diese willkommenen Gäste empfingen während ihres Aufenthaltes in Finnland natürlich zahlreiche Beweise für die Freundschaft, die man für Schweden und dessen Einwohner überhaupt hegte. All' dieses bereitete Berg grofsen Ärger, der u. a. sämtliche anläfslich dieses Besuches gehaltenen Reden in russischer Übersetzung dem Kaiser übersandte.

Am Abend der Abreise der schwedischen Gäste, dem 30. Mai, hatte die Studentenschaft zu Ehren derselben ein Abschiedsfest im vornehmsten Gasthause der Stadt veranstaltet. Die Stimmung erreichte hier einen höheren Wärmegrad, als je vorher. Nachdem schon mehrere Hochs ausgebracht waren, trat Nordenskiöld auf. „Meine Rede war nicht lang" — schreibt Nordenskiöld in seiner Selbstbiographie — „sie hielt sich in der im Verlaufe des Festes herrschenden Tonart, vielleicht etwas schärfer pointiert, als die übrigen Reden, denen das Glück zu teil geworden, im Meer der Vergessenheit unterzugehen." Die Rede begann: „Der Mensch malt ja stets die Zeit, die kommen soll, mit der Rosenfarbe der Hoffnung. Der Kranke, der nur noch einige Tage zu leben hat, hofft auf viele Jahre voll Gesundheit. Der Sklave, der zeitlebens von Hand zu Hand gewandert ist, träumt von seiner Freiheit. Sollten nicht auch wir die Hoffnung einige helle Streifen auf unseren finsteren Zukunftshimmel malen lassen dürfen? Gewifs, wir können es, wir können es, weil in letzter Zeit ein unerschütterliches Bewufstsein des Rechts auf Freiheit bei uns erwacht ist, weil die Bande, die nun bald fünfzig Jahre lang unterbrochen gewesen, sich wieder zu knüpfen begonnen haben, und

wir folglich in dem Kampfe, den wir jetzt gegen die Finsternis kämpfen, gewifs sein können, nicht immer allein auf dem Kampfplatz stehen zu müssen." Die Rede schlofs mit einem Hoch auf die alten Erinnerungen und die Vergangenheit, sowie auf die erhoffte Zukunft und erregte einen stürmischen Jubel, wurde aber von seiten einiger vorsichtigen akademischen Väter mit Mifsbilligung angehört. Im Namen dieser letzteren versuchte Professor Cygnaeus den Eindruck zu verwischen, den Nordenskiölds Rede höheren Orts machen könnte, indem er eine seiner Redekünste vom Stapel liefs, die unter der Jugend einen allgemeinen Unwillen hervorrief. Nordenskiöld eilte auf die Rednertribüne hinauf und rief: „Er spricht nicht in unserem Namen!"

Das aufsehenerregende Ereignis wurde dem Generalgouverneur rapportiert, der in höchsten Zorn geriet und der Ansicht war, dafs hier Hochverrat vorlag. Die aufgebrachte Exzellenz war umso weniger zu beschwichtigen, als Nordenskiöld nicht willens war, sich zu entschuldigen. Er mufste für seinen Freimut mit dem Verlust seiner Dozentur und des Stipendiums büfsen. Um sich weiteren Unannehmlichkeiten zu entziehen, hatte sich Nordenskiöld unterdessen nach Schweden begeben. Auch dies ärgerte den Grafen Berg, der sich darüber beschwerte, dafs man den gefährlichen Mann nicht sofort verhaftet hatte. Er hielt es nun für richtig, dafs Nordenskiöld, dieses „mauvais sujet", des Landes verwiesen würde.

Im Herbste 1858 machte Nordenskiöld, der damals bereits seine erste arktische Reise unternommen hatte und zum Professor und Direktor der mineralogischen Sammlungen des schwedischen Reichsmuseums ernannt war, einen Besuch in Finnland. Er traf bei dieser Gelegenheit mit dem Grafen Berg zusammen, der nach Nordenskjölds Weigerung, sich seiner früheren Sünden wegen zu entschuldigen, erklärte: „Sie können von Finnland Abschied nehmen. Dafür werde ich sorgen."

So verlor die finnländische Universität eine ihrer glänzendsten wissenschaftlichen Leuchten. Finnland ging der Ehre verlustig, einen Mann zu besitzen, der über dasjenige Land einen ewigen Glanz bereitet hat, das ihm eine Freistatt gewährte.



Zachris Topelius.

Von

G. C.



Der Tag, an dem Zachris Topelius beerdigt wurde, der 21. März 1898, war einer jener grofsen Tage im Leben einer Nation, wo die Gefühle und Gedanken Aller sich in einem Punkte begegnen. Alle wufsten, wer Topelius war, kannten ihn, liebten ihn und betrauerten ihn, wie man einen Freund betrauert, der von uns gegangen. Er war nicht nur ein Name, den man auf den Lippen trug; was er gefühlt und geträumt, das lebte wirklich im Gemüte des Volkes. Es war eine jener sieghaften Gewalten im Dienste des Geistes geworden, die ganze Geschlechter erziehen und Licht und Freude verbreiten.

Und dazu kam, dafs er einer der wenigen — der Letzte — war, an dessen Grab schwedisch und finnisch redende Finnländer in gleicher Trauer sich zusammenfanden. Denn war auch Schwedisch seine eigene Sprache gewesen, so hatte er doch dieselbe Liebe, dasselbe Vertrauen auch bei denen gefunden, die Finnisch zur Muttersprache hatten. Gleichwie er selber nicht zwischen den zwei Parteien unterschied, sondern mit derselben warmen, reichen Liebe das ganze finnländische Volk liebte. —

Zachris Topelius wurde den 14. Januar 1818 auf einem Landgute in der Nähe der Stadt Nykorleby in Österbotten geboren, der Landschaft, die Finnland so viele andere seiner hervorragendsten Männer geschenkt hat. Schon als Schulknabe, kam er nach Helsingfors, wo ihm das Glück widerfuhr, bei Runeberg wohnen zu dürfen, dessen gewaltige Persönlichkeit auf Topelius einen tiefen Eindruck machte, wenn er auch dadurch nie etwas von seiner Selbständigkeit einbüfste. Das Runebergsche Haus bildete zugleich einen Sammlungsplatz des Besten, was Finnland damals an Intelligenz und Kultur besafs, und Topelius' empfängliches Gemüt zog

reichliche Nahrung aus dieser unerschöpflichen Quelle. Fünfzehn Jahre alt, wurde er Student und nahm bald im akademischen Leben einen bemerkbaren Platz ein, obgleich sein friedlicher Charakter ihn nie zu einem Führer im eigentlichen Sinne des Wortes werden liefs. Er betrieb historische Studien und promovierte zum Doktor der Philosophie, widmete sich aber daneben der Publizistik und gab in den Jahren 1841—1860 die Zeitung „Helsingfors tidningar" heraus. 1854 wurde er zum aufserordentlichen Professor der Geschichte Finnlands ernannt, und einige Jahre später — 1863 — zum ordentlichen Professor der nordischen Geschichte, ein Amt, das er nachher gegen die Professur der allgemeinen Geschichte vertauschte. Daneben fungierte er als Rektor der Universität in den Jahren 1875—1878, Im letztgenannten Jahre gab er seine Professur auf und zog in sein in der Nähe der Hauptstadt gelegenes Landhaus „Björkudden", wo er sich in emsiger Thätigkeit seinen litterarischen Plänen und Arbeiten hingab. Das finnländische und schwedische Volk blickten zu ihm, wie zu einem Patriarchen, in Ehrfurcht empor. Sein siebzigster und sein achtzigster Geburtstag wurden wie Nationalfeste gefeiert; kurz nach dem letzteren starb er — den 12. März 1898. —

Dieses lange Leben ist nicht reich an äufseren Ereignissen, an Thatsachen von durchgreifender Bedeutung, an vielseitiger Thätigkeit. Für Topelius war, mehr als wie die meisten Schriftsteller, die Dichtung das Leben. Es giebt Dichter, für die das äufsere Leben, das was sie erleben Hauptsache ist, die Dichtung ist nur eine Umformung, eine Bearbeitung dieses Materials. Es giebt aber auch einen anderen Typus von Dichtern: die, welche kein Bedürfnis haben, etwas zu erleben, sondern Kern und Form ihrer Dichtung in sich tragen, und die die Fähigkeit haben, aus dem geringfügigsten Ereignis das reine Gold der Dichtung zu heben, dank dem Umstande, dafs ihre ganze Seele ein Medium ist, das alles, was es empfängt, in Dichtung umformt.

Allerdings bekleidete Topelius lange einen Lehrerplatz an der Universität, ein Mann der Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes war er aber niemals, und auf dem Gebiete der Geschichte hat er auch nicht mehr, als das Allernotwendigste, veröffentlicht. Sein Lebenswerk steht ganz und einheitlich da, es hat nichts von der Hetzjagd des unruhigen Suchers.

Schon während der Schulzeit begann er zu dichten; und Runeberg schenkte ihm damals warme Anerkennung, besonders weil Topelius so selbständig war und sich nicht von ihm selber hatte beeinflussen lassen.

Lehrmeister hatte jedoch Topelius, wie alle anderen Dichter, es war Franzen, der milde Sänger, dessen Gedichte die Mutter ihm in seiner Kindheit vorgelesen hatte, und mit dem Topelius in Empfindungs- und Denkweise so nah verwandt war; es war die finnische Volksdichtung, die sein Vater bewunderte und sammelte, und deren naiver, einfacher Ton mit seinem Gemüte so wohl übereinstimmte; es war ein wenig später der mystische, dämonische, unruhige schwedische Dichter Almqvist; und es waren noch Andere. Aber keiner von ihnen verdrängte das Echte und Ursprüngliche in ihm, er ahmte ihnen in einzelnen Gedichten nach, aber er befreite sich bald wieder aus ihrem Zauberkreise, wenn diese Gedichte überhaupt mehr, als blofse Lernübungen, waren.

Seine litterarische Thätigkeit begann er, als er die Zeitung „Helsingfors tidningar“ übernahm. Dort begann er 1892 die Gedichte zu veröffentlichen, die noch heute, in den drei Bänden unter dem Titel „Ljungblommor“ (1845, 1850, 1854) genannt, alle Freunde der schwedischen Dichtkunst entzücken und vielleicht das Kostbarste sind, was Topelius uns gegeben hat. Daneben gab er eine Erzählung nach der anderen (ein Teil derselben unter dem Titel „Vinterkrällar“ 1880—81 gesammelt) und begann 1851 die Romanserie „Fälskärns berättelser“ („Die Erzählungen des Feldschers“; 1866 abgeschlossen), sein bedeutendstes Prosawerk. Ferner begann er ebenfalls Ende der vierziger Jahre seine „Sagor“ („Märchen“) zu veröffentlichen. Und schliefslich haben wir aus dem Jahre 1854 sein Drama „Regina von Emmeritz“. Einer späteren Periode seines Lebens verdanken wir andere, weniger bedeutende Werke, die Gedichtssammlung „Nya blad“ (1883) und „Ljung“ (1889), den Roman „Planeternas skyddtlingar“ („Die Schützlinge der Planeten“, 1889), die Serie „Läsning för barn“ („Kinderlekture“, 1865 ff.) und schliefslich das nach seinem Tode erschienene Buch „Blad ur min tänkabok“ („Blätter aus meinem Denkbuch“, 1898). Aufserdem sind noch zu erwähnen seine zwei Lesebücher „Naturensbok“ („Buch der Natur“, 1865) und „Boken om vårt land“ („Das Buch von unserem Lande“, 1875). —

Von diesen seinen Werken sind es vor allem die lyrischen Gedichte, die Romane und die Jugendbücher, die uns Topelius als Dichter teuer machen. Von seinen dramatischen Werken wird „Regina von Emmerich“ allerdings noch heute aufgeführt, aber trotz seiner unzweifelhaften dramatischen Verdienste im Einzelnen ist es im Allgemeinen doch zu sehr nur Nachklang des romantischen Dramas — vor allem, wie er selbst

hervorgehoben, von Victor Hugo's Hernani — um zu seinen besten Werken gezählt zu werden. —

Als Lyriker zog Topelius zuerst die Aufmerksamkeit auf sich, und wenn er auch auf andern Gebieten viel Gutes produziert hat, so steht er doch ohne Zweifel in der Lyrik am höchsten. In der Sammlung „Ljungblommor" hat er so viel von seinem innersten Wesen gegeben, so viel von der echten Poesie, die in ihm lag, zu Tage gefördert, dafs er ihr dadurch ein unvergängliches Leben verliehen.

Das Gebiet, auf dem sich die Topelius'sche Lyrik bewegt, ist allerdings nicht besonders grofs. Er ist nie Gedankendichter im eigentlichen Sinne des Wortes, aber dafür ist seine Poesie umso inniger und wärmer; wenn man seine Gedichte liest, hat man die Empfindung, sich in stillem Winkel zu Hause, umgeben von traulichen Stimmungen zu befinden.

Das häufigste Motiv in diesen seinen früheren Gedichten ist die Natur. Sie ist seine grofse Liebe, er lebt sich hinein in ihre Stimmungen und Ausdrucksformen, wie man es nur mit einem Wesen thut, das man liebt. Er lauscht mit Begierde ihrem leisesten Flüstern und fängt es in dem Augenblicke auf, wo es zu ersterben scheint, und sein forschendes Auge beobachtet jede Nuance in ihrem Charakter. Es giebt unter den schwedisch-finnischen Dichtern kaum einen, der so in der Natur aufgegangen ist, wie er, denn keiner hat so, wie er, sich selber in der Natur wiedergefunden; sein Wesen stimmt seltsam harmonisch mit einigen Grundzügen der finnländischen Landschaft überein. Ihre milden Seiten sind es, die er vor allem liebt: den Sonnenuntergang an einem Binnensee, einen Sommerabend, wenn alles still ist, den Gesang der Drossel im Walde, das ruhige Spiegeln der Birken im Wasserspiegel, oder den Frühlingsmorgen, ehe der Wind erwacht ist, wenn die Vögel ihr Gezwitscher beginnen. Der Geist des Friedens ruht über der Erde, die er sieht, er glaubt „das stille Abendgebet der Natur" zu hören und sieht, „jede Blume mit gefalteten Händen beten". Die Birke mit ihrem weifsen Stamm, ihrem weichen Grün und ihren sanften Umrissen ist sein Lieblingsbaum. Und vor allem hat er ein Auge für das Schüchterne, Unschuldsvolle, Jungfräuliche in dieser Natur. Er liebt das Unbemerkte, Bescheidene an ihr, die kleinste Blume des Frühlings, die scheuesten Singvögel und seine eigenen Gedichte vergleicht er mit den bleichen, kleinen Blumen der Heide. Wenn er die Winterlandschaft schildert, so sind es entsprechende Stimmungen: die kalte, klare Luft mit hohem, blauem Himmel und Sonnenscheine, in dem die Schneefläche

glitzert und glänzt, und der das Herz jung und fröhlich und die Gedanken frei und kühn macht. Manchmal dringen allerdings auch andere, gewaltigere Stimmungen hervor, in denen man die tiefen und starken Kräfte der Natur vernimmt, wie z. B. in dem Gedicht „Islossningen i Uleå älf". Aber man verspürt, dafs diese Gedichte ihm nicht so persönlich nahe stehen. So ist das genannte Gedicht ein symbolischer Ausdruck für die Kraft der Jugend; diese will er in dem gewaltigen Tosen des Stromes schildern, keine rein subjektive Stimmung.

Die Weichheit ist einer der bezeichnendsten Züge nicht nur in Topelius' Naturauffassung, sondern auch in seiner ganzen Dichterpersönlichkeit. „Mein Herz ist voller Sehnsucht, die nimmer ich versteh", singt er in einem Gedichte, und diese dunkle Sehnsucht, ein Erbe der Romantik, durchzieht seine ganze Lyrik. Sie ist unbestimmt und ohne Umrisse, ist eine schwebende Ahnung von etwas Fernem, sie ist jenes wunderbare Etwas im Herzen des Jünglings, das sein Träumen nach fernen, beinahe unbewufsten Zielen trägt. Und unbewufst ist Topelius' Lyrik in der Regel; man bemerkt nichts von dem Bestreben einer mächtigen Individualität der Dichtung ihr Gepräge aufzudrücken, alles in ihre Wirkungssphäre hineinzuziehen. Das Dichten ist für ihn etwas Selbstverständliches, sein natürliches Ausdrucksmittel, etwas, womit er nicht arbeitet, sondern das sich in seinem Gemüte von selber vollzieht, als wäre es in fertiger Gestalt von aufsen hineingekommen, etwa wie ein Ton in der Luft, ein Vogelsang. „Singen that ich einige Lieder — wie ein Hänfling in dem Walde — wie ein Windhauch in der Tanne — dunkelgrünem Sommerwipfel", sagt er selbst. Darum ist sein Lied so unendlich einfach und naiv, einem Herzen entsprungen, das noch die Fähigkeit besitzt, ganz und gar in der Natur mit zu leben. Das Volkslied steht ihm auch nahe, verschiedene Gedichte verraten einen Einflufs desselben, und die Charakteristik, die er vom Volksliede giebt, pafst auch auf seine eigenen Gedichte. „Wir hörten diese Lieder — einstmal als kleines Kind — in Tagen voller Unschuld, — die längst vorüber sind. — Wir lauschten damals Tönen — aus Wald und Thal und Ried — dann ward das Herz uns hart und verwandelt das Gemüt."

In nahem Zusammenhange mit seinem Naturgefühle steht seine Erotik. Dem finnländischen Gemüt ist der Sensualismus im allgemeinen vollkommen fremd; während die sinnliche Glut den Gedichten vieler der hervorragendsten schwedischen Dichter ihre Farbenpracht verliehen, fehlt den Finnländern

diese Leidenschaftlichkeit vollständig. Und vielleicht mehr, als von irgend einem Finnländer, gilt dies von Topelius. Es giebt allerdings einige Jugendgedichte von ihm, wo das Gefühl heifser zu lohen scheint, aber sie stehen ganz vereinzelt da und scheinen ganz und gar unter litterarischen Einflüssen entstanden zu sein. Die Erotik, wo Topelius selbst uns entgegentritt, trägt ein ganz anderes Gepräge, eins, das beinahe mit denselben Worten definiert werden kann, wie seine Naturschilderung. Es ruht über seiner Erotik eine jungfräuliche Zartheit und Unschuld, ein gedämpfter Ton, und wie in der Natur, so sucht er auch in der Liebe den Frieden und die Ruhe. Darum läfst er auch in einem seiner Gedichte die Schönheit der Natur[1] in Frauengestalt sich offenbaren, wo sie ihre Vollendung gefunden, und wenn er vor dem Weibe sein Knie beugt, so huldigt er in ihr der Schönheit alles Geschaffenen.

Jegliche Begierde ist ihm fremd, seine Liebe ist eine verschämte Sehnsucht. Darum erhält sein „Mädchen", von dem er träumt, vor den Augen des Lesers keine konkrete und selbständige Gestalt, sie wird nur zu dem Motiv, das die Stimmungen des Dichters veranlafst hat. Seine Lyrik ermangelt auch auf diesem Gebiete aller Umrisse und der Anschaulichkeit, die z. B. Runeberg auszeichnet; es liegt über allem ein leichter, umschleiernder Nebel, in dem die Linien verschwinden und verblassen. Die Eindrücke wirken gerade durch ihren allgemeinen Charakter, ihre Unbestimmtheit; darum wird die geliebte Person nur zu einer dämmernden Vision, einer Stimmung, keiner wirklichen Persönlichkeit.

In all ihrer Idealität ist es eine typische Jünglingsliebe mit all ihrer Verachtung des Irdischen und ihrem Glauben an die Allmacht der Liebe. In „Miranda"[2] verschmäht die Schöne Macht und Reichtum und begnügt sich mit dem Jünglinge, der ihr nur sein Herz schenkt, aber damit zugleich „Alles, Alles, was die Erde Schönes und Seltenes birgt". Und in der „Milchstrafse" siegen Zulamith und Salami über die unermefsliche Entfernung, die sie trennt, aus Liebe bauen sie eine Brücke von Welt zu Welt. Vor der echten Liebe weichen bei Topelius in echt romantischem Stile alle äufseren Hindernisse, alle trennenden Gewalten.

Dem Motive schmiegt sich bei Topelius innig die Form an. Am bezeichnendsten für seine Lyrik ist vielleicht ihr musikalisches Element.

---

[1] Vgl. das Gedicht „Die Schönheit der Natur" in diesem Heft.

[2] Vgl. die Skizze in diesem Hefte.

Seine Leier hat schmelzendere, süfsere Töne, als irgend ein anderer schwedischer Dichter, Töne die den Leser hypnotisch fesseln und hinreifsen. Es liegt in seiner Form etwas berückend Weiches, das das Herz in Ruhe und Frieden wiegt, etwas, das an die Töne ferner Kirchenglocken an einem Sonntagmorgen erinnert. Die Versmafse beherrscht er vollkommen, sie laufen leicht und spielend, als wäre die Form für ihn ein Nichts, sie wechseln und wandeln sich, fesseln ihn selbst manchmal so, dafs er auf den dahineilenden Wellen des Metrums sich weiter wiegen läfst, als der Gedanke ihm eigentlich folgen kann. Das Sprachmaterial selbst behandelt er mit der Sicherheit eines Meisters, eines Meisters, der kraft seines poetischen Instinktes, ohne zu suchen und sich zu mühen, sofort die richtigen Mittel findet. Allitteration und Assonanz finden sich bei Topelius vielleicht häufiger als bei irgend einem andern schwedischen Dichter. Und keiner hat, wie er, es verstanden, durch blofse Wortwahl suggestive Wirkungen zu erzielen, wenn es idyllische, weiche Stimmungen galt. Ein schwedischer Kritiker hat gesagt, Topelius' Schwedisch erinnere an das Italienische, es sei „ein Serenadenschwedisch, das zum Guitarrenklange und zum Abendrauschen des Windes pafst“. Es tönt in seinen Versen ein Wohllaut, der rein sinnlich, ganz unabhängig vom Vorstellungsinhalte, dem Ohre schmeichelt. —

In gewisser Beziehung hat der Teil seiner Dichtung, die ihm die Vaterlandsliebe unmittelbar eingegeben, ein anderes Gepräge, als seine übrigen Gedichte: Seine Stimme erhält einen mächtigen Klang; er findet das Pathos, das er sonst nie hat.

Die Zeit, als Topelius zuerst auftrat, war die Werdezeit des finnischen Nationalgefühls. 1835 war das Nationalepos „Kalevala“ zum erstenmal veröffentlicht und hatte den schüchternen Gedanken an eine Zukunft für Finnland einen festen Grund in der Vergangenheit gegeben; Runebergs Gröfse war allen aufgegangen, und der 1848 erschienene erste Teil der Erzählungen Fähnrich Ståhls entzündete die vaterländische Begeisterung zu hellen Flammen; gleichzeitig spornte Snellman durch seine publizistische Thätigkeit die Jugend zu praktischer Arbeit in demselben Geiste an. Die Jungen fühlten sich auch von einer brennenden patriotischen Begeisterung ergriffen, die ihren Gedanken Richtung und Ziel gab, wenn auch die Träume sich nicht in bestimmten Linien formten. Noch gröfseres Leben erhielt diese Bewegung durch ihre Verwandtschaft mit den Strömungen,

die gleichzeitig sich draufsen in Europa geltend machten und dort in die Ereignisse des Jahres 1848 mündeten.

Diese patriotische Begeisterung findet in der Dichtung des Topelius einen deutlichen Ausdruck. Aus ganzer Seele liebt er Finnland, dessen Name ist ihm das Höchste, was er weifs, und für dessen Ehre will er leben und sterben: „das Land, das wir dem Licht geweiht, — es wachse grofs in Herrlichkeit; — wenn wir auch selbst vergessen sind, — wie über'm Fjord der Wind," heifst es im Studentenliede. Vaterland und Freiheit sind für ihn eins: die Freiheit war ja auch das grofse Schlagwort jener Zeit, und es übt auch auf das Gemüt des Topelius seine Macht aus. Indessen liegt hierin für Topelius kein bestimmter politischer Kampf. Es lag etwas Abstraktes, etwas von dem unpraktischen Idealismus der Jugend über der Zeit, und dies bemerkt man auch an Topelius. Es ist eher das Wort Freiheit als solches, als irgendwelche bestimmte, damit verbundene Vorstellungen, das ihn begeistert. Auch seine spätere Stellung zur Politik verriet diese Unfähigkeit, die Thatsächlichkeiten zu sehen, diesen poetischen Blick, der sich durch Worte fesseln liefs, ohne die hinter ihnen steckenden Ideen zu prüfen.

Indessen — ist seine Vaterlandsliebe auch ein wenig abstrakt, so ist sie darum nicht weniger echt. Und er hat ihr unvergänglich schönen Ausdruck in Gedichten verliehen, die immerdar auf den Lippen der Jugend lebendig bleiben werden. So z. B. das gewaltige „Eisgang auf dem Uleå älf", vielleicht das Schönste, was er geschrieben, ferner das Studentenlied und das populärste seiner Gedichte „Der Wasamarsch". Manchmal kann er sogar gegen einen einzelnen Punkt seinen Angriff richten — in „Herr Meyer" gegen die Zensur. —

Seine beiden späteren Gedichtsammlungen, „Nya blad" und „Ljung" unterscheiden sich in manchem von der ersten — „Ljungblommor". Schon dort war allerdings die Religiosität ein durchgehender Zug gewesen, aber sie erschien eher als ein Hintergrund, sie bestimmte die grofsen Linien in der Anschauung des Dichters — z. B. seinen Optimismus — ohne jedoch besonders stark in Einzelheiten hervorzutreten. In den späteren Sammlungen ist es anders. Die Erotik verschwindet — natürlich ganz — aus ihnen, während die Natur und das Vaterland wohl noch Hauptmotive bleiben. Aber neben ihnen oder sogar sie beherrschend tritt nun die Religiosität auf, die der scharf betonte Mittelpunkt in seinem Seelenleben geworden ist. Das zeigt sich nicht nur in den zahlreichen Hymnen und



Gedichten, sondern tritt auch sonst hervor. Seine ganze Weltanschauung hat eine neue Färbung. Er sieht alles im heiligen Lichte der Religion.

Und diese Religiosität zeigt sich nun nicht blofs in der Gestaltung der Weltanschauung, im Optimismus und in dem Glauben an eine moralische Weltordnung. Sie erhält daneben oft einen polemischen Anstrich, der mit seinem sonstigen Charakter eigentümlich verschmilzt. Licht, Aufklärung liebte er und arbeitete für sie; aber diese Aufklärung sollte stets im Dienste der Religion stehen und zu Gott führen; wenn nicht, so war sie verwerflich. Darum betrachtete er die moderne Naturwissenschaft und die darauf gebaute Weltanschauung mit unfreundlichen Blicken. „Platz, Platz dem Geiste! Gieb ihm die Ehre! — Wo warst du Wurm in der Zeiten Ferne, — als ihrem Herrn lobsangen die Sterne?“ fragt er mit deutlichem Ton von Angriff, und in seinem Alter polemisierte er mit beinahe rührender Naivität gegen die Entwicklungslehre. Seine Angriffe galten nicht nur dem seelenlosen Materialismus, der infolge seiner eigenen Geistesarmut dem Untergang geweiht ist, sie richteten sich auch gegen Vieles von dem Besten in unserer Zeit. Mit sichtlicher Freude schildert er, wie der Astronom durch eine Mücke auf der Linse des Fernrohrs irre geleitet wird, und er preist das Kind selig, weil es das Naturgesetz Gottes Wille nennt, und die Centrifugalkraft Gottes Weisheit. Die moderne Wissenschaft ist agnostisch und kann ihn deswegen nicht befriedigen. Voltaire ist in seinen Augen einer der dunkeln Namen der Weltgeschichte; in einem Gedicht, „Voltaires Herz“, dem die Indignation Kraft und Farbe verleiht, verkündigt er die Leerheit desselben: „doch dieses Licht war kalt, wie Eis — und dieser Blitz war Hohn, — und dieser Witz, so hoch im Preis, — ein grinsender Dämon.“

* * *

Topelius’ bedeutendstes Prosawerk, dasjenige, welches seine besten Eigenschaften auf diesem Gebiete am reichsten zu Tage treten läfst, ist der Romanzyklus „Fältskärns berättelser“. Er schildert die Schicksale einer — oder richtiger zweier — Familien während der Zeit von Gustafs II. Adolfs Sieg bei Breitenfeld bis zu den Tagen Gustafs III., schildert Zeitfarbe und Zeitideen, schildert den Kampf des Adels und des Bürgerstandes gegen die Königsgewalt. In äufserer Beziehung wird die Romanserie durch einen mystischen Ring zusammengehalten, dem die Gabe eigen ist, seinem Besitzer Erfolg und Macht zu verleihen, und wir sehen, wie der Ring auf die Geschlechter wirkt, die ihn der Reihe nach besitzen.

Als Gesamtheit betrachtet ist diese Romanserie ein Meisterwerk. Es gibt uns nicht nur Ereignisse und Personen, es gibt uns die Zeiten, die es umfafst. Topelius hat sich so in das historische Material eingelebt, dafs er nicht zu den Dekorationen und Requisiten der gewöhnlichen geschichtlichen Romane zu greifen braucht, um seinem Werke die Zeitfarbe zu geben, sie ergiebt sich ohne weiteres von selbst. Und in der Masse von Personen, die er auftreten läfst, spiegeln sich die verschiedenen Seiten des Lebens, alle Nüancen in Anschauungen und Gefühlen wieder.

Und vor allem sind es Finnlands Geschichte und Schicksale, die überall durchleuchten, sie bilden den Hintergrund, auf dem sich die wechselnden Ereignisse abzeichnen. Ein trüber und düsterer Hintergrund, der manchmal imposant und gewaltig in seiner Tragik wirkt. Ihren Höhepunkt erreicht sie besonders in der Schilderung der Not in Finnland unter Karl XII. und nach seiner Regierung: das Ergreifende und Schneidende in der Armut und dem Hunger wirkt mit erschütternder Kraft. Und hier zeichnet sich in monumentaler Gröfse das finnländische Volk. Die einzige Gelegenheit, wo es ganz zeigt, was in ihm wohnt, ist, wo es eine zähe passive Ausdauer gilt: wo es in seiner Geduld, seiner Begnügsamkeit grofs wird. Für positive Grofsthaten ist es nicht geschaffen, nie hat es den Rausch und die Begeisterung des Handelns empfunden; aber es hat auch nie die finsteren Dämonen der Verzweiflung und des Mifstrauens gekannt.

Auch das Leben, das sich vor diesem Hintergrunde abspiegelt, ist mit Meisterhand gezeichnet. Besonders die Handlung. Sie befindet sich fortwährend in lebendigem Flusse, sie gestaltet sich dem Dichter von selbst dramatisch; der Knabe verschlingt das Buch mit demselben Interesse, wie den spannendsten Räuberroman, und doch nimmt Topelius seine Zuflucht keineswegs zu billigen Mitteln der Romantechnik. Besonders versteht er es, die Handlung in einzelne dramatische Augenblicke zu konzentrieren — dies Verdienst haben auch seine Dramen —, die sich mit unauslöschlicher Kraft dem Gedächtnisse einprägen. Er besitzt den Mut und die Phantasie des geborenen Erzählers, der nicht die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten ängstlich berechnet, sondern frei und kühn drauf los schafft — wie das Leben selbst.

Dagegen ist seine Zeichnung der einzelnen Personen manchmal mangelhaft. Es giebt gewisse Typen, die er grofsartig schildert: die einfachen, naiven, besonders die Jugend, die noch nicht den Ernst des Lebens kennen gelernt. Wieviel Glanz und Frühlingssonne liegt nicht z. B. auf

der jungen Esther Larsson, die — ohne einen Gedanken daran, was Brauch und Sitte fordern — der männlichen Jugend Stockholms die Köpfe verdreht. Er sieht sie in einer romantischen Beleuchtung, aber einer Beleuchtung, die der Wirklichkeit nicht falsche Linien, sondern nur den ihr eigentümlichen Charakter verleiht. Und die Erzählungen des Feldschers enthalten eine reiche Gallerie von dieser Art Menschen; Menschen, die die Lyrik des Lebens, die er liebte, repräsentieren.

Weniger glücklich gelingt ihm dagegen die Schilderung von Personen, wenn sie nicht im Besitze dieser unbewufsten Harmonie der Unschuld sind, sondern in die Welt der Konflikte geraten. Für das Böse hat Topelius in der Regel nur eine Farbe, seine Bösewichte sind meistens wahrhafte Theaterbösewichte. Und wenn es gilt die Entwicklung einer Person zu zeichnen, so geschieht es nur allzu oft, dafs ihr Leben mitten entzweigebrochen wird, dafs zu einem gegebenen Zeitpunkte der Name plötzlich den Träger wechselt. Eine Seite der Menschennatur kann er nicht meistern: die gewaltige Leidenschaft. Wie seine Lyrik sich immer nur in klarer, reiner Luft, in milder Sommerstimmung oder scharfem, blitzendem Winterfroste zeichnet, so findet er auch hier keine Farben für die Nachtseiten des Lebens und für die verwickelteren Konflikte der Menschenseele. Darum gelingt ihm am wenigsten die Schilderung der Zeit Gustafs III; die Tugenden dieser Zeit konnte Topelius nur in verhältnismäfsig geringem Mafse schätzen, wenn ihm auch Gustaf selbst imponierte, und ihr Mangel an Religiosität, ihr sittlicher Skeptizismus wirkte auf ihn abstofsend. Das Romantische in Topelius' Wesen tritt vielleicht am deutlichsten in seinen Personen zu Tage; die Charaktere, die dem Leben, der praktischen Notwendigkeit am nächsten stehen, gelingen ihm nicht, und einen besonderen Widerwillen hat er gegen die Männer der praktischen Berufe; es sind die Tugenden der Romantik, die er am höchsten bewundert.

In dem ganzen Plane des Werkes, wie in den Einzelheiten treten die bezeichnenden Punkte der Topeliusschen Weltanschauung deutlich hervor. Besonders sind es zwei Elemente derselben, die auffallend sind. Das eine ist sein Optimismus. Er ist unerschütterlich überzeugt von dem Siege des Guten, und zwar nicht nur im grofsen Ganzen, sondern auch in den Einzelheiten. Der Weltverlauf ist für ihn der Triumph der guten, idealen Mächte über die Finsternis. Dies verleiht dem Werk seinen Charakter; darum findet die finnländische Jugend, die sich zu Heldenthaten berufen fühlt, hier etwas Verwandtes, das sie hinreifst und fesselt. Es kann aber auch

— und thut es oft genug — zu willkürlichen psychologischen Konstruktionen führen, wenn er, bei seinem Bedürfnis alles in Harmonie aufzulösen, die verstocktesten Sünder plötzlich in Reue und Heiligengewänder kleidet, wenn er die Geschlossenheit des Charakters einem solchen Theatereffekte opfert. — Der zweite Zug ist sein Glaube, dafs das Glück unbedingt oder wenigstens beinahe ohne Ausnahme, den Charakter verdirbt. Man ist versucht, hierin den Grundgedanken des ganzen Romanzyklus zu sehen. Rex Regi Rebellis steht in dem mystischen Ringe, der dem Besitzer den Erfolg bringt, d. h. der Glücklichste, der Mächtigste unter den Menschen hat die gröfste Gefahr in seiner eigenen Brust zu fürchten". Und Topelius zeigt, wie dies zugeht, wie der eine nach dem andern von den Besitzern des Ringes in demselben Mafse, wie er, emporsteigt, die Unschuld seines Herzens verliert und statt ihrer, Härte und Berechnung einziehen. Es liegt eine psychologische Wahrheit dieser Anschauung zu Grunde, die nämlich, dafs das Leben uns überhaupt härter und kälter macht und uns Rücksichtslosigkeit und Brutalität lehrt, was aber bei Topelius diesem Gedanken seine Farbe giebt, ist seine Auffassung, dafs dies der Sündenfall ist. Auch hier verspürt man den Widerwillen der Romantik gegen das Praktische, — gegen die Forderungen des Lebens. Und es zeigt sich, dafs diese Auffassung ihn zu Verzeichnungen und Fehlgriffen verleitet, besonders darin, dafs er Sündenfall uud Bekehrung plötzlich vor sich gehen läfst, indem die Motivierung nur oder doch hauptsächlich im Ringe liegt und nicht in den Verhältnissen.

Aber wenn man auch bei strenger kritischer Prüfung manches nicht ganz Vollwertige nachweisen kann, so gehören diese „Erzählungen des Feldschers" doch als Ganzes betrachtet, zu denjenigen Werken der historischen Erzählungskunst, die das Höchste erreicht haben, und sie brauchen den Vergleich mit ähnlichen Erzeugnissen anderer Litteraturen nicht zu scheuen. Nur ein grofser Dichter ist im Stande mit seiner Person und seiner Kunst ein so ungeheures Material so intensiv zu durchdringen, wie das hier geschehen, und daraus ein monumentales Werk zur Erbauung für ganze Geschlechter zu schaffen.

*

* *

Vor Allem liebte Topelius das Kindliche im menschlichen Gemüte: die Unschuld, den Frieden, das Impulsive, das Ungebrochene und Gesunde. Diese Liebe fand ihren Lohn, denn nie ist ein Dichter in den nordischen Ländern so von den Kindern geliebt worden, wie er.

Es giebt wohl auch keinen, der so glücklich den Kinderton zu treffen verstanden hat, jenes undefinierbare Etwas, das jedes Kind instinktiv beim ersten Eindrucke des Buches empfindet, und das uns Erwachsenen so schwer fällt im voraus zu berechnen. Seine Märchen sind den Kindern ans Herz gewachsen und die in ihnen auftretenden Personen sind ihre liebsten Freunde und Spielgenossen geworden. Es ist schwer Topelius als Dichter der Kinder zu beschreiben, schwer, weil er so unendlich einfach und natürlich ist, dafs keine Bezeichnungen die Tiefe angeben können.

Er ist nicht der Moralist, der den Kindern predigt und die Weisheit doppelt unterstreicht; er ist nicht der Pädagog, der erzieherische Ideen und Gedanken einschmuggelt. Er ist ausschliefslich der Dichter, und das ist unvergleichlich mehr. Wo andere die Kinder kalt lassen, schlüpft er vertraulich und freundlich lächelnd ihnen ins Herz. Seine Märchen ermangeln nicht der lehrhaften Tendenz, aber sie kommt so fein und treuherzig zum Ausdruck, dafs sie nicht abstöfst. Und er liebt keineswegs Idealkinder zu zeichnen, artige Sonntagsschulbuben, die jedes normale Kind anöden müssen. Valter, der Held in der besten Serie seiner Kindererzählungen, ist ein prächtiger Junge mit verschiedenen Fehlern und Mängeln, den aber gerade darum die Kinder verstehen und gern haben können.

Aber besser, als alle Schilderungen, zeugt von Topelius Bedeutung für die Kinder die unendliche Menge von Briefen, die er von ihnen empfing. Alle nennen ihn Onkel oder du. Das eine schreibt nur, um der Bewunderung seines Herzens Ausdruck zu geben, ein anderer, um einen Wunsch hinsichtlich seines nächsten Buches zu äufsern oder ein kleines Gedicht zu bestellen oder ladet Topelius zu sich zu Besuch ein. Ein neunjähriges Mädchen schreibt: „Lieber Topelius! Bitte schreib bald wieder ein Buch. Aber es darf nicht mehr, als zwei Kronen kosten, denn ich bekam von Grofsmutter nur 3 zu meinem Geburtstage, aber eine will ich für etwas Anderes behalten"; ein siebenjähriger Knabe: „Mein lieber Onkel Zacharias Topelius! Du solltest doch einmal zu uns zu Besuch kommen, wir werden gewifs dir zum Bahnhofe entgegenkommen, du sollst dich nach zwei Knaben umsehen, die Sterne an den Mützen haben, du sollst ein Geschichtenbuch für mich schreiben." Mehr als irgend etwas Anderes zeigen solche Briefe, was Topelius als Dichter der Kinder war.

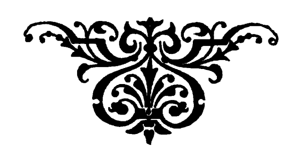
Diesen Kinderbüchern schliefsen sich würdig seine Lesebücher für die Volksschule an, das „Buch der Natur" und das „Buch von unserem Lande". Aus ihnen haben Tausende und Abertausende ihre erste geistige Nahrung

geschöpft, und in unzähligen haben sie die erste Sehnsucht nach den Reichtümern der Erkenntnis erweckt. Darum ist Topelius zum Dichter und Erzieher des ganzen finnländischen Volkes geworden, und sein Lebenswerk ist in so weite Kreise gedrungen, wie das Werk eines Mannes überhaupt dringen kann.

* * *

Als Topelius starb, ging mit ihm der letzte der Grofsen Finnlands fort. Aber noch lebt sein Geist, noch lebt sein Werk und wird von Allen geliebt, Hoch und Niedrig, Alt und Jung. Er war nicht, wie er vielleicht manchmal glaubte, der Mann, der die Entwicklung des Gedankenlebens in Finnland bestimmen sollte. Statt dessen war er aber ein Dichter, der uns tiefe Schönheitsreiche eröffnete, und all den Reichtum, den unser armes Land trotz allem und allem birgt, ans Tageslicht gebracht, und er war derjenige, der das verstand, was am schwersten und zugleich am leichtesten zu verstehen ist, das Kindergemüt, denn das wird nur durch Liebe verstanden.

Und Liebe ist das Wort, das schliefslich vielleicht am besten der Kern seines Werkes kennzeichnet, nicht die heifse Liebe der Erotik, sondern die Liebe zu dem Edlen und Guten, dem Reinen und Unschuldigen, zu Vaterland und zu Gott. Darum wird sein Volk bestehen.



Aus: „Blätter aus meinem Denkbuch“.

Von

Zachris Topelius.



1. Ich.

Wo ist der Alleinherrscher, der alles Lebendige von der Wiege bis zum Grabe und jenseit des Grabes beherrscht, — der dir treuer, als dein Schatten, folgt, wohin du auch gehen magst, dich gegen alle Andern beschützt, aufser gegen dich selbst, deine geringsten Schritte bewacht, dich über alle Andern erhebt und alle Andern zertritt, stets dein Recht und deinen Vorteil wahrnimmt, aber auch, wenn eine innere Gewalt ihn dazu zwingt, dich selbst, dein Recht und deinen Vorteil für nichts verschenken kann? Wo ist er, der dich nie verläfst, nicht einmal in der Nacht des Wahnsinns, er, den du beständig siehst, hörst, fühlst und anredest, dem du deine geheimsten Gedanken anvertraust und den du in deinen grofsen und kleinen Angelegenheiten um Rat angehst, der aber so oft versagt und dich ratlos läfst, wo du seiner am meisten bedurftest? Wo ist er, den du instinktmäfsig über alle Andern in der Welt liebst, und den du trotz alledem, in Augenblicken der Reue, verabscheuen und verfluchen und dem du sein Dasein verwünschen kannst?

Ja, wer ist der rätselhafte, immer veränderliche und treulose Herrscher über Leib und Seele, von dem Leben und Gedanken, Beschlufs und Handlung stets abhängig sind? Du denkst an Gott im Himmel, den Höchsten, Ersten, Letzten und Einzigen, aber er versagt nie, verändert sich nie, wie der König des Erdenlebens, er kann es nicht sein. Du denkst an deinen Schutzengel, der dir überall hin folgt; aber er kann es auch nicht sein;

er erhebt dich nicht, ohne dich zuerst gedemütigt zu haben. Noch weniger kannst du ihn unter den Mächtigen der Erde suchen, die heute herrschen, und von denen morgen niemand mehr weiſs.

Nun wohl; such ihn in deiner eignen, innersten Geheimkammer, dort ist sein Thron und sein Wohnsitz; sein Name ist Ich und um des gröſseren Nachdrucks willen Ich selbst. Er gleicht dem Zaubergeiste im Märchen: Seine Macht liegt in seinem Namen, nur für denjenigen, der diesen Namen weiſs, hat er seine Zauberkraft verloren. Für denjenigen, der seinen Namen weiſs, kann er zu einem lästigen, zudringlichen Anhängsel herabsinken, einem verfolgenden, grinsenden Götzen, von dem man sich zu befreien sucht, aber gewöhnlich ohne Erfolg. Für diejenigen aber, die seinen Namen nicht wissen, ist er dagegen der angenehmste, der ehrlichste, klügste, zuverlässigste Ratgeber und Schiedsrichter, der alles weiſs, alles versteht, alles besser, als irgend ein anderer, vorhersagt. Die Allwissenheit dieses Herrschers bezweifeln, ist ein Majestätsverbrechen; ihn beleidigen, ist eine Todsünde: ihn übersehen oder vergessen, wo er die Aufmerksamkeit Aller beansprucht, ist entweder eine unverzeihliche Blindheit oder der Höhepunkt der Unverschämtheit.

Der Art ist der ererbte Charakter dieses Magnaten, worin er sich in den verschiedensten Verkleidungen, bald hochmütig pochend, bald heuchlerisch anspruchslos offenbart. Er ist ein Koloſs von Eisen und Thon, er kann zähe und spröde sein, eigensinnig bis zur Unverbesserlichkeit und nachgiebig bis zur Verleugnung seiner ererbten Natur. Er wird verhärtet gegen Kränkungen, er wird weich vor Liebe. Er kann in Augenblicken der Weichheit, ja das ganze Leben hindurch, dieses verstärkte Selbst, das von Geburt an in ihm eingewurzelt ist, entbehren, vergessen, aufopfern. Unter hartem Drucke von auſsen kann er der Sklave eines fremden Willens werden; unter dem unwiderstehlichen Drucke der Liebe von innen kann er zum liebenswürdigsten, ergebensten, zärtlichsten Hüter der Interessen anderer werden.

Hinter seinem Namen, seiner alles zertretenden, ererbten Natur und hinter seinem chamäleonartigen Wesen lebt nämlich ein Grundgedanke der Schöpfung, der alles Lebendige durchdringt und die innerste Wurzel des Lebens ist, weshalb er auch als Urquelle im Schöpfer und Erhalter des Lebens vorhanden sein muſs, nämlich die Persönlichkeit. Ein unpersönlicher Gott in einer Welt von persönlichen Existenzen wäre der Tod alles Lebens. Ohne Persönlichkeit wäre alles organische Leben schutzlos

der Übermacht von Naturgewalten und anderer lebenden Geschöpfe verfallen. Persönlichkeit ist Allem gegeben, was ein individuelles Dasein hat, um das Dasein zu bewahren und zu schützen. Ihr vornehmstes Kennzeichen ist, dafs sie das eigene Leben verteidigt, sei es durch Widerstand, Flucht oder List. Die Tiere, die nicht widerstehen können, fliehen, die Pflanzen und Tiere, die nicht fliehen können, maskieren sich, um ihren Feind zu betrügen und zu verwirren. Im Pflanzenreiche und im gröfsten Teil des Tierreiches ist, mit Ausnahme der Familie und der Nachkommen, die geschützt werden müssen, jedes Individuum entweder ein Feind jedes anderen Individuums oder gefühllos für dessen Glück. In der Menschenwelt war ursprünglich jeder Nachbar ein Nebenbuhler um die Bedürfnisse des Daseins, folglich ein Feind. Langsam haben sich die Menschen dazu erhoben die Begriffe des Nächsten und der Bruderliebe anzuerkennen, aber die angeborene Selbstsucht der Persönlichkeit bleibt bestehen und treibt fortwährend Individuen, gesellschaftliche Klassen und Völker zu erbitterten Fehden im Kampfe ums Dasein.

Solchermafsen wurde Ich selbst zu allen Zeiten der Herrscher des Erdenlebens, mit dem Unterschied jedoch, dafs er in der Pflanzen- und Tierwelt ein unbewufstes oder halbbewufstes Individuum verblieb, während er nur in der Menschenwelt die vollendete Existenz bewufster Persönlichkeit erreichte. Es giebt Grade in diesem, wie in jedem Dasein. Alles organische Leben sorgt für das Fortbestehen des Geschlechts, aber schon bei den Pflanzen und noch mehr bei den Tieren gesellt sich dazu der Trieb, zusammenzuwirken und sich in gesellschaftlichen Gruppen zu vereinigen. In den höheren Tierordnungen zeigen sich Spuren gemeinsamer Selbstverteidigung; im Menschen entwickelt sich der Gedanke der Solidarität: einer für alle und alle für einen. Alles dieses protestiert gegen ein allein herrschendes Ich.

Das Gesetz der Schöpfung ist, dafs jegliche Kraft durch ein Gegengewicht geregelt wird: die Anziehung durch Centrifugalkraft, die Lebensphänomene durch die Vergänglichkeit, das Licht mit der Finsternis, die Selbstsucht mit der Liebe, die Selbsterhebung mit der Demütigung, Schuld durch Sühne. Menschliches Gesetz und menschliche Gesellschaft sind auf Gegengewichte gebaut und das Endresultat ist Gleichgewicht. Aber wie über alles erhaben mufs nicht die ewige Persönlichkeit sein, der nicht nur alle widerstreitenden, einander neutralisierenden Kräfte des Gleichgewichts in seiner Hand hält, sondern noch dazu im Stande ist, aus ihnen den Sinn

des Lebens im Grofsen zu entwickeln: Gerechtigkeit, Wahrheit, Schönheit, Güte, Heiligkeit mit der Vollendung alles Lebendigen als äufserstem Ziele!

---

2. Gröfse.

Ich stehe vor einem grofsen Namen der Vergangenheit oder der Gegenwart und frage mich selbst: was ist Gröfse? Ist sie nur ein Ruhm oder ist sie ein innerer Wert? Und da alles Grofse und alles Kleine nur relative Begriffe sind, die von dem Vergleich mit etwas Kleinerem oder etwas Gröfserem abhängen, was ist es denn, das gröfser ist, als gewöhnliches Mafs, was ist es, das sich über den allgemeinen Durchschnitt der Menschheit erhebt. über das Alltägliche, vielleicht sehr Achtungswerte, sehr Liebenswürdige, das aber bei der Mehrzahl, wenn auch nicht bei Allen vorhanden ist?

Frage ich den Ruhm, der sich an eine Persönlichkeit gehängt hat und in aufdringlicher Weise ihren Namen ausposaunt, den Ruhm, der so oft Verketzerung mit Verhimmelung mengt, und das eine Mal eine Kleinigkeit preist, während er ein anderes Mal eine Grofsthat vergifst oder mifsdeutet, so antwortet mir dieser Ruhm: die Gröfse ist eine glänzende That, die Gröfse ist eine Handlungskraft, die alles vermag, die Gröfse ist eine Intelligenz, die alles beherrscht, die sich durch Berge von Hindernissen Bahn bricht und alles auf ihrem Wege erhebt oder zertritt. Die Gröfse kann Mifserfolg, Unglück, ja Vernichtung ertragen, nur keine Erniedrigung; die Gröfse kann sich nicht zu dem Niedrigen herablassen, das sie verachtet, oder zu dem Alltäglichen, über das sie sich durch ihre explosive Kraft erhebt. Sie kann fehlen und bereuen, aber nicht sich demütigen; sie kann brechen, aber nicht sich biegen; sie kann alles wegschenken und dennoch sich selber behalten. Sie ist unberechenbar, weil sie in sich selber ihr eigenes Mafs trägt, und wenn sie mit diesem Mafs ihre Mitmenschen mifst und findet, dafs diese nur dazu da sind, um ihr als Werkzeug zu dienen, so wundere man sich nicht, denn sie ist geschaffen, um zu herrschen, und auserwählt, um Herden von Menschenvieh zu leiten.

So weit das Signalement des Ruhmes, das, wie man sieht, auf die Mehrzahl der berühmtesten Männer der Geschichte zutrifft, doch nicht auf alle. Die erste Anmerkung, die protestiert, ist der vollständige Mangel in diesem Signalement an denjenigen Eigenschaften, die das Göttliche als Richtschnur für Menschen am höchsten stellt: die Demut, die

Selbstverleugnung, die Liebe. Es scheint uns eher, als verherrlichte die menschliche Selbstsucht ihre Triumphe in dieser naturgetreuen Apotheose der Gröfse. Hat jemand die blutenden Opfer unter dem Triumphwagen des Siegers gezählt? Hat jemand eine Thräne der Teilnahme für all das ausgestreute Menschenunglück, all die vorzeitig abgebrochenen Existenzen, all den sittlichen Verfall und das Elend, all die gekränkten Menschenrechte, deren dieser Sieger mit dem Schwert, der Staatskunst oder der Intelligenz auf seinem Wege über die Häupter der Massen bedarf? Und hat jemand alles dessen gedacht, was eine so erhabene Persönlichkeit hätte thun können, aber nicht gethan hat, um diese menschlichen Wesen aufzurichten, zu trösten, zu veredeln und zu beglücken, diese Wesen, die willenlos seinem Willen dienten und dennoch, jedes für sich, auf die höheren Bestimmungen des Lebens ihre Ansprüche hatten?

Nein, ich frage nicht den Ruhm, ich anerkenne sein Zeugnis nicht. Ich frage das göttliche Wort; ich frage das Gewissen der Geschichte und jenen unbestechlichen inneren Richter, der über mich und alle Gerechtigkeit spricht. Sie sagen mir, dafs das Signalement des Ruhmes die Schale und den Schein gilt, den wirklichen Wert der Gröfse aber unberührt läfst. Nur in einem Punkt berührt der Ruhm die wirkliche Gröfse, nämlich darin, dafs er ein Auserwähltsein von oben verlangt, eine Willenskraft, die das allgemeine Mafs übersteigt, die aber öfter bei unbemerkten, vergessenen Existenzen vorhanden ist, als bei denen, die der Ruhm zu seinen Günstlingen erwählt.

Die höchsten Richter der Gröfse sagen mir, 1) dafs es keine Gröfse giebt, die nicht sich selbst verleugnen und sich selbst einem höheren Ziele opfern kann; 2) dafs es keine Gröfse giebt, ohne dieses höhere Ziel, das die Intelligenz erfafst und der Wille verwirklicht; und 3) dafs Demut und Liebe mit der Auffassung dieses Zieles, für das man Alles opfern kann, nahe verbunden sind.

Man kann von schwachen Sterblichen, deren ganzes Leben von vielen verschiedenartigen Impulsen durchströmt wird, keine ganz konsequenten Willensäufserungen verlangen, sodafs ihr Blick unablässig auf das hohe Lebensziel gerichtet wäre. Ich verzeihe ihnen Fehltritte und Inkonsequenzen, ich mäkele nicht Schwächen und Sünden, wenn nur die Richtung die rechte ist. Ja, ich gehe so weit, dafs ein Leben zum gröfsten Teile verfehlt sein und dennoch in seinem letzten Augenblicke das Gepräge der Gröfse tragen kann.



Die vollkommene Liebe.

(„Winterabende“ III.)

Von

Zachris Topelius.

Übersetzt von E. Brausewetter.

Wer hat nicht Kinder fragen gehört. Diese kleinen Frager sind nicht loszuwerden, sie rücken uns auf den Leib. Versucht nicht, ihnen mit allgemeinen Phrasen zu entkommen! Sie deuten sie in ihrer Weise, beachten die Worte, die uns in unserer Ungeduld, den kleinen Frager loszuwerden, entfallen, und diese Worte werden zu Keimen, die in den Kinderherzen liegen und wachsen, wenn wir sie schon längst vergessen haben.

Leser, willst du ein Lebensrätsel aus dem Munde eines Kindes hören?

Lauri Simola und seine Frau Lisu hatten einen kleinen dürftigen Hof in Nord-Österbotten. Es war kaum zum Auskommen. Der Staat forderte das Seinige, der Pfarrer und die Kommune das Ihrige; vom Reste sollte man leben. Sie hatten nicht die Mittel, für sich selbst einen grofsen Tisch zu decken, noch weniger für das Vieh. Sie hatten drei Kinder: zwei langbeinige, blondhaarige Jungen, Lauri und Matti, und ein sechsjähriges Mädchen, Lena Lovisa. Sie war ein zartes, armseliges Kind mit bleichen Wangen und schönen träumenden Augen, die bisweilen so wunderbar schimmerten, als wenn sie die Leute durchschauten. Der Vater, der weniger begabt war, hatte das Mädchen am liebsten, aber die kluge und praktische Mutter pries ihre schulterbreiten Jungen, die bald Spaten und Axt handhaben würden.

Aufser den Kindern gab es hier eine ganze Reihe Vierfüfsler und



Zweifüfsler: ein Pferd „Pikku", drei Kühe „Kirjo", „Karju" und „Haluna", sechs Schafe, zwei Ziegen, zwei Schweine, einen Hund „Kranz", eine Katze „Mirra". Alle hatten eine merkwürdige Frefslust. Das Pferd sollte das Beste haben; es stand sich gut dabei, aber mit der übrigen Gesellschaft war es so-so-la-la. Wenn die Kühe den ganzen Winter Stroh gekaut hatten, wollten die Beine sie nicht mehr tragen, wenn die Walpurgismesse herannahte. Die Schafe lebten von trocknem Laube, die Ziegen nagten die Borke von den Bäumen ab, die Schweine bekamen Spülwasser, Kartoffelschalen und Kohlstrünke, und alle froren in dem kalten und dunkeln Stalle. Da hätten die Hühner in der warmen Stube es besser gehabt, wenn nicht die Jungen zu ihrem Vergnügen in freien Augenblicken „Kranz" mit dem Erfolge auf die Hühner gehetzt hätten, dafs die Schwänze aller Hühner defect waren. „Kranz" und „Mirra" versorgten sich selbst: Häschen und die Kohlmeisen versahen sie mit Frühstück, Mittag und Abendessen, wenn die Ratten vom Vorratshause geflüchtet waren.

All dieses wäre eine ganz gewöhnliche Alltagsgeschichte von einer dürftigen Bauernstube gewesen, wenn nicht ein Knoten in den Faden hineingekommen wäre.

Lena Lovisa war noch nicht so weit zu Verstand gekommen, dafs sie mit dem Katechismusunterricht beginnen konnte, aber sie hatte von Gott gehört und dafs man ihn über alles Andere lieben sollte. Als sie einmal mit ihrem Vater bei der Lichtmesse unter dem Sternenhimmel stand und etwas in sich fühlte, kam sie mit der Frage: „Auf welchem Sterne wohnt Gott?"

Das wufste der Vater nicht, aber er hatte sehr verständig geantwortet: „Gott ist überall!" Und diese Antwort, die der Vater bald vergafs, war in dem Mädchen so tief eingewurzelt, dafs sie sich ihrer noch weit in den Sommer hinein erinnerte.

An einem Sonntag-Morgen durfte Lena Lovisa mit dem Vater zur Kirche fahren. Da hörte sie viel von Gott reden, und da wuchs das Wort, das sie zu Lichtmefs gehört hatte, gleich einem grünen Herzblatte. Als sie um die Mittagszeit von der Kirche nach Hause fuhren, begann sie zu fragen, wie es Kinder pflegen, dafs sie sich nicht eher beruhigen, bis sie eine befriedigende Antwort erhalten haben.

„Vater, was bedeutet das, dafs Gott überall ist?"

„Es steht im Katechismus: Allgegenwärtig. Im Herbste fängst du an, im Katechismus zu lernen."

„Ist Gott auch hier im Wagen?"

„Ja, er ist uns stets nah!"

„Dann sollst du nicht so schnell fahren, dafs der Wagen rüttelt. Ist Gott dort in dem Steine?"

„Er ist überall, habe ich dir gesagt."

„Ist Gott auch im Weidenbusche?"

„Warum fragst du so einfältig? Er ist überall."

„Ja, ist Gott auch in Pikku?"

„Es steht in der Bibel, dafs Gott in allem ist."

„Aber ist Gott auch in den Bremsen, die Pikku in den Hals stechen?" — fuhr die kleine eigensinnige Fragerin fort.

„Halt deinen Mund!" — sagte der Vater ungeduldig.

Lena Lovisa schwieg ein Weilchen, aber da kam es ihr vor, als hätte sie auf dem Kirchhofe bei der Kirche einen Toten begraben sehen. — „Vater, war Gott auch in dem Sarge?" sagte sie.

Lauri Simola hielt es unter seiner Würde, solch dumme Fragen zu beantworten, hielt den Wagen an und stieg aus. Die Sonne brannte heifs. Die Bremsen stachen dem Pferde in den Hals; da bedurfte es eines Weidenzweiges, um die Viehpeiniger fortzujagen.

„Brich nicht ab, Vater, brich nicht ab! — Gott ist in dem Weidenzweige!" rief Lena Lovisa von dem Wagen.

Der Vater that, als wenn er nicht hörte, brach den Weidenzweig ab und schlug mit ihm nach den Bremsen. Einige fielen tot nieder.

„Schlag nicht, Vater, schlag nicht! Gott ist in den Bremsen! —" rief wieder das Mädchen.

Lauri Simola stieg in den Wagen ohne geringste Gewissensbisse und gab dem Pferde einen leichten Schlag mit dem Peitschenstiele.

Da begann Lena Lovisa zu weinen. — „Vater, Vater, Gott ist in Pikku! Warum schlägst du Gott?"

* * *

Ja, was sollte Lauri Simola auf so bedenkliche Vorwürfe antworten? er war ein unwissender Mann und dieses Kind noch viel unkundiger, als er. Aber wäre er der gelehrteste Philosoph gewesen, hätte er nicht bestreiten können, dafs dieses unkundige Kind seine eigene Aussage vollkommen logisch angewandt hatte. Wäre Gott überall und in Allem, so hatte Lauri Simola den Schöpfer in seinem geschaffenen Werke zerbrochen, geschlagen und getötet. Die göttlichen Wahrheiten übersteigen

hoch unsern Verstand, und daher passen wir sie unserm Verstande und unserm Gewissen an. aber wir kommen ihnen niemals näher, als bis an ihren äufsersten Rand. Wir müfsten Kinder sein, um diese Wahrheiten ganz zu fassen, Kinder, die nicht nach Reflexionen und Voraussetzungen urteilen, sondern unmittelbar nach dem objektiven Eindrucke. Der erwachsene Mensch sucht beständig Ausflüchte, um seine Lieblosigkeit zu bemänteln. Gott hat die Erde unter unsere Herrschergewalt gestellt. Gott hat uns mit Hunger, Durst und vielen Bedürfnissen geschaffen, die wir nicht befriedigen können, ohne uns an der übrigen Schöpfung zu vergreifen. Ja, rings um uns lebt die ganze Natur in ständigem, lieblosem, gegenseitigem Kampfe ums Dasein, im Kriege aller gegen alle. Warum sollten wir denn in der Selbstentsagung der Liebe vergehen?

So sagen wir, und wenn wir fesseln, plündern, rauben, schlachten und töten, sind unsere Gewissen ruhig. Nur nicht peinigen, nicht mifshandeln, nicht grausam töten, sagen unsere Tierfreunde. Auch er geht einen Kompromifs mit der ewigen Liebe ein. Er sagt zu dieser: Ich will barmherzig sein in dem und dem, aber das Übrige mufs ich unberührt lassen; ich vermag nicht mehr.

Das ist wahr, aber kennst Du Leser das vollkommene Gesetz der Liebe? Ist Gott Alles in Allem, so soll auch die ganze Schöpfung uns heilig sein —, beachtet: die ganze Schöpfung, nichts ausgenommen, also, nicht nur der Mensch, sondern auch das Tier, die Pflanze, hinab bis zu der toten Materie, die nur scheintot ist, da wir ihr Leben im Weltall nicht fassen können. Alles soll veredelt, nicht zerstört werden. Dieses und nichts weniger. Alles, was darunter ist mangelhaft. Und weil Alles, was darunter ist, mangelhaft ist, weil wir das vollkommene Gesetz der Liebe nicht erfüllen können und erfüllen wollen, demütigt uns die Schrift mit dem Worte, dafs Keiner, nicht der Beste, der Gerechteste, der Barmherzigste unter den Menschen vor Gott gerecht ist, sondern dafs unser Lohn uns durch Gnade und nicht durch Verdienst teilhaftig werden soll.

*
* *

Lauri Simola war nicht von vielen Bedenken beschwert, aber wie seine Worte in dem Kinde keimten, so keimten nun die einfältigen Fragen und Vorwürfe in ihm. Am Sonntag nachmittage sagte er zu seiner Frau: „Es ist schade, dafs Lena Lovisa ein Mädchen ist, sie hätte sonst ein tüchtiger Pfarrer werden können.“

„Die arme Kleine? — Sie schwatzt so, wie sie es versteht," sagte die Mutter.

„Sie wollte, ich sollte nicht den Pikku schlagen, weil Gott in allen geschaffenen Werken sei."

„Welcher Einfall. Wenn einer gute Tage hat, so ist es Pikku. Kümmerst du dich darum, dafs die andern hungern, wenn nur Pikku das Seinige bekommt?"

„Aber warum lassen wir sie hungern?" meinte Lauri bedenklich mit der Hand hinterm Ohre, wo alle guten Ratschläge gewöhnlich zu finden sind.

„Warum? Schaffe Futter und Mehl, so werde ich für die Nahrung sorgen!"

„Und im Winter frieren sie," fuhr der Mann ausweichend fort. — „Wenn Gott in Pikku ist, so ist er auch in den Kühen."

„Ja, und in den Schafen und Ziegen und Hühnern und Schweinen und Kranz und Mirra, —" spottete Lisu. „Was ist das für thörichtes Geschwätz? Die Tiere sind zu unserm Nutzen da! Sie müssen sich mit dem begnügen, wozu wir die Mittel haben."

„Die Jungen hetzen Kranz auf die Hühner. Siehst du nicht, wie der Kamm des Hahns blutet?"

„Ja, ich sehe, dafs auch du ein Loch im Hahnenkamme hast. Wer hat dir das in deinen Kopf hineingesetzt?"

„Lena Lovisa," — antwortete Lauri, verlegen lachend.

Das Mädchen spielte mit Spänen am Herde.

„Na, Lena," — sagte die Mutter, als das Kind seinen Kopf an ihre Knie lehnte, — „was hast du Vater erzählt? Suchst du Gott auch in den Spänen?"

„Gott ist in Allem," — antwortete Lovisa, die die Worte des Vaters nachsprach. Und zwei wunderbar glänzende Augen schienen bis in das in den Mühen des Lebens verhärtete Herz, das doch ein Mutterherz war, hineinzudringen. Diesem Blicke des Kindes konnte es nicht widerstehen. Auch in der Seele der Mutter wurden die einfachen Worte ein treibender Keim.

Die kluge, praktische Lisu Simola, die bisher so überlegen auf das einfältige Geschwätz des Kindes gelauscht hatte, fühlte nun gleichsam einen warmen Lebensstrom von den Augen der Tochter in sie hineinfliefsen. Dieses Kind wufste vielleicht mehr, als sie, vom Gottesreiche.

* * *

Ein Jahr später sah es in der Hütte und dem Stalle des Lauri Simula anders aus. Seine Bewohner waren Tier- und Menschenfreunde geworden und zugleich noch etwas Besseres, nämlich die Freunde Gottes. Das Wort des Kindes und das 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes hatte mächtig auf sie gewirkt.

„Es giebt keine wahre Liebe, die nicht in der Liebe Gottes beginnt und schliefst. Ohne sie ist die Barmherzigkeit nur ein Stück der Gnade und Wohlthat, nur ein Tropfen in einem Meere von Elend. All unser Werk ist Stückwerk, bekommt aber eine Bedeutung von dem Ganzen. in das wir als Atom im Weltall eingehen."



Weihnachten in Ketten.

(„Wintermärchen III.)

Von

Zachris Topelius.

Übersetzt von E. Brausewetter.



Das Ohr ist eine offene Thüre, viele Laute gehen da hinein, vibrieren eine Zeitlang und verlieren sich schliefslich in dem Horizonte des Bewufstseins. Eine schöne Musik dringt weit, ein Wort der Liebe noch weiter. Der Mifslaut vergeht in der Regel schnell, aber einige hängen sich an Haken im Hintergrunde und wollen nicht weichen. Hast du an einem Weihnachtsabende Ketten rasseln gehört?

Kaum eine halbe Meile südöstlich von Finnlands Hauptstadt erheben sich aus dem Meere dunkle, graue, Mauern — Grabmauern, Feuermauern, Trotzmauern — die nach der Seeseite dem Feinde die Thore der Stadt versperren. Es ist die Schöpfung Ehrensvärds, das Gibraltar des Nordens, das in Finnlands Geschichte traurig berüchtigte Sveaborg. Die Mauern erinnern an keine Niederlage; sie sind aus dem Felsen gewachsen. Unerschütterlich, wie der Glaube, spotten sie der Drohung der Feinde, der Neugier der Freunde, dem Grün des Frühlings. Drei Tage und zwei

Nächte lag die furchtbarste Seemacht Europas, die vereinigten französischen und englischen Flotten, in einem Halbkreise unterhalb dieser grauen Mauern und überschütteten sie mit Bomben von 120 Pfund Gewicht unter gleichzeitigem Feuerregen von kongrevischen Raketen. Alles, was zerstört werden konnte, — Menschenleben, Ziegelpaläste, Pulverkammern, Arsenale, Märkte, Strafsen, Blumenanlagen — Alles, aufser dem Grabe Ehrenvärds, wurde vernichtet, aber die Granitmauern blieben unverletzt stehen, als hätten sie nur dem Hagelschauer des Sommers widerstanden. Die Flotten zogen von dannen, die Bulletins verkündeten eine totale Vernichtung, und als im nächsten Jahre der Ziegelschutt fortgeräumt war und lebende Wesen wieder Dach über den Kopf bekamen, war Alles wieder, wie vorher.

Der düstere und drohende Eindruck der Mauern Sveaborgs wurde dadurch nicht vermindert, dafs finnische Verbrecher dort eingesperrt wurden, bis sie vor zwanzig Jahren eine sichere Behausung in dem neuen grossen Zellengefängnisse vor Helsingfors bekamen. Die Gefangenen waren meist lebenslänglich Verurteilte, die den Transport nach Sibirien erwarteten, aber auch andere schwere Verbrecher. Hier hatte ich das bleiche Gesicht des zehnfachen Mörders Johan Adamson hinter dem Eisengitter gesehen der lebend in einsamer Zelle eingemauert sass, seit er zum Tode verurteilt war, aber auf dem Schaffotte zu lebenslänglicher Gefängnisstrafe begnadigt wurde. Welche Gnade! Seit 1825 wurden viele Todesurteile in Finnland verkündet, aber keines vollzogen.

Einer meiner Promotionskameraden, August Cygnaeus, war vor fünfzig Jahren Gefängnisprediger in Sveaborg. Er war ein eifriger Beschützer seiner Gefangenen und erfüllte gern meinen Wunsch, sie einmal sehen zu dürfen. Er kam an einem Weihnachtsabende um fünf Uhr zu mir in die Stadt und sagte: „Das Eis trägt; willst du meine Gemeinde Weihnachten feiern sehen?“

Wir setzten uns in den Schlitten. Die halbe Meile über das einsame Eis verging schnell im Schweigen. Wolkenbedeckter, sternloser Himmel, Einödestimmung, kein Weihnachten in der Natur, nur fern einzelne Lichter von Menschenwohnungen. Die dunkeln Mauern umfingen uns, Gäste aus dem Leben, mit der Ruhe des Grabes. Hier eine Schildwache, dort eine matte Öllaterne, Schatten von grauen Soldatenmänteln, dunkle Fenster, eine ärmlich beleuchtete Butike, ein Duft nach gebratenen Zwiebeln; kein Zeichen froher Feier. Die russischen Weihnachten werden zwölf Tage

später gefeiert, als unsere, und im Vergleiche mit den russischen Ostern als eine Nebensache angesehen.

Das Gefängnis war ein grofses Ziegelgebäude älterer Konstruktion mit langen Korridoren und vergitterten Gefängniszellen, für je zwei oder vier Gefangene berechnet. Die Thüren standen jetzt nach dem gutbewachten Korridore, der durch Öllampen erleuchtet war, geöffnet. Zu Ehren des Weihnachtsfestes brannte in jeder Zelle ein Talglicht. Uns schlug eine heifse Luft entgegen, die, trotzdem man für diese Gelegenheit gelüftet hatte, doch unbeschreiblich war. Frieren mufsten diese Unglücklichen nicht.

Sie safsen verteilt, einzeln oder in kleinen Gruppen und sollten sich später zur Abendmahlzeit versammeln. Einige Gefangene spielten Dam — ein gestattetes Weihnachtsvergnügen — andere schliefen, einige lasen in einem religiösen Buche oder sangen aus dem Gesangbuche, andere erzählten halblaut alte Diebesgeschichten und wurden mit unterdrücktem Lachen belohnt. Viele starrten mit schlaffem, abwesendem Blicke auf den ungewohnten Lichtschein hin und würdigten uns keiner Aufmerksamkeit. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf mehr als hundert. Da die meisten Handfesseln und einige der gefährlichsten noch Fufsketten trugen, entstand bei jeder Bewegung ein betäubendes Gerassel von Ketten. Einige wenige gingen zur Belohnung für gute Führung frei herum. Gegen die Reinlichkeit war nichts einzuwenden. Das Gefängnis war gescheuert, die Gefangenen hatten Bäder bekommen, einige hatten sich rasiert. Desto stärker wirkte die Bleichheit in diesen bald schlaffen, bald verwilderten, bald traurig resignierten Gesichtern in der karrierten Gefangenentracht.

„Herrscht hier in meiner Gemeinde Festfriede?“ — fragte der Pastor den schulterbreiten, derben Gefängnisaufseher, der uns begleitete.

„Fleifs ist unser Vergnügen“, — antwortete dieser mit seinem mürrischem Lächeln. Der Pastor kannte die russische Antwort auf solche Fragen. Aber Fleifs war nicht immer das Vergnügen dieser Gefangenen gewesen. Ich entsinne mich aus meiner Jugend, wie sie einmal die Wachen getötet, als sie zum Handkarren kommandiert waren, ihren Anführern die Uniform der Soldaten angezogen hatten und am hellen, lichten Tage gleich einem Gefangenentransporte zu den Wäldern im Norden abmarschiert waren. Zwei Wochen hatten sie in den Walddörfern gehaust, bis sie schliefslich von einer Kompagnie auf der Brücke bei Kaivanto, nördlich von Tammerfors, umringt und gezwungen wurden, sich nach einem scharfen Schiefsen mit Toten und Verwundeten auf beiden Seiten zu ergeben.

Wir gingen von Gruppe zu Gruppe und wechselten einige Worte mit den Gefangenen. Es lohnte sich nur in wenigen Fällen nach ihrem Lebensschicksale zu fragen, denn die Wortkargheit der Finnen war im Gefängnisse nicht beredter geworden. Wir hörten nicht einmal die gewöhnliche Versicherung, dafs sie „unschuldig" hiehergekommen seien. Die Verhärteten fragten uns, indem sie uns begafften, ob wir hierhergekommen wären, sie zu befreien. Andere mifstrauten uns und hielten mich für einen, der zum Spionieren dorthin gesandt sei. Die meisten schwiegen oder sprachen zum Boden hin kurze Worte.

Der Pastor kannte seine Leute und stellte einige mit halblautem Flüstern vor: „Dies hier ist Ikone, der Grofsdieb, endlich überführt bei dem dritten Einbruche . . . Dieser Kärkki weilt hier wegen Raub auf der Landstrafse . . . Der Piezza ist der berühmteste Ausreifser in unserm ganzen Lande. Betrachte seine kleinen Hände! Er schüttelt die Handfesseln, wie Wollhandschuhe ab. Man mufste ihn mit Ketten um den Leib herum befestigen. Dies ist Maartensson, für sieben Mordbrennereien zum Tode verurteilt . . . Sillman, der Student . . ."

„Magister!" — bemerkte der Gefangene grinsend.

„Um so schlimmer," — antwortete der Pastor mit erhobener Stimme. — „Sie mögen hinzufügen Magister Sillman, der das Testament seines Vaters gefälscht hat."

„Lügen und Juristenkniffe!" — fiel der Magister ein.

„Dieser hier" — fuhr der Pastor fort, ohne ihn einer Antwort zu würdigen — „Mustakangas, erdrosselte aus Eifersucht seine Frau . . . Karkku vergiftete seinen Grofsvater . . . Luumäki beraubte einen archangelschen Landhändler, den er noch lebend in einer Sandgrube einscharrte . . Sandberg, der den Bischof Tengström in Aura in den Flufs hineinstiefs . . .

„Ich war damals vierzehn Jahre alt, Herr Pastor!" — erwiderte ein hoher, schöner, weifshaariger Greis, einer der wenigen, die von Handfesseln befreit waren.

„Das ist wahr", antwortete der Pastor freundlich. — „Erzähle uns, wie Sandberg einen so unglücklichen Einfall bekam!"

„Der Bischof wies mich aus der Schule in Åbo aus, weil meine Eltern gestohlen hatten. Ich ging zum Flufsufer und dachte, es wäre gut in den Strom hineinzuspringen. Der Bischof kam mir allein auf der Strandbrücke bei seinem Spaziergange, wie es seine Gewohnheit war, entgegen. Es

war ein Unglück, dafs er gerade da kam . . . Ich wufste nicht, was ich that . . .“

„Aber — er rettete sich doch in ein Boot! Darum konnte doch das unkundige Kind Sandberg nicht mit lebenslänglichem Gefängnisse bestraft werden?“ sagte ich.

„Ja und nein; es war eine lange Geschichte. Ich floh zum Walde, bettelte und hungerte mich durch ganz Finnland hindurch, kam nach Torneå, kam nach Schweden . . . trat in den Kriegsdienst . . . nach sechs Jahren bekam ich Heimweh . . . wanderte wieder denselben Weg zurück . . . hatte einen Riksdaler in der Tasche, ehrlicher Arbeitsverdienst. Da war aber am Wege eine Kätnerhütte, wo ich vor sechs Jahren vier Brodlaibe gestohlen hatte . . . das einzige Mal, dafs ich in meinem ganzen Leben gestohlen hatte. Ich legte meinen Riksdaler in der Nacht auf das Regal in der Küche, kam nach Åbo . . . wurde wiedererkannt . . . als Landstreicher festgenommen . . . ich war damals zwanzig Jahre alt.“

„Aber Sandberg kann doch nicht die ganze Zeit im Gefängnisse gesessen haben?“

„Es war letzte Allerheiligen das fünfzigste Jahr, seit ich zu der Gemeinde des Herrn Pastors gehöre.“

„Wie ist das möglich? Ein Landstreicher? Sitzt Sandberg hier nicht für ein anderes Verbrechen?“

„Sehen Sie im Gefängnisbuche nach! Ich weifs nichts Anderes, als diesen dummen Jungenstreich, als ich vierzehn Jahre alt war. Man ist hier . . . und man wird vergessen!“

„Aber das ist ja unmenschlich. Gott kann nicht eine so schreiende Ungerechtigkeit dulden. Der Gefängnischef und alle Behörden müssen doch Sandbergs gute Führung bezeugen können. Ein Gesuch an Seine Majestät kann doch keine Ablehnung finden. Vertrauen Sie es mir an!“

„Ich danke für Ihre freundliche Absicht. Man sagte mir dasselbe vor zwanzig Jahren. Aber wovon soll ich denn jetzt aufserhalb Sveaborgs Mauern leben? Freunde und Verwandte, Alle, die mich einst kannten, sind längst tot. Hier kennen mich Alle, hier ist mein Heim, hier will ich sterben. Es ist so, sehen Sie Herr Pastor, Gott erzieht die Menschen so verschieden, wie es für sie am besten ist! Und ich bedurfte dessen zur Züchtigung meines unbändigen Gemüths. Es ist nicht Ungerechtigkeit Herr Pastor; es ist unverdiente Gnade; denn was wäre ohne dieses aus mir geworden? Vielleicht ein Räuber! Und dann hat Gott mir hier ein

Werk zu vollbringen g
nennt sie Diebe, Räube
unrecht hat. Aber Got
durchforscht, weifs, was
wesen sind. Einiges we
zusammen gewesen ist,
Verhärteten und vielen
die Engel des Himmels
handelt werden oder au
abzuknappern, dann wä
an den Kommandanten
glückt es, bisweilen m
machen, und es giebt v
Spiefse braten wollen.
Sie mir nun selbst: Wa
hier auf Erden noch nü

Er war schön, der
drückte seine Hand uud
für Sie werden die Eng

Er betrachtete mic
winkel! — Ehrenmann
Leben, dafs mich jema

Sein Leben! Ein L
flucht und fünfzig im (
ist völlige Wirklichkeit
schriebene Selbstbiogra
hätte noch eine Zeit la
das Gesetz verdammt u
ihm die Freiheit gebote
am nöthigsten gebrauch
unbekannt. Er versch
hatte.

Der Pfarrer blieb
das Gebet mit den Ge
zu singen. Ich kehrte
dem Rasseln der Kette
Weihnachtsabende, wie

Vorhängen verdeckt. Die Freude drinnen will frei hinausstrahlen, will von Allen getheilt werden.

O diese Ketten, diese Ketten! Ich kam zu einer glücklichen Familie mit vielen Kindern hin. Der Tannenbaum war angezündet, die Weihnachtsgeschenke hineingetragen, funkelnde kleine Sternaugen leuchteten vor Freude über die Überraschungen, Scherze und laute Freudenrufe trafen mich, wohin ich blickte. Und doch sah ich diese bleichen Gestalten in der karrierten Gefangenentracht, doch hörte ich mitten in den Freudenrufen das Rasseln der Ketten.

Glücklicher, Du, der eine ungestörte Weihnachtsfreude haben will, gehe nicht vorher in das Dunkel des Gefängnisses! Oder doch geh Du dorthin, der Du das wahre Glück kennst. Du wirst Deine Freude mit leidenden Gleichen theilen. Geh' gerade dorthin, wo das Elend am gröfsten ist und die Ketten um Leib und Seele rasseln. Gehe aber nicht, wie ich, als blofser Zuschauer, gehe mit erhobener Seele, gehe mit erquickendem Troste hin, und wenn du dann zu Kindern um den Weihnachtsbaum zurückkehrst, werden dort keine Ketten mehr rasseln.



Miranda.

(„Heideblumen.")

Von

Zachris Topelius.

Übersetzt von E. Brausewetter.



Miranda war schön, stolz und jung. „Wer mich haben will, mufs mehr, als König, sein, und er mufs ein gröfseres Reich haben, als es je auf der ganzen Erde gegeben hat!"

Sie fuhr in goldenem Wagen und mit Perlenglanz. „Nun will ich mir einen Myrtenkranz winden und ihn in die weite Welt hinauswerfen und schauen, wer ihn zuletzt findet."

Da kam der Kaiser von Ostland, fand den Kranz, nahm den schönen in seine Hand und legte ihn dem stolzen Mädchen zu Füfsen und sagte:

„Nimm mein Kaiserreich an! Unermeſslich ist mein weites Land, unzählbar mein Volk, wie der Sand am Meere und mein goldnes Schloſs ist vom Boden bis zum Dache mit Gold und Edelsteinen angefüllt!“

Miranda sagte: „Allzu klein ist Dein Kaiserreich! Gröſseres begehre ich! Zu gering, allzu gering ist Deine Macht und allzu arm ist die Pracht Deiner Schätze!“

Im Zorne und erstaunt zog er fort, der hohe Fürst. Doch Miranda lachte und warf einen Kranz von Rosen hinaus. „Nun will ich sehen, wer ihn findet!“

Da kam riesengroſs mit schwerem Schritte der König des Berges, nahm den Kranz, legte ihn vor die Füſse des Mädchens und sagte: „Nimm mein Königreich an! Mein Reich ist eins, wie keines je gesehen, vom Sonnenaufgange bis zum Abendrande. Ich herrsche über Berge, Wälder, Thäler und den Schatz der Zwerge im Diamantensaale!“

Miranda sagte: „Allzu gering ist Dein Reich, Herr König, denn ich begehre weit mehr, als arme Juwelen und einige tausend Meilen Berg und Thal!“

Erzürnt zog der Bergkönig fort. Miranda lachte und machte sich in kurzer Zeit einen Kranz aus Wasserlilien. „Nun will ich sehen, wer ihn findet!“

Da stieg aus der grundlosen Tiefe des Meeres der Riesenkönig aus seinem Verstecke in einer Muschel empor, nahm den Kranz, legte ihn dem Mädchen zu Füſsen und sagte: „Nimm mein stolzes Reich an! Der blaue Ozean in Wogen geht so weit, wie die Sonne sieht und der Wind reicht. Komm, werde seine Königin, nimm meinen Reichtum an Perlen als Brautgabe auf dem Korallenthrone!“

Miranda sagte: „Nicht bin ich an ein solches Bad, wie Dein Ozean, gewöhnt, und mehr, als arme Korallen muſs der zur Brautgabe besitzen, der mich zur Braut begehrt!“

Ergrimmt tauchte der König des Meeres wieder in die blaue Tiefe. Doch Miranda lachte stolz, wie früher, und wand einen Kranz aus Heidekraut für den reichsten und gröſsten König der Welt.

Da kam ein Jüngling, arm an Glanz und Gold, aber mit einer Brust voll Kraft und Liebe, nahm den Kranz, legte ihn vor die Füſse des Mädchens und sagte: „Nimm mein junges Herz an!“

Miranda sagte: „Die Pracht des Ostlandes und der Schatz der Berge

und die Macht des Ozeans und alle Kronen hab ich stolz verschmäht, und Du, Du bietest mir nur Dein Herz?"

Da sagte der Jüngling ebenso stolz, wie sie: „Ich habe auch ein Reich mit goldenem Throne, und das ist das grenzenlose Reich der Hoffnung. Das ist ein Thron, so hoch, wie der des Himmels.

Alles, alles, was die Erde an Schönem und Wunderbarem besitzt, und den hohen Himmel und das wunderbare Meer und mehr, als die Pracht der Kronen und Juwelen, besitzt der, der die Macht der Hoffnung besitzt!"

Da schlug Miranda schamhaft ihre Augen nieder, besiegt, nicht die spöttische Schöne mehr, und sie, die stolz allen Glanz der Kronen verschmäht hatte, begnügte sich nur mit dem Herzen eines Jünglings.





selige Erinn'rung zieht mir durch den Sinn;
kling, mein helles Glöckchen, spät im Mondenstrahl!
Spring, mein muntres Röfslein, über Berg und Thal!
Mit des Windes Schnelle eilen wir nach Haus,
und in weichen Armen ruhen wir da aus;
mag uns beiden niemand das beneiden!

Rattsch! in Birk' und Tanne hell der Frost erklingt;
Krattsch! ein Knall im Walde und die Tanne sinkt;
Zitternd spielt im Schnee der Kiefer Schattenbild;
grün ist jeder Zweig und dicht in Pelz gehüllt.
Ew'ge Jugend ist des Winters Tugend.
In den Locken flammt ein reicher Sternenkranz;
keine Königskrone strahlt in schönrem Glanz;
Rattsch! in Birk' und Tanne hell der Frost erklingt;
Krattsch! ein Knall im Walde und die Tanne sinkt.
zitternd spielt im Schnee der Kiefer Schattenbild;
grün ist jeder Zweig und dicht in Pelz gehüllt;
ew'ge Jugend ist des Winters Tugend.

Hei, Galopp! nun auf des Seees Silberdach;
knistert auch die Decke, läfst die Fahrt nicht nach!
Lange, tiefe Seeen brausen unter uns,
viele Sternenwelten leuchten über uns;
welch' Geflimmer auf des Eises Schimmer!
Heiter ist der Himmel, und die Tiefe rein;
schöner noch, als sterben, ist am Leben sein.
Hei, Galopp! nun auf des Seees Silberdach;
knistert auch die Decke, läfst die Fahrt nicht nach!
Lange, tiefe Seeen brausen unter uns,
viele Sternenwelten leuchten über uns;
welch' Geflimmer auf des Eises Schimmer!

Kling, mein helles Glöckchen, fröhlich durch die Nacht!
Spring, mein muntres Röfslein, über Bergesschacht!
Über unsre Hütte weht des Morgens Hauch;
alle Wälder lächeln, und wir lächeln auch;
vor Gefahren mag uns Gott bewahren!
Glänzt vom dunkeln Thale nicht ein lichter Schein?
Ist es unsre Hütte, mags ein Sternchen sein?
Kling, mein helles Glöckchen, fröhlich durch die Nacht!
Spring, mein muntres Röfslein, über Bergesschacht!
Über unsre Hütte weht des Morgens Hauch;
alle Wälder lächeln, und wir lächeln auch;
vor Gefahren mag uns Gott bewahren!

Die Schönheit der Natur.

Ich stand im Schatten
der jungen Birke,
wo still am Ufer
die Wellen gehn;

ein leichter Schimmer
lag auf dem Strome,
ich fühlte wonnig
des Windes Wehn.

Ich war ergriffen;
ich sah den Schimmer,
sah auf dem Strome
der Wellen Tanz;
und sank in Demut
aufs Knie, die schöne
Natur anbetend
im Abendglanz.

Da wehte plötzlich
ein sanft'rer Windhauch,
ein hellrer Schimmer
ging auf, und sieh,
es war die Teure;
am Glanz des Auges
am süfsen Atem
erkannt ich sie.

Und weg vom Strome,
von Glanz und Schimmer
blickt ich der Holden
ins Auge mild,
und sank in Demut
aufs Knie, die schöne
Natur anbetend
in ihrem Bild.

Das Meer.

Ich stand am Morgen hoch auf dem Berge:
die weite Welt
lag unermefslich, vom ersten Scheine
des Lichts erhellt.
Der Wind, vom Frühling berauscht, fuhr stürmend
ins Meer hinaus, —
so zieht voll Hoffnung und Mut der Jüngling
ins Leben aus.
Ein Winterwölkchen jagt ängstlich fliehend
am Himmel noch:
vergebens kämpft es, vom Sturm getrieben
zerreifst es doch:
in tiefen Klüften, verzehrt von Thränen,
lag Schnee zu Hauf,
doch liebend schaute die Sonne nieder
und löst ihn auf.
Ein welkes Blättchen aus frühern Tagen
merkt nicht einmal,
wie heimlich unter dem Dach ein Veilchen
hervor sich stahl.
Welch frisches Leben durchströmt die Erde
bis weit hinaus!
Das Meer tauscht seine weifse Fläche
in Blau nicht aus.
Er schläft, der Riese der Felsenwände,
wie Staub zerbricht:
er schläft gefesselt, er ahnt die Stunde
der Freiheit nicht.
Doch nein, ein Donner durchdröhnt von ferne
den weiten Raum:

die weifse Fläche hebt sich zu Hügeln
mit weifsem Schaum.
Sie hebt empor sich und senkt sich wieder
am fernen Rand,
zum Himmel schleudern die weifsen Wellen
ihr Schaumgewand.
Das ist das Meer! Es erwacht vom Schlummer,
es regt sich noch,
es rüttelt mächtig die schweren Fesseln,
es bricht das Joch.
Die jungen Wogen, sie eilen schwellend
zum Kampf herbei,
sie rollen, stürmen, die Decke berstet,
das Meer ist frei!
Weit weg im Glanze der Sonne schimmert
das feuchte Blau,
fern, wie die Hoffnung, und doch so nahe,
wie Frühlingstau.
Du Jugendstreifen der ew'gen Wasser,
du schläfst nicht mehr!
Den Lenz im Herzen seh ich dich wachsen
dereinst zum Meer.

Im Frühling.

Wer bist du, freier und klarer Ton,
des Wogen die Welt durchdringen
und aus dem Walde von weitem schon,
und aus den Wolken erklingen?
Der Ton, der flüsternd im Winde saust
und mächtig donnernd im Meere braust,
dem Herzen Tröstung zu bringen?

Ich bin ein Vogel im Himmelssaal,
der Sonne flieg ich entgegen;
ich bin ein Wind über Berg und Thal,
der Bäume Wipfel zu regen.
Ich bin die Woge im blauen Meer,
ich bin ein Engel vom Himmel her
und bringe Freude und Segen.

Ich bin der schmelzende Silberklang,
der froh den Frühling verkündet;
ich bin der Quell, der in leisem Gang
durch grünen Rasen sich windet.
Ich bin die Stimme, die mild und weich,
dem Dufte blühender Wiesen gleich,
der Erde Brust sich entwindet.

Ich suche tröstend des Kranken Thür
und hör die einsame Klage,
und flüstre leise: Komm her zu mir,
bald nahen wonnige Tage.
Ich bringe Freuden dir ohne Zahl,
ich bringe Heilung für jede Qual,
wie sehr am Herzen sie nage.

Komm her, verlassener Freund, komm her,
nimm hin des Duldens Belohnung!
Des Ew'gen Güte weicht nimmermehr,
sie bietet Gnade und Schonung;
blick auf zum Himmel! Das weite Meer,
die grüne Erde rings um uns her
gab er uns Menschen zur Wohnung.

O komm, die Tage der Frühlingslust,
sie nahn, den Schmerz zu verdrängen;
o komm und singe aus voller Brust,
wie gern am Leben wir hängen,
wie schön, zu atmen auf grüner Flur,
am Mutterherzen der ew'gen Natur,
wo Licht und Schatten sich mengen.

Die weite Erde ist frei, wenngleich
uns manche Fesseln beschränken,
und unsre Heimat ist schön und reich,
wenn oft auch Thränen sie tränken;
und fröhlich klingt der Gesang auch hier,
doch klingt auch Wehmut hinein, wenn wir
des kurzen Lenzes gedenken.

So sind die Freuden, die uns beschert,
wir können nicht anders fühlen;
so hat uns der Vogelgesang gelehrt,
so auch die Wogen, die kühlen.
Mischt Wehmut auch in die Lust sich ein,
soll Finnland doch frei und glücklich sein,
so lang es Meere umspülen.

An Roines Strand[1].

Herden weiden und Glocken klingen,
Glocken klingen; an Roines Strand
fliegt ein Schwan mit den weifsen Schwingen,
einsam fliegt er am Wolkenrand.
Durch die Zweige weht Frühlingsluft,
blau der See liegt im Sonnenduft,
und ich singe mein langes Sehnen,
singe einsam an Roines Strand.

Wenn die strahlende Sonne wüfste,
wenn sie wüfste mein Herzensweh,
allen Glanz sie verlieren müfste,
sinken wohl in den tiefen See,
sinken, sinken in dunkle Nacht;
meinen Liebling ich rufe sacht,
singe, singe mein langes Sehnen,
singe einsam an Roines Strand.

Vater mein ist ein Baum im Walde,
meine Mutter ein Wolkenstreif,
Bruder wuchs an der Bergeshalde,
Schwesterlein ist ein Frühlingsreif.
Ungehört meine Klage hallt,
einsam blüh ich und welke bald,
singe, singe mein langes Sehnen,
singe einsam an Roines Strand.

Aus: Jugendträume[2].

Mein Heimatland! Für dich will gern ich geben
die beste Kraft bei jedem Schicksalsschlag!
Ob du mir giebst den Tod, mir schenkst das Leben,
ich folg dir bis zum letzten Lebenstag!
Ob auf des Friedens, auf des Kampfes Bahnen —
rufst du mich eines Tags, da meine Hand!
Sie wird, mein Land, nicht lassen deine Fahnen,
dein grofser Name wird zu Thaten mahnen . . . .
Mag Gott beschützen dich mein Heimatland.

Ich wuchs an deinem Herzen. — Unausreifsbar
bist du gewachsen mir ins Herz hinein,
du Vater-Mutterland. — Und unabweisbar
gehört mein Sohnesstreben dir allein!
O mach mich weis', zu leben deiner Ehre,

[1] Übersetzt von Frau Maria Beaurains geb. Collan.
[2] Übersetzt von Ernst Brausewetter.

und stark, zu lösen deines Dunkels Band,
dafs jederzeit in Werk und Wort und Lehre
mein alter Liebesschwur sich treu bewähre.
Mag Gott beschützen dich, mein Vaterland!

Was macht's: vergessen, tropfengleich versiegen,
dem Funken gleich, verlöschen in der Nacht;
als Regenflut will still ich und verschwiegen
bewässern Finnlands reiche Frühlingspracht,
als Stern durch Wolkenrifs mit Strahlenregen
in Leidensnächten leuchten deinem Strand.
Du aber sollst, mein Land, in Glück und Segen
grofs werden, wenn ich längst dem Tod erlegen!
Mag Gott beschützen dich, mein Heimatland!

Gaben aus der Höhe.

Wie heifst das Volk, das wie auf leichten Schwingen
sich zwischen Erd und Himmel schwebend hält?
Der Scheitel will bis in die Wolken dringen,
der Fufs vielleicht steht in der Unterwelt;
die reichsten Freuden will es andern schenken,
doch an sich selber lernt es niemals denken,
und scheint auf dieser Erdenwelt allein
von Duft zu leben und von Sonnenschein.
Ich bitt dich, weiser Pharisäer, sag —
Ich weifs, du giebst Bescheid auf alle Fragen,
Und kannst auch mir gewifs aufs Härchen sagen,
Was dieses Dichtervolk bedeuten mag?
Was sind die Künstler, sprich, und die Poeten,
die regellosen, irrenden Kometen,
wo ist ihr Platz? der Rang, den sie vertreten?
„Des Künstlers Name hat ein wenig Klang,
doch sein Gewerbe will nicht viel bedeuten;
höchst selten bringt er's bis zum Hofratsrang,
und lebt im übrigen je nach den Zeiten:
zwei, drei, vier Mark Entree, so ungefähr
stellt sich sein Wert heraus, höchst selten mehr."
Sehr richtig. Ja, so ist es recht und billig:
das ist das Mafs, nach dem man Künstler mifst;
doch eine Frage noch! Wenn ihr nicht wifst,
so ist vielleicht ein Mann von Fache willig,
uns klar zu machen, was nicht deutlich ist.
Ihr, zum Exempel, Herr Poet, berichtet
in art'gen Versen, was die Kunst gedichtet;
sagt doch, ihr grade seid der rechte Mann,
wie hoch schlagt ihr denn eure Kunst wohl an?
„Die Kunst, ihr Herren, ist der Schönheit Tempel,
als Priester ist der Künstler selbst bestellt.

Sein Geni
sie strahle
er trägt a
sein Wort
des Dicht
Grabstiche
sind Köni
die Welt,
Natürlic
Nur eins
allein es
doch kom
und prakt
vielleicht
Es gilt zv
der eine
Steinhauer
auf magre
der Andre
jagt durch
von seinen
und langt
Wer ha
könnt eine
deshalb, il
an euch,
die ihr au
ihr Unsich
Wohlan, e
was ist de

Es
der
da l
dafs
Wie
Kom
wirst.

Ur
erwe
und
das
es w
wie
in sc

Dc
gescl
verg
und

wie bin ich doch so schön und reich,
wie sind die andern arm und bleich,
mir ist an Pracht doch keines gleich!

Der Meister sah mit ernstem Blick
sein Werk sich überheben,
und nahm den Lebenssaft zurück,
nahm Schönheit ihm und Leben.
„Vergafsest du mit flücht'gem Sinn,
dafs ich der Schönheit Schöpfer bin,
wohlan, so welke wieder hin!"

Und als der Zweig am Boden lag,
vertrocknet und vergessen,
da zog die Demut ein, er sprach:
wie war ich so vermessen?
Wer schuf mich Armen aus dem Nichts?
Du warst es, hoher Geist des Lichts,
du, du bist alles, ich bin nichts!

Der Geist sah, dafs das Zweiglein sich
in Demut ihm ergeben,
und sprach zu ihm: „Du beugtest dich,
drum will ich dich erheben.
Zum Himmel drang dein stilles Flehn,
und darum sollst du jung und schön
noch einmal fröhlich auferstehn.

Du schmücktest einst mit deiner Pracht,
das Paradies auf Erden.
Jetzt sollst du durch des Geistes Macht
mein edles Werkzeug werden.
Und was einst tot und kalt wie Stein,
was traurig war und arm und klein —
dem hauche neues Leben ein.

Und bist du auch der kleinste Zweig
auf meiner weiten Erde,
ich will, dafs dir ein mächtig Reich,
ein Reich des Geistes werde.
So lange du getreu und rein
dich zu mir hältst, sollst du allein
der wahre Weltbeherrscher sein.

Doch dunkel sei dein Los, und Nacht,
willst du von dir nur zeugen;
vor mir nur, vor des Geistes Macht
soll alles Volk sich beugen.
Der falsche Schein soll untergehn,
doch das, was wir im Geiste sä'n,
soll ewig, ewig fortbestehn."

* * *

Ein
der Antw
wohl blei
allein we
Kann er
wer will
der das
dafs es d

Der V
die Blum
doch der
wenn sicl
Er fällt i
hat niem
niemand
bis man

Allein
erhabnen
der Welt
ihr seine
der Geist
den schw
dafs die
vom Geis
weit dur

E
—]
lag
Gott
Gen
und
auch
die

D
ein
„W
„Me
„Wi
„da
dem

H
setz
und
„So

das ist sein Unglück, sein Ruin;
was wird das gute Volk in Wien
für eine krause Nase ziehn,
sobald die Quellen nicht mehr fliefsen."

Verzeiht! Ich bin zwar von Natur
diskret, doch diesmal bin ich freier, —
erlaubt mir eine Frage nur:
Herr Zensor, heifsen sie Herr Meyer?



nz.

els ununterbroc
gleicht schliefs
ı und wann flı

er Zeit. Moı
Eine kleine
gleich einer
ald schliefs
reichen ein
in einer A

mmerwähr
frischt fr
rkünstelt
ntergebra
n brenn
nur der

ht die
efühle
ie Fer
leres
Wän

Zu nichts hat man Lust. Draufsen ist ständig Schneetreiben, ständig Kälte. Der Wind schneidet dir wie ein Messer ins Gesicht. Der trockne Wirbelschnee brennt sich in deine Nasenlöcher, wie glühende Asche. Die Schlittenkufen kleben, wie im Theer, und wagt sich der Skiläufer hinaus, versinkt er in den Schneewehen, wie in einem Mehltrog. Der Weg zum Nachbarhofe ist nur noch ein schmaler Steg zwischen Schneewänden, und auch dieser verweht jeden andern Tag.

Man bewegt sich langsam und schläfrig. Nur das Allernötigste wird gethan, das Übrige mufs warten. Die Seltenheit des Zusammenkommens wirkt auf die Gemüter. Alle Geistesgaben arbeiten nur mit halbem Dampfe und die Phantasie bewegt sich mühsam, wie ein Kind in den Stiefeln seines Vaters.

Oder ist vielleicht schon jemand im Dezember enthusiastisch gewesen? Oder hast du schon jemand im Januar begeistert gesehen?

Leise schleicht sich dann aber der Februar ins Zimmer und der März folgt ihm auf dem Fufse. Man weifs von seiner Ankunft nichts, ehe er da ist. Gleich einem weifsen Falter stellt er sich ein, der mit den Flügeln gegen die Scheibe flattert und schön Wetter verspricht. Willst du ihn näher betrachten, flieht er und entzieht sich deinem Willkommgrufs. Aber er hat etwas hinterlassen. Staunend merkst du, dafs der Tag länger geworden ist, dafs ein südlicher Himmel sich über dir wölbt, und dafs die Sonne noch am Himmel steht, trotzdem sie schon längst hätte zur Rüste gehen sollen.

Und jeden Tag kommt sie dann in gleicher Weise mit einem neuen Ölzweig im Schnabel, diese holde Taube des Lichts wieder. Sie weifs, dafs das Dunkel seinen Schleier zerrissen, dafs seine Flut immer tiefer und tiefer sinkt, während die Sonne immer höher und höher steigt, gleich einer Insel aus nebliger See.

Die Veränderung geht so stetig von statten, dafs du nicht sagen kannst, wann sie begann. Wenn du aber eines Tages dein Zimmer verläfst, fühlst du, wie fein der Schnee duftet, und welch' eigentümlich würziger Hauch die Luft durchzieht. An den Wänden zergeht schon der Schnee und vom Dache fällt hie und da ein schimmernder Wassertropfen in den schmelzenden Schnee. Die Decke ist blendend weifs, der Himmel wölbt sich höher, wie vorher, und hat seine blaue Kuppel reingewaschen. Ein dünner Schleier hat sich östlich von der Sonne gebildet und däucht dir so warm, wie eine lichte Sonnenwolke.

Der Tannenhügel d
fläche dämmern wie au

In deinem Innern
glocke und rufe alle
Hoffnung, nach etwas Ne
wie ehedem.

Du kannst nicht
Ski und läſst sie weit
Die Decke trägt, und
schwindigkeit nach. Ü
es gehen, steile Hügel

Wie ein Eisschloſs
wald. Er strahlt Kält
hat die Januarkälte in
ehe milder Aprilregen
die Sonne. Die Luft is
in der Brust. Sie hat
hat sie erweicht und j
wie süſsestes Quellwas

Kein Laut dringt
zögernde Pfeifen des Sp
Schneeklumpen fällt vo
sinkt in dieser, währe
unten breitet sich ein
Licht ergieſst. Hier
brechen und in ihre
klaren Sonnenstrahlen

Die Spuren führen
Mitte steht die Kirch
Schornsteinen steigt
gesteckten Pfeifenkopfe
eine Fabrik und am
lich aus der Wake ge
Bauer fährt aufs Eis
Schneefläche kleine sch
zustehen. Kein Hauch

schlichen die Menschen in seidenen Strümpfen über einen Teppich von Sammet vorwärts.

Die Schöpfung steht still. Tag und Nacht sind gleich lang. Licht und Dunkel halten sich die Wage. Sie neigt weder hin, noch her. Der Winter hat seinen Höhepunkt erreicht. Er fufst jetzt fest in der Erde und hat das letzte Ornament an seiner Fassade fertig geschnitzt. Siehst du diesen feinfeinen Schneezierat an den Dächern und den Ästen der Bäume? Alles ist ausgearbeitet bis in die kleinste Kleinigkeit hinein, Alles ist vollendet und vollkommen.

Es ist wie ein Sonntagvormittag, wo das Weltall ruht und wartet, es weifs selbst nicht worauf. Das Licht strömt über die Erde hin, es weifs selbst nicht warum. Im Sommer erwärmt es die Wurzeln der Bäume, bringt das Korn zur Reife, treibt Kraft in die Erde, in die Ackerkrume, in Wurzeln und Blätter und giefst Feuer in die Adern. Jetzt ist es gleichsam blofs zu seinem eigenen Vergnügen da, spielt auf der Schneefläche und spiegelt sich unthätig in den weiten Thalmulden. Welcher Friede zieht in dein Gemüt hier oben, wo du, gegen deinen Skistab lehnend, stehst! Wie unendlich weit scheinen dir alle Bosheit, alle Leidenschaft! Das feurigste Fühlen würde hier zerschmelzen zu einem schüchternen Kusse auf die Stirn der Geliebten.

Doch nur kurz ist die Ruhepause der Natur zwischen dem bärbeifsigen Winter und dem Lenze. Des Lenzes Lenz dauert nicht lange. Er schwindet dir zwischen den Fingern, wie ein Sonntagvormittag im Sommer. Er verfliegt schnell, wie der Duft des Faulbaums zur Johanniszeit. Das feste Schneeschlofs des Winters schmilzt bei wenigem Sonnenschein hin. Laue Winde lösen die Beschläge an seinen Turmspitzen und die Sonnenstrahlen schlagen ohne Erbarmen Bresche in seine Wände und seinen glänzenden Fufsboden.

Doch noch ist die Zeit nicht da. Es ist nicht mehr Winter, aber auch noch nicht Lenz. Es ist des Lenzes Lenz. Die Sonnenwende der Sommersonnwendzeit. Halte sie fest. Versäume es nicht, ihren Duft einzuatmen, lafs ihren zarten Reiz nicht unbeachtet an dir vorübergleiten.



Zwei Helden[1].

Von

Juhani Aho.



Der eine war Baron von Pflycht, der andere Kommerzienrat Haarfufs. Sie wohnten jeder auf einem stattlichen Gutshofe und jeder auf einer Seite eines reifsenden Stromes. Der Baron hatte grofsen Grundbesitz und viele Untergebene, und der Kommerzienrat hatte Sägewerke und Fabriken und viel, viel Geld auf der Bank. Beide hatten berühmte Vorfahren, die zu den hervorragenden Männern des Landes gehört hatten. Die von Pflychten hatten sich als Krieger und Staatsmänner ausgezeichnet, und die Mitglieder der Familie Haarfufs hatten in vielen Gliedern sich als Kaufleute und Industrieunternehmer bekannt gemacht und waren durch Handel mit Holzwaren und Theer reich geworden. Der Baron hatte als Devise auf seinem Wappenschilde „noblesse oblige", und des Kommerzienrats Losung war „richesse oblige", eine Regel, von der er behauptete, verpflichtet zu sein, immer danach zu handeln. Sie waren gute Freunde und Seelenverwandte und fragten sich in allen wichtigeren Angelegenheiten um Rat.

Aber bisher hatte es für sie niemals eine so wichtige Angelegenheit gegeben, wie die, die wie ein Blitz aus klarem Himmel niederschlug. Und sobald man Kenntnis von dem bekommen hatte, was da geschehen war, erwachte bei ihnen beiden sogleich der Gedanke, zu dem Andern hinzueilen, um darüber ins Klare zu kommen, was man nun zu thun hatte. Sie trafen sich mitten auf der Brücke, die über den reifsenden Strom führte. Der Kommerzienrat begleitete den Baron nach Hause, und der Baron begleitete den Kommerzienrat ein Stück und dann blieben sie wieder auf der Brücke stehen.

„Was ist da zu thun?" fragte der Kommerzienrat noch einmal.

„Ja, was ist da zu thun?" fragte der Baron seinerseits.

„Alles ist verloren!"

„Wir stehen am Rande eines bodenlosen Abgrundes."

---

[1] Autorisierte Übersetzung von E. Brausewetter.

Und sie schieden, ohne zu gröfserer Klarheit zu kommen. Die Nacht war dunkel und neblig und ebenso dunkel und neblig war der Sinn beider.

Und der Nebel war noch nicht zerronnen, als sie am Morgen wieder zusammentrafen, um Rat bei dem Andern zu suchen.

„Das Vaterland kann nicht gerettet werden“, sagte der Kommerzienrat düster; — das war das schliefsliche Resultat seiner Betrachtungen.

„Für sein Wohl ist nichts mehr zu thun“, stimmte der Baron bei.

„Aber willst Du wirklich Deinen einzigen Sohn in fremdem Lande untergehen sehen?“

„Und was hast Du für einen Bürgen dafür, dafs nicht das Vermögen, das Du und Deine Eltern mit Schweifs und Mühe erworben —?“

„Dank für Deine Teilnahme!“ sagte der Kommerzienrat.

„Dank Dir selbst.“

„Es handelt sich nun nicht um uns.“

„Wenn es nur so wäre . . .“

„Guter Rat ist teuer.“

„Was gemacht werden soll, mufs bald gemacht werden.“

Sie schieden noch einmal, ohne zur Klarheit zu kommen über das, was gemacht werden mufste.

Und wieder trafen sie sich nach noch einer durchwachten Nacht — Sie hatten zum Begegnungsplatze die Brücke über den reifsenden Strom gewählt, um sicher zu sein, dafs keiner ihr Gespräch erlauschte.

„Ich habe ein Mittel gefunden“, sagte der Baron von Pflycht.

„Ich habe meinen Beschlufs gefafst“, verkündete der Kommerzienrat Haarfufs.

„Ich erwirke für meinen Sohn die Erlaubnis, das Land zu verlassen, und übertrage mein Vermögen auf seinen Namen.“

„Ich verwandle allen meinen festen Besitz in baare Gelder und placiere sie in der Bank Schwedens.“

„Ich habe bereits mein Gesuch geschrieben.“

„Ich habe meinem Anwalt bereits Ordre gegeben.“

„Wir haben unsre Pflicht gethan, — heute das gerettet, was morgen vielleicht nicht mehr gerettet werden könnte.“

„Noblesse oblige.“

„Nein — richesse oblige.“

Ein Augenblick Schweigen. Dann sagt der Baron:

„Wir sind zu
gegangen."
„Unsere Vorvät
„Geschehe dan
„Wir sind vorb
Und der Baron
stumm gegenseitig i
jeder auf seinem Pl
gegen das Vaterland

Ich grüfs

Sei mir willk
trauter, ru
tag des No
von allen Vögeln b
du lässest die Blur
Freund, denn du b
Aber du bist z
mich nie alleine.
zwingst mich, alles
und Wald, Ufer, W
und wie von deine
nein auch die Na
Sommer dauert,
den Lüften mufs
die Sonne unterge
Kuckuck mufs dir
der schwülen Mitt

---

[1] Übersetzt von

Darum ermüdest du mich und erweckst in mir die Sehnsucht nach Befreiung von deinem Joche.

Drum sollst du mir wieder willkommen sein, stille Winterdämmerung, du Zwillingsschwester der Frühlingssonne, mein sanfter, beruhigender Freund.

Lautlos schwebst du herab auf Wald und Feld; vor meinem Fenster breitest du den Schatten deiner unsichtbaren Flügel aus, gleich einer Mutter, die leise die Vorhänge der Wiege zusammenschiebt und sich auf den Zehen hinausschleicht.

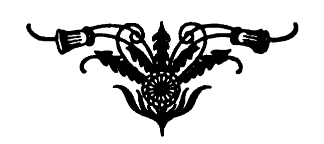
Dann entschwindet die Aufsenwelt meinen Augen, ich vergesse ihr buntes, entzweiendes Treiben, ihr tausendfaches Streben; nichts drängt sich mir auf, nichts ermüdet mich. Es ist, als fühlt' ich die Stunde der Erlösung nahen, sobald sich der Sommertag zu Ende neigt und die Winternacht beginnt. Die Gedanken schwingen sich befreit in die Weite und das Gemüt sucht sich seine eigenen Wege, die niemand zu sperren vermag. Die äufseren Formen können sich mir nicht mehr aufzwingen; selber bilde ich mir eine Welt nach meinem Sinne. Ich öffne sie und schliefse sie zu, und blättere in ihr, wie in einem Buche, — einem Buche, das ich selber geschrieben. Ich fühle die Wünschelrute in meiner Hand und meine ganze Umgebung lebt und atmet genau so, wie ich sie mir im Geiste vorzaubere.

Und ich fülle den Wald mit meinen eigenen Gestalten, ich bevölkere Wege und Stege und Fluren mit meinen eigenen Freunden, die nur ich allein entdecke und die sonst niemand erkennen würde; ich gebe meinen Landschaften eine Schönheit nach meinem Sinne, und alles ist mein, und ohne mich ist nichts. Mir gehört der Wind, der durch die Tanne vor meinem Fenster saust, mein sind die Wellen, die gegen das steinichte Ufer schlagen, und wenn der Sturm heult und im Walde stöhnt, so sind es nur meine Gefühle, die sich darin Luft machen. Nur für mich blinzeln die Sterne, leuchtet der Mond, nur für mich lodert die Flamme des Nordlichts, für mich und sonst für niemand. Ich trete hinaus in die winterliche Nacht und höre die Birke reden und die Tanne flüstern, und es ist mir als hätten sie mich erwartet und nickten einander heimlich zu: dort kommt er ja, unser Freund! Seht ihr ihn nicht? Begleitet ihn doch und leistet ihm Gesellschaft! — Ich gehe von Baum zu Baum, und die niedrige Tanne wird zur Riesenföhre, die Erle zur Esche, der Wachholder zum Hochwald, und alle sind sie gleich stattlich und gleich bezaubernd schön. Der Sumpf

scheint mir eine blühende Wiese und der niedrige Hügel wölbt sich zum himmelstrebenden Berg.

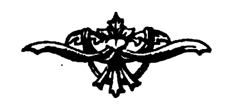
Allmählich gehe ich heimwärts; alle sind schon zur Ruhe gegangen, alle Lichter ausgelöscht, nur in meinem Fenster leuchtet es noch hell. Am Tage ziehe ich den Vorhang vor dies Fenster, zur Nacht aber schiebe ich ihn zurück und lasse die Dunkelheit hereinleuchten. Und mir ist, als sähe ich die Fläche eines bodenlosen Meeres, das mir aber keine Furcht einflöfst, sondern Frieden in meine Brust und die Harmonie endloser Tiefen in meine Seele herabsenkt. Und das unendliche Dunkel wird zum Resonanzboden, das mir mein leises Flüstern tausendfach wiedergiebt: der flüchtige Gedanke, das schüchterne Gefühl, das schon dem Lichte weicht und sich vor der Sonne verbirgt, sie alle wagen sich hinaus auf Entdeckungsreisen, und stark und selbstbewufst kehren sie wieder zurück, um in Worten Gestalt zu finden.

Darum sei mir gegrüfst, herbstliche Dämmerung, sei mir willkommen, herrliche Winternacht, Dunkel des Nordens, das die Sterne am Himmelszelt entzündet, das die Glut des Nordlichts zur Flamme entfacht, das mich vom kleinlichen Streben des Tages befreit und mich mir selber wiedergiebt. Mit stiller Freude begrüfse ich dich als meinen trauten Gast, und mit Wehmut sehe ich dich einst der Morgendämmerung des Frühlings weichen.

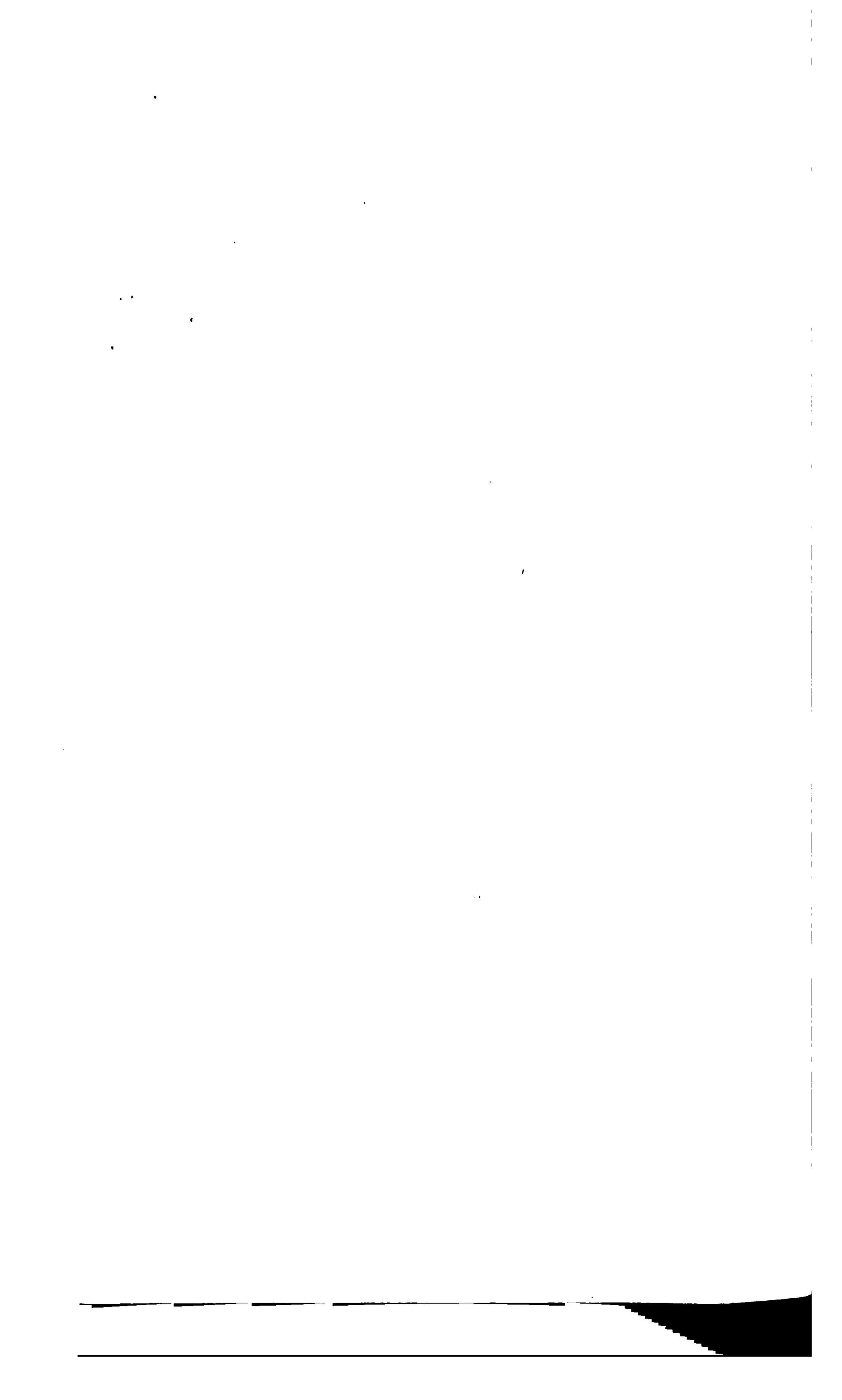


Alphabetisches Register

zu den Jahrgängen 1901 (I) und 1902 (II) der „Finnländischen Rundschau".







OCT 31 1930



